

Mitteilungen

DES INSTITUTS FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Sommerakademie des Graduiertenkollegs
„Wissensfelder der Neuzeit.
Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“

2. – 6. September 2002, Augsburg

Herausgegeben
von
Wolfgang E. J. Weber

Sonderheft

Herausgegeben vom
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Redaktion: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de)
Dr. Anke Sczesny (anke.sczesny@iek.uni-augsburg.de)
Elisabeth Böswald-Rid M.A. (elisabeth.boeswald-rid@iek.uni-augsburg.de)
Dr. des. Eva-Maria Landwehr (eva-maria.landwehr@iek.uni-augsburg.de)

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat:
Eichleitnerstraße 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598-5840, Fax: (0821) 598-5850
e-mail: sekretariat@iek.uni-augsburg.de

Gestaltung: Theresia Hörmann
Satz: Eva-Maria Landwehr

Umschlagabbildung: Stadtbibliothek Augsburg, Innenansicht, Kupferstich von Andreas Geyer, 1713, Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, aus: Augsburg: Geschichte in Bild-dokumenten, hg. v. Friedrich Blendinger und Wolfgang Zorn, München 1976

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.
ISSN 1437 – 2703

Dieses Sonderheft kann zum Preis von € 5,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden.

<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/index.htm>

Mitteilungen

Sonderheft 2003

Inhalt

Wolfgang E. J. Weber
Einleitung 7

■ Grundlagen und Grundperspektiven der frühneuzeitlichen Informationskultur

Magnus Ulrich Ferber
Franciscus Ciceroni suo salutem –
Überlegungen zur Kommunikationsstruktur der Humanisten 15

Iwan Iwanov
Aspekte der innerhansischen Kommunikation in der zweiten Hälfte
des 16. Jahrhunderts 29

Claudie Paye
Sprach- und Zensurpolitik im Königreich Westphalen (1807-1813):
Das Medium der 'Russischen Dolmetscher' im Kommunikationsfeld
der westphälischen Gesellschaft 45

Guido Metzler
Kommunikation und Verflechtung.
Überlegungen zu den Beziehungen zwischen Neapel, Rom und Spanien
im frühen 17. Jahrhundert 75

▪ **Informationsträger:
Schrift – Bild – Objekt**

Sabine Häußermann
Wissensvermittlung im Bild.
Anmerkungen zu Boners 'Edelstein' 95

Zita Ágota Pataki
Wechselbeziehungen zwischen Bild und Text am Beispiel von
Lucas Cranachs ruhender Quellnymphe 115

Kristin Marek
Körperbild, Kultbild, Staatsbild?
Höfische Repräsentation im England des späten Mittelalters
und der frühen Neuzeit 135

▪ **Wissenspeicher und -multiplikatoren:
Sammlung, Wunderkammer und Bibliothek**

Dominik Collet
Fructus AHOVAI dictae mirabilis –
Wissensproduktion in der Kunstkammer am Beispiel
der brasilianischen Ahovai-Nuss 157

Katharina Pilaski
Wissen, Handel, Repräsentation –
Exotica und lokale Monstrositäten in der Kunstkammer
Albrechts V. von Bayern 181

Ulrike Ganz
Kunstkammer und Sammelbild: Ein Medienvergleich 201

Meinrad von Engelberg
Dekorationssysteme in Bibliotheken: Das Wissen vor Augen 225

▪ Informationsverbreitung und -vermittlung:
Kommunikation und Nachrichtenwesen

<i>Sonja Schultheiß-Heinz</i> Propaganda in der Frühen Neuzeit	253
<i>Alexander Engel</i> Kaufmännisches Nachrichtenwesen und Marktintegration: Was sich Kommunikationsgeschichte und Cliometrie zu sagen haben	279
<i>Susanne Friedrich</i> Die Anfänge der historisch-politischen Zeitschrift am Beispiel des 'Monatlichen Staats-Spiegels'	295
<i>Katrin Ziegler</i> Die Rückführung Herzog Ulrichs von Württemberg 1534/35 als mediales Ereignis	313
<i>Manfred Schort</i> Die Publizistik des Siebenjährigen Krieges	329

▪ Aktuelle Perspektiven der (historischen
und gegenwartsbezogenen) informations-
wissenschaftlichen Forschung

<i>Michael Jaumann</i> Popkultur und Popliteratur: alltagsästhetische Generatoren pluraler Identitäten. Mit einem Ausblick auf die Wiederkehr der Mündlichkeit	351
<i>Stefan W. Römmelt</i> Mythos Internet? Zur historischen Verortung eines utopischen Mediums	369

Einleitung

Vom 2. bis 6. September 2002 veranstaltete das Augsburger Graduiertenkolleg *Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur* (Sprecher: Prof. Dr. Johannes Burkhardt, Ordinarius für Geschichte der Frühen Neuzeit) eine Sommerakademie, die den Titel *Perspektiven der frühneuzeitlichen Informationskultur* trug. Die ursprünglich aus einer Initiative Augsburger Graduiender hervorgegangene Veranstaltung sollte der Intensivierung des interdisziplinären Gesprächs über das im Titel angesprochene Problemfeld zwischen Augsburger und anderen Interessierten sowie einer systematischen Verge-wisserung über seine wesentlichen Dimensionen auch mit Hilfe auswärtiger Ex-perten dienen. Deshalb war sie in fünf Sektionen eingeteilt, deren Leitung paritätisch in den Händen je eines Augsburger und eines von außerhalb eingeladenen Fachvertreters lag.

Sektion I befasste sich mit den *Grundlagen und Grundperspektiven der frühneuzeitlichen Informationskultur*; sie wurde von Prof. Dr. Michael North (Ordinarius für Allgemeine Geschichte der Neuzeit (Frühe Neuzeit) an der Universität Greifswald) und Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Institut für Europäische Kultur-geschichte der Universität Augsburg) geleitet. Sektion II war dem Thema *Informa-tionsträger: Schrift – Bild – Objekt* gewidmet; ihre Leiter waren Prof. Dr. Mar-kus Fauser (Germanistische Literaturwissenschaft, Universität Osnabrück) und Prof. Dr. Werner Williams (Deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters, Uni-versität Augsburg). Sektion III diente der Erforschung der *Wissensspeicher und -multiplikatoren: Sammlung, Wunderkammer und Bibliothek*; für sie zeichneten Dr. Dr. Erna Fiorentini (München/Augsburg) und Frau Prof. Dr. Gabriele Bickendorf (Ordinaria für Kunstgeschichte an der Universität Augsburg) verant-wortlich. Sektion IV, die sich mit *Informationsverarbeitung und -vermittlung: Kommunikation und Nachrichtenwesen* beschäftigte, wurde von Frau Prof. Dr. Esther-Beate Körber (Neuere und Neueste Geschichte, Freie Universität Ber-lin/Universität Duisburg) und Prof. Dr. Rolf Kießling (Ordinarius für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg) geleitet. Sektion V schließlich entwickelte unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Ben Bachmair (Me-dienpädagogik, Universität Kassel) und Prof. Dr. Thomas Hausmanning (Christ-liche Sozialethik, Universität Augsburg) *Aktuelle Perspektiven der informations-wissenschaftlichen Forschung*. Als Vortragende und Diskutanten waren rund 40 jüngere deutsche und nichtdeutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vornehmlich der Fächer Geschichte, Germanistik, Kunstgeschichte und Kommu-

nikationswissenschaften geladen, die jeweils ihre aktuellen Forschungsvorhaben und deren übergreifende konzeptionelle und methodische Perspektiven referierten beziehungsweise zur Diskussion stellten.

Der Versuch, aus diesen vielfältigen Ansätzen einen allseits fruchtbaren Tagungsdiskurs zu entwickeln, gelang nach Einschätzung aller Beteiligten bestens. Gerade die Pluralität der Perspektiven sowie die mit ihr verbundene Erfordernis intersubjektiv verständlicher, die jeweilige Fachsprache relativierender Darstellung und die Möglichkeit gegenseitigen Austauschs ohne Zeitdruck, aber auf der Basis eines gemeinsamen Grundverständnisses in der Problemauffassung, erwiesen sich als außerordentlich stimulierend und mobilisierend. Am Ende waren sich alle verantwortlich Beteiligten deshalb in der Einschätzung einig, dass zumindest diejenigen Beiträge, die einen fortgeschrittenen Arbeitsstand markieren, einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, das heißt als veröffentlichungswürdig zu betrachten seien. Die meisten der zur entsprechenden Umsetzung ihrer Vorträge aufgeforderten Referentinnen und Referenten sahen sich dann auch glücklicherweise in der Lage, ihre Manuskripte termingerecht vorzulegen.

Systematische thematische Stringenz konnte vor dem Hintergrund des Tagungsanlasses und der äußeren Entstehungsbedingungen dieser Kollektion von Anfang an nicht erwartet werden. Nichtsdestotrotz haben wir uns entschlossen, die eingangs angesprochene Tagungsstruktur wenigstens formal zu übernehmen, weil eine vollständige Neukonzipierung zu aufwändig gewesen wäre und dennoch eher nicht zu einem wirklich geschlossenen Themenverbund geführt hätte. Selbstverständlich lassen sich die Beiträge jedoch auch außerhalb dieser Reihungsvorgabe lesen und nutzen, zumal kaum eigentliche Überschneidungen, vielmehr vornehmlich interessante gegenseitige Ergänzungen vorkommen. Hierzu zählt auch die insbesondere durch die Arbeit der Sektion V erzielte Erweiterung des chronologischen Betrachtungsspektrums bis in die Gegenwart.

Der Themenreichtum des Sammelbandes spiegelt in seinem Kern die Aspektvielfalt des Graduiertenkollegs, in dessen Rahmen er entstanden ist. Ansatzpunkt dieses 1998 errichteten Kollegs ist der vielfach registrierte, jedoch noch kaum gezielt untersuchte Befund, dass eine entscheidende Besonderheit der europäischen Kultur der Neuzeit darin besteht, Wissen jeglicher Form erfolgreich zu produzieren und zu speichern, geographisch, gesellschaftlich und historisch zu transferieren und in Anpassung an die jeweils gewandelten Erfordernisse und Umstände weiter zu entwickeln. Die frühmoderne Ausweitung der Schriftlichkeit und die spezifischen neuen Möglichkeiten der Typographie wie auch bildlicher Reproduktions- und Gebrauchskunst finden dabei besondere Beachtung. Gefragt wird danach, über welche Leitmedien diese Wissensproduktion, -speicherung, -übertragung und

-fortentwicklung stattfand, welche Standardformen, Routinen und Regeln des Rezipierens und Registrierens, der Verarbeitung und Präsentation, Anwendung, Innovation und des Transfers entwickelt und benutzt wurden, sowie welche Ausprägungen und Ergebnisse diese Prozesse in einzelnen Feldern des Wissens annahmen oder hervorbrachten. Zur Untersuchung kommen mithin nicht primär spezifische Informations- beziehungsweise Wissensinhalte oder einzelne Träger von Informationen (Einzeltex-te), sondern mediale Bündelungen insbesondere der Schrift- und Druckkultur, denen für den Aufbau der europäischen Kultur besondere Relevanz zugeschrieben werden kann. Diese seriellen Formen jeder Art, Bestandsgruppen in Archiven und Bibliotheken, Quellengenera und literarische Gattungen, Genres, Gebrauchsgruppen, typographische Gruppen usw. werden systematisch oder exemplarisch befragt nach ihrer typischen Wahrnehmungsleistung, Präsentationsform, paratextlichen und textlichen Organisation, Überlieferungsleistung, Innovationsleistung, Pragmatik usw. Ziel ist, auf diese Weise, ausgehend von unterschiedlichen Quellenschwerpunkten und thematischen Feldern, in einem allmählichen, komparativen Verdichtungsprozess von spezifischen zu allgemeineren Aussagen über die Erscheinungsformen, Entwicklungsstufen und wechselnde Relevanz der Wissenskultur Europas für dessen Integration, Identitätsbildung und historischem Aufstieg fortschreiten zu können.

Die vorliegenden Beiträge der *ersten Tagungssektion* ordnen sich diesem Programm in chronologischer Folge zu; sie sind darüber hinaus auf den Komplex der Kommunikation fokussiert. *Magnus Ulrich Ferber* M.A. stellt Überlegungen zur Struktur der humanistischen Kommunikation an, die im Rahmen seines am Augsburger Graduiertenkolleg betriebenen Forschungsvorhabens erwachsen sind. Im Vordergrund stehen die Briefe der Humanisten, deren Kommunikations- und diskussionsgeschichtliche Bedeutung bis heute noch keinesfalls völlig ausgelotet ist. *Iwan Iwanov*, Dipl.-Historiker, Moskau, zur Zeit Doktorand an der Universität Göttingen, befasst sich im Kontrast dazu mit den Kommunikationsstrukturen eines wirtschaftlich-politischen Städteverbands, der Hanse, deren Entwicklung bekanntermaßen nur knapp unterhalb eines eigenständigen politischen Systems stehen blieb. Der Beitrag nimmt die Spätzeit unter die Lupe; er legt nahe, kommunikative Defizite des Verbandes als wesentliche Faktoren des Niedergangs anzunehmen. *Guido Metzler*, Doktorand an der Universität Freiburg i. B., nimmt den Zusammenhang von Kommunikation und sozialer Verflechtung am Beispiel diplomatischer Beziehungen südeuropäischer Mächte in den Blick. Er arbeitet heraus, dass Verflechtung und Kommunikation sich wechselseitig sowohl befruchten und fördern als auch stören und behindern konnten, und dabei vor allem die quellenmäßig sehr schwer zu fassende mündliche Austauschebene entscheidend war. *Claudie Paye* M.A., Doktorandin am Graduiertenkolleg „Interkulturelle Kommunikation“ der Universität des Saarlandes, widmet sich der Sprach- und Zensurpoli-

tik des kurzlebigen napoleonischen Königreichs Westphalen, und zwar an einer besonders interessanten Stelle, dem Auftauchen von und Umgang mit russischen Sprachlehrbüchern dort, die angesichts der wechselhaften historischen Lage unvermeidlich als politische Signale gewertet werden mussten.

In *Sektion II* sind Beiträge gesammelt, die sich in einem ersten Durchgang mit dem Bild beziehungsweise der Text-Bild-Relation beschäftigen. Die Reihe wird von *Sabine Häußermann* M.A., Stipendiatin des Augsburger Graduiertenkollegs, eröffnet. Sie entwickelt an einem prägnanten Fallbeispiel aus der frühen Inkunabelillustration, Ulrich Boners Fabelsammlung *Der Edelstein* (Druck 1461), mehrere Erklärungsansätze zur Funktion der fingerzeigenden Figur, die im Versatz-Holzschnitt dieser Mediengattung auftritt. *Zita Ágota Pataki* M.A., Doktorandin und derzeit Mitarbeiterin der Bibliotheca Hertziana, spürt den Wechselbeziehungen zwischen Bild und Text am Motiv der ruhenden Quellnymphe nach, unter besonderer Beachtung des Werkes von Lucas Cranach d.Ä. Sie skizziert die Fülle der Signale und Assoziationen, die dieses Motiv in seiner wechselnden künstlerischen Gestaltung in expliziter Kombination mit Text und implizit, bei Vorliegen entsprechenden Vorwissens beim Betrachter, zu erzeugen vermag. *Kristin Marek*, Doktorandin des Graduiertenkollegs „Bild – Körper – Medium. Eine anthropologische Perspektive“ an der Staatlichen Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe, unterzieht Funeraleffigies – meist wächserne Ganzkörperpuppen – englischer Monarchen näherer Untersuchung und kann bestätigen, dass sich deren Aneignung und Verwendung aus einem zunächst religiösen Kontext in einen stärker politisch-kulturellen verlagerte.

Sektion III vereinigt Beiträge zu medien- und kommunikationsgeschichtlichen Aspekten der frühneuzeitlichen Kunst- und Wunderkammer sowie zur dekorativen Bibliotheksausstattung dieser Epoche. *Katharina Pilaski* M.A., Ph.D. Student an der University of California at Santa Barbara, ordnet Exotica und lokale Monstrositäten der Kunstkammer Herzog Albrechts V. von Bayern einem Funktionsspektrum zwischen politischer Repräsentation, konfessioneller Identitätsstiftung und Wissensvermittlung zu. *Dominik Collet* M.A., der die Promotion an der Universität Göttingen anstrebt, wechselt dagegen die Perspektive. Er fragt nach dem Auftreten eines bestimmten Objekts, konkret der Ahovai-Nuss, in den europäischen Wunderkammern und anderer europäischer Überlieferung, mit höchst wertvollen Einsichten im Hinblick auf den Transfer des auf dieses Objekt bezogenen Wissens. Dr. des. *Ulrike Ganz*, als Postdoktorandin am Augsburger Graduiertenkolleg tätig, bietet einen Medienvergleich von Kunstkammer und Sammelbild, der auch philosophiegeschichtliche Aspekte berücksichtigt. Dr. des. Meinrad von Engelberg schließlich, ebenfalls Postdoktorand in Augsburg, peilt in seinem Vortrag nichts weniger als eine Erweiterung des Medienbegriffs über das

Bild hinaus bis zur Architekturanalyse an, gestützt auf eine entsprechende Untersuchung vor allem süddeutscher Bibliotheksausstattungen.

Sektion IV wird durch Überlegungen von Dr. des. *Sonja Schultheiß-Heinz*, Universität Bayreuth, zur Rolle der Propaganda in der Frühen Neuzeit eröffnet. Ihren Ausführungen liegt eine vergleichende Analyse dreier Zeitungen, je einer deutschen, englischen und französischen, im Zeitausschnitt 1672-1679, zugrunde, und zwar thematisch bezogen auf die Erzeugung beziehungsweise Intensivierung von Feindbildern. *Susanne Friedrich* M.A., Doktorandin wieder des Augsburger Kollegs, reflektiert am Beispiel des „Monatlichen Staats-Spiegels“ die wesentlichen Aspekte der Anfänge der historisch-politischen Zeitschrift in Deutschland. *Alexander Engel*, Doktorand und Mitarbeiter an der Universität Göttingen, reichert seine Ausführungen zum kaufmännischen Nachrichtenwesen und dessen Bedeutung für die Marktentstehung mit wissenschaftstheoretischen Erwägungen zum Erkenntniswert der quantitativen Wirtschaftsgeschichte – Cliometrie – an. Die Tübinger Doktorandin *Katrin Ziegler* M.A. nimmt die Amtswiedereinführung des württembergischen Herzogs Ulrich 1534/35 als mediales, insbesondere publizistisches Ereignis in den Blick. *Manfred Schort* M.A., Doktorand an der Universität Stuttgart, ist der abschließende, auch aktengestützte Aufriss zur Publizistik des Siebenjährigen Krieges zu verdanken.

Aus der zeitgeschichtlich-gegenwartsbezogenen *Sektion V*, welche die Akademie ausklingen ließ, konnten zwei Beiträge für den Druck übernommen werden. *Michael Jaumann*, Doktorand in Augsburg, entwickelt in Hinsicht auf die identitätsstiftenden Funktionen der Popkultur und Pöpliteratur einige zentrale medien- und kommunikationswissenschaftliche Einsichten. *Stefan W. Römmelt*, Würzburger Doktorand und Kollegiat in Augsburg, stellt grundsätzliche Überlegungen zur Rolle des Internet in der Tradition der europäischen Informations- und Wissenskultur an, ohne in den Orgelton konservativer Kulturkritik zu verfallen; von ihm stammt im Übrigen der Obertitel des vorliegenden Sammelbandes.

Zum Schluss bleibt die angenehme Pflicht des Dankens: der Bayerischen Staatsregierung und den übrigen Mittelgebern der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die Tagung und Publikation im Rahmen des von ihnen geförderten Graduiertenkollegs finanziell möglich machten; den auswärtigen und Augsburger Kolleginnen und Kollegen, die sich zur Mitwirkung bereit erklärten und entsprechend engagierten; den Augsburger Kollegiatinnen und Kollegiaten für ihre Initiativen und über das Tagungsgeschehen weit hinausreichenden Aktivitäten; dem Sprecher des Augsburger Graduiertenkollegs für nachdrückliche Ermunterung, stetigen Rat, nachhaltige Unterstützung und hohes Engagement trotz vielfältiger anderweitiger Verpflichtungen; der Koordinatorin des Graduiertenkollegs Elisabeth Böswald-

Rid M.A. und meiner wissenschaftlichen Mitarbeiterin am Institut für Europäische Kulturgeschichte Dr. Anke Sczesny sowie last but not least Frau Dr. des. Eva-Maria Landwehr als Publikationsmitarbeiterin des IEK.

Augsburg, im Januar 2003

Wolfgang E. J. Weber

Grundlagen und Grundperspektiven der
frühneuzeitlichen Informationskultur

Franciscus Ciceroni suo salutem – Überlegungen zur Kommunikationsstruktur der Humanisten

Magnus Ulrich Ferber

Am 16. Juni 1345 begann möglicherweise die Geschichte des europäischen Humanismus. Denn an diesem Tag entdeckte Francesco Petrarca in Verona die Briefe Ciceros an Atticus. Dieses Datum ist insofern wichtig, weil seit diesem Fund Petrarca versuchte, Cicero in seinem Stil nachzuahmen, insbesondere auch was die Art des Briefeschreibens anbelangt. Petrarca wurde gerade auch in dieser Hinsicht zum Vorbild für seine Nachfolger – die wir Humanisten nennen, die sich allein schon durch Nachahmung des klassischen Lateins von ihrem geistigen Umfeld abzugrenzen versuchten.

So sind wir auch durch eine solche Stilübung Petrarcas, einem eben mit dem 16. Juni 1345 datierten eigenen Brief, über diesen Fund informiert. Der Brief beginnt mit folgenden Worten:

*Franciscus Ciceroni suo salutem. Epystolas tuas diu multumque perquisitas atque ubi minime rebar inventas, avidissime perlegi [...].*¹

Adressat des Schreibens ist also überraschenderweise Cicero selbst und nicht irgendein Zeitgenosse des Verfassers. Wenn nun dieser Brief hier als Beispiel angeführt wird, so scheint sich zu ergeben, dass die durchaus weitreichende Briefeschreiberei der Humanisten zunächst nichts mit Kommunikation zu tun hat. Denn wenn sich Petrarca ausgerechnet einen antiken Adressaten aussucht, so scheint er überhaupt nicht damit zu rechnen, dass dieser Brief seine originäre Aufgabe erfüllen könnte, nämlich einen Abwesenden zu informieren – in diesem Falle wäre es also Cicero, der mit Sicherheit die Botschaft nicht mehr empfangen kann. Unter diesem Gesichtspunkt erweist sich der Brief Petrarcas zunächst einmal als reine Kunst um der Kunst willen. Ausgehend von dieser Feststellung ergibt sich somit die Frage, ob der Humanistenbrief nur reine Stilübung, nur eine literarische Gattung ist. Dass er dies auch ist, ist unbestritten und am gewählten

¹ Francesco Petrarca, *Epistolae familiares*, 24,3, zitiert nach: Ugo Dotti (Hg.), *Epistole di Francesco Petrarca*, Turin 1978, S. 538. In Übersetzung (nach Peter L. Schmidt, *Die Rezeption des römischen Freundschaftsbriefes (Cicero – Plinius) im frühen Humanismus (Petrarca – Coluccio Salutati)*, in: Franz Josef Worstbrock (Hg.), *Der Brief im Zeitalter der Renaissance*, Weinheim 1983, S. 25-59, S. 25): „Francesco grüßt seinen Cicero. Deine Briefe, die ich lang und intensiv zu finden suchte und nun an gänzlich unerwarteter Stelle entdeckte, habe ich gierig verschlungen [...].“

Beispiel auch leicht abzulesen – ich möchte aber im Folgenden zeigen, dass der Brief ebenso das zentrale Kommunikationsmedium der Humanisten war, das seinen Zweck unter den humanistisch geprägten Voraussetzungen und Überzeugungen seiner Anwender erfüllte.

1. Organisation der Humanisten in Sodalitäten

Dabei ist sich die Brieftheorie weitgehend einig, dass die ursprüngliche Funktion des Briefes zunächst nur der Ersatz für mündliche Kommunikation ist.² Dabei gilt auch für Humanisten, dass das Gespräch die erste und die wichtigste Form des Informationsaustausches darstellt.

Dies um so mehr, wenn man die Organisationsform der Humanisten überblickt: Denn ein Humanist war selten eine einzelne Person, die sich selbstständig in einem stillen Kämmerlein mit der Antike auseinander setzte, vielmehr gab es in den verschiedenen Städten, in denen der Humanismus Fuß fasste, jeweils einen Zirkel von Humanisten, der zusammenarbeitete³ – als Beispiel soll hier Augsburg angeführt werden, wo zu Beginn des 16. Jahrhunderts sich um den dortigen Stadtschreiber Konrad Peutinger die ‘Sodalitas litteraria Augustana’ bildete.⁴

Diese Zirkel hatten informellen Charakter, weshalb sie für uns schwer fassbar sind. Mündliche Kommunikation blieb mündliche Kommunikation – es gab keine Statuten, keine Mitgliederverzeichnisse oder Protokolle, so dass wir nicht genau wissen, was dort besprochen wurde.⁵ Am besten sind wir dabei noch über den Augsburger Kreis unterrichtet, von dem einige Gespräche zu den Gastmählern in Peutingers Privathaus als ‘Sermones convivales’⁶ ediert sind. Dabei dürfte es wenig überraschen, dass dort verschiedenste Themen, von theologischen Problemen⁷ über antike geographische Namen in Germanien⁸ bis zu Fragen der mittelalterli-

² Vgl. dazu etwa Karl Ermert, Briefsorten, Tübingen 1979, S. 3; Reinhard Nickisch, Brief, Stuttgart 1991, S. 9-12; Wolfgang G. Müller, Der Brief, in: Klaus Weissenberger (Hg.), Prosa ohne Erzählen, Tübingen 1985, S. 67-87, S. 70.

³ Vgl. dazu Christine Treml, Humanistische Gemeinschaftsbildung, Hildesheim u.a. 1989.

⁴ Vgl. dazu Jan-Dirk Müller, Konrad Peutinger und die Sodalitas Peutingeriana, in: Stephan Füssel/Jan Pirozynski (Hg.), Der polnische Humanismus und die europäischen Sodalitäten, Wiesbaden 1997, S. 167-186; Ch. Treml (Anm. 3) S. 62-64.

⁵ Vgl. Ch. Treml (Anm. 3) S. 46.

⁶ Konrad Peutinger, Sermones convivales de mirandis Germania antiquitatibus, Straßburg 1506. Zitiert wird im Folgenden nach der Ausgabe Augsburg 1781, hg. v. Georg Wilhelm Zapf.

⁷ Etwa ob der Apostel Paulus verheiratet gewesen sei, vgl. K. Peutinger (Anm. 6) S. 14f.

⁸ K. Peutinger (Anm. 6) S. 17-23, 37-45.

chen Geschichte⁹ besprochen wurden, ist doch der Humanismus nicht nur eine spezielle gelehrte Methode, sondern eine Lebensform. In Peutingers Haus am Dom wurden deshalb eben nicht nur Forschungsergebnisse ausgetauscht, sondern wahrscheinlich auch bestimmte Ausprägungen dieser Lebensform eingeübt. Darüber berichten nicht einmal die ‘*Sermones convivales*’, was allerdings nicht überraschen kann, waren doch die besprochenen Themen vordergründig sowohl für die Teilnehmer als auch für die späteren Leser von höherer Bedeutung als die Darstellung der eigenen Lebensform, die durch ihre Praxis allen bekannt war. Nur der Titel verrät uns, dass nebenbei wohl auch gegessen und getrunken wurde. In diesem Zusammenhang kann aber als Beispiel für die humanistische Lebensform darauf hingewiesen werden, dass die Humanisten etwa das Händewaschen vor der Mahlzeit erfunden haben sollen oder als erste das Essen aus dem eigenen Teller statt aus der gemeinsamen Schüssel praktizierten.¹⁰ Wie anhand dieses Beispiels abgelesen werden kann, wurde der Individualismus, der die humanistische Lebensform stärker prägte als die anderen gängigen Verhaltensmuster, in der Gruppe erlernt. Dabei belegt die von den Humanisten vorgelebte Praxis, dass der Widerspruch zwischen Individualismus und Gruppenidentität nur ein begrifflicher ist, machte doch gerade erstere letztere erst aus.

Dass es diese Sodalitäten überhaupt gab, und dass sich deren Mitglieder tatsächlich selbst mit diesen Sodalitäten identifizierten, kann angesichts mangelnder Quellen überhaupt nur geschlossen werden aus Buchwidmungen, Preisliedern und dergleichen – für Augsburg etwa gibt die Widmung Peutingers seiner Edition der ‘*Gestae Caesaris Friderici primi*’ des Ligurinus¹¹ die Namen seiner Freunde preis, auch wenn anzunehmen ist, dass dort nicht alle Sodalitätsmitglieder genannt werden.¹² Der Inhalt der mündlichen Kommunikation der Humanisten ist uns zumeist nicht zugänglich. Und damit fehlt uns leider ein weiter Bereich, um den Humanismus als Kulturepoche vollständig zu erfassen.

⁹ Etwa die Frage nach der Grablege des hl. Dionysios (vgl. K. Peutinger [Anm. 6] S. 13f.) und der Frage nach der *Translatio imperii* (vgl. ebd., S. 56).

¹⁰ Ch. Trembl (Anm. 3) S. 101f.

¹¹ Konrad Peutinger, *Ligurini Gestae Imp. Caesaris Friderici primi*, Augsburg 1507.

¹² Einen Überblick über alle Mitglieder der *Sodalitas litteraria Augustana* liefert jüngstens Helmut Gier, *Der Augsburger Domherr Bernhard von Waldkirch und der Beginn der Blütezeit des Humanismus in Augsburg*, in: *Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte* 36 (2002), S. 109-123, S. 115.

2. Der Brief als Instrument der Vernetzung zwischen den humanistischen Zirkeln

Da aber diese Geistesbewegung sich an mehreren Orten und ohne festes Zentrum¹³ entwickelte, war es nötig, Kommunikation auch über Stadtgrenzen¹⁴ hinweg zu organisieren.

Dies umso mehr, als die Humanisten als neue gesellschaftliche Gruppe sich ihren Platz im ständisch geprägten Sozialgefüge ihrer Zeit erst finden mussten, weshalb sie sich – um ihre prekäre Situation zu stabilisieren, ihrer Zusammengehörigkeit auch über ganz Europa hinweg immer wieder versichern und eine eigene Standeskultur¹⁵ entwickeln mussten.

Um dies zu gewährleisten, kam nun der Brief ins Spiel – dies aus mehreren Gründen:

Zuerst einmal war der Brief technisch – und dies auch noch für die folgenden Jahrhunderte – das einzig sinnvolle zur Verfügung stehende Medium – ein leichtes Stück Papier, das problemlos von irgendjemandem mitgenommen werden konnte.¹⁶ Gerade die Entwicklung eines über ganz Europa funktionierenden Postsystems von staatlicher wie kaufmännischer Seite, um auch hier das bürgerliche Element zu erwähnen,¹⁷ erleichterte den Briefkontakt auch unter den Humanisten.

Zum anderen konnte der Brief am leichtesten die ursprüngliche Form des Informationsaustausches – also das Gespräch – imitieren. Zwar ist die äußerliche Form starr festgelegt mit Anrede, Text, Gruß, Ort, Datum und Unterschrift, aber innerhalb des Textes kann der Autor in Stil und Inhalt genau auf den Adressaten eingehen. Die eigene Stimme, die jedem Gespräch ihre Authentizität gibt, wird durch die eigene Handschrift ersetzt, weshalb Humanisten ihre Briefe für gewöhnlich selbst schrieben und nicht etwa einen eigenen Schreiber damit beauftragten. Und als drittes Argument für diese These: Normalerweise steht ein Brief nicht für sich, sondern ist Teil eines Briefwechsels, so wie das Gespräch von Rede und

¹³ Die Formulierung von mehreren Zentren, die zuweilen vorkommt, ist irreführend, der Humanismus war eindeutig dezentral organisiert.

¹⁴ Das urbane Element war ja eindeutig dominierend, ist doch der Humanismus als eine zutiefst bürgerliche Bewegung zu bewerten, die sich zunächst nur in den Städten breit machte und den Weg an die Höfe erst später fand. Wenn also hier von einer humanistischen Lebensform die Rede war, so kann festgestellt werden, dass es eine bürgerliche Lebensform war.

¹⁵ Darauf, dass dies im Zeitalter des Späthumanismus bereits geglückt ist, hat zuerst hingewiesen Erich Trunz, *Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur*, in: Richard Alewyn (Hg.), *Deutsche Barockforschung*, Köln u.a. 1965, S. 147-181.

¹⁶ Vgl. K. Ermert (Anm. 2) S. 3.

¹⁷ Vgl. Wolfgang Behringer, *Fugger und Taxis*, in: Johannes Burkhardt (Hg.), *Augsburger Handelshäuser im Wandel des historischen Urteils*, Berlin 1996 (*Colloquia Augustana*, Bd. 3), S. 241-248.

Antwort geprägt ist. Wenn sich die Humanisten nur Kurznotizen zukommen ließen, verzichteten sie zuweilen sogar gänzlich auf die äußere Form – und wenn auf Kurznotiz Kurznotiz folgt, ergibt sich fast so etwas wie ein Gesprächsprotokoll – der Unterschied besteht dann nur noch in der für Briefwechsel typischen Phasenverschiebung zwischen Äußerung und Gegenäußerung.¹⁸ Sollte dagegen einmal ein Brief unbeantwortet geblieben sein, so war dies auch eine deutliche Form der Kommunikation, signalisierte man doch dadurch, dass man mit diesem Briefpartner nichts zu tun haben wollte. Dies unterblieb aber normalerweise, denn nach dem humanistischen Tugendideal war man zu einer Antwort verpflichtet, so wie man wenn man angesprochen wird, man wenigstens zu einem kurzen Gruß verpflichtet ist. Eine Antwort war schon allein deswegen nötig, um dem Absender bekannt zu geben, dass sein Brief auch ordnungsgemäß angekommen ist.

Diese Imitation des Gesprächs führte auch dazu, dass, egal wer mit wem kommunizierte, in einem humanistischen Briefwechsel eine strenge Symmetrie, also Gleichwertigkeit der Partner durchgehalten wurde. Auch Schreiber, die im Ansehen unter den Humanisten sehr hoch standen, unterwarfen sich zumindest rhetorisch ihren weniger bekannten Brieffreunden. Das eigene Gewicht wurde allerdings durch sehr wohl wahrnehmbare Zwischentöne gewahrt, so dass niemand der Beteiligten sein Gesicht verlieren musste.

So wie die mündliche Kommunikation einen Humanistenzirkel vor Ort ausmachte, so konstituierte das Netz von Briefkontakten die Diskursgemeinschaft der Humanisten, die von ihnen selbst so genannte 'Res publica litteraria'. Dabei ist dieses Geflecht so eng gespannt, dass prinzipiell jeder, der des Lateinischen mächtig war, ziemlich problemlos mit jedem in Kontakt treten konnte.¹⁹

Zum dritten bot die Schriftlichkeit – wie bereits erwähnt – die Möglichkeit, die eigene Stilsicherheit auszuprobieren, – gerade wegen ihrer Kürze mussten Briefe rhetorisch ausgefeilt und durchkomponiert werden – kein einziger Satz durfte irgendeine Schwäche aufweisen.

Und dadurch, dass schon die Alten – wie eben Cicero – Briefe schrieben, war dieses Vorgehen legitimiert, ja in der rechten 'imitatio veterum' für einen überzeugten Humanisten auch angebracht. Auch deshalb wollte Petrarca wohl einen Brief an Cicero schreiben, um die Zeitspanne zwischen dem antiken Rhetor und dem Frühhumanisten als möglichst kurz erscheinen zu lassen und um zu suggerieren, dass Petrarca's Zeit gleichsam unmittelbar an die klassische Antike anzuknüpfen versucht und eine Kontinuität in ihren kulturellen Ausprägungen anstrebt.

¹⁸ Vgl. W. Müller (Anm. 2) S. 72.

¹⁹ Durch welche Komponenten die 'Res publica litteraria' geprägt wurde, kurz zusammenfassend Peter Burke, *Kultureller Austausch*, Frankfurt a.M. 2000, S. 80-90.

3. Briefsammlungen

Um diese literarischen Werklein auch dem rhetorisch interessierten Publikum und nicht nur dem einen, ursprünglichen Adressaten zugänglich zu machen, war der Schritt zur Zusammenstellung von Briefen in Buchform nur folgerichtig – und wurde bereits von Petrarca konsequent beschritten.²⁰ Dies fiel diesem Frühhumanisten auch deshalb sehr leicht, weil es auch dafür ein antikes Vorbild gab: Allerdings nicht Cicero, sondern Plinius d.J. hatte seine eigenen Briefe ediert.²¹ Interessanterweise war Plinius auch was den Stil angeht ein Vorbild für die Humanisten, namentlich für Salutati.²² Dieser nahm sich allerdings Cicero insofern zum Vorbild, als er seine Briefe nicht veröffentlichte. Anders also Petrarca, der, als 1348 in Florenz die Pest ausbrach und er seinen Tod befürchtete, sogar die Originalkonzepte seiner Briefe verbrannte, so dass wir seine Briefe überhaupt nur in Buchform kennen. Dass uns die Originale vorenthalten sind, mag Anlass geben zu Spekulationen über die Authentizität der edierten Briefe, für die Echtheit solcher Briefe spricht im Allgemeinen aber trotz so mancher Änderung, dass der jeweilige Autor prinzipiell damit rechnen musste, dass eine Überprüfung anhand der Originale bei den Adressaten stattfinden konnte – und durch heutige Forscher auch stattfindet. Die größte Einflussmöglichkeit bei der Herausgabe seiner Briefe hatte der jeweilige Humanist dadurch, dass er eine Auswahl treffen konnte, welche Stücke er in seine Sammlung aufnahm und welche nicht.

Ähnliche Briefsammlungen kennen wir u.a. auch von Erasmus von Rotterdam²³ oder dem Späthumanisten Justus Lipsius,²⁴ um aus jeder Ära des Humanismus das Haupt zu nennen. Und falls es einer der großen Humanisten nicht für wert erachtete, sein Epistolarium zu veröffentlichen, so fand sich meist bald nach seinem Tode ein Schüler oder ein Bewunderer, der sich dieser Aufgabe annahm.²⁵ Dies bedeutet aber letztendlich, dass für die Humanistenbriefe gilt, dass sie nicht nur einen speziellen Adressaten besitzen, sondern auch an eine Art humanistische ‘Öffentlichkeit’ gerichtet waren – sie waren zwar persönlich, vermittelten ein authentisches Bild des Absenders (fast so wie das direkte Gespräch), waren aber nicht privat. Es war ja auch durchaus üblich, Briefe wieder an andere Freunde weiterzusenden, ohne dass sich dadurch der ursprüngliche Absender verraten füh-

²⁰ Der eingangs zitierte Brief stammt z.B. aus Petrarca's Epistolae familiares, ein Abdruck dieser Sammlung findet sich bei U. Dotti (Anm. 1).

²¹ Plinius Caecilius Secundus, Epistolae, die im Zeitalter des Humanismus unzählige Male ediert wurden.

²² P. Schmidt (Anm. 1) S. 42.

²³ Erste Veröffentlichung: Desiderius Erasmus, Epistolae, Basel 1521.

²⁴ Justus Lipsius, Epistolarum selectarum centuria, Antwerpen 1586ff.

²⁵ So, um bei den Späthumanisten zu bleiben, etwa bei Joseph Justus Scaliger durch Heinsius (Leiden, 1627) und bei Isaac Casaubon durch Johann Georg Graevius (Magdeburg 1656). Die Beispiele sind aber unzählig.

len musste. Und nur so macht es Sinn, dass Petrarca Briefe auch an Cicero schrieb, weil diese Briefe für die Allgemeinheit der Gebildeten gedacht waren. Durch die schriftliche Form konnte so nicht nur die räumliche Distanz überwunden werden, sondern auch die zeitliche: Es war von Petrarca sicher beabsichtigt, dass nicht nur seine Zeitgenossen in ganz Europa, sondern auch wir etwa 650 Jahre später von diesem Fund genau wissen – und zwar in der Form wissen, wie es uns Petrarca vermittelt. Der Brief an Cicero erfüllt also wahrlich nicht nur künstlerische Bedürfnisse, sondern teilt uns tatsächlich Informationen mit.

4. Inhalt humanistischer Briefe

So kommt es auch, dass in den veröffentlichten Briefsammlungen der Humanisten die Grenze zur reinen Poesie, obwohl sich gerade die Frühhumanisten vorwiegend als Dichter verstanden, nie überschritten wurde: Humanistische Briefsammlungen sind keine Briefromane, deren Daten, deren Adressaten und deren Inhalt völlig fiktiv wäre. Bei der Durchsicht diverser Briefsammlungen zeigt sich, seien sie vom Autor selbst herausgegeben oder nach seinem Tode veröffentlicht, oder auch nur als Originalsammlung in den Archiven liegend, was den Inhalt der Briefe betrifft, in etwa immer dasselbe Bild:²⁶ Wenn man es kategorisieren will, so finden sich drei Hauptgruppen von Briefen, nämlich (1) wie bereits erwähnt formlose Kurznotizen,²⁷ vielleicht vergleichbar mit den heutigen e-mails, deren einziger Zweck die schnelle Information ist, es gab (2) Situationsbriefe, in denen vor allem um die Übersendung von Büchern oder Manuskripten gebeten wird oder die Unterstützung bei der Arbeit sowie das Korrekturlesen vor Veröffentlichungen gewünscht wird – meist in Gebrauchsprosa verfasst, und schließlich (3) den poetischen Werkbrief, der aber auch nicht inhaltsleer bleibt – selbst für diese Kunstbriefe bedarf es eines Anlasses; und wenn z.B. der Schreiber dem Empfänger 'nur' seine Freundschaft in ausladenden Worten versichert, so steckt dahinter mehr als es auf den ersten Blick scheint: Denn durch den Begriff 'amicitia' wurde die Zugehörigkeit zur humanistischen 'community' begründet. Ein solcher Freundschaftsbrief ist vielleicht am ehesten mit dem Meisterbrief zu vergleichen, der die Zugehörigkeit zu einer Zunft dokumentierte – so kommt es, dass solche Freundschaftsbriefe auch innerhalb derselben Stadt ausgetauscht wurden, wo die mündliche Kommunikation zur gegenseitigen Versicherung der Zusammengehö-

²⁶ Ähnlich August Buck, *Epistolographie in der Renaissance*, in: *Wolfenbütteler Renaissance Nachrichten* 3 (1979), S. 101-105; differenzierter, in Bezug auf das von Celtis hinterlassene *Epistolarium*: Ursula Hess, *Typen des Humanistenbriefes*, in: Klaus Grubmüller (Hg.), *Befund und Deutung*, Tübingen 1979, S. 470-497.

²⁷ Auch diese Kurznotizen wurden uns in reicher Zahl überliefert – was bedeutet, dass sie für den Empfänger doch einen gewissen Ewigkeitswert aufwiesen – hier besteht offenbar ein Unterschied zu unseren e-mails.

rigkeit ja genügt hätte – gewährleistet doch die Schriftlichkeit auch in diesem Zusammenhang eine Art von ‘Rechtssicherheit’.²⁸ Für das eigene Renommee war es dabei natürlich wichtig, von möglichst vielen und von möglichst vielen hochgestellten Humanisten Freundschaftsversicherungen erhalten zu haben. Hier erweist sich ein weiterer Zweck der Edition der eigenen Briefe: Nicht nur die Stilsicherheit des Autors wurde bekannt, sondern auch die Namen derer, die die Ehre hatten, mit dieser Person in Kontakt zu stehen. Nur Petrarca vermied es im ‘Liber sine nomine’²⁹ die Adressaten preiszugeben, stellte er doch dort Briefe zusammen, in denen er über die seiner Meinung nach skandalösen Umstände am Papsthof in Avignon berichtete, weshalb er meinte, in diesem Fall seine Briefpartner schützen zu müssen, die vermutlich selbst in Avignon lebten.

Auch der Stil selbst war ja nicht inhaltsleer, denn ob Petrarca Cicero oder Salutati Plinius nachahmte, war nicht nur eine ästhetische Frage, sondern auf diese Weise konnte auch das eigene Weltbild in Anlehnung an das jeweilige Vorbild transportiert werden, was von einem geschulten Leser auch leicht erkannt werden konnte.

Durch solche Briefeditionen hat sich der Unterschied zwischen Brief und Buch, dem zweiten wichtigen Medium zur Zeit der Humanisten, schon marginalisiert – durch einige Anmerkungen zu den Büchern soll nun im Folgenden dieser Eindruck noch verstärkt werden.

5. Bücher vor dem Buchdruck

Denn für seine Bücher mit seinen Briefen musste Petrarca im Vergleich zu späteren Humanisten eine Einschränkung hinnehmen: Er lebte vor der Erfindung des Buchdrucks. Auch seine Epistolarien sind also im Original Handschriften. Wenn also oben von einer humanistisch interessierten ‘Öffentlichkeit’ die Rede war, so muss dies für die Zeit vor Gutenberg eingeschränkt werden: Handschriften sind bekanntlich wegen ihrer geringen Auflage bzw. besser gesagt: Stückzahl nur an wenigen Orten einsehbar, nämlich dort, wo diese verwahrt wurden. Wenn man diese einsehen wollte, musste man entweder zu einem Exemplar reisen oder einen Freund haben, der Einsicht nehmen und möglicherweise Abschriften anfertigen konnte. Doch vor allem musste man wissen, dass es dieses Buch überhaupt gibt, denn erst der Buchdruck ermöglicht einen weitreichenden Buchhandel und damit ein Wissen darum, welche Bücher es zu kaufen gibt.

Bücher haben also zu dieser Zeit noch einen eingeschränkten Leserkreis, oder vielleicht besser gesagt einen spezifischen Adressatenkreis. Als gutes Beispiel

²⁸ Vgl. K. Ermert (Anm. 2) S. 4.

²⁹ Francesco Petrarca, *Liber sine nomine*, ebenfalls abgedruckt bei U. Dotti (Anm. 1).

kann etwa Piccolominis 'Germania'³⁰ aus dem Jahr 1458 gelten – wie der Titel schon sagt, ein Werk, das den frisch entdeckten Tacitus nachahmt. Der äußeren Form nach ist sie ein Brieftraktat, also ein Text, der alle Merkmale eines Briefes aufweist, nur etwas zu lang geraten ist, um als 'breve' durchgehen zu können. Adressat ist ausdrücklich der Berater des Mainzer Kurfürsten, Martin Mayer, der seinerseits eine Klageschrift verfasst hatte, in der er die Gravamina der deutschen Stände gegen den Papst zusammenfasste. Piccolominis 'Germania' ist also die Replik darauf. Wenn man aber den Abschriften dieses Werkes nachspürt, so stellt man fest, dass diese keineswegs nach Deutschland geschickt wurden – Martin Mayer erhielt nachweislich einen echten, also vergleichsweise kurzen Antwortbrief³¹ von Piccolomini, sondern dass die Adressaten dieses Buches eindeutig römische Kardinäle waren – Piccolomini gehörte selbst dem Kardinalskollegium an. Der Sinn und Zweck dieses humanistisch geprägten Werkes lässt sich also allein schon durch den eindeutigen Adressatenkreis ebenso eindeutig bestimmen. Die 'Germania', der Titel stammt übrigens nicht vom Autor selbst, denn Briefe haben bekanntlich gar keinen Titel, sollte Piccolominis Kollegen davon überzeugen, dass der Autor des Werkes die Interessen Roms zu wahren weiß – mit Erfolg: im gleichen Jahr wurde Piccolomini selbst Papst.³² Auch Petrarcas Briefsammlungen hatten einen klar definierbaren Leserkreis, waren sie doch nur seinen humanistisch interessierten Freunden in Oberitalien zugänglich.

6. Erasmus von Rotterdam und der Buchdruck

Vor Erfindung des Buchdrucks hatten also humanistische Bücher noch einen sehr eingegengten Adressatenkreis und dadurch einen klar zu definierenden Zweck, der an diesem abgelesen werden konnte – erst die beweglichen Lettern erlaubten, humanistische Werke über ganz Europa hinweg zu verbreiten, erleichtert natürlich durch die Tatsache, dass Latein als 'lingua franca' keine Sprachbarrieren zumindest unter den Gebildeten aufkommen ließ.

Der Meister im Ausnutzen dieser neuen Möglichkeit zur Verbreitung von gelehrten Texten war sicher Erasmus von Rotterdam. Vielleicht wurde er allein schon deswegen der Erzhumanist, weil er es am besten verstand, sich medial in Szene zu setzen.³³ Erasmus wurde zum Bestseller-Autor, dessen Werke, darunter auch eine Brieftheorie,³⁴ in der der Brief zum Spiegel der Seele hochstilisiert wird,

³⁰ Enea Silvio Piccolomini, Deutschland, übersetzt von Adolf Schmidt, Köln 1962.

³¹ Nach Schmidt in seinem Vorwort zu Piccolomini (Anm. 30) S. 10 ist dieser Brief überliefert in der Bibliotheca Vaticana (Cod.Vat.Lat. 3919); er ist datiert mit dem 8. August 1457.

³² Vgl. Schmidt in seinem Vorwort zu Piccolomini (Anm. 30) S. 8-10.

³³ Vgl. Peter Burke, Die europäische Renaissance, München 1998, S. 130.

³⁴ Desiderius Erasmus, Opus de conscribendis epistolis, Basel 1522.

zweistellige Auflagen und Nachdrucke erreichten, und bei dem es sich offenbar auch lohnte, die Bücher in die Nationalsprachen zu übersetzen, um sie einem weniger gebildeten Publikum zugänglich zu machen. So dürfte es auch kein Zufall sein, dass sich Erasmus vorwiegend in Basel aufhielt, dem Ort, an dem auch sein Drucker Johann Froben lebte. An dieser Stelle passt auch die Anekdote, wie sich Erasmus bei Froben vorgestellt haben soll: Er gab sich nämlich selbst zunächst nur als Bote aus, der Briefe von Erasmus an den Verleger überbringen wollte;³⁵ Erasmus nahm also seine Theorie, dass der Brief für den Autor selbst stehen konnte, durchaus ernst. Eine weitere Funktion des Briefes war also auch, den Absender in materialisierter Form beim Empfänger zu repräsentieren. Zweitens lässt sich an dieser Geschichte ablesen, dass zumindest für Erasmus die schriftliche Kommunikation den Vorrang vor der mündlichen eingenommen hat, selbst in Situationen, in denen die Mündlichkeit angebracht gewesen wäre. Erasmus' Freundeskreis konstituierte sich ja auch nicht durch einen Zirkel vor Ort, sondern durch seine einzigartige Berühmtheit. Seine eigenen Briefsammlungen mit Stücken an seine Freunde aus ganz Europa, die er – wie bereits erwähnt³⁶ – drucken ließ, ersetzten ihm einen eigenen Gelehrtenkreis.

Die Bedeutung des Buchdrucks, oder besser gesagt: derjenigen Buchdrucker, die sich um humanistische Werke verdient machten – wie etwa Froben oder Aldus in Venedig –, kann vielleicht daran abgemessen werden, dass Peter Burke betont, dass die Gelehrtenrepublik nicht nur durch den Briefwechsel, sondern „auch durch das Druckerei- und Verlagswesen zusammengehalten“ wurde.³⁷ Denn die Verleger hatten allein schon aus ökonomischen Überlegungen ein starkes Interesse daran, Verbindungen zu möglichst vielen Humanistenzirkeln zu unterhalten. Die Bekanntschaft zu einem Buchhändler, der die Frankfurter Messe besuchte, genügte nun, um die humanistisch geprägten Neuerscheinungen erwerben zu können und, was die Arbeit ungemein erleichterte, vor Ort zu haben. Dadurch also, dass Erasmus seine Briefe drucken ließ, die aufgrund seines Bestseller-Status auch überall in Europa angeschafft wurden, hielt sich der Freundeskreis des Erzhumanisten sozusagen in jeder guten Bibliothek auf, und jeder Bibliotheksnutzer konnte daran teilhaben und erhielt das Gefühl, gleichsam mündlich mit Erasmus zu kommunizieren.

³⁵ Vgl. Uwe Schultz, Erasmus von Rotterdam, München 1998, S. 141.

³⁶ Vgl. Anm. 23.

³⁷ P. Burke, Die europäische Renaissance (Anm. 33) S. 119.

7. Erstveröffentlichung als erster Brief

Als Mitglied der 'Res publica litteraria' bedurfte man normalerweise allerdings nicht einmal eines Buchhändlers, um alle wichtigen Neuerscheinungen zu erhalten. Die Bücher kamen zuweilen sozusagen von selbst – mit der Post. Wenn man mit dem Autor oder mit dem Herausgeber eines Buches befreundet war, gehörte es gewissermaßen zum Freundschaftsdienst, dass man auch dessen Werke erhielt.

Dies hing auch damit zusammen, dass der Zweck der Bücher nicht unbedingt in jedem Falle der finanzielle Erfolg auf dem Buchmarkt war, schätzten doch die Humanisten einen anderen Vorteil des Buchdrucks: Nun war es nämlich möglich, die Werke der Antike in größerer Stückzahl über Europa verstreut aufzubewahren, so dass gewährleistet war, dass sie in alle Ewigkeit nicht verloren gehen oder zumindest vergessen werden konnten, wie etwa die Briefe des Cicero in einer Veroneser Klosterbibliothek. Aus den Briefwechseln ging ja schon hervor, dass der Editor eines antiken Klassikers während seiner Arbeit schon auf die Unterstützung seiner humanistischen Freunde – nicht nur vor Ort – zählen konnte, die ihm Handschriften besorgten, Korrektur lasen usw., so dass der Inhalt eines Buches unter Humanisten schon längst vor Drucklegung bekannt war. Dass der Editor deswegen seinen Freunden verpflichtet war und das Werk nach Erscheinen ihnen kostenlos zusammen mit einem Brief zuschickte,³⁸ ist dann eine Selbstverständlichkeit, die aber eben auch den Sinn hatte, das Erzeugnis an möglichst vielen verschiedenen Orten aufbewahrt zu wissen. Nach dem Geschichtsbild der Humanisten würde allein dieses bloße Vorhandensein der Klassiker an vielen Orten gewährleisten, dass Europa nie mehr der kulturellen Barbarei verfallen würde, wie sie es dem Mittelalter unterstellten.

Der Nutzen für den Editor, der in diesem Zusammenhang neben der Arbeit auch noch die Kosten zu tragen hatte, lag darin, dass man sich erstens durch die Veröffentlichung einen Namen machen konnte, beförderte man doch uneigennützig die geistige Entwicklung Europas. Zweitens bewies man durch die Anwendung der richtigen Methode, dass man wahrlich ein Humanist ist. So musste der Empfänger als guter Freund das Werk und seinen Autor auch entsprechend in einem Dankesbrief rühmen und preisen – unabhängig von der Qualität des Buches, feierte doch auch dieser Brief wiederum die rhetorischen Fähigkeiten des Buchempfängers. Wichtig war dabei auch nicht, wie man gelobt wurde, sondern von wem! Da diese Dankesbriefe zuweilen schon vor Drucklegung eintrafen, kommt es auch nicht selten vor, dass diese dann schon in der ersten Auflage zu Beginn abgedruckt wurden – sozusagen als Werbung für das Werk.³⁹

³⁸ Wobei sich jetzt die Frage stellt, ob dabei nun der Brief die Beilage zum Buch war oder umgekehrt.

³⁹ Idealtypisch etwa in der ersten Edition der Bibliothek des Photius durch David Höschel, Augsburg 1601, mit Lobbriefen von Jan Gruter, Georg Rem, Konrad Rittershausen,

Gerade wenn man sich Zugang zur Gelehrtenrepublik zu verschaffen suchte, war es das beste – neben Protegierung durch die eigenen Lehrer, dem gewünschten Freund sozusagen als ersten Brief eine Veröffentlichung schicken zu können, die dem Empfänger beweisen konnte, dass der Absender es wert wäre, mit ihm näher in Kontakt zu treten, allein schon, um dessen spätere Werke frei Haus erhalten zu können.

8. Widmungsepisteln

Hat also das Buch durch die bessere Vervielfältigungsmöglichkeit an seiner Briefhaftigkeit eingebüßt, weil der Adressatenkreis zu groß, zu unübersichtlich geworden ist, als dass der Autor mit seiner Leserschaft in ein Gespräch treten könnte?

Um diesen Eindruck zu widerlegen, reicht ein Blick auf die ersten Seiten der meisten humanistischen Werke: Dort findet sich nämlich zumeist eine Widmungsepistel, eine Innovation der Humanisten, die diese schon vor Gutenberg praktizierten.⁴⁰ Der Autor wählt sich also eine Person aus dem Leserkreis aus, um mit ihr ein Gespräch zu beginnen über das folgende Werk, das dieser Person vor allen anderen gewidmet ist.

Dabei übernimmt ein solcher Brief noch weitere Funktionen:⁴¹ Er verschafft dem Autor die Möglichkeit persönlicher als im Text von sich selbst zu reden, was dem eigenen Geltungswillen der Humanisten mit ihrer zum Individualismus neigenden Lebensform entgegenkam. Des Weiteren konnte an dieser Stelle über das Zustandekommen des Werkes berichtet und Freunden gedankt werden, die mitgeholfen haben. Zuweilen tritt die Person, der ein Buch gewidmet ist, als Beschützer des Textes auf, und wer den Text kritisiert, greift damit nicht nur den Autor, sondern auch den Empfänger der Widmungsepistel an. Nicht nur aus diesem Grund wurde bei Widmungen nicht selten auf die Obrigkeiten zurückgegriffen: Bei diesen Beschützern konnte man auch eine finanzielle Gegengabe erwarten, wobei durch diese Widmungen wiederum das Prestige des Fürsten oder des Rates einer Stadt gemehrt werden konnte.

Als Beispiel soll hier, nur weil das Buch bereits erwähnt wurde – es gibt unzählige Beispiele –, Piccolominis 'Germania' angeführt werden: Die Widmungsepistel⁴² ist an seinen Kollegen Kardinal Antonio de la Cerda gerichtet. Piccolomini berichtet dabei, dass er ursprünglich tatsächlich nur vorgehabt hätte, einen

Issac Casaubon und Thomas Seget, abgedruckt auf zwei Folio-Seiten nach dem Widmungsbrief von Höschel.

⁴⁰ Vgl. Karl Schottenloher, Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts, Münster 1953, S. 1.

⁴¹ Vgl. K. Schottenloher (Anm. 40) S. 175.

⁴² E. S. Piccolomini (Anm. 30) S. 35f.

Brief an Martin Meyer zu schreiben, dass der Text aber letztlich so ausgefertigt sei und sogar in drei Bücher eingeteilt werden musste. Die Auswahl eines Kollegen passt zur Intention des Buches – mit diesem Text tritt uns nicht nur ein Kardinal mit Piccolomini gegenüber, sondern zwei – und Piccolomini macht de la Cerda für den Inhalt haftbar, kündigt er doch in der Widmungsepistel an, dass er das Buch nur nach dem Urteil des Kollegen veröffentlichen wolle, den er dann wegen seiner Gelehrtheit in aller Ausführlichkeit lobt. De la Cerda dürfte sich geehrt fühlen, und möglicherweise war Piccolomini diese Stimme in der Konklave sicher, denn auf eine finanzielle Gegengabe konnte der spätere Papst Pius II. aufgrund seiner eigenen Stellung getrost verzichten, auch wenn er einen sehr luxuriösen Lebensstil geführt haben soll.

Durch eine solche Widmungsepistel behielt also das Buch seinen alten Briefcharakter – es erhielt einen speziellen Adressaten, sein Zweck kann gerade an den diesbezüglichen Ausführungen in der Widmungsepistel oder manchmal sogar schon allein am Empfänger derselben genauer erfasst werden; und weil alle Formalitäten eines Briefes eingehalten wurden, erhielt das Buch Ort und Datum (im angeführten Fall: Rom, den 1. Februar 1458). Und zumindest das haben Bücher bis heute, wird doch nach Ort und Datum bibliographiert.

All diese Überlegungen sollen zeigen, dass die Kommunikation auch unter den Humanisten durch ihre mündlichen Wurzeln geprägt war, weshalb alle Texte, die uns überliefert sind, mehr oder weniger gesprächshafte, briefähnliche Züge aufweisen – nur passten die einen Texte tatsächlich auf ein, zwei Seiten Papier, während die anderen eben etwas länger waren und zwischen Buchdeckeln untergebracht werden mussten. Somit gilt für den Humanistenbrief noch das, was der Brief nach seiner Etymologie sein sollte, liegt doch „dem Lehnwort ‘Brief’ [...] das vulgärlateinische ‘brevis (libellus)’ zugrunde.“⁴³

⁴³ R. Nickisch (Anm. 2) S. 22.

Aspekte der innerhansischen Kommunikation in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts

Iwan Iwanov

Was war die Hanse in ihrer Spätzeit? Machte der Handel ihre raison d'être aus (im Sinne, dass die „Hansetagsbeteiligung im Kern nichts anderes beabsichtigte, als die Handelsmöglichkeiten wirtschaftlich führender Kreise bestimmter Städte zu sichern“) oder brachte die Teilnahme an der Hanse für ihre Mitglieder vielleicht doch mehr mit sich? Eine neuerdings zur Diskussion gestellte These behauptet etwa, dass „die Mitgliedschaft im hansischen Bund freiere oder weiter gehendere Außenbeziehungen [ermöglichte, I. Iw.], als dies im Vergleich nichthansischen Städten möglich war.“¹

In der Hanseforschung der letzten Jahre wird der Trend stärker, die Zone der politischen Kommunikation auf dem allgemeinen Forschungsfeld der Hansegeschichte genauer abzustechen. Lebhaftige Diskussionen über diese Frage ergaben sich bereits auf der DFG-Tagung 'Stand und Aufgaben der hansischen Geschichtsforschung' (1993),² später wurden sie auf einer ganzen Reihe von Pflingstagen des Hansischen Geschichtsvereins ausgetragen: 1998 in Lübeck zu dem Thema 'Hansetage', 2000 in Greifswald mit dem Leitthema 'Stadt in der Hanse' und zuletzt 2002 in Berlin mit dem Schwerpunkt in den 'Konzeptionelle[n] Ansätze[n] der Hanse-Historiographie'.³ Als aktuell und programmatisch gilt weiterhin der Vorschlag von Friedrich Bernward Fahlbusch, nur solche Außenbeziehungen – und somit auch kommunikative Bindungen – als hansische aufzufassen, „in die direkt oder vermittelt die hansische Tagfahrt involviert war und die dann folgerichtig nur von Vertretern der hansischen Führungsgruppe ausgeübt wurden.“⁴

¹ Friedrich Bernward Fahlbusch, Die Kreise städtischer Außenbeziehungen. Überlegungen der Kategorisierungskriterien für Hansestädte, in: Hansische Geschichtsblätter 119 (2001), S. 63-83, S. 80, 82. [Redaktionelle Anmerkung: Der Beitrag wurde weitgehend in der Vortragsform belassen].

² Die Beiträge wurden neuerdings in dem Sammelband Vergleichende Ansätze in der hansischen Geschichtsforschung, Trier 2002 (Hansische Studien, Bd. 13) von Rolf Hammel-Kiesow herausgegeben.

³ Gedruckte Beiträge stehen in folgenden Editionen zur Verfügung: Volker Henn (Hg.), Die hansischen Tagfahrten zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Trier 2001 (Hansische Studien, Bd. 11) bzw. Hansische Geschichtsblätter 119 (2001).

⁴ F. B. Fahlbusch (Anm. 1) S. 82.

Der folgende Beitrag stellt die Herangehensweise zum Thema der hansischen Kommunikation vor, die dem Dissertationsprojekt 'Die Hanse als Kommunikationssystem im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert' zugrunde liegt.⁵

Im ersten Abschnitt werden einige begriffsgeschichtliche Fragen angegangen: Was ist die Kommunikation für die Hansestädte im 16. Jahrhundert? Inwieweit ist ihr Kommunikationsbegriff mit jenem von Zeitgenossen vergleichbar? Der zweite Abschnitt stellt den Perspektivenwechsel der Untersuchung vor: Das ist ein Versuch, die Rolle der Kommunikation in der Hanse aus dem Blickwinkel eines Kommunikationshistorikers aufzuspüren. Dem folgt im dritten Abschnitt schließlich die Auseinandersetzung mit der Frage danach, wie das hansische Kommunikationssystem funktionierte. In diesem Kontext wird weiter das Problem des defizitären Einheitlichkeitscharakters der Hanse als Kommunikationssystem thematisiert.

1. Kommunikationsbegriff der Hanse

1.1 Die gängige Begrifflichkeit

Eine große Bedeutung wird der Frage beigemessen, was der hansische Kommunikationsbegriff in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beinhaltete – was es für die Hansestädte hieß, eine Kommunikation miteinander zu pflegen – und letztlich, inwieweit der hansische Kommunikationsbegriff auch von den Kontrahenten und Zeitgenossen geteilt wurde.

Die Sphäre der Kommunikation hat sich als wissenschaftlicher Forschungsgegenstand bekanntlich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verselbstständigt. Sämtliche Vorgänge, die wir aus der modernen Perspektive als Bestandteil der Kommunikation ansehen, gehörten in früheren Jahrhunderten in andere Rubriken des sozialen und politischen Alltags. Der hansische Kommunikationsbegriff im 16. Jahrhundert ist daher ein wissenschaftliches Konstrukt, das sich aus Überlappung verschiedener Themenbereiche ergeben hat (des Korrespondenz- und Gesandtschaftswesens, Handels usw.). Deshalb ist man gezwungen, mehrere Termini aus dem hansischen Wortgebrauch (wie etwa die Korrespondenz, das Bündnis, die gegenseitige Beratung und Warnung) in das semantische Feld der Kommunikation einzuordnen.

⁵ Die Arbeit an dem Projekt erfolgt im Rahmen der International Max Planck Research School 'Werte und Wertewandel in Mittelalter und Neuzeit' (Göttingen).

1.2 Der Handel, die gegenseitige Warnung und der hansische Kommunikationsbegriff

Ende August 1599 tagte in Braunschweig eine Versammlung von vier Städten des sächsischen Hansequartiers (Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim und Bremen); diese Tagung wurde von Bremen in einem späteren Brief an Braunschweig als *Kommunikationstag* bezeichnet.⁶ Worum handelte es sich aber dabei? Es ging den Städten damals weder um die Sättigung ihres 'Zeitungshungers'⁷ noch um die Mittel, Informationen zu sammeln und weiter zu tradieren. Viel mehr Wert legten die Städte in den Akten dieses Kommunikationstages⁸ und im davon abhängigen Briefwechsel⁹ darauf, Warnungen zumeist militärischen Inhalts rechtzeitig zu bekommen, damit die Städte, die *vom Adel, Graffen, Fursten oder Potentaten wieder Recht Vergewaltiget werden* (fol. 112v),¹⁰ adäquat auf diese Gefahr reagieren könnten. Es ging also den tagenden Städten um Etablierung einer Art 'Frühwarnsystems'.

Freilich enthielt die im Jahre 1579 – also 20 Jahre vor der Einberufung des Kommunikationstages – unterzeichnete hansische Konföderationsnotel auch Bestimmungen für den gegenseitigen Schutz (Art. 2 und 10); die Städte verpflichteten sich sogar, sich gegenseitig vor Gefahr zu warnen und diese durch Rat und Tat abwenden zu helfen.¹¹ Die Vereinbarungen wurden allerdings wahrscheinlich nicht in die Tat umgesetzt, weil selbst 1599 noch kein System der gegenseitigen Warnung vorhanden war und dies auf dem Kommunikationstag der sächsischen Städte als großes Manko beklagt wurde.

Der vor allem auf die Wirtschaft ausgerichtete Charakter der Notel wurde von Braunschweig in den späten 1590er Jahren heftig kritisiert, als die Stadt erneut in den Konflikt mit dem Herzog geriet und sich in ihrer Lage vollkommen im Stich gelassen fühlte. Braunschweigs tiefe Erbitterung zeigt sich besonders in der Erklärung, dass die *formula confederationis* 1579 auf die Fragen der *Commertia* ausgerichtet sei *aber vff angedeutete heilwertige Assistentz vnnnd Defension, daran doch vnser etzlichen am meisten vnnnd einzigk, dermassen gelegen, Daß wier*

⁶ Stadtarchiv Braunschweig (im Folgenden abgekürzt StABg), B IV 3:8, fol. 117 (der Brief vom 16. Oktober 1599).

⁷ Zum 'Zeitungshunger' in der Fürstenkorrespondenz des 16. Jahrhunderts vgl. bei Werner Faulstich: „Wichtiger als die Unterhaltungsfunktion war hier ohne Frage wieder die Herrschaftsfunktion“ – Werner Faulstich, *Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400-1700)*, Göttingen 1998 (Die Geschichte der Medien, Bd. 3), S. 218.

⁸ StABg B IV 3:8, fol. 72-96.

⁹ StABg B IV 3:8, fol. 110-117.

¹⁰ Man denke hier in erster Linie an den andauernden Konflikt der Stadt Braunschweig mit den welfischen Herzögen.

¹¹ Paul Simson, *Die Organisation der Hanse in ihrem letzten Jahrhundert*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 13 (1907), S. 207-244, 381-438, S. 407.

vnß ohne derselbenn Assistenz vnnd Defension, auß Ansehlicher Societet Keines Vorteilß oder nutzen zuerfreuen Habenn, nicht gerichtet ist (fol. 112).

Wie wollten nun die verbündeten Städte eine derartige gemeinsame Front gegen die Angreifer bilden? Ich glaube, dass der Vorschlag sächsischer Städte von 1599 nur konsequent die Ideen weiterentwickelte, welche in Keimform bereits in der Konföderationsnotel präsent waren. Der mehrstufige Kommunikationsprozess beinhaltete laut dem Plan folgende Etappen:

1. Die Mitteilung der nahen Gefahr an die verbündeten Städte (*Daß dann die beängstigte oder benötigte Stadt, solche ihre noth vnnd beschwerden andern Conföderirten Stedten, in schriefften oder durch gesandten zuwissen und Kund thun*, fol. 113);

2. Die Hilfe mit Rat (*Daß jede Stadt den Anfang des lermens an die Andern Confoederirten Stadte gelangen ließe, ihr bedencken Anhorete, Vnnd dem selben, ihr der Stadte bedencken folgete*, fol. 76);

3. Die Hilfe durch diplomatische Mittel (*durch Legation oder schriefften ersuchen; intercedendo ermahnen vnd anlangenn*, fol. 113v);

4. Schließlich – wenn alles nichts geholfen hat – der militärische Einsatz.

Dieses Beispiel zeigt eindeutig, dass die Kommunikation in den Verhandlungen der sächsischen Städte in einem überwiegend technischen Sinne verstanden wurde. Eine gute Kommunikation zu pflegen hieß vor allem, sich um gegenseitige Sicherheit zu bemühen.¹²

¹² Diese Auffassung kann keinesfalls als hansisches Spezifikum bezeichnet werden. Es wird noch unten die Rede davon sein, dass auch die Reichsstädte ein sehr ähnliches Verständnis von Kommunikation und deren Bedeutung hatten. Aber auch in anderen Ländern Europas – am Brüsseler Hof etwa – beurteilte man die Kommunikation nach gleichen pragmatischen Maßstäben. Dort wurden 1565 gleichermaßen die Vor- und Nachteile einer *estroicte amytié*, einer *bonne correspondance* und einer *communication* mit der Hanse erwogen (der Brief der Statthalterin der Niederlande Margareta von Parma an Philipp II. vom 11. Jan. 1565, in: Marguerite d'Autriche, *Correspondance française de Marguerite d'Autriche, Duchesse de Parme, avec Philippe II*, éditée d'après les copies, faites par M. R. C. Bakhuizen van der Brink, par J. S. Theissen, bibliothécaire en chef de l'université de Groningue, Bd. 1: févr. 1565 – fin de 1567, hg. von J. S. Theissen, Utrecht 1925, S. 111, 83). Die Vorteile, die man sich davon versprach, waren meist ökonomischer Natur (*d'avoir bonne correspondance [...] alendroit de la marchandise, hantise et la négociation mutuelle*, ebd., S. 111). Der politische Aspekt kam darin zum Ausdruck, dass man in Brüssel hoffte, die Hansen im Jahre 1565 in eine gemeinsame Abwehrfront gegen die Engländer einzubinden (ebd., S. 82f.).

1.3 Die 'unerwünschte' Kommunikation

Ein interessanter Aspekt des hansischen Kommunikationsbegriffs bestand darin, dass die Kommunikation nicht als ein positiver Wert per se empfunden wurde, der Kommunikationsvorgang also nicht immer von seinen Akteuren erwünscht war. Die sächsischen Städte stellten sich z.B. eine Sondervereinigung, einen Bund *vber daß alte foedus* (fol. 80v) vor. Bei der Auswahl künftiger Mitglieder der neuen Konföderation sollte eine günstige Konstellation mehrerer Kriterien berücksichtigt werden: Territoriale Nähe, städtische Freiheiten und Wohlstand jeweiliger Kandidaten – alles als sichere Bürgschaft dafür, dass man mit *ihrer Assistenz vnnnd huelff in effectu* rechnen konnte (fol. 112v).

2. Die Funktionen und die Rolle der Kommunikation in der Hanse

Im Folgenden versuche ich aus der gegenwärtigen Perspektive abzuschätzen, worin die Funktionen des hansischen Kommunikationssystems bestanden. Ich habe mich durch die folgenden Überlegungen lenken lassen: Die Unterscheidung von Informationsinhalten nach ihrem Neuigkeitsgrad führt fast zwangsweise zum Nachdenken über das Formelle an der Kommunikation. Die Kommunikation ist in jeder Gesellschaft dafür geeignet, sowohl neue Inhalte bekannt zu machen, als auch altbekannte Tatsachen zu wiederholen und zu aktualisieren. Das letztere ist für mich mit dem Formelhaften an der Kommunikation weitgehend identisch. Ich meine damit die Regeln, nach denen die Kommunikation überhaupt zustande kommt und die äußere Ordnung, die sie schafft. Die Annahme scheint plausibel zu sein, dass die Kommunikation in diesem Aspekt dem Zeremoniell sehr ähnelt.

Ergiebig ist für die Weiterentwicklung der Fragestellung auch die Abgrenzung zweier Kommunikationsarten. Die Kommunikation erfolgte damals auf zwei Weisen: In mündlicher Form oder als schriftliche Kommunikation. Der 'face-to-face'-Kommunikation wurde in der Späthanse eine primäre Bedeutung beigemessen, die schriftliche Kommunikationsvariante spiegelte lediglich – das ist meine These – den Stand der Sachen wider, der von der Ersteren vorbereitet worden war.

Ich möchte mich im Weiteren auf einen Aspekt des Themas konzentrieren: die Kommunikation als Mittel, einen altüberkommenen Stand von Angelegenheiten zu bestätigen. Es wird in erster Linie um die heftigen Gefechte gehen, die sich die Hansens um der Rangordnung willen lieferten.

Eine berechtigte Frage möchte ich gleich an dieser Stelle klären: Warum werden die zwischenstädtischen Streitigkeiten wegen der Rangordnung hier mit der Bestätigung alter Formeln gleichgesetzt? Denn diese Vorgänge konnten ja bekanntlich zu bestimmten Verschiebungen in dem politischen Gefüge der Hanse führen und dadurch manche Veränderungen in der Mechanik der hansischen Kommunikation hervorrufen! Gewiss, aber dadurch wurde nichts grundsätzlich

Neues geschaffen, auch das hansische Kommunikationsparadigma blieb unverändert. Deshalb bedeuteten diese Streitigkeiten keine ‘Revolution’: Bis ins 16. Jahrhundert hinein war die Hanse stichhaltig genug, um diesen Herausforderungen Herr zu werden.

Zunächst ein Beispiel. Im Jahre 1557 wurde der planmäßige Ablauf des Hansetags in Lübeck wegen eines Rangstreites gestört und unterbrochen. Die Verhandlungen zu anderen Fragen waren fast für eine Woche eingestellt, weil die Abgesandten Braunschweigs und der preußischen Städte sich geweigert hatten, in der üblichen Reihenfolge den Sitzungssaal zu betreten, und beanspruchten, zur Sitzung *negst den erb. vonn Wismar vnndt vor den Luneburgischen zu gehen*. Die Lüneburger argumentierten aber, dass der Platz nach Wismar ihnen zustehe, weil sie neben Lübeck und Wismar auch zu den wendischen Städten zählten. Dieses Mal wurde der Konsens schließlich wiederhergestellt: Die beiden Seiten mussten den Lübecker Vorschlag akzeptieren, dass Lüneburg und seine Widersacher jeden zweiten Tag abwechselnd den Vorrang haben sollten.¹³ Diese Regelung – wie listig sie auch gewesen sein mag – erwies sich jedoch als Palliativum. Aus pragmatischen Gründen wurde eine sachkundige Beratung auf den nächsten Hansetag verschoben, aber fünf Jahre später war die Angelegenheit immer noch nicht endgültig geregelt: Auf dem Hansetag 1562 wurden die Streithähne erneut dazu aufgerufen, ihre Positionen klar zu formulieren, damit *die andern Radtsgesandt[en] sampt dem Rathe tho Lubeck, desse twiste durch gudlich entscheidet, oder Rechtliche erckendtnus endtlich vormuge der Erb. Stede Confoederation vorrichtenn*.¹⁴ Der Braunschweiger Sessionsstreit scheint um die Jahrhundertwende endlich beigelegt gewesen zu sein; ihm folgte aber am Vorabend des Hansetags 1599 ein ähnlicher Hader, diesmal zwischen Lüneburg und Danzig.¹⁵

Dass Rangstreitigkeiten mitunter selbst die engsten Freundschaften auf die Probe stellen konnten, beweist die Vorgeschichte der hansischen Gesandtschaft nach Spanien 1606/07. Der Streit entzündete sich, als die Gesandten schon zur

¹³ StABg, B III 4:13, fol. 651r-v; vgl. auch fol. 697-704 (die Angelegenheit aus der Sicht der Lüneburger Gesandten).

¹⁴ StABg, B III 4:13, fol. 658.

¹⁵ Ähnliche Zwiſtigkeiten vergifteten auch die Beziehungen zwischen Danzig und Königsberg bereits seit 1469. Die Ratssendeboten Königsbergs mussten auf den Hansetagen ihren Platz und somit das Präzedenzrecht zugunsten der Danziger räumen. Der Konflikt hat sogar sämtliche Schlichtungsunterfangen überdauert: Auch auf der letzten Tagfahrt, an der die Königsberger Vertreter teilnahmen, protestierten sie gegen die ‘Ursurpation’ der Danziger. Vgl. Richard Fischer, Königsberg als Hansestadt, in: *Altpreußische Monatsschrift* 41 (1904) (= *Neue Preussische Provinzial-Blätter*, Bd. 107), S. 267-356, S. 332ff.; Richard Fischer, Die Beendigung des Königsberg-Danziger Sessionsstreites, in: *Altpreußische Monatsschrift* 43 (1906) (= *Neue Preussische Provinzial-Blätter*, Bd. 109), S. 116-123; im Allgemeinen zu den hansischen Rangstreitigkeiten im 16. Jahrhundert vgl. P. Simson (Anm. 11) S. 230f.

Abfahrt bereit waren. Er hatte die ungelöste Frage zum Inhalt, wer (der Hansesyndikus Johannes Domann oder der Lübecker Bürgermeister Hinrich Brokes) der Gesandtschaft vorstehen und hiermit *die Präcedenz in instructione als auch sonst bei wählender Legation im gehende und stehende haben* sollte. Es ist ein interessanter Befund, wie störrisch und unnachgiebig eine amtliche Stellung die Männer machte, die sonst miteinander eng befreundet waren.¹⁶ Brokes formulierte es sehr unzweideutig in seinem Tagebuch: *Ich hätte für meine Person wol leiden können, daß er die Praecedenza hätte behalten, wenn es sine laesione auctoritatis nostrae reipublicae et Senatus hätte geschehen können*. Die Angelegenheit empfand auch Domann *zum Schimpf und Verkleinerung* für sich und er neigte sogar dazu, die Teilnahme an der Gesandtschaft abzusagen, wenn ihm keine Vorrechte zugestanden würden. Seine Argumentation bestand darin, dass er *als Hansescher Syndicus über alle Doctoren und Rathspersonen ging*.¹⁷ Der Lübecker Rat hat sich zunächst dem Anspruch Domanns gar nicht entgegengesetzt; erst später wurde daran erinnert, dass *Senatus Lubecensis ratione directorii dem Syndico Hansae allerwege präcederet*. Nach dem Vorschlag Brokes wurde der Streit schließlich auf die Weise geschlichtet, dass der Syndikus bei der Gesandtschaft 'condirectorium'-Rechte von dem Lübecker Rat erhielt und somit als *mit-Lübischer Gesandter* weitert; nur so konnte er die Präcedenzrechte unverhindert wahrnehmen.¹⁸

Das Bemühen, eine richtige Reihenfolge bzw. gerechte Rangordnung zu etablieren, erstreckte sich nicht nur auf die 'face-to-face'-Kommunikation. Ähnliches spiegelt auch die schriftliche Kommunikation wider. Nehmen wir nochmals Braunschweig und Lüneburg als Beispielpaar: Im Jahre 1567 beschimpften sich die Städte wiederum gegenseitig, weil der jeweilige Widersacher es gewagt hatte, einen Brief an den König Friedrich II. von Dänemark als erster zu besiegeln.¹⁹

¹⁶ Zahlreiche Belege dafür bei Henrich Brokes, Brokes Mittheilungen über den Hansesyndicus Dr. Domann, bearb. und hg. von Carl-Wilhelm Pauli, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 2 (1867), S. 466-470, S. 466f.

¹⁷ Damit hängt unmittelbar auch der Beschluss des Lübecker Hanse tags 1566 zusammen, wonach dem Syndikus der Hanse (damals Heinrich Sudermann) auf den Hanse tagssitzungen nicht mehr ein Seitenplatz, sondern der Sitz „an d[er] Stirn des Tisches zwischen dem Ersten Bürgermeister und dem Ersten Syndikus der Stadt Lübeck“ angewiesen wurde (Herbert Langer, Gestalten der Spätzeit – Die Syndici der Hanse, in: Detlef Kattinger/Horst Wernicke (Hg.), Akteure und Gegner der Hanse. Zur Prosopographie der Hansezeit, Weimar 1998 (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 30. Hansische Studien, Bd. 9), S. 219-230, S. 223.

¹⁸ Henrich Brokes, Aus dem Tagebuche des Lübeckischen Bürgermeisters Henrich Brokes, bearb. und hg. von Carl-Wilhelm Pauli, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 1 (1860), S. 79-92, 173-183, 281-347; 2 (1867), S. 1-37, 254-296, 367-465, hier S. 299ff.

¹⁹ StABg, B III 4:13, fol. 645f., fol. 718.

Noch ein Beispiel dazu. Kurz nach dem Kommunikationstag 1599 erarbeitete die Braunschweiger Kanzlei das Konzept eines Briefes. Dieses Schreiben wurde an Lübeck, Hamburg und Lüneburg adressiert; es beinhaltete den Vorschlag eines Sonderbündnisses an die wendischen Städte und resümierte den Stand der Verhandlungen über die Sache auf dem Kommunikationstag. Der Entwurf wurde folgendermaßen unterzeichnet: *Burgermeistere vnd Rätthe der Stette Bremen, Braunschweig, Magdeburgk, vnd Hildeßheim*. Wie es bei den kollektiven Briefen üblich war, wurde das Konzept zunächst nach Bremen verschickt, wo seine endgültige Redaktion erfolgen sollte. Die Korrektur weist nur wenige Verbesserungsvorschläge auf. Unter anderem wurde aber die Reihenfolge der Städte geändert, indem Magdeburg den Platz vor Braunschweig einnahm.²⁰

Warum hat die bremische Hand Magdeburg den Vorrang gegeben? Die Antwort taucht in einem anderen Kontext auf: Als die Verhandlungen auf dem Kommunikationstag sich bereits ihrem Ende näherten, wurde im Plenum noch lebhaft die Frage diskutiert, wer die Anfertigung des Berichts über den Verlauf der Tagfahrt an Lübeck, Hamburg und Lüneburg übernehmen sollte. Die Braunschweiger Abgesandten wehrten sich gegen diese zusätzliche Bürde, indem sie behaupteten, die Stadt *habe Lubecks vngunst mehr zubesorgen*, und *Allein Bremen vnd Magdeburg Hetten die praecedentia*.²¹ Dies ist ein weiteres Beispiel sowohl dafür, wie tief das Formelle die innerhansische Kommunikation durchdrang, als auch dafür, wie schmerzhaft die Verstöße gegen die etablierte Ordnung empfunden wurden.

3. Wie funktionierte das hansische Kommunikationssystem?

Die Hanse besaß im 16. Jahrhundert einen Kern, zu dem neben Lübeck weitere drei Quartierstädte (Köln, Braunschweig, Danzig) und die wirtschaftlich florierenden Zentren Hamburg und Bremen zählten. Das hansische Geschäft wurde im 16. Jahrhundert weitgehend durch diese Städte getragen. Sie saßen somit als Befehlshaber an bestimmten ‘Schleusen’ im ‘Kanalsystem’ der hansischen Kommunikation. Diese – um mit Kurt Lewin zu reden, ‘Gatekeepers’ – waren keinesfalls willens, sämtliche an sie gelangten Informationen weiterzuleiten.²² Auf diesem Wege zeichnet sich die langsame Entwicklung ab, die als Endpunkt die Unterordnung der hansischen Kleinstädte unter die Gewalt und Kontrolle von hansischen ‘Elite’-Städten haben konnte.²³ Der Gedanke der ungleichmäßigen Verbreitung

²⁰ StABg, B IV 3:8, fol. 116 (der gemeinsame Brief der Städte Bremen, Magdeburg, Braunschweig und Hildesheim an Lübeck, Hamburg und Lüneburg vom 16. Oktober 1599).

²¹ StABg, B IV 3:8, fol. 84v.

²² Walter Lippmann, *Die öffentliche Meinung*, München 1964, S. 241, 230-238.

²³ In der Forschungsliteratur sind z.T. polare Meinungen bezüglich der ‘Verstaatlichungs’-Tendenzen innerhalb der Hanse in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vertreten.

von Informationen findet auch bei der älteren Hanseforschung Unterstützung. Ein exzellenter Hansekennner, wie das in Braunschweig Heinrich Mack war, macht in seinen Aufzeichnungen 'Über hansische Inventare' einen Unterschied zwischen den „Akten allgemein hansischen Charakters“ und den „Quartierakten“. Zu den ersteren notiert er folgendes: Diese Akten seien diejenigen, die „als solche vom Direktorium, von Lübeck aus, wo sie teils zusammenströmten, teils erst entstanden, an alle Quartiere ergingen und zwar zunächst an die Quartierstädte, die sie dann den untergehörigen Städten mitteilten, wiewohl letzteren keineswegs alle Eingänge vom Direktorium zur Kenntnis gebracht wurden“, zu betrachten.²⁴

3.1 Die Hanse – ein einheitliches Kommunikationssystem?

Die Frage, die sich vor diesem Hintergrund in aller Deutlichkeit stellt, lautet: Inwieweit kann die Hanse im späten 16. Jahrhundert als einheitliches Kommunikationssystem gelten? Haben die auseinanderstrebenden Interessen einzelner Städte/Städtegruppen das Corpus Hanseaticum nicht bereits zerstückelt? Und was ist letztlich die berühmte hansische Identität?

Ich möchte im Folgenden zeigen, dass die Zerrüttung der politischen Strukturen der Hanse eine direkte Auswirkung auf die Zerstückelung der hansischen Kommunikationsgemeinschaft hatte, – ein Beleg dafür, wie stark die Kommunikation von den vorhandenen politischen Strukturen abhängig ist.

Natürlich findet man in der Hansegeschichte des 16. Jahrhunderts beides: Sowohl Versuche, eine straffere Organisation zu schaffen (die Tätigkeit Sudermanns etwa) als auch starke zentrifugale Tendenzen. Unser Bild von der Hanse muss eigentlich noch nuancierter sein, weil es auch Mischformen gab und selbst zentralistische Bemühungen oft halbherzig angelegt waren.

Ich denke dabei vor allem an die hansische Konföderationsnotel, die oben in einem anderen Kontext bereits erwähnt worden ist. Zwar zielte diese Vereinba-

Wenn Klaus Friedland den reformatorischen Bemühungen des Hansesyndikus Heinrich Sudermann den Trend zu der Herausbildung eines „hansischen Flächenstaates“ abspricht (Klaus Friedland, Der Plan des Dr. Heinrich Suderman zur Wiederherstellung der Hanse. Ein Beitrag zur Geschichte der hansisch-englischen Beziehungen im 16. Jahrhundert, in: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 31/32 (1957), S. 184-244, S. 220f.), wendet sich die moderne Hanseforschung der Rolle zu, die Lübeck innerhalb der Hanse spielte: „Wie nun in der hansischen Verfassung den Ratsherren von Lübeck der Königspart zufiel, so denen der wendischen Städte der der Lehnskurie“ (Ernst Pitz, Einstimmigkeit oder Mehrheitsbeschluß? Ein heimlicher Verfassungsverstreit um die Vollmachten der Ratssendeboten auf den Hansetagen, in: Wilfried Ehbrecht (Hg.), Verwaltung und Politik in Städten Mitteleuropas. Beiträge zu Verfassungsnorm und Verfassungswirklichkeit in altständischer Zeit, Köln/Weimar/Wien 1994 (Städteforschung A/32), S. 115-146, S. 124; vgl. dazu Stuart Jenks, A Capital without a State: Lübeck caput totius Hanze (to 1474), in: Historical Research 65 (1992), S. 134-149).

²⁴ StABg, H VI 1:26, S. 5f.

rung vor allem darauf ab, die Hansestädte enger aneinander zu binden; sie beinhaltete aber Punkte, die gefährlich genug waren, um den Konsensus der Städte auf Dauer in Frage zu stellen oder gar zu sprengen.

So räumte etwa eine Regelung der Notel den teilnehmenden Städten ein, bestehende Sonderbündnisse mit nicht zum Bunde gehörigen Ständen weiter zu pflegen.²⁵ Als Braunschweig 1599 den Versuch unternahm, ein engeres Verteidigungsbündnis zu schmieden, appellierte es genau an diese Regelung.²⁶ Auf diese Weise sollte dem Unternehmen in der Sicht der Partnerstädte der Schein der Loyalität verschafft werden. Braunschweig stellte die angereisten Vertreter dreier sächsischer Städte vor die Alternative: Entweder macht man ein *nouum foedus* oder *pleibe in terminis societatis Anseaticae (ihre alte foedera renouiren)*.²⁷ Mit dem Argumentationsmuster der Braunschweiger sind wir bereits vertraut: Sie wollten vor allem ein handlungsorientiertes Bündnis, das ihnen politischen Beistand und wenn nötig rasche militärische Hilfe leisten könnte: *Weil aber die zeit viel geendert auch wenig Stadte in die Ansehische Confoederation gehorigk, bei macht vnnd ihrer freiheit geplieben, daß man sich sonderlich zusammen setzten wolte* (fol. 78r-v).

Interessanterweise versuchte Braunschweig zunächst die Idee eines separaten Bündnisses ohne Mitwirken noch mit Wissen der drei größeren wendischen Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg (vgl. fol. 82v) umzusetzen. Diese Initiative, einen Bund *vber daß alte foedus* zu schaffen, ist allerdings an Bedenken anderer Städte gescheitert: Die Abgesandten Bremens und Magdeburgs fürchteten, dass die Gründung eines neuen Bündnisses beim Kaiser auf Verdacht der *Conspiratio* stoßen und dadurch einen feindseligen Zusammenschluss von Fürsten bewirken könne,²⁸ deshalb beharrten sie auf der *renouatio prioris confoederationis* und ver-

²⁵ Diese bereits 1557 niedergeschriebene Regelung wurde unverändert in die späteren Noteln von 1579 (Art. 15) und 1604 (Art. 13) übernommen – P. Simson (Anm. 11) S. 406.

²⁶ Braunschweig nahm dabei aber auf den Art. 14 der Konföderationsnotel 1579 Bezug, StABg, B IV 3:8, fol. 80v.

²⁷ StABg, B IV 3:8, fol. 75r-v (Akten des Kommunikationstages).

²⁸ Diese Vermutung war gar nicht so abwegig: Die reichsrechtliche Legalität der Hanse wurde gerade zu dieser Zeit stark in Zweifel gezogen. Einige Reichspublizisten sahen in der Hanse *species conspirationis*, da mittelbare Reichsglieder nicht bündnisfähig seien (Wilhelm Ebel, Die Hanse in der deutschen Staatsrechtsliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Hansische Geschichtsblätter 65/66 (1940/41), S. 145-169, S. 153). Aus dem Grund, dass die Hansestädte nicht reichsunmittelbar waren, äußerte sich in seinem Gutachten 1608 auch Graf Philipp Ludwig von Nassau gegen die Pläne, die Hanse in die evangelische Union aufzunehmen (Hans-Jürgen Herold, Gutachten über ein Bündnis evangelischer Fürsten mit den Hansestädten aus dem Jahre 1608, in: Hansische Geschichtsblätter 87 (1969), S. 91-104, S. 98). Herzog Heinrich Julius von Braunschweig bezeichnete im beginnenden 17. Jahrhundert die Hanse *als eine verbotene Conspiration und rottierung* (Ferdinand Frensdorff, Das Reich und die Hansestädte, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 20 (1899), S. 115-

traten die Meinung, dass erst der Zusammenschluss von acht bis neun Städten dem Bündnis *mehr macht vnnnd gewalt* verleihen könne (fol. 79v-80r).²⁹

An diesem Beispiel ist auch der Unterschied zwischen zwei Denkstrategien auffällig, die zugleich für die späte Hanse charakteristisch waren. Braunschweig argumentierte vom Standpunkt seiner lokalen Interessen aus und war damit auf der Suche nach neuen Assoziationsformen für die Hanse. Seine Verhandlungspartner gingen dagegen von dem Paradigma der fortdauernden hansischen Einheit aus und waren damit viel traditionalistischer. Durch ein separates Bündnis würde nach ihrer Auffassung *gewißlich infringirung des brachiis vnnnd zerruttung folgenn, Auch den Erbarñ Stadten macht, gewalt vnnnd dignitet abgehenn* (fol. 75v).

3.2 Die Geheimhaltung und Mitteilung der Teilwahrheit in der innerhansischen Kommunikation

Ebenso markant ist die Tatsache, dass die Verhandlungen auf dem Kommunikationstag unter strengster Geheimhaltung abgehalten wurden. Der Hildesheimer Gesandte reiste erst am zweiten Verhandlungstag an, seine Verspätung suchte er mit dem Wunsch Braunschweigs zu entschuldigen, dass *diese sachen in geheimb [...] gehalten, Vnd Keine relatio dem weittleufftigen Regiment zu Hildeßheimb geschehen sollte* (fol. 93v). Wie breit war der Kreis von sachkundigen Personen, die Bescheid wussten, worum es in Braunschweig in Wirklichkeit ging? Diese Frage bleibt für mich offen, immerhin habe ich bis jetzt festgestellt, dass die in Braunschweig versammelten Städte den Versuch unternommen haben, den unmittelbaren Anlass der Tagung zu vertuschen. *Damit Lubeck nicht offendiret wurde*, bevorzugte man, an die Travestadt eine an Desinformation grenzende Teilwahrheit

163, S. 137). Im Jahr 1609 sah sich der Hansesyndikus Johannes Domann verpflichtet, mit einer besonderen Schrift den Beschuldigungen zu entgegnen: 'Protestation der Erbaren Hanse-Städte / daß sie an denen ihrer Societät imputirten Conspirationen, Aufwiegelung- und Empörungen / keinen Antheil hätten / sondern vor GÖtt und aller Welt unschuldig wären' (Abgedr. in: Johann Christian Lünig (Hg.), *Des Teutschen Reichs-Archivs [...], Pars specialis, Cont. IV, Teil II. Forts., Leipzig 1714, S. 124-132, S. 132*). Zur Fortsetzung der juristischen Diskussion über den Verschwörungscharakter der Hanse im 17. Jahrhunderts vgl. neuerdings Albrecht Cordes, *Die Rechtsnatur der Hanse. Politische, juristische und historische Diskurse*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 119 (2001), S. 49-62, S. 57f.

²⁹ Am Ruder der Bremer Politik war im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts der Bürgermeister Heinrich Kreffting. Zu seiner Stellung in der Konföderationsfrage generell und hinsichtlich des Kommunikationstages vgl. Wilhelm von Bippen, *Heinrich Kreffting und das engere Bündnis der sechs korrespondierenden Hansestädte*, in: *Bremisches Jahrbuch* 18 (1896), S. 151-174, S. 152f.

mitzuteilen,³⁰ *es wehre die zuesamen Kunfft der von Braunschweig trangsahlen Halber, angestiftet* (fol. 85v).

Der Versuch Braunschweigs, einen Teilbund zu initiieren, stand aber nicht vereinzelt für sich. So war beispielweise bereits auf dem Quartiertag zu Lübeck im Oktober 1581 das Verständnis vorhanden, dass die Hanse erst als engeres Bündnis bessere Überlebenschancen besitze. Auch in diesem Fall hatte eine auswärtige Schwierigkeit die Hansestädte dazu bewegt, sich nach eigenen Verfassungs- wie Mitgliedschaftsprinzipien Gedanken zu machen. Die widrigen Umstände zwangen zur Errichtung eines strikteren Bündnisses: Das unstete Wesen der Hanse wurde als Nachteil empfunden, die Quartierstädte erhielten die Aufforderung, in den ihnen zugeordneten Städten eine dementsprechende Umfrage durchzuführen.³¹

Als Grund der hansischen Zerrüttung wird von den Zeitgenossen in erster Linie die Schwäche der innerhansischen Kommunikation angeführt. So stößt man im Art. 1 zum Hansetag 1572 auf die Behauptung, dass ein *vorterblicher solcher zustand der vorwandten stett halben vornemlich daher geursacht und noch vorfolgt wirdet, das das alte vortrauwen und in gemeinen sachen und ob denen zum besten dienlichen unentradlichen vogleichungen notturftige einhellige correspondenz zerrutet, dogegen particular suchen und nachtrachtens halber unfreuntlich zueiung, misvorstand und sunderung und dorab wider einander unbehelgich disputation und furnemen geregt und dobei bestanden*.³²

3.3 Die fortschrittlichen 'Kommunikationstechnologien' in der Hanse

An dieser Stelle möchte ich darauf verweisen, dass die in der Forschung breit vertretene These von der Starrheit der Hanse³³ auch im Bereich der Kommunikation

³⁰ Dass gerade im 16. und 17. Jahrhundert die Simulation und Dissimulation zu „legitimen Mitteln der Kommunikation“ wurden, welche es ermöglichten, „eine beständige Politik unter ständig wechselnden Beziehungen“ führen zu können, zeigt u.a. Cornelia Bohn, *Ins Feuer damit: Soziologie des Briefgeheimnisses*, in: Aleida Assmann/Jan Assmann (Hg.), *Schleier und Schwelle*, Bd. 1: *Geheimnis und Öffentlichkeit*, München 1997 (*Archäologie der literarischen Kommunikation*, Bd. 5,1), S. 41-51, S. 41f.

³¹ Im Zentrum stand die Frage, ob *die Hansa kunftig in ein enger corpus einzuziehen* sei (Kölner Inventar 1531-1591, Bd. 1: 1531-1571; Bd. 2: 1572-1591, bearb. von Konstantin Höhlbaum, Leipzig 1903 (*Inventare hansischer Archive des 16. Jahrhunderts*, Bd. 1-2), Bd. 1, S. 686). Das Verständnis, dass ein kleinerer Städtebund in seiner Leistungsfähigkeit einen größeren übertraf, kam 1581 auf den Verhandlungen nicht zum ersten Mal auf. Diese Idee war bereits auf dem Hansetag 1579 (Sitzung 29. Juni) vertreten (Kölner Inventar, Bd. 2, S. 582) und geht wohl auf die Verhandlungen wegen der Konföderation im Jahre 1557 zurück.

³² Kölner Inventar (Anm. 31) Bd. 2, S. 335.

³³ Vgl. programmatisch hierzu Wolfgang von Stromer, *Der innovatorische Rückstand der hansischen Wirtschaft*, in: Knut Schulz (Hg.), *Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialge-*

doch mit Vorsicht zu genießen ist. Dies folgt etwa aus den Verhandlungen der Hanse mit den Reichsstädten über die Einrichtung einer *näheren Korrespondenz*. 1576, nachdem knapp 20 Jahre in unergiebigem Tauziehen verfließen waren, ging die Hanse auf die Vorschläge von Reichsstädten endlich ein und erklärte sich bereit, vier Relais-Städte (Köln, Lübeck, Braunschweig und Alt-Stettin) zu ernennen, die eine verbesserte Koordination im Kommunikationsvorgang gewährleisten sollten.³⁴ Werden diese vier Städte hier nicht in gewissem Sinn als Gegenvorschlag seitens der Hansestädte angeführt?³⁵ Dass es hierbei tatsächlich um eine fortschrittliche Kommunikationstechnologie ging, bezeugt das Beispiel süddeutscher Städte wie Augsburg oder Nürnberg,³⁶ die im 16. Jahrhundert zu Umschlagplätzen im Nachrichtenwesen wurden. Ich finde es weniger wichtig, ob diese Vereinbarung eingehalten wurde oder nicht, vielmehr sehe ich darin die Möglichkeit, eine zum Klischee gewordene These von der hansischen Innovationsfeindlichkeit nochmals zu überprüfen.³⁷

schichte des Mittelalters. Festschrift für Herbert Helbig zum 65. Geburtstag, Köln/Wien 1976, S. 204-217.

³⁴ Aus dem Abschied des Städtetages 1576 in Regensburg ist folgendes zu entnehmen: Die anwesenden Hansegesandten bezeugten nochmals die Bereitschaft zur *nachbarlichen Korrespondenz und Vertraulichkeit*, gingen aber einen Schritt weiter, indem sie verkündeten, dass die Hanse *auch der ursachen vier stett, nemblich Coln, Lubeck, Brunswich und Alten-Stettin in Pomeran namhaft gemacht, als dahin sie, die erb. frei- und reichsstett, in zutragenden fellen nach glegenheit des neheren orts jedesmal die gepur und notturfi hetten und wusten gelangen zu lassen* (Kölner Inventar [Anm. 31] Bd. 2, Nr. 869, Anm.).

³⁵ 1566 erging von den Reichsstädten, deren Abgesandten sich auf dem Reichstag in Augsburg zusammengefunden hatten, ein Vorschlag an die Hanse, der die Details einer vertraulichen Korrespondenz unter ihnen betraf. Es ging darum, vier in der Mitte gelegene Reichsstädte wie Köln, Frankfurt, Goslar und Mühlhausen als 'Sammelpunkte' für die Informationen zu gebrauchen. Gelangte eine warnende Nachricht seitens der Hansestädte an eine von ihnen, verpflichteten sie sich, den Bericht gleich an die vier ausschreibenden Städte Nürnberg, Frankfurt, Straßburg und Ulm weiterzuleiten. Die Letzteren wurden dazu angehalten, je nach Umständen einen Ausschuss oder allgemeinen Städtetag zu berufen, die Betroffenen warnend zu berichten usw. (Kölner Inventar [Anm. 31] Bd. 1, S. 561). Frankfurt war allerdings bereits 1559 von den Reichsstädten als mögliche 'Vermittlungsstelle' in Aussicht genommen (Danziger Inventar 1531-1591, bearb. von Paul Simson, München/Leipzig 1913 (Inventare hansischer Archive des 16. Jahrhunderts, Bd. 3), Nr. 3630).

³⁶ Zu einer ausgeprägten Relais-Funktion Nürnbergs auf der Nord-Süd-Achse bereits im 15. Jahrhundert vgl. Ulf Dirlmeier, Beziehungen zwischen oberdeutschen und norddeutschen Städten im Spätmittelalter, in: Werner Paravicini (Hg.), Nord und Süd in der deutschen Geschichte des Mittelalters. Akten des Kolloquiums veranstaltet zu Ehren von Karl Jordan, 1907-1984, Kiel, 15.-16. Mai 1987, Sigmaringen 1990 (Kieler Historische Studien, Bd. 34), S. 203-217, S. 207, 209.

³⁷ Die Korrespondenz zwischen den Reichs- und Hansestädten betrachtet die Forschung normalerweise aus der Perspektive der Endergebnisse. Dabei wird meist die Passivität

Schlussfolgerungen

Lassen Sie mich ein Fazit ziehen. Nach der hansischen Auffassung wurde die Gelegenheit, mit jemandem eine Kommunikation zu pflegen, als ernsthaftes Geschäft aufgefasst. Die von mir durchgesehene amtliche Korrespondenz weist kaum Spuren des 'Zeitungshungers' auf. Der zum Inhalt einer Mitteilung gewordene Sachverhalt musste essentielle Interessen eines oder zugleich beider Kommunikationspartner betreffen. Für die Hanse galt als solche vor allem die Sicherheit. Es ist von daher konsequent, wenn auch das Bemühen um eine gute Korrespondenz nach dem hansischen Sprachgebrauch häufig als bloßes Bemühen um gegenseitige Sicherheit aufgefasst wurde. Dieser Sachverhalt hat sowohl die mehrfache Erneuerung der hansischen Konföderationsnotel seit 1557, als auch die Teilverhandlungen über die Gründung eines engeren Städtebündnisses mitbestimmt. Eine ähnliche Auffassung der Kommunikation konnte man in dieser Epoche auch anderswo im europäischen Ausland treffen, wie es etwa das Beispiel des Brüsseler Hofes bezeugt.

Eine der Grundlagen des hansischen Kommunikationsbegriffs bestand weiter darin, dass selbst eine praxisbezogene Kommunikation nicht immer erwünscht war und nicht immer als ein positiver Wert empfunden wurde. Unser Material liefert zwei charakteristische Beispiele dazu: Das andauernde Tauziehen zwischen der Hanse und den Reichsstädten in der Frage des Ausbaus eines gemeinsamen Kommunikationsnetzes und die innerhansischen Kommunikationsdefizite, wie sie etwa während des Kommunikationstages 1599 zum Vorschein kamen.³⁸

Die Rolle und Funktion der schriftlichen Kommunikation ist komplex. Im Bezug auf die Hanse kann man mindestens zwei Ebenen unterscheiden. Zum einen dient sie der Vermittlung neuer Inhalte und Sachverhalte. Dieser Aspekt bleibt dafür verantwortlich, dass eine praxisorientierte amtliche Kommunikation überhaupt zustande kommt. Zum anderen besitzt die Kommunikation eine affirmative Funktion, indem sie schon längst bekannte alte Tatsachen erneut vermittelt, bestätigt

und das Schweigen der Hanse hervorgehoben und nirgends der Versuch unternommen, diese seltsame Reaktion plausibel zu erklären. Vgl. etwa P. Simson (Anm. 11) S. 421f. und zuletzt Georg Schmidt, Städtetag, Städtehanse und frühneuzeitliche Reichsverfassung, in: Michael Stolleis (Hg.), Recht, Verfassung und Verwaltung in der frühneuzeitlichen Stadt, Köln/Wien 1991 (Städteforschung A/31), S. 47f.

³⁸ Vgl. dazu: Auch Philipp II. hat die Vorschläge einer engen Freundschaft mit der Hanse seitens Margaretas von Parma mit großer Reserve aufgenommen – im Brief an Margareta vom 17. Sept. 1565 (Marguerite d'Autriche, Correspondance française de Marguerite d'Autriche, Duchesse de Parme, avec Philippe II, éditée d'après les copies, faites par M. R. C. Bakhuizen van der Brink, par J. S. Theissen, bibliothécaire en chef de l'université de Groningue, Bd. 2 (le supplément de la correspondance du 16 févr. 1565 jusqu'au 27 sept. 1566 avec les pièces justificatives), hg. von Enno van Gelder, Utrecht 1941, S. 111).

und dadurch ihre Aktualität sichert. Zu diesem zweiten Aspekt gehört die Routine, das Formelle an der Kommunikation. An dieser Stelle überschneiden sich die Kommunikation und das Zeremoniell.

Die Berücksichtigung gewisser Verhaltensformeln etwa im Laufe der Verhandlungen, die Beachtung bestimmter Anrederregeln bei der 'face-to-face'-Kommunikation – all dies spiegelt die Rangordnung innerhalb der Hanse wider, schafft eine stratifizierte Kommunikationsstruktur.

Konkret konnte ich bis jetzt ermitteln, dass die Kommunikation in der Hanse durch Ungleichmäßigkeiten geprägt wurde. Es gab zum einen festgelegte übliche Verbindungen im Nachrichtenverkehr, die das Kommunikationssystem im Wesentlichen ausformten. Zum andern gab es auch eine kleine Gruppe von 'Elite'-Städten ('Gatekeepers'), die den Informationsstrom kontrollierten und steuerten. Die Kommunikationsteilnehmer mussten die vorhandenen Spielregel akzeptieren, die durch ein bestimmtes Rechte/Pflichten-Verhältnis charakterisiert waren.

Die 'Elite'-Städte durften einerseits die Entscheidung treffen, welche Informationen an die zugeordneten Städte weitergeleitet wurden,³⁹ sollten sich andererseits aber den strikten Regelungen fügen. Verstöße gegen die eingeführte Ordnung wurden als schmerzlich empfunden. So beschwerten sich beispielweise 1600 die Stralsunder Ratsherrn bei den Lübeckern, dass diese Stettin und Greifswald direkt, ohne Vermittlung der Stralsunder zum Hansetag eingeladen hätten.⁴⁰

Die zugeordneten Städte bekamen die Informationen aus zweiter Hand und in reduziertem Umfang. Nichtsdestotrotz waren sie berechtigt, im Zweifelsfall ihre Kommunikationspartner um mehr Information zu ersuchen. Dies ist uns aus der Korrespondenz der preußischen Städte mit Danzig bekannt. Wie wir weiter aus einem Schreiben Braunschweigs an Lübeck wissen, wurde in der Korrespondenz, die von den hansestädtischen Kanzleien geführt wurde, zwischen einem *Privatwerck* und einer für die Allgemeinheit bestimmten Korrespondenz unterschieden.⁴¹

Nach dem aktuellen Stand der Arbeit könnte ich die Hanse im letzten Jahrhundert ihres Bestehens lediglich mit gewisser Reserve als einheitliches Kommunikationssystem bezeichnen. Anhand eines Beispiels – des Kommunikationstages 1599 in Braunschweig – habe ich versucht zu zeigen, dass es für die interne Politik der Hanse keine klaren Richtlinien mehr gab: Die zentrifugalen Tendenzen und die zentralistischen Bemühungen lösten sich gegenseitig ab, bildeten Mischformen. Die Zeitgenossen waren sich der Ursachen der hansischen Zerrüttung wohl bewusst; der Hansetag 1572 etwa brandmarkte die mangelnde Korrespondenz

³⁹ 1600 verweigerte man etwa die Zusendung von Hanserezessen an Königsberg und Elbing, P. Simson (Anm. 11) S. 237f.

⁴⁰ P. Simson (Anm. 11) S. 223, Anm. 1.

⁴¹ StABg, B III 4:14, fol. 97 (der Brief Braunschweigs an Lübeck vom 2. Juli 1577).

zwischen den Städten und die divergierenden Interessen als Ursachen der hansischen Zerrüttung.⁴² Es ist aber auch klar, dass die Hanse im Bereich der Kommunikation gar nicht so innovationenfeindlich war, wie dies häufig angenommen wird. Der gescheiterte Versuch einer *näheren Kommunikation* mit den Reichsstädten ist ein Beispiel dafür.

⁴² Kölner Inventar (Anm. 31) Bd. 2, S. 335.

Sprach- und Zensurpolitik im Königreich Westphalen (1807-1813): Das Medium der ‘Russischen Dolmetscher’ im Kommunikationsfeld der westphälischen Gesellschaft

Claudie Paye

Um den Schein der Pressefreiheit zu wahren, erfolgte die Zensur unter der napoleonischen Herrschaft vornehmlich nach der Drucklegung.¹ Daraus ergaben sich nicht zuletzt existentielle Schwierigkeiten für die Buchdrucker und -händler. Auch die Informations- und Kommunikationskultur in der deutschen Staatenwelt, die unter dem Einfluss Napoleons stand, erfuhr dadurch entscheidende Einschränkungen und Adaptationen.² Anhand einer Fallstudie über eine Zensurmaßnahme sollen einige Veränderungen der Kommunikationspraktiken und der Informationskultur in der Umbruchszeit der napoleonischen Expansionspolitik thematisiert werden.³ Das Königreich Westphalen, eine 1807 in Norddeutschland erfolgte na-

¹ Vgl. Königliches Dekret vom 7. März 1809, in: Bulletin des Lois et décrets du Royaume de Westphalie, Seconde édition officielle, Tome troisième / Bulletin der Gesetze und Decrete des Königreichs Westphalen, zweite offizielle Auflage, Dritter Band, Cassel 1810, S. 386-389.

² Vgl. Jürgen Wilke, Der nationale Aufbruch der Befreiungskriege als Kommunikationsereignis, in: Ulrich Herrmann (Hg.), Volk – Nation – Vaterland, Hamburg 1996, S. 353-368, hier S. 355f.

³ Die Untersuchung ordnet sich in das Thema meiner Doktorarbeit „‘der französischen Sprache mächtig...’. Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen in einem deutsch-französischen Gesellschaftskontext am Beispiel des Königreichs Westphalen (1807-1813)“ ein. Diese soll insbesondere die Felder der Sprachpolitik, der Sprachpraxis und des Sprachbewusstseins in der Gesellschaft des Königreichs Westphalen kultur- und sozialgeschichtlich berücksichtigen. Zum Desiderat der Forschung im Feld der Sozial- und Kulturgeschichte der Sprache, des Sprechens und der Kommunikation, vgl. Peter Burke, Küchenlatein. Sprache und Umgangssprache in der frühen Neuzeit, Berlin 1989, S. 8, 10; vgl. Brigitte Schlieben-Lange, Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung, Stuttgart 1983; vgl. ferner Bernd Spillner, Vorwort: Französisch-deutsche Sprachkontakte, in: Bernd Spillner (Hg.), Französische Sprache in Deutschland im Zeitalter der Französischen Revolution, Frankfurt a.M. 1997, S. 8.

Die Doktorarbeit entsteht im Rahmen des Graduiertenkollegs „Interkulturelle Kommunikation in kulturwissenschaftlicher Perspektive“ der Universität des Saarlandes unter Betreuung in co-tutelle von Prof. Dr. Rainer Hudemann (Saarbrücken) und Prof. Dr. Etienne François (Paris/Berlin). Für ihre wertvollen Kommentare zum vorliegenden

poleonische Staatsgründung, verzeichnete mit der Einführung eines Verwaltungsapparates französischen Typus' einen bedeutenden Zulauf napoleonischer Beamter, aber auch anderer Zuwanderer französischer, frankophoner oder gar osteuropäischer und überseeischer Herkunft. Für eine kurze Zeit setzte sich diese neue Gesellschaft aus Menschen verschiedener Herkunft und kultureller Hintergründe zusammen. Die sprachliche Alltagsrealität war insgesamt von einem Verwaltungsapparat, der teilweise auf Französisch, teilweise auf Deutsch arbeitete, und von einer Mehrzahl deutschsprachiger Bürger geprägt. Als Modell für die weiteren Rheinbundstaaten gedacht und vom jüngsten Bruder Napoleons regiert, besaß das Königreich Westphalen als erster deutscher Staat eine parlamentarische Verfassung.⁴ Diese Tatsache und die eingeleiteten Reformen, insbesondere im Bereich der Justiz, werden zu den 1807 erkennbaren hoffnungsvollen Erwartungen an die neue Herrschaft beigetragen haben, die auch darin zum Ausdruck kam, dass französische Literatur und Sprachlehrbücher verstärkt verbreitet wurden. Allerdings erlahmte der Enthusiasmus für das Französische und die Franzosen allmählich und die Befreiungskriege führten im Oktober 1813 zur Auflösung des Königreichs Westphalen nach knapp sieben Jahren Existenz.

Tatsächlich lässt sich parallel zu den politischen Zäsuren auch eine Verschiebung im Interesse der westphälischen Staatsbürger für Fremdsprachen erkennen. Während 1807 die französische Sprache offenbar eine Prestigesprache war, die man auf Privatinitiative erlernte und von der man sich Karrieremöglichkeiten bzw. eine erfolgreichere Verständigung mit den Staatsvertretern versprach, so zeigte sich schon seit Beginn des Jahres 1813 ein wachsender Drang zum Erlernen der russischen Sprache. Über diese Tendenz wurde in den Polizeiakten, die die Grundlage für die nachfolgende Analyse bilden, mit Besorgnis berichtet. Ein besonderes Phänomen stellen in diesem Zusammenhang die sogenannten 'Russischen Dolmetscher', eine Art Sprachlehrbücher, dar.

Was verbanden die westphälischen Staatsbürger mit den 'Dolmetschern'? Wie wurden sie verbreitet, von wem gekauft und benutzt? Wie reagierte die Polizei auf die Verbreitung der sogenannten 'Russischen Dolmetscher'? Was lässt sich aus dem Umgang mit diesen Werken über die Auswirkung von Zensur auf die Kommunikations- und Informationskultur am Anfang des 19. Jahrhunderts aussagen?

Aufsatz bin ich ihnen sowie Herrn Prof. Dr. Hans-Jürgen Lüsebrink sehr dankbar. Beatrice Hermanns und Berthold Rutz danke ich für die Korrektur des Manuskripts.

⁴ Im Folgenden wird von 'Westphalen' und 'westphälisch' in dieser Schreibweise die Rede sein: damit ist die territoriale Unterscheidung zur preußischen Provinz Westfalen und zu der westfälischen Region impliziert; vgl. Armin Owzar, Fremde Herrschaft – fremdes Recht? Deutungen der napoleonischen Verfassungspolitik in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Westfälische Forschungen, Zeitschrift des Westfälischen Instituts für Regionalgeschichte des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe 51 (2001), S. 75-105, hier S. 80.

Die verstärkte Buchproduktion an ‘Russischen Dolmetschern’ im Jahre 1813 basierte augenscheinlich auf mehr als nur auf einem Interesse für eine Fremdsprache. Vielmehr lässt sich das Phänomen im politischen Kontext des Jahres 1813 verankern, wodurch die Annahme der russischen Sprache als eine Vorbereitung auf einen absehbaren politischen Wechsel bzw. möglicherweise als Ausdruck für den Wunsch nach einer politischen Veränderung ausgelegt werden könnte. Dies bleibt allerdings zu beweisen und bildet den Ausgangspunkt, um nach den politischen Motiven, die eventuell durch die kultur- und sprachgeschichtlich anmutende Erscheinung zunächst verdeckt werden, zu suchen.

I. ‘Russische Dolmetscher’: Charakteristika, Verbreitungswege, Lesepublikum und Vorläufer

Als zu Beginn des Jahres 1813 verstärkt Neuauflagen der russischen Sprachlehrbücher auf dem Buchmarkt im Königreich Westphalen, aber auch in Nachbarterritorien zirkulierten, wusste die westphälische Staatsführung zunächst nicht, wie sie mit diesem großen Angebot umgehen sollte. Wie konnte sie einerseits französischen Unterricht fördern und sich andererseits gegen den Wunsch der Staatsbürger nach Erwerb von Grundkenntnissen in der russischen Sprache wenden?

Mit der Affäre des Buchdruckers und -händlers Dreyssig aus Halle im März 1813 erfolgte eine Wende in der Zensurpolitik der westphälischen Polizei gegenüber den russischen Sprachlehrbüchern. Das Dilemma der Staatsführung, die diese zunächst geduldet hatte, wurde behoben, als Dreyssig eine Neuauflage eines ‘Dolmetschers’ auf den Markt brachte, die für die Polizei zur Quelle des Anstoßes wurde und zum Verbot der russischen Lehrbücher führte. Wie es zu dieser Wende in der Zensurpolitik kam, möchte ich durch eine eingehende Untersuchung der Affäre Dreyssig im Folgenden rekonstruieren.

Zeit der Duldung der ‘Russischen Dolmetscher’ oder obrigkeitliche Diskussion über ihre Funktion und Wirkung

Im Februar 1813 wurden die ‘Dolmetscher’ erstmalig in der Korrespondenz des Polizeichefs Bongars erwähnt. Ein Bericht von Moisez, dem Generalpolizeikommissar in Halberstadt lieferte folgende Auskunft: [...] *dépuis quelques jours, on a imprimé, vendu & colporté, dans toute l'étendue de mon arrondissement, les petits ouvrages designés dans la feuille cy jointe, a des Prix exorbitans. & quoique ces ouvrages ne contiennent rien, qui soit contraire aux loix & reglemens de police, par eux mêmes, ils me paroissent, pourtant nuisibles, dans ce moment à la tranquillité publique, par le fait: leur libre circulation, sembleroit confirmer les*

[...] gens [...] dans la crainte qu'ils ont déjà trop, que les russes vont envahir l'Allemagne & notre territoire.⁵

Seinem Schreiben legte Moizez das genannte Verzeichnis bei, das als Inserat einer zeitgenössischen Zeitung entnommen wurde:

Verzeichniß von Friedrich Christoph Dreysigs ganz neuen russischen Verlagsbüchern.

1. *Das kleine russisch-französisch-deutsche A B C Buch mit illuminirten Kupfern* 6 Gr.

2. *Großes A B C- und Lesebuch in russischer und deutscher Sprache mit vielen illuminirten Bildern* 4 Gr.

3. *Der kleine russisch-deutsche Dollmetscher* 2 Gr.

4. *Der große Dolmetscher, deutsch, französisch und russisch, mit Aussprache* 6 Gr.

5. *Kleines Wörterbuch, russisch, französisch und deutsch* 4 Gr.

6. *Russisch-deutscher Wand-Anschlag für Gastwirthe, Kaffeehäuser, Billard- und Tanzsäle* 2 Gr.

7. *Russische Vorschriften zum Schönschreiben* 4 Gr.

8. *Russischer Kriegsschauplatz und Einmärsche in Deutschland* 4 Gr.

Alle diese Schriften hat der Herr Buchhändler Cnobloch für den Buchhandel in Leipzig in Kommission erhalten und nimmt Bestellungen darauf an [...].

Leben und leben lassen!

*Dreyssig, Buchdrucker in Russischen, Deutschen, Französischen, Lateinischen u. Tabellen-Arbeiten.*⁶

Zum Schluss dieser Anzeige deutet *Leben und leben lassen!* darauf hin, dass der Buchdrucker das offizielle Plazet, das ihm den Verkauf dieser Bücher erlaubte, erhalten hatte.⁷ Zu diesem Zeitpunkt standen die Werke von Dreyssig tatsächlich noch nicht unter Zensur, und Bongars, der Polizeichef, reagierte vorsichtig auf die besorgte Meldung von Moizez: [j']*approuve que vous ayez fixé mon attention [...] sur quelques ouvrages elementaires de la langue russe [...]. Comme ces ouvrages ne contiennent rien qui puisse influer sur l'esprit public; je suis d'avis qu'il seroit*

⁵ Russische Nationalbibliothek (im Folgenden abgekürzt RNB) St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7993: Schreiben vom 2.2.1813, N° 549 P.S., von Moizez (Halberstadt), Generalpolizeikommissar, an Bongars (Kassel).

⁶ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7994: Zeitungsausschnitt. Die Anzeige gibt einschlägige Auskunft über die Buchproduktion Dreyssigs: er bot eine Vielzahl von zwei- bis dreisprachigen Büchern an, die zum Erlernen der russischen Sprache gedacht waren. Manche Titel zeugen von der alltagsnahen Verwendung (Nr. 6). Andere weisen auf das Interesse für den Krieg hin (Nr. 8).

⁷ Vgl. Roger Chartier, *Lesewelten: Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1990, S. 44.

*impolitique de les prohiber; cette mesure serviroit seulement à leur donner de la valeur, et à persuader le public que le Gouvernement craint réellement l'approche des Russes puisqu'il fait tous ses efforts pour en dissuader.*⁸

Dem Polizeichef war offensichtlich bewusst, dass die westphälische Sprach- und Zensurpolitik die Meinungsbildung nicht nur im Sinne des Staates beeinflussen sollte, sondern dass eine voreilige Zensurmaßnahme unerwünschte Reaktionen der Westphalen hervorrufen könnte. Dennoch schritt Bongars letztendlich zur Zensur. Aber bevor die Hintergründe dieser Wende erläutert werden, sollen einige Merkmale der Gattung der 'Russischen Dolmetscher' aus dem Quellenmaterial ermittelt werden.

Charakteristische Angaben zu den 'Russischen Dolmetschern' aus den Polizeiberichten

In der Akte der Affäre Dreyssig werden die 'Dolmetscher' unterschiedlich benannt: mal heißen sie *truchemens*, *buchmanns*, *vocabulaires russes* und mal *Wörterbücher*, *Sprachlehrer*, *Sprachanleitungen* oder auch *russische Machwerke*.⁹ Sie werden im Quellenmaterial mit *collection de mots et de phrases russes pour pouvoir se faire entendre à cette nation* beschrieben, oder [ils] *ne sont pas assez complets pour pouvoir baser sur eux l'étude de la langue russe et [...] ils ne sont redigés que pour un usage momentané*.¹⁰

Über die Gattung der 'Dolmetscher' berichteten Polizeibeamte aus allen Teilen des Königreichs und vermittelten den Eindruck als habe diese Buchproduktion keine sehr alte Geschichte: *On ne connoissoit pas ces interprètes avant 1805 mais lorsqu'à cet époque dans les mois de Novembre et de Decembre les Russes occuperent l'ancien pays d'hannovre on en imprimait une grande quantité à Lune-*

⁸ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., N° 13850: Schreiben vom 14.2.1813, N° 350, von Bongars (Kassel) an Moizez (Halberstadt), Generalpolizeikommissar.

⁹ Vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., N° 13850, Schreiben vom 3.4.1813, N° 853, von Bongars (Kassel) an Grahn und Frömbling (Hannover), Polizeikommissare; vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., N° 13850: Schreiben vom 7.3.1813, N° 580, von Bongars an den Unterpräfekten Piautaz (Halle); vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7967: Schreiben vom 11.3.1813, N° 1490, von Mercier (Kassel), Polizeipräfekt, an Bongars (Kassel); vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7956: Durchsuchungsprotokoll vom 6.4.1813 von Frömbling (Hannover), Polizeikommissar; vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7976: Schreiben vom 3.2.1813, N° 16, vom Maire (Halle) an den Unterpräfekten Piautaz (Halle); vgl. Geheimes Staatsarchiv (im Folgenden abgekürzt GSta) Berlin, V HA, Rep. II., Abt. I., N° 24: Protokoll der Durchsuchung bei Dreyssig (Halle) vom 13.3.1813.

¹⁰ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7995: Schreiben vom 3.2.1813, P.S. N° 70, von Mertens (Göttingen), Generalpolizeikommissar, an Bongars (Kassel).

*bourg, à Celle, à Hannover et à plusieurs autres villes.*¹¹ Diese Tradition reichte allerdings im Bezug auf andere Sprachen weiter zurück: *zu der Zeit, als französische und italiänische Truppen ein Land deutscher Zunge irgendwo betreten hatten, sogleich [seien] französische und italiänische Dollmetscher gebracht [worden].*¹² Im Jahre 1813 kam es offenbar zu einer intensiven Wiederbelebung dieser Tradition. Im Übrigen wären die ‘Dolmetscher’ von Dreyssig *nicht die einzigen [...], die verkauft würden, sondern daß es deren im Gegentheil eine große Menge alter und neuer gebe.*¹³

Verbreitungswege

Die ‘Dolmetscher’ wurden in erster Linie über drei Wege verbreitet: Buchhandlungen, Kolportage und Buchversand aus dem Ausland.¹⁴ Dreyssig hatte selbst eine Leipziger Niederlassung und produzierte mehrere Auflagen seiner russischen Lehrwerke im Auftrag von dortigen Buchhändlerkollegen.¹⁵ Zu seiner Rechtfertigung führte er bei seiner Festnahme an: *[...] Nachdem er nun gehöret und sich überzeugete habe, dass dergleichen russische Dollmetscher in neueren Zeiten in Berlin in Leipzig in ganz Sachsen in Halberstadt in Quedlinburg und an anderen Orten gedruckt und fast in allen Buchhändlungen dergleichen zum Verkauf ausgebothen würden, sei er selbst zum Entschluss gekommen, welche zu verlegen.*¹⁶ Neben den genannten Städten gehörte auch Hannover zu den wichtigsten Absatzmärkte für ‘Russische Dolmetscher’. Die bisherigen Ausführungen lassen ein Phänomen von breitem Ausmaß vermuten.

Adressaten und Lesepublikum

Als Käufer und Leser dieser Lehrwerke werden in den Polizeiberichten mit Besorgnis die Unterschichten sowie die Landbevölkerung genannt: *[... Der] ungebildete Theil des Volks, [... die] unteren Volksklassen [sind es...] Wirklich haben die Landleute wie ich höre sich reichlich mit dergl. Dollmetscher versehen und es [ist] nicht zu zweifeln, daß die Unterhaltungen die dadurch veranlaßt worden sind, die furcht vermehret u. unzeitige Besorgniße verbreitet haben.* [Es ist bedau-

¹¹ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7995 (Anm. 10).

¹² RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7976 (Anm. 9).

¹³ Ebd.

¹⁴ Vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7993 (Anm. 5).

¹⁵ Die Logistik des Buchhandels sah durchaus die Hin- und Herversendung von Büchern vor. So wurden ‘Dolmetscher’ von Dreyssig von Halle nach Leipzig gesandt, um schließlich nach Halle zurückbestellt zu werden. Vgl. GSta Berlin, V HA, Rep. II., Abt. I., N° 24, fol. 5.

¹⁶ GSta Berlin, V HA, Rep. II., Abt. I., N° 24: Protokoll der Durchsuchung bei Dreyssig (Halle) vom 13.3.1813.

erlich, dass die...] *Aufmerksamkeit des ungebildeten Volkshaufens durch unpassende Bücher und Bilder auf eine unschikliche Weise fixiret werde.*¹⁷ Sicherlich sollte eine solche Aussage mit Vorsicht ausgelegt werden. Unterschwellig lässt sich hier der lang tradierte frühneuzeitliche Diskurs über den unmündigen, schreckhaften und rückständigen Bauern erkennen, der sich zudem von listigen antinapoleonischen Agitatoren manipulieren ließ.¹⁸

Als weitere Abnehmer der 'Dolmetscher' werden in einem anderen Bericht *selbst die französischen Militärs[, die] diese Russischen Dollmetschers häufig kauften,* erwähnt.¹⁹ Auch im Fall der Soldaten ist Quellenkritik angebracht, denn die französischen Militärs vor die westphälischen Käufer der 'Dolmetscher' zu stellen, bildete möglicherweise ein entlastendes Moment für die Westphalen: Das Quellenzitat könnte impliziert haben wollen, dass es für die Allgemeinheit legitim war, 'Dolmetscher' zu besorgen, wenn die Soldaten, also diejenigen, die am besten einschätzen konnten, wie bald der 'Sprachkontakt' mit den Russen nötig wurde, sich bereits diese Hilfsmittel kauften.²⁰ Die zum Teil dreisprachige Buchproduktion der 'Dolmetscher', die offenbar gleichermaßen Deutsch- und Französischsprachigen zur Verfügung stehen sollten, unterstützt allerdings die Angabe der französischen Soldaten als Käufer.

Zieht man weitere Polizeiberichte heran, so scheinen die 'Dolmetscher' nicht nur auf dem Land, sondern auch in den Städten verbreitet gewesen zu sein. Die Unterschiede zwischen städtischen Bewohnern und Landbewohnern lagen wahrscheinlich eher in den Rezeptionsmöglichkeiten als in der Verbreitung der Sprach-

¹⁷ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7977: Schreiben vom Februar 1813, N° 71, von Piautaz (Halle), Unterpräfekten, an den Präfekten im Saaledepartement.

¹⁸ Vgl. Claudia Ulbrich, Shulamit und Margarete. Macht, Geschlecht und Religion in einer ländlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, Wien 1999 (Aschkenas Beiheft, 4), S. 175.

¹⁹ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7956 (Anm. 9).

²⁰ Auch in anderen Situationen zeigen die Generalpolizeikommissare zumindest Bemühungen, ihre Rolle als Vormund der ihnen anvertrauten Staatsbürger vor Ort zu spielen und sie gelegentlich auch vor Repressionen der vorgesetzten Instanz zu schützen. Vgl. Michaela Hohkamp, Herrschaft in der Herrschaft. Die vorderösterreichische Obervogtei Triberg von 1737 bis 1780, Göttingen 1998, passim. Dieses Merkmal von Herrschaftspraxis lässt sich in der Akte der Affäre Dreyssig auch an einer anderen Stelle deutlich erkennen: Der Maire von Halle tadelte Dreyssig und nahm ihn gleichzeitig in Schutz vor dem Zorn des Unterpräfekten Piautaz; der gleiche Piautaz tadelte Dreyssig und den Maire und nahm Dreyssig wenig später wiederum in Schutz vor dem Zorn des Polizeichefs Bongars. Vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7976 (Anm. 9); vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7975: Schreiben vom 2.2.1813 von Piautaz (Halle), Unterpräfekten, an den Maire (Halle); vgl. GSta Berlin, V HA, Rep. II., Abt. I., N° 24: Schreiben vom 13.3.1813, N° 709, von Piautaz (Halle), Unterpräfekten, an Bongars (Kassel).

lehrbücher. Über eine Anzeige in der lokalen Zeitung schreibt ein Polizeibeamter aus Göttingen: *Ici [...] on rit de cette annonce, mais je doute que les personnes du plat pays qui n'en connaissent pas le gaillard auteur en rirent également, je crois plutôt qu'une telle annonce [...] doit décourager et égarer les esprits faibles, parce que nécessairement ils doivent croire que l'autorité qui fait rédiger cette feuille est persuadée que le public en aura besoin, qu'ainsi les Russes vont occuper le pays, attendu que c'est le seul cas où une telle brochure peut-être de quelque utilité.*²¹ Die Städter belustigte die Anzeige, während die Landbewohner sie ernst nahmen. Auch hier weist der Bericht möglicherweise einen Schutzcharakter für die Göttinger auf und bedient sich des frühneuzeitlichen Diskurses über die 'dummen' Bauern. Jedenfalls, schenkt man dem Göttinger Polizeibeamten Glauben, erkannten die Städter in der Werbung für die 'Dolmetscher' eher die politische Botschaft, während die Landbewohner diese zweite kommunikative Ebene nicht wahrnahmen und sich verunsichern ließen. Durch die von den Sprachlehrbüchern ausgelösten politischen Gespräche avancierte die Gattung der 'Dolmetscher' gelegentlich auch bei der Landbevölkerung zu einem politischen Medium.²²

Es ist sicherlich problematisch, von der umfangreichen Anzeigenpraxis oder von den alarmierenden und dramatisierenden Berichten der Polizeibeamten auf die tatsächliche Nachfrage, das Lesepublikum und seine Erwartungen und Leseweisen zu schließen. Zahlreiche Wiederauflagen eines Titels lassen jedoch Rückschlüsse auf den Umfang der Buchproduktion und ihre Annahme zu.²³ Die bereits

²¹ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7995 (Anm. 10).

²² Dass die Kosaken auf dem Land gefürchteter waren, liegt nah, bedenkt man, dass sich durch die niedrigere Bevölkerungsdichte die Last der Einquartierungen usw. auf wenige verteilte.

²³ Dass nur wenige Auflagen noch in deutschen Bibliotheken vorhanden sind, kann darauf hindeuten, dass die 'Dolmetscher' eher zum Besitz von Bauern, der Landbevölkerung und Unterschichten gehörten, und deswegen seltener erhalten blieben, als wenn sie vornehmlich zum Inventar der Gelehrten- und Gebildetenbibliotheken gehört hätten. Eine Erhebung der Kataloge der Leipziger und Frankfurter Buchmessen für die Jahre 1812 und 1813 ergibt insgesamt 19 'Russische Dolmetscher' oder Handwörterbücher. Auffällig ist, dass die Angaben wenig mit denjenigen aus den westphälischen Polizeiberichten oder aus den Beständen der deutschen Bibliotheken überlappen. Vgl. Allgemeines Verzeichnis der Bücher, welche von Ostern bis Michaelis von Michaelis bis Ostern neu gedruckt oder aufgelegt worden sind, Leipzig 1760-1850. Diese Unstimmigkeit zwischen den Angaben aus den Buchmessen und dem Quellenmaterial erklärt sich aus der von R. Siegert angegebenen Unvollständigkeit der Messekataloge für das napoleonische Zeitalter. Vgl. Reinhart Siegert, Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolph Zacharias Becker und seinem 'Noth- und Hülfbüchlein', Mit einer Bibliographie zum Gesamthema, Frankfurt a.M. 1978 (Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd. 19), Sp. 566-1347, Sp. 832f. Insgesamt konnte ich bisher ca. 40 verschiedene 'Russische Dolmetscher' und Handwörterbücher, die zum Selbststudium bestimmt waren, für die Zeit 1812-1813 ermitteln, wobei manche Titel mit ihrer Auflagenzahl auf frühere Auflagen hinweisen, die nicht mehr mitgerechnet wurden.

erwähnte Dreisprachigkeit mancher Ausgaben der ‘Dolmetscher’ bedeutete durch die Vergrößerung des potentiellen Leserkreises wahrscheinlich einen ökonomischen Vorteil für die Verleger. Dies trägt zum Bild der ‘Dolmetscher’ als Medium mit umfangreichem Leserkreis bei. Eine nicht unbedeutende Angabe zum Buchmarkt und zur angeregten Nachfrage liefert zudem ein Polizeibericht, der sich über die übersteuerten Absatzpreise der ‘Dolmetscher’ äußerte.²⁴ Die angewandten Verlegerstrategien zur preiswerten Produktion spiegelten sich offenbar kaum in den Verkaufspreisen wider. Allerdings ist anzumerken, dass die ‘Dolmetscher’ in ihrem Umfang sehr unterschiedlich waren, so dass vermutlich für jedes Budget eine Fassung zur Verfügung stand.

Als Anhaltspunkt kann die Zahl der Exemplare, die bei einer Durchsichtung aller Buchhandlungen und -druckereien in Halle am 16. März 1813 beschlagnahmt wurden, dienen. Insgesamt wurden elf Buch- und Kunsthandlungen durchsucht. Die Anzahl der beschlagnahmten ‘Russischen Dolmetscher’ und Wörterbücher belief sich auf ca. 425 Exemplare. Andere Werke über die Russen (Bildnisse, Soldatendarstellungen u.ä.) wurden in ca. 233 Exemplaren aufgefunden. Die Buchdrucker gaben außerdem an, bereits mehrere Auflagen abgesetzt zu haben: bei Dietlein eine Auflage, bei Dreyssig eine erste Auflage in Höhe von 800 Stück, eine zweite Auflage in Höhe von 1 000 Stück und eine dritte Auflage in Höhe von ca. 600 Stück, alle im Jahre 1813.²⁵ Für Halle, eine Stadt von 18 000 Einwohnern, sind diese Produktionszahlen beachtlich.²⁶

²⁴ Vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7993 (Anm. 5).

²⁵ Vgl. GSta Berlin, VHA, Rep. II., Abt. I., N° 24: die Verfolgung des Buchhändlers Dreissig in Halle, Beschlagnahme Russischer Bücher und Lieder im Saaledepartement etc., 1813. Die Angaben der Buchdrucker über bereits verkaufte Bücher sind jedoch schwer nachprüfbar und vermutlich im eigenen Interesse eher untertrieben. Dafür spricht, dass Dreyssig zu diesem Zeitpunkt bereits bei der 6. Auflage seines ‘Dolmetschers’ war und nur drei nannte.

²⁶ Vgl. Charles Joseph Bail, *Statistique générale des provinces composant le royaume de Westphalie dans l'ordre où elles subsistaient au 1er oct. 1807 avec l'indication de la n^{ve}lle division départementale, [...] rédigé sur les notes et renseignements inédits fournis par les autorités administratives*, Goettingue 1809, Anhang A.

Über Halle als erwiesenes Zentrum der slawischen Sprachen und der Russlandbeziehungen seit dem späten 17. Jh.: Vgl. Eduard Winter, *Halle als Ausgangspunkt der deutschen Rußlandkunde im 18. Jahrhundert*, Berlin 1953, passim; vgl. Eduard Winter, *Die Pflege der west- und südslawischen Sprachen in Halle im 18. Jahrhundert: Beiträge zur Geschichte des bürgerlichen Nationwerdens der west- und südslawischen Völker*, Berlin 1954, passim; vgl. Andrea Huterer, *Die Wortbildungslehre in der Anweisung zur Erlernung der Slavonisch-Rußischen Sprache (1705-1729) von Johann Werner Paus*, München 2001 (*Slavistische Beiträge*, Bd. 408), hier S. 20ff.; vgl. Maritta Schmücker-Breloer (Hg.), *Grammatica Russica Hamburgensis. Kommentierte Edition der Handschrift Cod. Slav. 9 der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg*, Köln 2001 (*Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte NF. Reihe B*, Bd. 17), hier S. 12,

Weitere 'Russische Dolmetscher' aus dem Jahre 1813 zur Dialogisierung

Um die Rezeptionsgeschichte der 'Dolmetscher' einzuschätzen, liegt die Frage nach der Buchproduktion der Verleger sowie nach den Inhalten der 'Dolmetscher' nahe.²⁷ Exemplarisch sollen hier drei Titel in knappen Zügen präsentiert werden, die richtungweisend Auskunft über Zweck und Adressaten der 'Dolmetscher' geben.

Beim 'Neuen Russischen Dolmetscher oder Sammlung der gebräuchlichsten russischen Wörter und Redensarten nach der Aussprache aufgesetzt, wodurch ein Jeder sich einem Russen verständigen kann. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Jedermann' stellt allein der Titel schon ein Programm dar.²⁸ Das Taschenformat trägt ebenfalls dazu bei, Ziel und Adressaten der Buchproduktion abzuschätzen.²⁹ Der Titel verrät die Dynamik, die hinter den 'Dolmetschern' stand: wie konnte 'Jedermann', ohne Russisch zu verstehen, mit den nahenden russischen Truppen auskommen. Es ging offenbar darum, in der Not ein Minimum an russischer Sprache nachzuahmen, um die Kosaken friedvoll zu stimmen.

Insbesondere die Vorworte zu den 'Dolmetschern' machen eindeutige Angaben zur beabsichtigten Funktion der Gattung.³⁰ Das Vorwort zu diesem ersten Ti-

20f.; Die erste russische Druckerei Deutschlands wird von Schmücker-Breloer für Halle für das Ende des 17. Jh. belegt. Vgl. Schmücker-Breloer, S. 21f.

²⁷ Mit den im Folgenden bei der Quelleninterpretation gewählten Verfahren der Dialogisierung, Rekonstruktion und Kontextualisierung erfolgt eine Anlehnung an Ansatz und Methode der Mikrogeschichte. Vgl. Hans Medick, *Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikro-Historie im Blickfeld der Kulturanthropologie*, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte, Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, S. 94-109, hier S. 97ff.

²⁸ *Neuer Russischer Dolmetscher oder Sammlung der gebräuchlichsten russischen Wörter und Redensarten nach der Aussprache aufgesetzt, wodurch ein Jeder sich einem Russen verständigen kann. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Jedermann*, 4., verm. Aufl., Quedlinburg (Basse) 1813. Diese Ausgabe ist 48 S. stark und kostete 3 Groschen. Auffällig ist, dass dieser 'Dolmetscher', wie im Übrigen andere auch, den Titel des Erfolgsbuchs Rudolf Zacharias Beckers, 'Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute, oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim', (Gotha/Leipzig 1788-1798), aufgreift. Das 'Noth- und Hülfsbüchlein' Beckers, ein Ratgeber und Selbsthilfebuch für Bauern in Notfällen, das im 18. Jh. auch als Schulbuch Karriere machte, gilt eindeutig als volksaufklärerisches Werk. Ein Vergleich der 'Dolmetscher' mit diesem Werk würde möglicherweise interessante Schlüsse über die Produzenten und die Adressaten der 'Dolmetscher', sowie über formale Verbindungselemente beider Gattungen mit sich bringen. Vgl. R. Siegert (Anm. 23) *passim*.

²⁹ Vgl. R. Chartier (Anm. 7) S. 35.

³⁰ Quellenkritisch kann hier allerdings angeführt werden, dass die Vorworte nicht nur Gebrauchsanleitungen sind, sie weisen auch auf eine bestimmte Sprachlehrschule hin. Am Anfang des 19. Jh. konkurrierte die induktiv-analytische oder konversationelle Methode mit der sich ab Ende des 18. Jh. entwickelnden und im 19. Jh. dominierenden Grammatik-Übersetzungs-Methode. Vgl. Herbert Christ, *Zur Geschichte des Franzö-*

tel teilt mit: *Der Zweck dieses Büchleins ist, dem Bürger und Landmann einen Leitfaden zur Erlernung der russischen Sprache zu geben. Die Erfahrung hat gelehrt, dass der Russe gleich freundlicher und demüthiger, so wohl gegen Freund als Feind wird, wenn man ihn in seiner Sprache anredet [...]. Also durch diese Kleinigkeit können viele Unannehmlichkeiten zwischen den Kriegern und den Landeseinwohnern vermieden werden [...].*

Beim Durchblättern dieses Exemplars fällt auf, dass ‘Jedermann’ lediglich mit einer Korrespondenztabelle von deutschen Wörtern mit ihren russischen Entsprechungen in lateinischer Umschrift und ganz ohne Grammatik Russisch sprechen lernen sollte. In einem ersten Teil sind Fragen aus wechselnder Perspektive zwischen dem Soldaten auf der einen Seite und dem Wirt oder dem Bauer auf der anderen Seite zusammengestellt. Die Fragen zeigen an, dass es um die Versorgung und Beherbergung der Militärs sowie ihrer Pferde ging. Neben Ess- und Trinkbedürfnissen sollte der Soldat auch zum Schlaf kommen: Ein *Zieh mich aus, Bauer, Wirth* macht dies deutlich.³¹ Den üblichen Gruß-, Anrede-, Dank- und Abschiedsformeln steht bei missglückter Kommunikation ebenfalls ein *Geh zum Teufel* gegenüber.³²

Die Betonung im Vorwort, dass sich dieser ‘Dolmetscher’ an Freunde und Feinde der Russen wende, schränkt die Aussage ein, dass die deutschsprachigen Käufer der ‘Dolmetscher’ diese allein aus Angst erwarben. Die klare Trennung zwischen Freunden und Feinden der Russen im Vorwort bestätigt wiederum auch, dass die ‘Dolmetscher’ einen antinapoleonischen Charakter verbargen.

Beim zweiten Beispiel, dem ‘Russischen Dolmetscher’ von Kästner und Kralitzky, fällt die Dreisprachigkeit des Buches gleich im Titel auf. Außerdem ist er umfangreicher als der vorige ‘Dolmetscher’, verfügt über ein Inhaltsverzeichnis und ist auch besser thematisch sortiert.³³ Dieser ‘Dolmetscher’ führt eine gesonderte Anleitung für die Aussprache. Auch hier gibt es Abschnitte zum Menschen und seinen Grundbedürfnissen, zum Pferd und zu Krankheiten. Zusätzlich führt ein Abschnitt ‘Vom Kriege’ in die Hierarchie des Militärs ein. Unter den ‘Redensarten’, die den letzten Abschnitt bilden, fanden die Nutzer – namentlich der

sischunterrichts und der Französischlehrer, in: Anneliese Mannzmann (Hg.), *Geschichte der Unterrichtsfächer*, 3 Bde., I. Deutsch, Englisch, Französisch, Russisch, Latein, Griechisch, Musik, Kunst, München 1983, S. 94-117, hier S. 105; vgl. Franz-Rudolf Weller, *Französischunterricht in Deutschland am Vorabend der Französischen Revolution*. Herbert Christ zum 60. Geburtstag, in: *Die Neueren Sprachen* 88/6 (1989), S. 620-648, hier S. 626, 628f., 631, 634f.

³¹ Vgl. *Neuer Russischer Dolmetscher* (Anm. 28) S. 6-10, hier S. 8.

³² Vgl. *Neuer Russischer Dolmetscher* (Anm. 28) S. 6.

³³ Vgl. *Russischer Dolmetscher* von Kästner und Kralitzky, zweyte verbesserte Ausgabe / *Interprète Russien par Kaestner et Kralitzky, seconde édition corrigée / НЪМЕЦКІЙ и ФРАНЦУЗСКІЙ ПЕРЕВОДЧИКЪ*. Изданіе второе поправленное, Leipzig (Gerhard Fleischer d. J.) 1813. Das Buch ist 58 Seiten lang.

Wirt und der Kosak – Gesprächsanleitungen, um eine Unterhaltung zu führen.³⁴ Die simulierten Gespräche sollten offenbar dem Bedürfnis seiner Benutzer nach Dialogen entgegenkommen. *Sprechen Sie russisch, deutsch, französisch, englisch, italienisch?* konnte als Frage außerdem durchaus weiterhelfen, um das Gespräch aus dem engen Rahmen der vorgefertigten Fragen und Antworten des ‘Dolmetschers’ hinauszuführen.³⁵ Auch sollte der ‘Dolmetscher’ dazu dienen, sich in Raum und Zeit zu orientieren und notfalls seinen Weg wiederzufinden. Dieser ‘Dolmetscher’ endet im guten Einvernehmen mit Abschiedsformeln wie *Leben Sie wohl!*³⁶

Das letzte berücksichtigte Exemplar eines ‘Dolmetschers’ hat den Anspruch, sich mit der Notwendigkeit zum verbalen Austausch der Zeitgenossen in einer ganz anderen Form auseinander zu setzen. Schon der Titel bekundet, ein ‘Hand- und Hilfsbuch für Deutsche und Russen um sich gegenseitig verständlich zu machen’ zu bieten. Während die beiden oben besprochenen ‘Dolmetscher’ nur deutsch-russische Vokabellisten enthalten, bietet dieser auch einen russisch-deutschen Teil. Die sogenannte *Vorerinnerung* erläutert die Intention des Herausgebers und liefert zugleich eine Gebrauchsanleitung: *Man wird leicht begreifen, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, einen für alle Fälle brauchbaren Dolmetscher in irgend einer Sprache zu schreiben. Die mehresten Schriften dieser Art [...] verfehlten daher ihren Zweck durchaus. Gewöhnlich enthalten sie viele Gespräche, welche deswegen selten anwendbar sind, weil die Antwort oft anders ausfällt, als sie im Buche steht, so daß diese Art von Unterhaltung dem Gaste, wie dem Wirthe, nothwendig lästig fallen muß. Das leichteste Mittel, sich im Nothfall dem Russen verständlich zu machen, welcher der deutschen Sprache unkundig ist, und von ihm wiederum verstanden zu werden, ist daher ein doppeltes Verzeichniß der nöthigsten Worte in alphabetischer Ordnung, [...]. Verlangt oder sagt daher der Russe etwas, so darf man nur das Wort [...] aufsuchen [...]. Versteht der Russe das Lesen, so kann er sich dann [...] das Wort selbst aufsuchen. Will man aber dem Russen etwas sagen, so wird man [...] nicht leicht [...] vergeblich suchen, und auch von dem Russen verstanden zu werden. Für die Bequartierten nöthigsten Fragen und Redensarten ist im Vorausgeschickten gehörig gesorgt, [...] so folgen zugleich die nöthigen Winke darüber, welche unstreitig Jedem, unter gegenwärtigen Umständen, höchst willkommen seyn werden.*³⁷

³⁴ Vgl. Kästner (Anm. 33) S. 39-58.

³⁵ Kästner (Anm. 33) S. 41. Mitleid, Verwunderung, Wünsche auszudrücken wurde durch eigene Abschnitte ermöglicht. Vgl. ebd., S. 44-45.

³⁶ Kästner (Anm. 33) S. 58.

³⁷ Christian Gottfried Heinrich Geißler, *Rossijskij perebodcik. Hand- und Hilfsbuch für Deutsche und Russen, um sich gegenseitig verständlich zu machen, welches alle nöthigen Redensarten und einem Russisch-Deutschen u. Deutsch-Russischen Wörterbuch nebst beygefügter Aussprache enth.*, Leipzig (Hinrichs) 1813, hier *Vorerinnerung*.

Der Autor äußert sich abwertend gegenüber den anderen russischen Lehrwerken, die den Benutzern Gespräche anbieten und legt den Schwerpunkt auf alphabetisch geordnete Wörterlisten, die gemeinsam mit 'dem Russen' verwendet werden können. Der erste Teil soll allerdings vor allen Dingen denjenigen helfen, die Russen bei sich aufnehmen. Unter den vielen Fragen dieses anwendungsbezogenen Teils lässt sich auch hier ein Fragenkomplex erkennen, der der Gastfreundlichkeit gegenüber den Russen sowie ihrer Verpflegung und Beherbergung gewidmet ist. Ein weiterer Fragenkomplex bezeugt eindeutig, dass die Gastgeber daran interessiert waren, von den bei ihnen Einquartierten fehlende Informationen über den Kriegsschauplatz zu erhalten. Die 'Dolmetscher' hatten demnach eine doppelte Rolle zu spielen: einerseits sollten sie zum friedlichen Auskommen mit den russischen Soldaten beitragen. Andererseits sollten sie helfen, Informationen über das Kriegsgeschehen zu gewinnen. Die 'Dolmetscher' erlangten einen entscheidenden Stellenwert in der eigenmächtigen Informationsermittlung der Westphalen.³⁸

Die 'Dolmetscher' unterschieden sich von anderen Sprachlehrbüchern, da sie nicht für den konventionellen Sprachunterricht, sondern für den schnellen und leichten Erwerb einiger Wörter zum Privatgebrauch gedacht waren. Die meisten 'Dolmetscher' waren eher mangelhafte Sprachlehrbücher. Es fragt sich, ob diese Werke überhaupt zum Selbststudium der russischen Sprache genügten. Dennoch zeugt die Bezeichnung 'Dolmetscher' von ihrem dialogischen und vermittelnden Charakter. Die Metapher leistete eine Vermenschlichung der Gattung, und mittels der Versinnbildlichung wurde der Ersatz für einen Dolmetscher angeboten sowie die Benutzerfreundlichkeit demonstriert.

Vorläufer der 'Dolmetscher': Dialogisierung mit früheren Werken aus angrenzenden Gattungen

Für die Zeit der napoleonischen Expansion in Europa lässt sich eine erste Welle 'Russischer Dolmetscher' um das Jahr 1805 nachweisen. England hatte 1804 mit Zar Alexander I. eine neue Koalition gegen Frankreich geschlossen, und im Rahmen des dritten Koalitionskriegs gegen Napoleon kämpften Russen 1805 im Kurfürstentum Hannover, das im Anschluss an Preußen zurückfiel.

³⁸ Ein genaueres Studium der 'Dolmetscher' unter kulturgeschichtlichem Aspekt könnte sich lohnen. Als historische Quelle geben sie Auskunft darüber, was man als eine gelungene Kommunikation bei der ersten Begegnung mit ausländischen Truppen als wesentlich erachtete. Sie könnten Einblicke in Fremdbilderkonstruktionen und in die deutsch-russische Verständigungspraxis ermöglichen. So findet die Religion der Russen in den 'Dolmetschern' Erwähnung. Ferner könnten die Inhalte der 'Dolmetscher' Aussagen über die kulturellen Bedeutungsnetze der Westphalen erlauben und darüber, was diese für notwendig hielten, im Kontakt mit den Russen zu besprechen.

Es ergeben sich zwei Kriterien, um nach Vorläufern der ‘Dolmetscher’ in früheren Jahrhunderten zu suchen: entweder konzentriert man sich auf die Funktion, das Sprachlehrbuch, und hält ebenfalls nach Wörterbüchern und Grammatiken Ausschau, wobei die ‘Dolmetscher’ aus der Zeit 1805 bis 1813 eindeutig ein Minimum bzw. fast keine grammatikalische Basis boten, oder aber man orientiert sich an der Bezeichnung ‘Dolmetscher’.

Für den ersten Traditionsstrang hat die linguistische Forschung ermittelt, dass die ersten Sprachlehrbücher, insbesondere für die französische Sprache, auf das 13. bis 14. Jahrhundert zurückgehen.³⁹ Was die russische Sprache angeht, so ist ein erstes russisch-französisches Gesprächsbuch, genannt ‘Dictionnaire Moscovite’ von Jean Sauvage für das Jahr 1586 überliefert, während ein erstes russisch-deutsches Gesprächsbuch von Tönnies Fenne, ‘Vocabularium Rossico-Germanicum’, auf das Jahr 1607 datiert ist.⁴⁰ Für den deutschen Sprachraum sind außerdem einige wenige Sprachlehren sowie zwei bis drei handschriftliche Grammatiken für das 17. und das 18. Jahrhundert ausfindig zu machen. Diese Lehrwerke waren allerdings ausschließlich für den gebildeten Benutzer gedacht.⁴¹

Die ersten russischen Grammatiken und Lehrwerke waren nur in wenigen Exemplaren vorhanden, in krassem Gegensatz zu den in hoher Zahl aufgelegten ‘Dolmetschern’ des Jahres 1813. Bei einem Vergleich fällt der rasante Anstieg der Auflagen auf, der die Lehrbücher als eine Art Massengut erscheinen lässt.

Beschränkt man sich auf die Bezeichnung ‘Dolmetscher’ im Titel von gedruckten Werken, so ergibt eine vorläufige bibliographische Recherche als älteste ‘Dolmetscher’ zwei Druckwerke aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts: ‘Der curiose Dollmetscher für die Reisende’ bei J. D. Tauber in Nürnberg 1707 und ferner ‘Der curiose und in allen nöthigen Wissenschaften nützliche Dollmetscher’ von J.A.E. Maschenbauer im Jahre 1748 in Augsburg erschienen.⁴²

³⁹ Vgl. H. Christ (Anm. 30) S. 95.

⁴⁰ Vgl. Elisabeth Harder-Gersdorff, *Dar klingedtt geldtt: Kaufmannssprache auf russischen Märkten in der niederdeutschen Phraseologie des Tönnies Fenne (Pleskau 1607)*, in: Horst Wernicke/Nils Jörn (Hg.), *Beiträge zur hansischen Kultur-, Verfassungs- und Schiffahrtsgeschichte*, Weimar 1998, S. 81-91, passim; vgl. M. Schmücker-Breloer (Anm. 26) S. 12f.

⁴¹ Vgl. Wolfgang Busch, *Russisch – ein junges Unterrichtsfach mit alter Tradition*, in: A. Mannzmann (Anm. 30), S. 118-142, hier S. 119-121; Busch scheint die hier beschriebene Produktionswelle an ‘Dolmetschern’ nicht bekannt gewesen zu sein; vgl. Helmut Schaller, *Geschichte der Slawistik in Deutschland und in der Bundesrepublik einschließlich Berlin (West)*, in: Josef Hamm/Günther Wytzens (Hg.), *Beiträge zur Geschichte der Slawistik in nichtslawischen Ländern*, Wien 1985, S. 89-170, hier S. 91ff.; vgl. A. Huterer (Anm. 26) S. 11; vgl. M. Schmücker-Breloer (Anm. 26) passim.

⁴² *Der curiose Dollmetscher für die Reisende, welcher über neun tausend der üblichsten Wörter sowohl in teutscher als französischer Alphabets-Ordnung und nach den heutigen Stylo und Schreib-Art erkläret, Auch denen jenigen, so anfangen Französisch zu lernen / die Pronunciation oder Aussprach mit Teutschen Buchstaben, ganz deutlich weist / Le*



Abb. 1: Aus: Der curiouse Dollmetscher für die Reisende, [...], Nürnberg 1770 (München, Bayerische Staatsbibliothek)

Der ‘Dollmetscher’ von Tauber wendet sich an Frankreich- und Deutschlandreisende zum Erlernen der jeweiligen Fremdsprache, wobei aus einem Kupferblatt hervorgeht, dass vorrangig die deutschsprachigen Parisreisenden angesprochen werden sollten. Der Abbildung (Abb. 1), die dem Titelblatt dieses ‘Dolmetschers’ voransteht, ist eine zweisprachige wortspielerische *Erklärung des Kupffer-Blatts* beigefügt, aus der hervorgeht, dass die im Vordergrund erkennbare Dreiergruppe die Parisreisenden (rechts) und den Dolmetscher (links) darstellt. Daraus wird deutlich, wie wörtlich das Sinnbild des ‘Dolmetschers’ für die Gattung im Allgemeinen gedacht war.

truchement curieux pour les voyageurs, expliquant plus de neuf mille mots les plus usités, arrangés selon l’Ordre alphabetique, tant François qu’alemand, & enrichi selon le Stile & l’Ortografie d’aujourd’hui, Soigneusement composé pour ceux, qui desiront d’apprendre la Langue françoise ou l’alemande, Nürnberg (Johann Daniel Tauber) 1707.

Der ‘Dolmetscher’ von Maschenbauer gilt den Wissenschaftlern und bietet die fachspezifische deutsche Übersetzung von lateinischen Bezeichnungen und Fremdwörtern.⁴³

Bei einem Vergleich der ‘Russischen Dolmetscher’ von 1813 mit Vorläufern der Gattung fällt vor allem auf, dass die Hauptinteressenten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Reisende, Gelehrte und Kaufleute waren.⁴⁴ Auch die aufwändige Gestaltung der Titelseite der ‘Dolmetscher’-Ausgaben für die Gebildeten ist im Vergleich zur Schlichtheit der ‘Dolmetscher’ aus dem Jahre 1813 bezeichnend. Demgegenüber wiesen 1813 die hohen Auflagen, zum Teil auch die Bezeichnungen in den Titeln, ‘für jedermann’, sowie die Inhalte darauf hin, dass zwischen dem Beginn des 18. Jahrhunderts und 1813 sich offensichtlich eine Verschiebung in der sozialen Konstitution des Lesepublikums vollzogen hatte. Die Alltagsbezüge bekamen die Oberhand und der Adressatenkreis hatte sich erweitert. Diese beobachteten Adaptationen werden durch Roger Chartiers Feststellung zur Entwicklung des Buchhandels und der Informationsgesellschaft im Laufe des 18. Jahrhunderts bestätigt. Seiner Ansicht nach kann bei der Buch- und Kommunikationsforschung Transformationen einer gleichen Gattung und Verschiebungen in der sozialen Zusammensetzung des Lesepublikums als Untersuchungsschwerpunkt ein zentraler Platz eingeräumt werden.⁴⁵

II. Zensurmaßnahmen gegen die ‘Russischen Dolmetscher’: Auslöser und Begründung

Die Affäre Dreyszig oder das Einleiten von Zensurmaßnahmen gegen alle ‘Russischen Dolmetscher’

Der Wandel von der Duldung der ‘Dolmetscher’ zur Zensur und Repression vollzog sich nicht bruchartig, sondern allmählich. Eine erste Veränderung in den Anweisungen des Polizeichefs löste die Anzeige für den Titel ‘Russischer Dolmetscher oder Trucheman Russien’ von Ch. A. Lebrecht aus. Bongars antwortete auf eine besorgte Meldung des Generalpolizeikommissars Mertens, dass er zwar den Verkauf des Buches nicht verbieten wolle, um die Aufmerksamkeit der Westpha-

⁴³ Von der Funktion her stellt er das Gegenteil eines Fremdsprachenlehrbuchs dar. Möglicherweise lässt sich dieses Exemplar im Kontext der Sprachgesellschaften und in der Bewegung der Sprachreinigung verstehen. Vgl. Traugott Flamm, Eine deutsche Sprachakademie. Gründungsversuche und Ursachen des Scheiterns (von den Sprachgesellschaften des 17. Jh. bis 1945), Frankfurt a.M. 1994, passim.

⁴⁴ Zu den für Kaufleute bestimmten Sprachbüchern, vgl. Lew Kopelew, Fremdenbilder in Geschichte und Gegenwart, in: Mechthild Keller (Hg.), Russen und Russland aus deutscher Sicht. 9.-17. Jh., München 1985, S. 11-34, hier S. 20.

⁴⁵ Vgl. R. Chartier (Anm. 7) S. 11, 13.

len nicht darauf zu lenken, allerdings könne er auch nicht die Ankündigungen des Buchhändlers Dankwerts in Göttingen für diesen ‘Dolmetscher’ im Departementblatt gutheißen.⁴⁶ Der Polizeichef sah zwar zunächst von der Zensur der ‘Dolmetscher’ aus Angst vor einer überschwänglichen Aneignung des Buches durch die Bevölkerung ab. Die Werbung in den öffentlichen Blättern wurde jedoch vom 24. Februar 1813 an verboten.

Bald darauf meldete sich erneut der gleiche Mertens aus Göttingen besorgt über die Buchproduktion der ‘Dolmetscher’ bei Bongars und schrieb ihm: *Parmi les grande quantité des truchemans russes, qui depuis quelque tems sont imprimés, celui que j’ai l’honneur de joindre à la présente a du fixer mon attention à cause de la vignette qui se trouve sur la seconde feuille et à cause du surnom, que l’éditeur s’est donné, ayant signé la préface: imprimeur russe, quoiqu’il est bon bourgeois de Halle. La vignette représente un ours, l’emblème du nord, qui est au point de dévorer un serpent, l’emblème du midi, ce qui paroît devoir se rapporter au désastre qu’ont éprouvé les armées du midi. J’ai crû devoir fixer l’attention de V.E. sur ces allusions, parce que l’éditeur de cette brochure, le libraire Dreyssig à Halle est connu pour un ennemi enragé de tout ce qui se rapporte à la France. [...] J’ai retenu cette brochure, qui pourroit donner occasion à des mauvais propos et ne permettra leur débit qu’après avoir reçu les ordres de V.E.*⁴⁷

Die genannte Ausgabe des ‘Dolmetschers’ aus der Buchdruckerei Dreyssig mit der ausschlaggebenden Vignette, die als Allegorie der Niederlage der französisch-kaiserlichen Armee gegenüber der russischen gedeutet werden konnte, sollte tatsächlich eine Kehrtwendung in der Zensurpolitik der westphälischen Staatsführung auslösen.

Für die Verstellung Dreyssigs als russischer Buchdrucker lassen sich mindestens drei Erklärungen finden.⁴⁸ Erstens könnte Dreyssig den Kaufanreiz durch die vermeintlich höhere Qualität eines Werkes, das durch einen Muttersprachler verlegt wurde, anregen haben wollen. Zweitens könnte die Tarnung als Strategie gegen eine mögliche Zensurmaßnahme gedient haben – dafür spricht, dass Dreyssig zu diesem Zeitpunkt bereits vom Maire und vom Unterpräfekten in Halle eine Warnung erhalten hatte. Drittens wollte Dreyssig sich in Gestalt eines russischen Buchdruckers möglicherweise vor einer Strafe schützen, falls sein Werk die Urheberrechte eines Anderen verletzte – dagegen spricht allerdings seine ebenfalls

⁴⁶ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., N° 13850: Schreiben vom 24.2.1813, N° 459, von Bongars (Kassel) an Mertens (Göttingen), Generalpolizeikommissar.

⁴⁷ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7984: Schreiben vom 4.3.1813, N° 460, von Mertens (Göttingen), Generalpolizeikommissar, an Bongars (Kassel).

⁴⁸ Vgl. Gudrun Gersmann, *Im Schatten der Bastille. Die Welt der Schriftsteller, Kolporteurs und Buchhändler am Vorabend der Französischen Revolution*, Stuttgart 1993, hier S. 183.

überlieferte Korrespondenz mit dem Autor.⁴⁹ Diese Auflage beweist zumindest, dass Dreyssig das Interesse für seine Ware nicht allein durch Anzeigen zu heben wusste. Jedenfalls gingen Dreyssigs Berechnungen nicht auf, da ausgerechnet sein Identitätswechsel in Verbindung mit der fragwürdigen Vignette eine systematische Zensur aller 'Russischen Dolmetscher' im Königreich Westphalen ab März 1813 herbeiführte.⁵⁰

Bongars reagierte zügig auf den Hinweis von Mertens und schickte folgendes Rundschreiben an die höheren Polizeibeamten aller Departements des Königreichs Westphalen: *Le Sr. Dreyssig imprimeur à Halle, vient de publier un interprete russe à la fin du quel il a pris la qualité d'imprimeur russe et dont la premiere page presente une vignette qui paroitroit devoir indiquer les desastres qu'ont éprouvés les armées alliées. Cet individu est un ennemi juré de la cause de la France, il m'est connu depuis longtems sous ce rapport. Je viens d'ordonner de le faire conduire à Cassel. Quant à son ouvrage ainsi que tous les autres du meme genre qui circulent depuis quelque tems [...], je vous invite, Mr. [...] à le faire confisquer [...] et à me rendre compte du resultat de cette saisie.*⁵¹

Die Polizeibeamten lieferten genaue Beschreibungen der Vignette: [les] *truchemands russes* [...sont] *munis ou de gravures des Cosaques ou des vignettes qui représentent le malheur de l'armée françoise* meldeten die Polizeikommissare aus Hannover an Bongars.⁵² Der Unterpräfekt Piautaz aus Halle hatte bereits im Laufe des Februars 1813 vor *Dollmetscher[n] die hinten u. vorn mit Cosaken gezieret so wie [...] mit dem Bildniße des Kaisers von Rußland* gewarnt.⁵³ Der Generalpolizeikommissar Guntz aus Braunschweig machte seine Untergebenen sogar darauf aufmerksam, dass es sich nicht allein um eine Sorte Vignette handele.⁵⁴

⁴⁹ Vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7969-7970: Korrespondenz von Ernst Klein (Leipzig) mit Friedrich Christoph Dreyssig (Halle).

⁵⁰ Diese allgemeine Zensurmaßnahme erklärt wahrscheinlich, weshalb ich diesen Titel mit der Vignette aus der Buchdruckerei Dreyssig in den deutschen aber auch in ausländischen Bibliotheken nicht finden konnte. Es handelt sich um: [Ernst Klein], *Russischer Dolmetscher*, 6. Aufl., Halle (Dreyssig) 1813.

⁵¹ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., N° 13850: Rundschreiben vom 7.3.1813, N° 576, Bongars (Kassel) an die Generalpolizeikommissare und an den Polizeipräfekt in Kassel.

Christoph Friedrich Dreyssig – auch Dreysig genannt – (Jahrgang 1766), wurde vom 21. März bis zum 6. Juli 1813 im Kastell, im Staatsgefängnis von Kassel, aufbewahrt. Vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., N° 13852.

⁵² RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7952: Schreiben vom 7.4.1813, N° PS. N° 111, von Grahn und Frömbling (Hannover), Polizeikommissare, an Bongars (Kassel).

⁵³ RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7977 (Anm. 17).

⁵⁴ Vgl. RNB St. Petersburg, F 993 Arch. Westf., K. 14, N° 7952-7997, hier N° 7954: Abschrift eines Schreiben vom 9.3.1813, N° 543, von Guntz (Braunschweig), Generalpolizeikommissar, an Grahn und Frömbling (Hannover), Polizeikommissare.

Bei seiner Festnahme in Halle musste Dreyssig selbst Angaben über Natur und Sinn der Vignette machen: [...] *nach dem Bedürfniß* [habe er] *dergleichen Dollmetscher Wörterbücher Abc Bücher in verschiedenen Formen gedruckt und hie und da einmal einen Schranke* [...] *angehängt um die Kauffluß zu reitzen*. [...] *Auf die nachmalige Frage, ob er ruß. Dollmetscher mit anderen Vignette als sich auf den vorgezeigten Exemplaren befänden, gedruckt habe, erklärt derselben: er habe zu den Vignetten genommen, was ihm gerade an vorräthigen alten Platten zur Hand gewesen sey. Diese vignette beständen theils in Cosaken, theils in französischen Soldaten, theils in Bilde des russischen Kaisers, theils in kleinen Knaben mit Trommeln, theils in allerhand Thieren; niemals aber habe er sich erlaubt, irgend eine nach seiner Überzeugung anstößige Vignette zu gebrauchen.*⁵⁵

Dreyssig gab an, dass die Holzdrucke nicht extra für diese Auflagen der ‘Dolmetscher’ angefertigt worden waren. Dennoch erhielten die Bilder in Verbindung mit dem Objekt auf dem sie abgebildet wurden, eine neuerliche Bedeutung und Interpretationsmöglichkeit, und umgekehrt auch der Text durch das Bild, die möglicherweise nicht allen, aber manchen der Leser auffiel, insbesondere den Polizeibeamten.⁵⁶

Offensichtlich bemühte sich Dreyssig in diesem Verhör, durch das Gleichsetzen von Bildern von Tieren und Knaben mit den Kosakenabbildungen letztere zu verharmlosen. Aus der Perspektive der Polizei, und unmittelbar für die Quellenauswertung, ergab sich im Gegenzug, dass die Kosakenabbildungen den Tieren und anderen scheinbar belanglosen Motiven einen zweideutigen Charakter verliehen. Die Soldatenabbildungen, gleich wie andere Vignetten behandelt, lassen vermuten, dass die Tiere und ähnlich ‘harmlose’ Motive ebenfalls politische Deutungsmöglichkeiten für das Lesepublikum der ‘Dolmetscher’ boten.⁵⁷

⁵⁵ GSta Berlin, V HA, Rep. II., Abt. I., N° 24: Protokoll der Durchsuchung bei Dreyssig (Halle) vom 13.3.1813.

⁵⁶ Vgl. R. Chartier (Anm. 7) S. 183; vgl. außerdem die Feststellungen, die B. Tolkemitt mit der Frage nach dem Verhältnis zwischen Bild und Text aufwirft: Brigitte Tolkemitt, Einleitung, in: Brigitte Tolkemitt/Rainer Wohlfeil (Hg.), *Historische Bildkunde. Probleme – Wege – Beispiele*, Berlin 1991 (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 12), S. 7-11, hier S. 10: „Bilder erscheinen vieldeutiger als Texte, ihre Wirkung ist primär affektiv – hier liegen die Schwierigkeiten und Chancen dieses Mediums. Dasselbe – formelhafte, typisierte – Bild kann verschiedene Texte illustrieren, Illustrationen können aber auch Textauslegungen enthalten, und Bilder können umgekehrt durch hinzugefügte Texte eindeutig gemacht werden, wie es vielfach in Anwendung der lutherischen Bildtheologie geschah.“

⁵⁷ Vgl. Michael Schilling, *Illustrierte Flugblätter der frühen Neuzeit als historische Bildquellen. Beispiele, Chancen und Probleme*, in: B. Tolkemitt/R. Wohlfeil (Anm. 56), S. 107-119, hier S. 110ff.

Die Affäre Dreyssig weist einige Lücken in der Überlieferung auf.⁵⁸ Dennoch ermöglicht sie die Rekonstruktion der außergewöhnlichen Buchproduktion von 'Dolmetschern' im Jahre 1813. Dreyssig und indirekt die westphälischen Bürger mit ihrem Ansinnen, sich auf das Anrücken der russischen Truppen sprachlich vorzubereiten, hatten die Zensurmaßnahme ausgelöst. Die westphälische Sprachpolitik entstand somit zum Teil in Reaktion auf die Sprachpraxis der Bevölkerung. Bongars musste allerdings auch damit rechnen, durch ein Verbot und eine repressive Sprachpolitik die Sprachpraxis der Westphalen zu beeinflussen und ihr Interesse für die 'Dolmetscher' zu stärken. Die Analyse der Affäre Dreyssig legt eine gegenseitige Beeinflussung von Sprachpolitik und Sprachpraxis offen.

Hinter der 'Sprachpolitik' der westphälischen Polizei entdeckt man die politische Sorge um die öffentliche Meinung des Landes. Weil die Verbreitung der 'Dolmetscher' als Vorbereitung und Erwartung der russischen Armee durch die Vignette, die ihnen vorangestellt wurde, nicht mehr missverstanden werden konnte, ging man schließlich gegen sie vor.

Die Reaktion der Polizei ermöglicht folgende Thesenbildung über das Phänomen der 'Russischen Dolmetscher': Unter den Westphalen, die einen 'Dolmetscher' erwarben, werden einige diese Werke tatsächlich als Sprachlehrbücher benutzt haben.⁵⁹ Allerdings gab es wahrscheinlich viele, die die Sprachanleitungen nicht aus Interesse für die russische Sprache, sondern aus ökonomischen Überlegungen oder gar aus Angst vor den Kosaken erwarben.⁶⁰ Einige werden Geschäfte mit den Russen im Sinn gehabt haben, wie die im eingangs zitierten Inserat angebotenen Wandanschläge für die Gasthäuser es im Fall der Gastwirte vermuten lassen. Somit zeichnet sich eine Vielfalt von Lese- und Aneignungsweisen ab.

Einige Westphalen äußerten wahrscheinlich mit dem Erwerb von 'Dolmetschern' sogar ihre politische Meinung zugunsten eines baldigen politischen Wech-

⁵⁸ So konnte das Protokoll des Verhörs von Dreyssig, das in Kassel stattgefunden hat, noch nicht gefunden werden. Aus der vorliegenden Analyse ausgelassen wurden die mündlichen Beschwerden der Buchdrucker und -händler über den verhinderten Bücherverkauf, die über die Berichte der lokalen Polizeibeamten beim Polizeichef eingingen. Diese Dokumente zeigen u.a., dass die lokalen Beamten mit ihren Versuchen den Polizeichef in seiner Entscheidung zu beeinflussen, eine Schlüsselrolle im Aushandlungsprozess von Sprach- und Zensurpolitik im Königreich Westphalen einnahmen.

⁵⁹ Die Gebrauchsspuren – Randnotizen – auf einem der Exemplare der genannten 'Dolmetscher' aus den Beständen der Bayerischen Staatsbibliothek weisen darauf hin, dass einige Buchbesitzer die 'Dolmetscher' in ihrer 'klassischen' Funktion benutzten. Vgl. Ch. G. H. Geißler, *Rossijskij perebodecik* (Anm. 37).

⁶⁰ Dass die Kosaken weit mehr gefürchtet wurden als die französischen Soldaten, belegt U. Planert mit Tagebucheinträgen. Vgl. Ute Planert, *Wessen Krieg? Welche Erfahrung? oder: Wie national war der „Nationalkrieg“ gegen Napoleon*, in: Dietrich Beyrau (Hg.), *Der Krieg in religiösen und nationalen Deutungen der Neuzeit*, Tübingen 2001, S. 111-139, hier S. 120, 124.

sels. Der zitierte Bericht eines Polizeibeamten aus Göttingen deutet darauf hin, dass sich die Städter über die Buchproduktion aufgrund der damit verbundenen politischen Aussage amüsierten. Die 'Dolmetscher' erzielten also in ihrer politischen Funktion selbst bei den Bevölkerungsteilen, die sie nicht unbedingt kauften, eine Wirkung. Die Rezeptionsgeschichte der 'Dolmetscher' sprengt den Rahmen ihres Lesepublikums. Ein Stadt-Land-Unterschied in der Rezeptionsgeschichte und in den Leseweisen zeichnet sich außerdem ab.⁶¹

Die ausschließliche Betrachtung der Buchproduktion 'Russischer Dolmetscher' lässt zunächst eine außergewöhnliche Sprachpraxis, nämlich den Wunsch, die russische Sprache zu erlernen, vermuten. Eine Kontextualisierung des Phänomens ergibt, dass die Erscheinung 'Russischer Dolmetscher' seitens der westphälischen Herrschaftsvertreter und seitens eines Teils der Bevölkerung zu einer politischen Angelegenheit und als Loyalitätsabsage gegenüber dem Staat umgedeutet und benutzt wurde.

Diese Thesen lassen sich durch eine Dialogisierung des bereits angeführten Quellenmaterials mit weiteren Belegen und Quellenauszügen überprüfen und erhärten.

III. Andere Vorfälle zur eingehenden Kontextualisierung der 'Russischen Dolmetscher'

An dieser Stelle kann die hohe Konjunktur für Gerüchte in vielerlei Variationen im Jahre 1813 erwähnt werden – u.a. Gerüchte über vereinzelte Erscheinungen von Kosaken, die z.T. auf verkleidete Personen zurückgingen –, die von der allmählichen Überzeugung der Westphalen von einem Nahen der russischen Truppen zeugen. Ebenso können die zahlreichen falschen und echten Soldatenbriefe, die die Westphalen von ihren Angehörigen erhielten und die häufig von der Polizei abgefangen und misstrauisch kontrolliert wurden, angeführt werden. Diese Briefe zeugen von der Angst vor dem Krieg, von der Informationsermittlung der Westphalen über das Kriegsgeschehen auf verschiedensten Wegen und davon, wie Meldungen über nahende Kosaken im Jahre 1813 verstärkt in Umlauf gebracht wurden.⁶²

Zu den berücksichtigten gedruckten Quellen zählt beispielsweise eine Schrift aus der Gattung 'utopischer Roman' oder 'burleske Satire', deren Antiheld sich 1813 in der westphälischen Hauptstadt Kassel schnell noch vor Anrücken der russischen Truppen ein russisches Wörterbuch besorgt.⁶³ Dass ausgerechnet ein 'Rus-

⁶¹ Vgl. R. Chartier (Anm. 7) S. 8.

⁶² Vgl. J. Wilke (Anm. 2) S. 366f.

⁶³ Vgl. Peter Hilarius, [Carl Nicolai], *Humoristische Reise durch ein hochseliges Königreich [Westphalen]*. An das Licht gestellt von Peter Hilarius, Kaiserlichem Hofpoeten

sischer Dolmetscher' zu den Requisiten einer solchen Satire zählte, spricht für die allgemeine Bekanntheit der Werke zu diesem Zeitpunkt.

Zur Diskussion sollen hier jedoch, statt der fiktiven Lebensbegebenheiten des Hauptcharakters eines utopisch-satirischen Romans, lediglich die reale Biobibliographie des Autors eines 'Russischen Dolmetschers', sowie ein weiterer Vorfall aus dem bewegten Jahr 1813 herangezogen werden, der in den umfangreichen Polizeiarchiven dokumentiert ist.

Geißlers 'Hand- und Hülfsbuch' und sonstiges Werk

Unter den oben zur Dialogisierung mit dem 'Dolmetscher' von Dreyssig herangezogenen 'Dolmetschern' aus dem Jahre 1813 ist zuletzt derjenige von Geißler genannt worden.⁶⁴ Zu den Werken Geißlers vor dem besagten 'Hand- und Hülfsbuch' zählen u.a. eine Reihe von Titeln, die indirekt zur Erläuterung des Entstehungskontextes seines 'Dolmetschers' beitragen können.⁶⁵ Die kriegerischen Auseinandersetzungen sind ein wiederkehrendes Hintergrundmotiv in den sonstigen Werken Geißlers. Die Angst vor den Soldaten und das Interesse für sie regte nicht nur an, sich ihre Sprache wenn auch nur in Grundzügen anzueignen, sondern motivierte ebenfalls dazu, dank Abbildungen und Zeichnungen, die Soldaten schnell einzuordnen und sich mit ihren Sitten vertraut zu machen, bevor sie einmarschierten. Tatsächlich ging die Zensurmaßnahme gegen die 'Dolmetscher' vom März 1813 einher mit der Beschlagnahme einer Vielzahl von Bildnissen, Abbildungen und Porträts, sowie von Werken mit einem Bezug auf die Russen.⁶⁶ (Abb. 2).

zu Utopia, Mitglied vieler Akademien des Unwissens, Ritter des Hauskreuzes und Bureauchef in der patriotischen Hornspitzenfabrik, Quedlinburg (Basse) 1816, S. 121.

⁶⁴ Vgl. Ch. G. H. Geißler, *Rossijskij perebodcik* (Anm. 37) passim.

⁶⁵ Vgl. u.a. Christian Gottfried Heinrich Geißler, *Beschreibung der Sitten und der Lebensweise der donischen, uralischen, wolgaischen, truchmanischen, nogaischen und kurdurowskischen Tartaren, der Tscherkessen und Kabardiner, der Kirgisen, Baschkiren und Kalmucken*, m. color. Abbild., Nach eigener Ansicht gezeichnet und beschreiben, Leipzig 1813; Vgl. Christian Gottfried Heinrich Geißler, *Die kaiserliche Russische unregelmässige Reiterei*, Leipzig 1813.

⁶⁶ Die Bildnisse, die auf dem Buchmarkt ebenfalls gehandelt wurden, werden allerdings nicht allein aus Kriegsangst im Umlauf gekommen sein. Ihnen kann auch zu einem gewissen Anteil ein Huldigungscharakter an die ersehnten Befreier von der französischen 'Fremdherrschaft' zugesprochen werden.



Abb. 2: Aus: Christian Gottfried Heinrich Geißler, *Izobrazenie mundirov Rossijsko-Imperatorskago Vojska, sost. iz 88 lic iljum.* / *Abbildung der Uniformen der Russisch-kaiserlichen Armee* / *Représentation des Uniformes de l'Armée Impériale de la Russie*, Sanktpeterburg 1793, Bl. 87. Donscher Cosacke (München, Bayerische Staatsbibliothek)

Aber wie kam Geißler zu seiner russischen Spezialisierung? Und wie kam er dazu, ein 'Hand- und Hülfsbuch' der russischen Sprache zu verfassen, wo er eigentlich Zeichner war? Von 1790 bis 1798 hielt sich Geißler in Petersburg und Südrussland auf, wo er für den Botaniker P. S. Pallas als Zeichner arbeitete. Diese Tätigkeit wird ihn zu den volkskundlich anmutenden Berichten angeregt haben, die in seinem Werk besonders auffallen.⁶⁷ In dieser Zeit wird er sich außerdem die notwendige Kunde der russischen Sprache erworben haben, die zur Verfassung seines 'Hand- und Hülfsbuchs' nötig war.

Dass es bei dem 'Hand- und Hülfsbuch' von Geißler allerdings um mehr als ein Sprachlehrbuch ging, lässt sein Ruhm als Napoleon-Karikaturist und Zeichner der Befreiungskriege vermuten. Er ist darüber hinaus Autor weiterer eindeutig kriegerischer Werke und Abbildungen.⁶⁸

In den Memoiren eines Enkelkinds von Geißler wird zudem das außerordentliche Engagement des Großvaters als Dolmetscher bei der Ankunft der russischen Truppen in Leipzig als ein glorreicher und im Familienkreis gern erinnertes Höhepunkt im Leben des Zeichners dargestellt. Dabei habe Geißler versucht zwischen Bevölkerung und Soldaten zu vermitteln, um so die Plünderungen einzuschränken.⁶⁹ Die Tätigkeit Geißlers als Napoleon-Karikaturist und Schlachtenszenenmaler lässt vermuten, dass er möglicherweise in seinem 'Dolmetscher' die doppelte Funktion erkannte, die dieser 1813 einzunehmen in der Lage war: vordergründig

⁶⁷ Vgl. Johann Gottfried Gruber/Christian Gottfried Heinrich Geißler, Sitten, Gebräuche und Kleidung der Russen in St. Petersburg, dargestellt in Gemälden mit Beschreibungen [...], Leipzig [1801-1803]; Vgl. Friedrich Hempel/Christian Gottfried Heinrich Geißler, Abbildung und Beschreibung der Völkerstämme und Völker unter der Russischen Kaisers Alexander menschenfreundlichen Regierung oder Charakter dieser Völker aus der Lage und Beschaffenheit ihrer Wohnplätze entwickelt und in ihren Sitten, Gebräuchen und Beschäftigungen nach den angegebene Werken der in- und ausländischen Litteratur dargestellt [...], Leipzig 1803; vgl. Christian Gottfried Heinrich Geißler/Johann Gottfried Richter, Sitten, Kleidungen und Gebräuche der Russen aus den niedern Ständen, von Geissler und J. G. Richter, 2 Abth., mit 28 ill. K. in 4., Leipzig 1805.

⁶⁸ Vgl. Christian Gottfried Heinrich Geißler, Leipziger Kriegsszenen in den Jahre 1806 und 1807, 8 Bl., Leipzig 1808; Vgl. Christian Gottfried Heinrich Geißler, Kriegsszenen bei und in Leipzig im Juni und Juli 1809, 12 Bl., Leipzig 1810; Vgl. Christian Gottfried Heinrich Geißler, Trümmer der französischen Armee bei ihrer Rückkehr ins Vaterland im Jahre 1813, Leipzig 1813-1814; Vgl. Christian Gottfried Heinrich Geißler, Schlachtenszenen I. und II., Leipzig 1813-1814; Vgl. Christian Gottfried Heinrich Geißler, Panorama des letzten Aktes der Völkerschlacht zu Leipzig am 19. Oktober 1813, Leipzig 1838.

⁶⁹ Vgl. Gustav Wustmann, C. G. H. Geißler, der Zeichner der Völkerschlacht, Leipzig 1912, hier S. 86. Über C. G. H. Geißler (1770-1844), vgl. Ulrich Thieme (Hg.), Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 13 Gaab-Gibus, Leipzig 1920, S. 346.

die sprachliche Vermittlung und weniger offensichtlich die anti-napoleonische Botschaft.

Möglicherweise könnte man in Geißler einen deutschen Patrioten sehen, der mit Karikaturen, Soldatenabbildungen, Schlachtenszenen und nicht zuletzt mit einer Ausgabe eines 'Russischen Dolmetschers' eine Kampfansage an die napoleonische Herrschaft verband.

Affäre Harckwitz

Eine weitere Unterstützung zur Interpretation der 'Dolmetscher' lässt sich aus der Affäre Harckwitz gewinnen. Anfang April 1813 wurde ein Mann namens Harckwitz im Saaledepartement verdächtigt und festgenommen. Der Kantonmaire zu Dernburg berichtete über die Ermittlung und die Festnahme des genannten Harckwitz an Generalpolizeikommissar Moizez in Halberstadt. Als Zeuge der so genannten *gestifsten Redensarten Harckwitz* trat der Braumeister und Gastwirt Haertel auf. Harckwitz habe sich zunächst ein freies Bier gegen Ausstellung einer Art Schutzbrief für den Fall des Anrückens russischer Truppen ausschenken lassen wollen. Dabei habe er betont, dass dieses Schreiben dem Braumeister nützlich sein würde, wenn er *seine Kinder lieb habe und dergl.* Danach habe Harckwitz *mit bedeutungsvoller Miene Papier genommen und darauf mehrere unleserliche Worte geschrieben*, für den Fall, dass *fremde Truppen kämen, so mögte er [Haertel] selbiges nur vorzeigen, er würde denn fürs seine Person nichts zu fürchten haben*. Harckwitz habe allerdings dem Oberamtmann Michaelis ebenfalls *einen gleichen Schatz* gegen Geld ausstellen wollen und diesmal in Spiegelschrift *undeutliche Worte auf das vor sich liegende Papier geschrieben*.⁷⁰

Harckwitz hatte mit seiner Geschichte keinen Erfolg. Die von ihm produzierten unleserlichen Schriftstücke sollten dazu dienen, den Kosaken verschlüsselte Botschaften zukommen zu lassen. Sie sollten vor Ausplünderungen und Kriegsgewalten schützen. Ihr 'magisches' Wesen wirkt angesichts der unleserlichen Dokumente besonders faszinierend.⁷¹ Harckwitz konnte sich als Schriftkundiger und der russischen Sprache mächtig ausgeben, weil die westphälische Gesellschaft offenbar zu diesem Zeitpunkt jederzeit mit dem Einzug der Kosaken rechnete. Die Affäre zeugt auf einer anderen Ebene als die 'Russischen Dolmetscher' von der allgemein verbreiteten Angst vor so genannten Kosakenschwärmen und Plünderungen. Das erste Verbindungselement der Affären Harckwitz und Dreyssig ist der Drang der Westphalen, sich mit russischen Wörtern zu versehen. Eine weitere

⁷⁰ RNB St. Petersburg, F 993, Arch. Westph., K. 21, N° 13210-13223, hier N° 13218: Protokoll vom 3.4.1813 vom Kantonsmaire (Dernburg).

⁷¹ Für ihre Begutachtung der Schriften Harckwitz' bedanke ich mich bei meinen russischen Mitkollegiatinnen vom Graduiertenkolleg „Interkulturelle Kommunikation“, Frau Elena Reingardt und Frau Elena Tregubova, sowie beim Mitarbeiter der Handschriftenabteilung in der Staatsbibliothek München, Herrn Aleksandr Russ.

Verbindung, die diese Affären aufweisen, und die eine Besonderheit der Kommunikationspraktiken in dem untersuchten Zeitraum darstellt, ist der Hang zur Verstärkung: Dreyssig gab sich als russischer Buchdrucker aus; Harckwitz als Zwangsbefehlsträger und Schriftkundiger, der außerdem der russischen Sprache mächtig sei. In einer Zeit, in der die Zensur Buchproduktion und Kommunikationspraktiken prägte, erfanden sich die Westphalen Identitäten, die sie leicht wechseln konnten, die ihnen Handlungsspielräume boten oder vorübergehend Schutz gewährten.

Die Affäre Harckwitz steht für den Drang der Westphalen, auch nach der Zensurmaßnahme gegen die 'Dolmetscher' vom März 1813, sich mit russischen Wörtern zu schützen. Harckwitz wurde zwar bei seinem Tauschgeschäft des Schwindels mit seinen Schriftstücken verdächtigt und seine Glaubwürdigkeit wurde angezweifelt. Allerdings spricht die Tatsache, dass er überhaupt auf die Idee einer solchen Täuschung kam, für die Sensibilisierung seiner Zeitgenossen für das Kriegsgeschehen. Trotz der Zensur war die Polizei nicht in der Lage, die Vorstellungen und Ängste der Westphalen zu unterbinden.

IV. Schlussbetrachtungen

Die Affäre Dreyssig und die Ermittlungen zu ihrer Kontextualisierung und Interpretation zeigen, dass die westphälischen Staatsbürger sich wahrscheinlich weniger für die russische Sprache an sich interessierten, als sie mit ihrer Annahme und Aneignung der Sprachanleitungen verschiedene Erwartungen verknüpften.

Die 'Dolmetscher' erfüllten eine unmittelbare Rolle mit ihrer herkömmlichen Funktion als Sprachlehrbücher. Daneben machten sie wegen ihrer weniger offensichtlichen Funktionen Karriere. Sie versprachen zunächst Hilfe bei der sprachlichen Verständigung mit den russischen Soldaten. Als Kommunikationsmittel im Einsatz sollten sie, beim ersten Erscheinen der Kosaken, den Austausch mit den fremdsprachigen Soldaten ermöglichen, um so mehr über den Kriegsschauplatz zu erfahren.

Der 'Russische Dolmetscher' als adaptierte Form einer bereits existierenden Gattung kann allerdings nicht auf seine Funktion als Sprachlehrbuch reduziert werden. Darüber hinaus erfüllten die 'Dolmetscher' auch andere, weniger offensichtliche Funktionen. In der westphälischen Gesellschaft erhielt der 'Dolmetscher' bald einen informativen Charakter. Das Buchobjekt an sich bildete einen Hinweis oder eine Anspielung auf den Vormarsch der Kosaken. Die 'Dolmetscher' dienten außerdem als Ventil für die Ängste der Bevölkerung. Sie signalisieren zudem, dass manche Westphalen Geschäfte mit den Russen zu führen gedachten. Der Pragmatismus und die Verteidigung der eigenen Privatinteressen wird beim Erwerb von 'Dolmetschern' eine Rolle gespielt haben. Daneben lösten sie

politische Diskussionen aus. So lässt sich eine politische oder gar anti-napoleonische Instrumentalisierung in einer sich politisierenden Gesellschaft nicht leugnen.⁷² manche Benutzer verrieten durch den Kauf der ‘Dolmetscher’ ihre Überzeugung, dass ein Machtwechsel in Kürze bevorstehe. Andere drückten mit der Produktion, dem Erwerb oder auch nur mit der Thematisierung der ‘Dolmetscher’ ihre Stellungnahme zugunsten eines politischen Machtwechsels aus.

Die verschiedenen Funktionen wurden allerdings nicht von allen Nutzern und am Entstehungsprozess Beteiligten im gleichen Umfang wahrgenommen. Die ‘Dolmetscher’ erfuhren verschiedene Lese- und Aneignungsweisen. Die Gattung wurde durch verschiedene Erwartungen besetzt und avancierte mitunter aufgrund der mit ihr verbundenen impliziten Aussage zum politischen Medium. Anders gesagt wurde die Gattung erst zum Medium, als verschiedene Kontrahenten die ‘Dolmetscher’ mit ihren Ängsten und Hoffnungen besetzten und sie für ihre Überzeugungen und Erwartungen beanspruchten.

Die Hinzuziehung von anderem Quellenmaterial hat zur Kontextualisierung der ‘Dolmetscher’ beigetragen und offenbart, welche möglichen Intentionen, Repräsentationen, Hoffnungen und Ängste hinter dem Phänomen erkannt werden können, die die Motive für die verlegerische Tätigkeit und die Aneignung durch die Westphalen erklären helfen. Bei den ‘Dolmetschern’ vom Jahre 1813 handelt es sich definitiv nicht in erster Linie um Sprachlehrbücher.

Über die Existenz der ‘Russischen Dolmetscher’ hinaus lassen sich abschließend Charakteristika der Informationskultur im napoleonischen Zeitalter festhalten.

Die Verbreitung der ‘Dolmetscher’ auf dem Land und in den Städten zeigt an, wie die westphälischen Staatsbürger in ihren Informationsmöglichkeiten aufgrund der restriktiven staatlichen Informationspolitik auf Gerüchte, Formen mündlicher Kommunikation und andere Medien, wie russische Sprachlehrbücher, angewiesen waren, um sich eine Meinung über die politische Wirklichkeit zu bilden.

Durch die Affäre Dreyssig ist außerdem die Bedeutung des Bildmediums in den Deutungs- und Wahrnehmungsprozessen öffentlicher Meinung und politischer Meinungsäußerung deutlich geworden.

Aus der Untersuchung des Phänomens der ‘Dolmetscher’ ergibt sich, dass es im Königreich Westphalen nicht allein eine staatliche Sprachpolitik gegeben hat. Auch die westphälischen Bürger haben im Alltag eine eigene ‘Sprachpolitik’ entwickelt bzw. mit ihrer Wahl einer Fremdsprache, die höher im Kurs lag, auch politisch Partei ergriffen. Sozial-, Kultur- und Politikgeschichte lassen sich demnach

⁷² Zur Politisierung der Gesellschaft im napoleonischen Zeitalter: vgl. Wolfram Siemann, „Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Ordnung“. Die Anfänge der politischen Polizei 1806-1866, Tübingen 1985, S. 2f., 4.

nicht getrennt behandeln.⁷³ Das zunächst kulturgeschichtlich anmutende Thema könnte sogar ergänzende Aussagen zu den bisherigen Ergebnissen der Politikgeschichte über die Beteiligung der Zivilbevölkerung an den Befreiungskriegen und zur Kriegsmüdigkeit im Jahre 1813 liefern.⁷⁴

Das napoleonische Zeitalter Europas steht im Bezug auf die Kommunikationsgeschichte und Informationskultur zugleich in Bruch und in Kontinuität zu vormaligen Zeiten. Die Zensur beeinträchtigte die Kommunikationspraktiken⁷⁵ und führte zu einer allgemeinen Verlagerung auf ungewöhnliche Medien und andere Informationsflüsse. Im Zeitalter der Politisierung der Gesellschaft wurden 'klassische' Medien wie Zeitungen zum Teil 'anders' gelesen und gedeutet als zuvor.⁷⁶ Außerdem kam es aufgrund der Zensur zur Entwicklung bzw. zur verstärkten Erscheinung von anderen Kommunikationsmitteln als den 'gewöhnlichen' Medien. Das Interesse verlegte sich von den herkömmlichen Medien auf die weniger offensichtlichen und schwerer aufhaltbaren.

Im napoleonischen Zeitalter bewirkte die Zensur die Entstehung von Medienmischformen, von maskierten und verstellten Medien, die sich zumindest zeitweilig der Wachsamkeit der Zensurbehörde entzogen. So waren Pamphlete in der Erscheinungsform von Zeitungsblättern, oder angebliche Privatbriefe, die einer Denunziation gleichkamen, für den untersuchten Zeitraum gängige Erscheinungen.

⁷³ Vgl. H. Medick (Anm. 27) S. 96, 98.

⁷⁴ Vgl. U. Planert (Anm. 60) passim.

⁷⁵ Vgl. Hansgeorg Molitor, Zensur, Propaganda und Überwachung zwischen 1780 und 1815 im mittleren Rheinland, in: Aloys Gerlich (Hg.), Vom alten Reich zu neuer Staatlichkeit, Alzeier Kolloquium 1979, Kontinuität und Wandel im Gefolge der französischen Revolution am Mittelrhein, Wiesbaden 1982, S. 28-44, passim; Vgl. Wolfgang H. Stein, Einheit der Nationalsprache oder demokratischer Kolinquismus? Eine anonyme Denkschrift zur Sprachenfrage in den rheinischen Departements vom Herbst 1802, in: B. Spillner (Anm. 3), S. 107-132, hier S. 107; vgl. Jürgen Wilke, Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Köln 2000, hier S. 166ff.

⁷⁶ Im Königreich Westphalen erfolgte beispielsweise eine kritische Gegenlektüre des offiziellen und zweisprachigen 'westphälischen Monitors'. Die zweisprachigen Exemplare mit deutschen und französischen Spalten wurden interlinear gelesen, nach Übersetzungsunstimmigkeiten durchforstet und gedeutet. Das Ausfallen von abonnierten ausländischen Tageszeitungen wurde als Kriegsnachricht interpretiert. Das Medium selbst als Objekt, die Übersetzung der Information bzw. der Wegfall des Mediums ermöglichten den Westphalen eine sicherere Informationsermittlung als die Nachrichteninhalte der tendenziösen und desinformativen Zeitungen selbst. J. Wilke spricht vom „großen Nachrichten hunger der Bevölkerung“ im Kriegskontext des Jahres 1813. J. Wilke (Anm. 75) S. 183. Vor einer teleologischen Überbewertung der Bedeutung von Zeitungen in der Frühen Neuzeit kann allerdings im Allgemeinen nur gewarnt werden.

Vor dem Hintergrund dieser neu gestalteten und in seiner Gewichtung verlagerten Medienvielfalt ist das Phänomen der 'Russischen Dolmetscher' im Jahre 1813 zu verstehen. Der 'Dolmetscher' näherte sich der medialen Funktion von herkömmlichen Nachrichtenträgern wie Zeitungen oder Briefen an, und war gleichzeitig verwandt mit Protesterscheinungen wie Pamphleten, Flugblättern und Karikaturen. Die 'Dolmetscher' trugen auf verschiedenen Ebenen zur Informationsermittlung und Informationsweitergabe bei. Nicht allein traditionelle Medien sollten deshalb in eine Kommunikationsgeschichte eingehen; auch periphere und 'unscheinbare' Gattungen spielen mindestens temporär unter dem Druck der Zensur eine vergleichbare Rolle.

Die Zensur- und Desinformationspolitik gipfelte nicht in Kommunikationsstile oder -notstand, sie führte letztendlich zur Entstehung neuer Bedeutungsebenen und zu Adaptationen von bereits existierenden Gattungen als politische Medien. Nicht zuletzt dynamisierte sie das Kommunikationsfeld in außerordentlicher Weise.

Die vorliegende Rekonstruktion und Kontextualisierung durch Dialogisierung der Affäre Dreyssig steht als Plädoyer zur Berücksichtigung von tradierten Gattungen, die umbenutzt wurden und temporär zu politischen Medien in von Zensur geprägten Gesellschaften avancierten.

Von der Warte der Kommunikationsforschung aus ist das Königreich Westphalen zwar zwischen zwei Kommunikationsrevolutionen eingeengt und damit in seiner Bedeutung relativiert.⁷⁷ In Bezug auf die Medien stellt es aber eine Zeit der Erneuerung und der Vervielfältigung der Bedeutungsebenen dar. In der zunehmenden Medienvielfalt ergab sich eine Pluralisierung des einzelnen Mediums. Die Politisierung der Gesellschaft vollzog sich in dieser Zeit vielleicht weniger über die steigende Zahl der 'politischen Zeitungen' oder über die aktive Beteiligung an den Kämpfen gegen Napoleon als über die unterschwellige Anregung zur kritischen Gegenlektüre anderer Medien.⁷⁸

⁷⁷ Vgl. Michael North, Einleitung, in: Michael North (Hg.), *Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts*, Köln/Weimar/Wien 1995, S. IX-XIV, hier S. X.

⁷⁸ Vgl. Wilmont Haacke, *Die politische Zeitschrift, 1665-1965*, Stuttgart 1968, Bd. I, passim. Zur geringen Beteiligung der westphälischen Bevölkerung an den Befreiungskriegen, vgl. Ferdi Akaltin, *Die Befreiungskriege im Geschichtsbild der Deutschen im 19. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 1997, S. 40f.

Kommunikation und Verflechtung. Überlegungen zu den Beziehungen zwischen Neapel, Rom und Spanien im frühen 17. Jahrhundert

Guido Metzler

Am 20. Februar 1605 richtete der Marqués de Villena, seines Zeichens spanischer Botschafter in Rom, einen Brief an seinen König: Da mit dem baldigen Tod von Papst Clemens VIII. zu rechnen sei, bitte er um Anweisungen, wie er sich bei dem bevorstehenden Konklave zu verhalten habe. Als das Schreiben am 8. März am Hof in Valladolid einging, war allen Beteiligten die Dringlichkeit einer Antwort bewusst, denn nur zwei Tage später trat der Staatsrat zu Beratungen zusammen.¹ Die neuen Instruktionen erreichten den Botschafter Anfang April, zu einem Zeitpunkt also, an dem Clemens VIII. schon längst gestorben war.² Überdies hatten die Kardinäle das Konklave bereits abgeschlossen und mit Alessandro de' Medici just einen Kandidaten Frankreichs auf den Papstthron gehoben. Die Spanier konnten von Glück reden, dass Leo XI., jener Medicipapst, schon am 27. April einer plötzlichen Krankheit erlag, denn sonst wäre auf die Katastrophe des Konklaves womöglich noch der Schrecken eines langen spanienfeindlichen Pontifikats gefolgt.³

Die geschilderte Papstwahl des Jahres 1605 zeigt, welche Bedeutung die Kommunikationsstrukturen für die spanischen Beziehungen zu Italien hatten. Freilich greift eine Erklärung zu kurz, die die Vorgänge des Konklaves allein auf die Distanz zwischen den Zentren Valladolid und Rom zurückführt. In einem

¹ Archivo General de Simancas (AGS), Estado, leg. 980: Villena an Philipp III., 1605 II 20, eingegangen 1605 III 8; AGS, Estado, leg. 1870, fol. 105: Consulta des Staatsrats, 1605 III 10. Für diese und die folgenden Quellenhinweise zum ersten Konklave des Jahres 1605 geht mein herzlicher Dank an Hillard von Thiessen, der im Rahmen des von Wolfgang Reinhard initiierten Projektes 'Das europäische System römischer Mikropolitik 1605-1621' die römisch-spanischen Beziehungen bearbeitet und zu diesen demnächst eine Untersuchung vorlegen wird.

² AGS, Estado, leg. 982: Kardinal Zapata an Philipp III., 1605 IV 24; Ludwig Freiherr von Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. 11, 9. Aufl. Freiburg/Rom 1959, S. 625.

³ Das erste Konklave des Jahres 1605 und das kurze Pontifikat Leos XI. werden ausführlich beschrieben in: Ludwig Freiherr von Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. 12, 9. Aufl. Freiburg/Rom 1959, S. 3-22. Im zweiten Konklave des Jahres wurde Kardinal Camillo Borghese, der den Namen Paul V. wählte, zum Papst bestimmt.

zweiten Schritt muss der Blick auf die Auswirkungen fallen, die die erwähnte Entfernung auf die Institutionen und Akteure hatte: Die Tatsache, dass eine schnelle Abstimmung zwischen dem spanischen Hof und der Kurie schlichtweg unmöglich war, verlieh dem spanischen Botschafter in Rom eine weitgehende Handlungsautonomie, was folgerichtig die spanische Politik in hohem Maße von seinen Qualitäten abhängig machte. Da gerade Villena die von ihm geforderten Fähigkeiten im Jahre 1605 nicht aufwies, geriet das Konklave auch zu seinem persönlichen Fiasco.⁴ Doch damit allein sind die Gründe für das spanische Versagen noch nicht hinreichend geklärt. Schließlich standen auch die Franzosen vor dem Problem der kommunikativen Distanz und der daraus folgenden Aufwertung des Botschafters, aber ihnen gelang eines, was die Spanier erst gar nicht versuchten: Sie zeigten mit fünf Kardinälen Präsenz im Konklave und darüber hinaus eine perfekte Abstimmung im Sondierungs- und Stimmverhalten.⁵ Der Katholische König hingegen war durch nur einen Kardinal in Rom vertreten, den mit dem Botschafter überdies notorisch zerstrittenen Ávila. Dass Spanien an der Kurie weitgehend abwesend war, erklärt sich anhand der bisher noch nicht genannten Kategorie der Verflechtung: Da die spanischen Kardinalserhebungen fast ausschließlich der Patronage des Königs und des Günstlingsministers dienten, blieben die kardinalizischen Kreaturen in Spanien und wurden allenfalls als Stimmvieh nach Rom eingeschifft.⁶ Die spanische Politik an der Kurie musste sich im Wesentlichen auf den Botschafter und einen in Rom anwesenden Kardinal stützen. Bei mangelnder Qua-

⁴ L. von Pastor (Anm. 3) S. 5, 14.

⁵ L. von Pastor (Anm. 3) S. 3, 5f., 10f., 13-16. Mit dem Begriff der 'kommunikativen Distanz' soll der Tatsache Rechnung getragen werden, dass Entfernung in dem hier untersuchten Zusammenhang nicht nur räumlich zu verstehen ist, sondern es vor allem darauf ankommt, wie und besonders in welcher Zeit die bestehenden Entfernungen bei der Informationsvermittlung überwunden werden konnten. Der Aufbau des modernen Postsystems, auf den später genauer eingegangen wird, spielte dabei eine herausragende Rolle.

⁶ Dass die spanischen Kardinalspromotionen von König und Günstlingsminister fast ausschließlich als Mittel innerspanischer Patronage betrachtet und genutzt wurden, ist eines der Ergebnisse der in Anmerkung 1 erwähnten Untersuchung Hillard von Thiessens. Als gesamteuropäisches Phänomen deutet Birgit Emich den Günstlingsminister und ordnet den Kardinalnepoten als spezifisch römische Ausprägung in diesen Kontext ein: Birgit Emich, Bürokratie und Nepotismus unter Paul V. (1605-1621). Studien zur frühneuzeitlichen Mikropolitik in Rom, Stuttgart 2001 (Päpste und Papsttum, Bd. 30), S. 13-41. Als Inbegriff des 'valido', des spanischen Günstlingsministers, gilt gemeinhin der Conde-Duque de Olivares, der Günstling Philipps IV. Die jüngst von Antonio Feros vorgelegte, umfangreiche Untersuchung zum Duque de Lerma, dem 'valido' Philipps III. (1598-1621), beschreibt allerdings Lerma als ersten Günstlingsminister Spaniens, dessen Regentschaft auch auf den 'valido' des Conde-Duque de Olivares prägend wirkte: Antonio Feros, Kingship and Favoritism in the Spain of Philip III, 1598-1621, Cambridge 2000.

lität des Personals und persönlichen Konflikten war die Störanfälligkeit der spanischen Vertretung vorprogrammiert.

I. Kommunikation und Verflechtung: Vorüberlegungen

Dass die traditionelle Diplomatiegeschichte mit ihrer Konzentration auf Haupt- und Staatsaktionen einer Ausweitung bedarf, dürfte heute unstrittig sein. Kommunikationsforschung und Verflechtungsanalyse können dazu, wie das obige Beispiel zeigt, einen wichtigen Beitrag leisten. Im Folgenden kann aber weder der gesamte Themenkomplex von Diplomatie, Kommunikation und Verflechtung abgehandelt noch ein integratives Gesamtmodell entworfen werden.⁷ Vielmehr soll anhand eines zeitlich und räumlich begrenzten Themas versucht werden, Kommunikationsforschung und Verflechtungsanalyse miteinander zu verbinden: Die Beziehungen zwischen Neapel, Rom und Spanien im frühen 17. Jahrhundert eignen sich deshalb für eine solche Untersuchung, weil in den vorhandenen Quellen sowohl Kommunikation als auch Verflechtung ausreichenden Niederschlag gefunden haben. Verflechtung als wesentlicher Bestandteil frühneuzeitlicher Gesellschaften – und nicht nur dieser – lässt sich, wie Wolfgang Reinhard mehrfach ausgeführt hat,

⁷ Am Begriff der 'Verflechtung', den Wolfgang Reinhard eingeführt hat, wird im Folgenden festgehalten, obwohl er sich besonders im internationalen Kontext nicht durchgesetzt hat. Zwar ist es durchaus möglich, 'Netzwerkanalyse' als Synonym für 'Verflechtungsanalyse' zu gebrauchen, aber gleichwohl bleibt es sinnvoll, 'Verflechtung' als allgemeinen Begriff beizubehalten, der das Vorhandensein unterschiedlicher Bindungs- und Beziehungsformen bezeichnet. Der Begriff 'Netzwerk' kann dann auf Beziehungsgeflechte bestimmter Personen angewandt werden. Ebenso wenig bietet 'Mikropolitik' einen Ersatz für 'Verflechtung': Nach Wolfgang Reinhard ist 'Mikropolitik' „der mehr oder weniger planmäßige Einsatz eines Netzes informeller persönlicher Beziehungen zu politischen Zwecken“, also die politische Aktualisierung vorhandener Netzwerke und zugleich eine spezifische Form der Politik und Herrschaftsausübung. Birgit Emich dagegen betrachtet 'Mikropolitik' als Perspektive, „die sich weder auf die Personalpolitik noch auf informelle Hintergründe beschränkt, sondern eine Dimension des Gesamtgeschehens ins Auge fasst: die Aktivitäten, mit denen Individuen und Gruppen eigene Ziele verfolgen, gleichviel, ob sie dies mit Mitteln der Verflechtung oder mit anderen Techniken tun, und ebenso gleichgültig, ob es um die Vergabe von Stellen oder um ein anderes Feld der Politik geht.“ Die Zitate finden sich in: Wolfgang Reinhard, *Amici e creature. Politische Mikrogeschichte der römischen Kurie im 17. Jahrhundert*, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 76 (1996), S. 308-334, hier S. 312; Birgit Emich, *Territoriale Integration in der Frühen Neuzeit. Ferrara und der Kirchenstaat*, Ms., Habil. Freiburg i.Br. 2002, S. 30. Die Verwendung der Begriffe 'Verflechtung' und 'Netzwerk' diskutiert: Nicole Reinhardt, „Verflechtung“ – ein Blick zurück nach vorn, in: Peter Burschel u.a. (Hg.), *Historische Anstöße. Festschrift für Wolfgang Reinhard zum 65. Geburtstag am 10. April 2002*, Berlin 2002, S. 235-262, hier S. 236-243.

besonders gut an der römischen Kurie mit ihren rasch wechselnden Machtverhältnissen untersuchen.⁸ Kommunikation kann im vorliegenden Fall deshalb analysiert werden, weil die Entfernungen zwischen Neapel, Rom und Spanien umfangreiche regelmäßige Korrespondenzen erforderten, die in unterschiedlichem Maß noch erhalten sind.⁹

Dass zwischen Kommunikation und Verflechtung ein enger Zusammenhang besteht, muss nicht erst postuliert werden, sondern ist in vielen Fällen offensichtlich. Nach Wolfgang Reinhard können vier Verflechtungstypen der Verwandtschaft, Landsmannschaft, Patronage-Klientel-Beziehung und Freundschaft unterschieden werden.¹⁰ Während die ersten beiden Typen häufig, aber nicht immer, schon bei Geburt gegeben waren, mussten neben Freundschaften besonders Patronage-Klientel-Beziehungen, sofern sie nicht vererbt wurden, mittels Kommunikation zunächst geschaffen und anschließend aufrechterhalten werden, sodass sie mit Wolfgang Weber als „vertikales, [...] existenziell mit Kommunikation verbundenes Verflechtungs- und Vergemeinschaftungsprinzip“¹¹ bezeichnet werden können.

Im Folgenden soll überlegt werden, inwiefern die Verflechtungsanalyse von der jüngeren, historisch ausgerichteten Kommunikationsforschung wichtige Impulse erhalten kann. Letztere hat mittlerweile ein breites Spektrum an Ansätzen entwickelt, von denen besonders drei für die historische Forschung von Interesse

⁸ Wolfgang Reinhard, *Papal Power and Family Strategy in the Sixteenth and Seventeenth Centuries*, in: Ronald G. Asch/A. M. Birke (Hg.), *Princes, Patronage and the Nobility. The Court at the Beginning of the Modern Age. 1450-1650*, Oxford 1991, S. 329-356, hier S. 329f.; W. Reinhard, *Amici e creature* (Anm. 7) S. 309; Wolfgang Reinhard, *Freunde und Kreaturen. Historische Anthropologie von Patronage-Klientel-Beziehungen*, in: *Freiburger Universitätsblätter* 139 (1998), S. 127-141, hier S. 140f.

⁹ Im Archivio Segreto Vaticano (ASV) befinden sich für das Pontifikat Pauls V. (1605-1621) die – weitgehend noch erhaltenen – Korrespondenzen des Kardinalnepoten, der nomineller Leiter des Staatssekretariats war, mit den Nuntien in Neapel und Spanien sowie mit weiteren Personen aus beiden Ländern, die gemeinhin als ‘diversi’ zusammengefasst werden. Das AGS enthält neben den Sitzungsprotokollen (*Consultas*) des Staatsrats (*Consejo de Estado*) und des Italienrats (*Consejo de Italia*) auch die Briefwechsel des Königs und seiner Sekretäre mit den Vizekönigen in Neapel und den Botschaftern in Rom. Ganz anders sieht die Lage im Archivio di Stato di Napoli (ASN) aus: Wiederholte Zerstörungen des Archivs haben von der diplomatischen Korrespondenz des 16. und frühen 17. Jahrhunderts nur Bruchstücke zurückgelassen.

¹⁰ W. Reinhard, *Amici e creature* (Anm. 7) S. 312f.; Wolfgang Reinhard, *Freunde und Kreaturen. „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen*, in: Wolfgang Reinhard, *Ausgewählte Abhandlungen*, Berlin 1997 (*Historische Forschungen*, Bd. 60), S. 289-310, hier S. 305-309; W. Reinhard, *Freunde und Kreaturen. Historische Anthropologie* (Anm. 8) S. 130-133.

¹¹ Wolfgang E.J. Weber, *Die Bildung von Regionen durch Kommunikation. Aspekte einer neuen historischen Perspektive*, in: Carl A. Hoffman/Rolf Kießling (Hg.), *Kommunikation und Region*, Konstanz 2001 (*Forum Suevicum*, Bd. 4), S. 43-67, hier S. 59.

sind. Die der Post- und Verkehrsgeschichte nahe stehende Richtung hat sich eingehend mit den Rahmenbedingungen von Kommunikation, mit Kommunikationsstrukturen und -netzen auseinander gesetzt, während sich eine zweite Richtung auf die Medien, über die Kommunikation verläuft, konzentriert hat.¹² Die dritte Richtung schließlich hat sich zunächst anhand des 18. Jahrhunderts, jüngst aber auch des 16. und 17. Jahrhunderts mit der Entstehung von Öffentlichkeit beschäftigt.¹³ Dieser Aspekt spielt für die hier zu erörternde Frage nur eine untergeordnete Rolle, denn Verflechtungsstrukturen zeichneten sich oft gerade dadurch aus, dass sie nicht öffentlich bekannt waren oder zumindest nicht im öffentlichen Diskurs thematisiert wurden. Gelegentlich unterlagen sie sogar der Geheimhaltung. Freilich war auch die Nichtöffentlichkeit von Verflechtung nur relativ und Verflechtung keineswegs der moralischen Verurteilung unterworfen. Trotzdem sollen sich die folgenden Ausführungen einerseits auf die Kommunikationsstrukturen, andererseits auf die Medien beschränken. Nicht nur nach dem Nutzen der Kommunikationsforschung für die Verflechtungsanalyse wird gefragt, sondern auch nach möglichen Besonderheiten verflechtungsspezifischer Kommunikation.

¹² Beispiele sind: Wolfgang Behringer, Thurn und Taxis. Die Geschichte ihrer Post und ihrer Unternehmen, München 1990; Michael North (Hg.), Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts, 2. Aufl. Köln/Weimar/Wien 2001; Renate Pieper, Die Vermittlung einer neuen Welt. Amerika im Nachrichtennetz des Habsburgischen Imperiums. 1493-1598, Mainz 2000 (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Universalgeschichte, Bd. 163). Aktuelle Einführungen in die jüngere Kommunikationsforschung bieten: Michael North, Kommunikation, Handel, Geld und Banken in der frühen Neuzeit, München 2000 (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 59); Jürgen Wilke, Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien 2000.

¹³ Unter den jüngeren Arbeiten ist besonders zu nennen: Esther-Beate Körber, Öffentlichkeiten der frühen Neuzeit. Teilnehmer, Formen, Institutionen und Entscheidungen öffentlicher Kommunikation im Herzogtum Preußen von 1525 bis 1618, Berlin/New York 1998 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, Bd. 7). Klassisch für das 18. Jahrhundert, wenn auch nicht mehr unumstritten, ist: Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied 1962. Zu Habermas und zur Anwendbarkeit des Öffentlichkeitsbegriffs auf das 16. Jahrhundert äußert sich: Johannes Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517-1617, Stuttgart 2002, S. 55-64.

II. Kommunikationsstrukturen: Postwesen, kommunikative Distanz und Nähe als Bedingungen, Hindernisse und Motive der Verflechtung

In seiner Geschichte der Thurn und Taxis hat Wolfgang Behringer auf den engen Zusammenhang zwischen der Errichtung des modernen Postwesens und der habsburgischen Reichsbildung hingewiesen.¹⁴ Was sich zunächst auf Maximilian I. und die österreichischen Habsburger bezieht, gilt aber auch für Maximilians Nachfolger in Spanien. Die durch den zweiten spanisch-niederländischen Postvertrag von 1516 etablierte Postverbindung Italiens mit den Zentren des Habsburgerreichs dürfte nicht unerheblich zur Stabilisierung der spanisch-habsburgischen Herrschaft in Süditalien beigetragen haben.¹⁵ Das Königreich Neapel, das als Teil des aragonesischen Erbes zu Beginn des 16. Jahrhunderts an die Katholischen Könige fiel, blieb bis zum Spanischen Erbfolgekrieg 200 Jahre lang Teil des spanischen Reiches, wobei anders als im 15. Jahrhundert gänzlich darauf verzichtet werden konnte, Neapel zeitweise zur Hauptstadt des Gesamtreiches zu machen oder dort eine Sekundogenitur der spanischen Habsburger einzurichten.¹⁶ Die Revolte Masaniellos in der Mitte des 17. Jahrhunderts blieb eine Episode und konnte die spanische Herrschaft nicht ernsthaft gefährden.¹⁷

Die Regelmäßigkeit der spanisch-neapolitanischen Postverbindung hatte einen herrschaftsstabilisierenden Effekt, darf aber nicht darüber hinweg täuschen, dass die räumliche Distanz als Risikofaktor erhalten blieb und sich in einer relativ langen Beförderungsdauer der Briefe niederschlug. Die im monatlichen Takt abgehende Post benötigte vom spanischen Hof bis zur Residenz der Päpste durchschnittlich 26 bis 28 Tage.¹⁸ Für Neapel mussten weitere drei bis vier Tage hinzugerechnet werden.¹⁹ Wenn auch in Ausnahmefällen schnellere Eilboten eingesetzt

¹⁴ W. Behringer (Anm. 12) S. 21f.

¹⁵ Vgl. W. Behringer (Anm. 12) S. 37.

¹⁶ Anna Maria Rao/Steiner Supphellen, Power Elites and Dependent Territories, in: Wolfgang Reinhard (Hg.), Power Elites and State Building, Oxford 1996, S. 79-99, hier S. 88-91. Vgl. auch Manuel Rivero Rodríguez, Felipe II y el gobierno de Italia, Madrid 1998, S. 17f., 24-26. Beginn und Verlauf der aragonesischen Herrschaft im Königreich Neapel beschreibt: Jerry H. Bentley, Politics and Culture in Renaissance Naples, Princeton 1987, S. 7-39.

¹⁷ Zur Revolte Masaniellos liegt eine umfangreiche Literatur vor. Bahnbrechend war: Rosario Villari, La rivolta antispagnola a Napoli. Le origini 1585-1647, Rom/Bari 1967. Jüngeren Datums ist: Aurelio Musi, La rivolta di Masaniello nella scena politica barocca. Prefazione di Giuseppe Galasso, Neapel 1989 (L'altra Europa, Bd. 2). Auf S. 21-42 liefert Musi einen Forschungsüberblick.

¹⁸ Thomas Dandele, Spanish Rome. 1500-1700, New Haven/London 2001, S. 119; Jean Delumeau, Vie économique et sociale de Rome dans la seconde moitié du XVIe siècle, Bd. 1, Paris 1957, S. 49-51.

¹⁹ J. Delumeau (Anm. 18) S. 48.

werden konnten, war doch die Regel, dass zwischen dem Absenden eines Briefes und dem Erhalt der entsprechenden Antwort mindestens zwei Monate lagen – allerdings nur dann, wenn die Briefe zügig beantwortet wurden. Am spanischen Hof waren die Bearbeitungszeiten jedoch wegen des gemeinhin als ‘polysynodal’ bezeichneten, d.h. auf verschiedenen Ratsgremien aufbauenden Regierungssystems verhältnismäßig lang. Wesentlich einfacher und kürzer gestaltete sich die Briefbeförderung zwischen Rom und Neapel. Im wöchentlichen Takt verkehrten zu Beginn des 17. Jahrhunderts sowohl der ‘procaccio’, der drei bis vier Tage für die Strecke benötigte, als auch die etwas schnellere ‘staffetta’. Eilboten konnten die Strecke sogar in einem Tag bewältigen. Neapel war daher so eng an Rom angebunden wie große Teile des Kirchenstaats.²⁰

Distanz zwischen Neapel und Spanien einerseits, Nähe zwischen Neapel und Rom andererseits mussten Auswirkungen auf das Verhältnis der jeweiligen Zentren zu ihren Stellvertretern haben. Während der Vizekönig in Neapel entgegen den Absichten des spanischen Königs über eine gewisse Autonomie verfügen konnte, blieb der neapolitanische Nuntius eng an die Weisungen des römischen Staatssekretariats gebunden. Institutionell gesehen stellte der päpstliche Stellvertreter ohnehin eine Besonderheit dar, denn als einziger Nuntius in Italien war er nicht am Hof eines souveränen Fürsten akkreditiert. Seine Existenz hatte er vor allem der Tatsache zu verdanken, dass das Königreich Neapel der Kurie als Finanzreservoir diente.²¹ Da die zahlreichen Bistümer und kleineren Pfründen des Königreichs aber größtenteils von Rom aus besetzt wurden, fielen dem neapolitanischen Nuntius nur untergeordnete Aufgaben zu, wie etwa das Melden etwaiger Vakanz nach Rom, das Eintreiben der Spolien, d.h. der Einkünfte der Pfründen während ihrer Vakanz, und das Lösen von Jurisdiktionskonflikten.²² Die Nähe Neapels

²⁰ J. Delumeau (Anm. 18) S. 44-48, 54f., 77. Nach Delumeau unterschied sich der ‘procaccio’ von der ‘staffetta’ dadurch, dass er nicht nur Briefe transportierte, sondern auch Reisende begleitete und Waren mitführte. Seit 1586 war der ‘procaccio’ in päpstlicher Hand, während die ‘staffetta’ weiterhin dem spanischen Postmeister in Rom unterstand. Letztere bezeichnet Delumeau als ‘corriere’. In den Korrespondenzen zwischen dem Kardinalnepoten in Rom und den päpstlichen Nuntien in Neapel wird dagegen nur der Begriff ‘staffetta’ verwendet.

²¹ Ursprünge und Geschichte der päpstlichen Nuntiatur in Neapel beschreiben: Pierre Blet, *Histoire de la Représentation Diplomatique du Saint Siège des origines à l’aube du XIXe siècle*, Vatikanstadt 1982 (Collectanea Archivi Vaticani, Bd. 9), S. 268-273; A. Meister, Die Nuntiatur von Neapel im 16. Jahrhundert, in: *Historisches Jahrbuch* 14 (1893), S. 70-82; Paquale Villani, *Origine e carattere della nunziatura di Napoli (1523-1569)*, in: *Annuario dell’Istituto storico italiano per l’età moderna e contemporanea* 9-10 (1957/58), S. 285-539, hier S. 285-334.

²² Die offiziellen Aufgaben der Nuntien wurden in den so genannten Hauptinstruktionen festgelegt, die den Nuntien vor Amtsantritt mitgegeben wurden. Abschriften der Instruktionen für die neapolitanischen Nuntien Valeriano Muti (1609-1610) und Paolo Emilio Filonardi (1616-1621) finden sich in: *Biblioteca Apostolica Vaticana (BAV)*,

zu Rom schränkte die Kompetenzen und die Eigenständigkeit des Nuntius weit über die institutionellen Vorgaben hinaus ein. Vielfach führten parallele Informationskanäle vom Königreich am Nuntius vorbei nach Rom, sodass der Papst häufig vor dem Nuntius von Bistumsvakanzen erfuhr. Zudem wurden viele Suppliken aus Neapel sofort an den Papst gerichtet und erreichten den Nuntius erst danach. Am deutlichsten zeigte sich die Machtlosigkeit des päpstlichen Stellvertreters aber in Personalfragen. Dass er nur in äußersten Ausnahmefällen seine Kandidaten für ein Bistum durchbringen konnte, erscheint angesichts der Tatsache, dass viele süditalienische Bistümer der Versorgung römischer Kurialer dienten, noch verständlich,²³ doch selbst die weniger wichtigen Ämter der Nuntiatur und gelegent-

Borg. lat. 49, fol. 115^v und 128. Die Instruktion für Giovanni Battista Pamfili (1621-1623) liegt editiert vor in: Klaus Jaitner (Hg.), *Die Hauptinstruktionen Gregors XV. für die Nuntien und Legaten an den europäischen Fürstenhöfen. 1621-1625*, Bd. 2, Tübingen 1997, S. 525-535.

²³ Während des Pontifikats Pauls V. (1605-1621) wurden die 106 Bistümer des Königreichs Neapel, die der Papst frei vergeben konnte, mit 149 Bischöfen besetzt. Dass die Zahl der Bischöfe die der Bistümer überwiegt, erklärt sich dadurch, dass viele Bischöfe nur relativ kurze Zeit ihre Diözese leiteten, weil sie schon nach wenigen Jahren starben, das Bistum resignierten oder auf einen anderen Bischofsstuhl transferiert wurden. Von den 149 Bistumsbesetzungen lässt sich nur bei dreien nachweisen, dass eine Empfehlung des neapolitanischen Nuntius Erfolg hatte. Pietro Bastoni, Neffe des Nuntius Guglielmo Bastoni (1605-1608), erhielt erst 1611, zwei Jahre nach dem Tod seines Onkels, das Bistum Umbriatico. Der von Bastoni von 1606 bis 1608 mehrfach empfohlene Abt Giovan Girolamo Campanile wurde 1608 Bischof von Lacedonia. An den langjährigen Auditor der neapolitanischen Nuntiatur, Lelio Veterani, wurde auf Betreiben des Nuntius Filonardi (1616-1621) 1616 das Bistum Fondi vergeben. Vergeblich blieben dagegen die Bemühungen des in Rom hochgeschätzten Nuntius Deodato Gentile (1610-1616), für seinen Bruder Ludovico ein neapolitanisches Bistum zu erhalten, obwohl dieser sogar der Agent des Kardinalnepoten in Neapel war. Möglicherweise sind nicht alle erfolgreichen Empfehlungen der Nuntien nachweisbar. Denkbar ist auch, dass sich die Nuntien in einigen Fällen vielleicht über ihre römischen Verwandten, Agenten oder Netzwerke durchsetzen konnten. Trotzdem ist an der Tatsache nicht zu rütteln, dass Rom die Bistümer weitgehend ohne Rücksicht auf die Wünsche der Nuntien besetzte. Zu Pietro Bastoni liegen (in chronologischer Reihenfolge) folgende Briefe vor: ASV, Fondo Borghese III 43 AB, fol. 435; ASV, Fondo Borghese II 117, fol. 177, 209, 263; BAV, Barb. lat. 5946, fol. 73; ASV, Fondo Borghese II 122, fol. 122, 123, 124, 138, 159, 228; ASV, Fondo Borghese III 44A, fol. 36; ASV, Secr. Brev., Reg. 457, fol. 246; ASV, Secr. Brev., Reg. 464, fol. 66; BAV, Urb. lat. 1078, fol. 865. Die Vorgänge zum Abt Campanile sind dokumentiert in: ASV, Fondo Borghese II 130, fol. 75; ASV, Fondo Borghese II 127, fol. 80; ASV, Fondo Borghese II 131, fol. 19; ASV, Fondo Borghese II 133, fol. 221; BAV, Barb. lat. 5946, fol. 246; ASV, Fondo Borghese II 122, fol. 91, 127, 181. Der Lelio Veterani betreffende Briefwechsel findet sich in: ASV, Segr. Stato, Napoli 20E, fol. 71, 111; ASV, Fondo Borghese I 945, fol. 289, 306^v. Die gescheiterten Empfehlungen für Ludovico Gentile sind: ASV, Segr. Stato, Napoli 20A, fol. 388; BAV, Barb. lat. 7460, fol. 124; BAV, Barb. lat. 7463, fol. 134. Die entsprechenden Bistumsbesetzungen sind nachgewiesen in: *Hierarchia Catholica Medii et Re-*

lich sogar die der in den Bistümern beschäftigten Kommissare wurden von Rom aus vergeben.²⁴

An einem vergleichbaren Vorgehen wurde der spanische König gerade durch die Kommunikationsstrukturen gehindert, die den neapolitanischen Vizekönig weit autonomer agieren ließen, als es der spanischen Zentrale lieb war. Sowohl die von Spanien betriebene Beschränkung der vizeköniglichen Kompetenzen als auch der trotzdem vorhandene Entscheidungsspielraum des Vizekönigs fanden erneut in der Personalpolitik ihren Ausdruck. Alle neapolitanischen Ämter, die auf Lebenszeit verliehen wurden, mithin alle Führungspositionen, wurden in einem komplizierten Verfahren am spanischen Hof vergeben. Der Vizekönig reichte dazu eine Dreierliste ein, die vom Italienrat beraten und gegebenenfalls verändert wurde. Die Entscheidung fällten König und Günstlingsminister, die sich weder an die Vorschläge des Vizekönigs noch an die des Italienrats halten mussten.²⁵ Dieses Besetzungsverfahren garantierte zwar den königlichen Einfluss, war aber außerordentlich langwierig, denn vom Tod eines Amtsinhabers bis zur Einsetzung des Nachfolgers vergingen nicht selten zwei Jahre. Einige Ämter mussten daher per Interim vom Vizekönig vergeben werden, der so die ihm zu Verfügung stehende Dispositionsmasse für Patronage erweitern konnte.

Noch ausgeprägter war die faktische Autonomie des Vizekönigs im politischen Tagesgeschäft, da er, wenn er dringende Entscheidungen zu treffen hatte, die Meinung des zuständigen Italienrates gar nicht einholen konnte. Handelte der Vizekönig entgegen dem Willen von Italienrat, Staatsrat und König, bedurften die notwendigen politischen Korrekturen einiger Zeit, denn die genannten Gremien

centioris Aevi, Bd. 4, hg. von Patrick Gauchat, München 1935, S. 191, 215, 352. Auf eine genauere Spezifizierung der Quellen (durch Absender, Adressat und Datum) wird hier und in der folgenden Anmerkung wegen der Fülle des Materials verzichtet.

²⁴ Die Auditoren und Fiskale der neapolitanischen Nuntiatur wurden, so legen die Quellen nahe, stets von Rom ausgewählt. Für die Jahre 1609 und 1616 finden sich dazu in der Korrespondenz zwischen den neapolitanischen Nuntien und dem Kardinalnepoten eindeutige Hinweise: BAV, Barb. lat. 5947, fol. 228, 281; ASV, Segr. Stato, Napoli 20E, fol. 200; ASV, Fondo Borghese I 945, fol. 324. Dafür, dass auch Kommissarsstellen in den Diözesen des Königreichs von Rom aus besetzt wurden, finden sich zahlreiche Belege, u. a. für die Jahre 1606 und 1608: ASV, Fondo Borghese II 132, fol. 85, 88; BAV, Barb. lat. 5946, fol. 235.

²⁵ Die Sitzungsprotokolle (Consultas) des Italienrats, in denen dieses dreistufige Verfahren beschrieben wird, liegen fast ausnahmslos im Bestand Estado des Archivo Histórico Nacional (AHN) in Madrid. Im AGS, wo sich der Großteil der vom Italienrat hinterlassenen Akten befindet, sind nur wenige Sitzungen dokumentiert, die sich mit Ämterbesetzungen beschäftigen. Die Consultas des AHN folgen einem feststehenden Schema: Zunächst fassen sie den Brief zusammen, in dem der Vizekönig die Kandidaten für eine Stelle nominiert hat. Dann folgen die Stellungnahme (Parecer) des Italienrates und die von diesem modifizierte Kandidatenliste. Auf dem Briefrücken befindet sich die königliche Entscheidung, die in der Regel nur einen oder wenige Sätze umfasst.

mussten zunächst überhaupt erst von den Vorgängen informiert werden. Eher als die Briefe des Vizekönigs gingen meist die Beschwerden der Betroffenen ein. Das folgende Beispiel kann die komplexen Entscheidungs- und Kommunikationsstrukturen illustrieren: Als der Conde de Lemos 1610 die Regentschaft in Neapel antrat, gehörte zu seinen Zielen die Sanierung der zerrütteten Staatsfinanzen.²⁶ Dabei fiel sein Augenmerk auch auf die so genannten 'Tratte di vino', eine Ausfuhrlizenz über 100 Fässer Wein, die jedem in Rom residierenden Kardinal zustand. Lemos beabsichtigte, diese 'Tratte' aus Kostengründen nur noch an erwiesenermaßen spanientreue Kardinäle auszustellen, was sofort den Protest aller anderen Kardinäle nach sich zog und, wie in Madrid richtig gesehen wurde, die spanische Patronagepolitik in Rom zu torpedieren drohte. Wiederholte Proteste des Nuntius in Spanien veranlassten den König schließlich dazu, Druck auf den Vizekönig auszuüben, der, nachdem sich über Monate ein reger Briefverkehr zwischen Neapel, Rom und Spanien entspannte, die 'Tratte' in der gewöhnlichen Form ausstellte.²⁷

Es bleibt zu klären, warum das Zusammenspiel zwischen König und Vizekönig trotz der durch Distanz geprägten Kommunikationsstrukturen und der dadurch immer wieder auftretenden Konflikte in der Regel gut funktionierte. Zunächst war das Problem den Entscheidungsträgern am spanischen Hof seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts bewusst, sodass entsprechende institutionelle Rahmenbedingungen geschaffen wurden. Die Vizekönige wurden nur für eine Amtsperiode von drei Jahren ernannt, die mehrmals verlängerbar war, aber im Durchschnitt wurden die Vizekönige nach drei bis sechs Jahren wieder abberufen. Die neapolitanischen Zentralbehörden wurden zu einem Drittel, einige sogar zur Hälfte, mit Spaniern besetzt.²⁸ Der Italienrat wurde Mitte des 16. Jahrhunderts als Expertengremium für

²⁶ Über die Reformen des Conde de Lemos informieren: Giuseppe Galasso, *Le riforme del conte di Lemos e le finanze napoletane nella prima metà del Seicento*, in: Giuseppe Galasso, *Alla periferia dell'impero. Il Regno di Napoli nel periodo spagnolo (secoli XVI-XVII)*, Turin 1994 (Biblioteca di cultura storica, Bd. 201), S. 157-184; Giovanni Muto, *Le finanze pubbliche napoletane tra riforme e restaurazione (1520-1634)*, Neapel 1980, S. 91-103.

²⁷ ASV, Segr. Stato, Napoli 20A, fol. 304: Deodato Gentile, Nuntius in Neapel, an Kardinal Borghese, 1610 X 1, fol. 320: Gentile an Borghese, 1610 X 8, fol. 322: Gentile an Borghese, 1610 X 15, fol. 338: Gentile an Borghese, ohne Datum und chiffriert; BAV, Barb. lat. 8273, fol. 127: Decio Carafa, Nuntius in Spanien, an Borghese, 1611 I 19; ASV, Segr. Stato, Napoli 20B, fol. 338: Gentile an Borghese, 1611 I 28; AGS, Estado, leg. 1878, fol. 195: Philipp III. an Lemos, 1611 VII 19; AGS, Estado, leg. 1106, fol. 173: Lemos an Philipp III., 1611 VIII 8; AGS, Estado, leg. 1878, fol. 259: Consulta des Staatsrats, 1611 X 13.

²⁸ A. Rao/S. Supphellen (Anm. 16) S. 93-96. Einen Überblick über die Struktur der neapolitanischen Zentralbehörden geben: Giovanni Muto, *Il regno di Napoli sotto la dominazione spagnola*, in: *Storia della società italiana*, Bd. 11, Mailand 1989, S. 225-

die spanischen Besitzungen in Italien eingerichtet.²⁹ Ob die institutionellen Absicherungen die Vizekönige dauerhaft davon abgehalten hätten, ihre Eigenständigkeit auszubauen, bleibt nichtsdestotrotz fraglich. Von zentraler Bedeutung dürfte vielmehr gewesen sein, dass die Vizekönige eng mit dem spanischen Hof vernetzt waren. Die königlichen Stellvertreter stammten fast ausschließlich aus dem kastilischen Hochadel und gehörten zu den führenden Hoffaktionen. Der Vizekönig Conde de Lemos und sein Bruder Francisco de Castro, der etwa zeitgleich, von 1609 bis 1616, als spanischer Botschafter in Rom fungierte, waren sogar Neffen des Günstlingsministers Lerma.³⁰

Doch die Vernetzung der neapolitanischen Amtsträger mit dem spanischen Hof konnte auch zentrifugale Auswirkungen haben. So strengte der Duque de Osuna, der 1616 als Vizekönig die Nachfolge von Lemos antrat, nicht nur einen Prozess gegen einige hohe Amtsträger und enge Mitarbeiter seines Vorgängers an, sondern ging schließlich auch gegen die Spitzen des neapolitanischen Patriziats vor. Diese Politik ist im Zuge der Risorgimento-Historiographie als gegen den Adel gerichtete Revolution von oben gewertet worden. Die jüngere italienische Forschung ist sich allerdings weitgehend darin einig, dass Osunas Motive an ganz anderer Stelle zu suchen sind: Als Parteigänger des Duque de Uceda, der zwar Sohn Lermas war, aber die Gegenfaktion zum Günstlingsminister anführte, wollte Osuna seine neapolitanische Regentschaft dazu nutzen, seinen Vorgänger Lemos zu diskreditieren und damit auch dessen Onkel und Schwiegervater, den Duque de Lerma, zu treffen. Die adelsfeindliche Politik Osunas war nichts anderes als die unbeabsichtigte Folge von dessen Versuch, von Neapel aus den Günstlingsminister zu stürzen. Während der Ucedafaktion der Sturz Lermas 1618 gelang, zeitigte Osunas Politik für ihn selbst keinen Erfolg. Ganz im Gegenteil: Osuna wurde 1620 aus Neapel abberufen, in Madrid einbestellt, 1621 sogar verhaftet und vor Gericht gestellt. In Neapel mussten Osunas Nachfolger als Vizekönige, die Kardinäle Borja und Zapata, wieder für Ruhe und Ordnung sorgen.³¹

316, hier S. 267-273; Giovanni Muto, Pouvoirs et territoires dans l'Italie espagnole, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 45 (1998), S. 42-65, hier S. 53-56.

²⁹ Über die Entstehung und die Funktionen des Italienrats informieren: Manuel Rivero Rodríguez, *La fundación del Consejo de Italia: Corte, grupos de poder y periferia (1536-1559)*, in: José Martínez Millán (Hg.), *Instituciones y élites de poder en la monarquía hispana durante el siglo XVI*, Madrid 1992, S. 199-221; Manuel Rivero Rodríguez, *Poder y clientelas en la fundación del Consejo de Italia (1556-1560)*, in: *Cheiron* 9 (1992), S. 29-54; M. Rivero Rodríguez, *Felipe II (Anm. 16)* S. 48-76.

³⁰ A. Feros (Anm. 6) S. 95, 133f., 186, 218.

³¹ Die hier skizzierte Interpretation der Regentschaft Osunas wird am deutlichsten vertreten von: Francesco Benigno, *L'ombra del ré. Ministri e lotta politica nella Spagna del Seicento*, Venedig 1992, S. 45-65. Vgl. auch Francesco Benigno, *Conflitto politico e conflitto sociale nell'Italia spagnola*, in: Aurelio Musi (Hg.), *Nel sistema imperiale. L'Italia spagnola*, Neapel 1994, S. 115-146, hier S. 131f. Auch Giovanni Muto deutet

III. Kommunikationsmedien und -kanäle: Besonderheiten verflechtungsspezifischer Kommunikation

Kommunikation ist gemäß kommunikationstheoretischer Überlegungen nicht nur durch die Beziehungen zwischen Sender und Empfänger sowie durch die Infrastruktur der Nachrichtenübermittlung geprägt, sondern hängt ganz entscheidend auch von den Medien ab, mit deren Hilfe kommuniziert wird.³² Bei einer Untersuchung frühneuzeitlicher Kommunikation spielt neben der Dichotomie von Mündlichkeit und Schriftlichkeit besonders die Frage nach der Verbreitung von Druckmedien und Manuskripten eine große Rolle. Für die personellen Verflechtungen zwischen Neapel, Rom und Spanien ist die Bedeutung gedruckter Kommunikation allerdings weitgehend zu vernachlässigen, denn Druckwerke eigneten sich nicht oder noch nicht zur schnellen Übermittlung von Informationen, die nur für einen sehr begrenzten Personenkreis gedacht waren oder gar der Geheimhaltung unterlagen. Bestimmte Funktionen, die später durch die gedruckte Kommunikation wahrgenommen wurden, erfüllten zu Beginn des 17. Jahrhunderts die 'Avvisi'. Als Vorläufer der Zeitschriften und Zeitungen waren sie von vornherein für ein breites Publikum bestimmt, konnten abonniert werden und kamen dem Auftraggeber dann in einem bestimmten Turnus, meist wöchentlich, zu. Die Avvisenschreiber übten ihre Tätigkeit als Beruf aus und transportierten öffentlich zugängliches Wissen.³³ Es überrascht daher wenig, dass sie – anders als Diplomaten und Agenten – nicht in die Klientelstrukturen ihrer Auftraggeber eingebunden waren. Sie konnten mehreren Päpsten hintereinander dienen, verfeindete Kardinäle gleichzeitig mit Informationen versorgen und nebenbei Agenten von Fürsten sein. So stand der wichtigste neapolitanische Avvisenschreiber im frühen 17. Jahrhundert, Alessandro degli Effetti, nacheinander in den Diensten Pauls V. und Gregors XV. und hatte wahrscheinlich sogar schon Clemens VIII. mit Informationen versorgt. Für Girolamo Paronda, der Nachrichten aus dem östlichen Mittelmeerraum verbreitete, ist bezeugt, dass er seine 'Avvisi' zunächst an Kardinal Pietro Aldobrandini und später, nach dem Pontifikatswechsel, an den neuen Kardinalnepoten, Kardinal Borghese, sandte.³⁴

Osunas Politik aus der Perspektive des Faktionenkampfes am spanischen Hof, betont allerdings, dass es der Ucedafaktion nicht nur um den Sturz Lermas, sondern auch um eine aggressivere Außenpolitik ging. Vgl. G. Muto, *Le finanze* (Anm. 26) S. 104-106.

³² M. North, *Kommunikation* (Anm. 12) S. 46.

³³ J. Delumeau (Anm. 18) S. 25-36; M. North, *Kommunikation* (Anm. 12) S. 5f.; R. Pieper (Anm. 12) S. 23f., 42; Sabrina M. Seidler, *Il teatro del mondo. Diplomatische und journalistische Relationen vom römischen Hof aus dem 17. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. u.a. 1996 (Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte, Bd. 3), S. 38-44.

³⁴ Im gesamten Pontifikat Pauls V. sandte degli Effetti regelmäßig Avvisi an das römische Staatssekretariat, so auch in den Jahren 1612, 1614 und 1615: BAV, Boncompagni E 48, fol. 299f., 303-334: Avvisi von 1612; BAV, Boncompagni E 49, fol. 3-51, 173-182:

Obgleich auch die 'Avvisi' gelegentlich verflechtungsspezifische Informationen verbreiteten, manifestierte sich Verflechtung vielmehr einerseits in amtlichen und privaten Korrespondenzen, andererseits in mündlicher Kommunikation, die auch als 'Face-to-Face'-Interaktion bezeichnet wird. Dem Frühneuzeithistoriker sind durch die Quellen bei der Erforschung von Netzwerken enge Grenzen gesetzt. In der Regel sind amtliche Korrespondenzen weit umfangreicher erhalten als private, die deshalb als 'privat' bezeichnet werden, weil sie aus Privat- und Familienarchiven stammen und keine an Behörden gebundene Schriftwechsel darstellen. Mündliche Kommunikation ist in den schriftlich vorliegenden Quellen nur indirekt fassbar, etwa dann, wenn ein kürzlich in Neapel angekommener Nuntius sich gegenüber dem Kardinalnepoten auf ein Gespräch bezieht, das er vor seiner Abfahrt aus Rom geführt hat, oder wenn der Nuntius in Neapel darauf hinweist, dass sein Neffe oder Agent demnächst mit dem Kardinalnepoten sprechen werde.³⁵

Die umfangreichsten Korrespondenzen waren zweifelsohne diejenigen zwischen den Zentralen und ihren jeweiligen Vertretern, also zwischen dem Kardinalnepoten als Leiter des päpstlichen Staatssekretariats und den Nuntien, dem spanischen König und dem Vizekönig in Neapel oder dem König und seinem Botschafter in Rom. Daneben gab es aber auch Querbeziehungen, etwa zwischen dem Kardinalnepoten und dem Vizekönig oder dem Vizekönig und dem spanischen Botschafter. Wollte Kardinal Borghese, der Nepot Pauls V., beim Vizekönig erreichen, dass der Apostolische Palast die übliche Ausfuhrlizenz für Wein erhielt, dass das Importmonopol für das päpstliche Alaun aus Tolfa bestehen blieb oder dass sein Verwandter Massimiliano Caffarelli ein Amt im Königreich Neapel er-

Avvisi von 1614 und 1615. Aus dem Pontifikat Gregors XV. sind Avvisi erhalten, die degli Effetti dem Kardinalnepoten, Kardinal Ludovisi, zukommen ließ: BAV, Barb. lat. 7561-7562. Darauf, dass degli Effetti schon den Aldobrandini diene, deutet hin: Archivio di Stato di Firenze (ASF), Carte Stroziane I 200, fol. 552: Kardinal Pietro Aldobrandini an Jacopo Aldobrandini, Nuntius in Neapel, 1599 XII 10. Paronda teilte dem Kardinal Borghese sogar persönlich mit, dass er dem Kardinal Aldobrandini regelmäßig Avvisi geschickt hatte: ASV, Fondo Borghese III, fol. 129: Paronda an Borghese, 1608 III 22. Für das Pontifikat Pauls V. sind zahlreiche Avvisi Parondas erhalten, etwa für die Jahre 1612 und 1613 in: BAV, Barb. lat. 7461-7464.

³⁵ Hinweise auf mündliche Kommunikation liefern die Quellen zuhauf. In seinen Briefen an den Kardinal Borghese wies etwa Guglielmo Bastoni, Nuntius in Neapel (1605-1608), wiederholt darauf hin, dass sein Neffe Pietro mit dem Kardinalnepoten etwas besprochen habe oder besprechen werde: ASV, Fondo Borghese II 124, fol. 98: Bastoni an Borghese, 1605 XII 27; ASV, Fondo Borghese II 132, fol. 131: Bastoni an Borghese, 1606 III 28; ASV, Fondo Borghese II 125, fol. 233: Bastoni an Borghese, 1606 IX 29; ASV, Fondo Borghese II 127, fol. 125: Bastoni an Borghese, 1607 V 18; ASV, Fondo Borghese II 119, fol. 45: Bastoni an Borghese, 1607 VII 20, fol. 57: Bastoni an Borghese, 1607 VII 22. Über den Inhalt der Gespräche verraten die Briefe – zum Nachteil der Verflechtungsforschung – in der Regel leider nichts.

hielt, schrieb er parallel und wiederholt an den Nuntius und an den Vizekönig in Neapel.³⁶ Dass diese parallelen Korrespondenzen notwendig waren, zeigt nicht nur, dass es sich um Angelegenheiten handelte, denen in Rom große Bedeutung beigemessen wurde, sondern auch, dass allein mit schriftlicher Kommunikation das Ziel nicht erreicht werden konnte. Eindrücklich demonstrieren das die an den Vizekönig gerichteten Empfehlungsschreiben für Klienten der Papstfamilie. Auch wenn ein solcher Brief mit entsprechendem Nachdruck geschrieben war,³⁷ reagierte der königliche Stellvertreter im Regelfall zunächst überhaupt nicht. Deswegen wurden die Empfehlungen meist dem Nuntius zugesandt, der sie dem Vizekönig in der wöchentlichen Audienz zu überreichen hatte und diesen immer wieder an den erbetenen Gefallen erinnern sollte.³⁸ Gerade in personalpolitischen Angelegenheiten diente die schriftliche Kommunikation zwischen Kardinalnepot und Vi-

³⁶ Die Tatsache, dass Kardinal Borghese parallel mit dem Vizekönig und dem Nuntius in Neapel korrespondierte, war eher die Regel als die Ausnahme. Als Beispiel seien daher nur die Empfehlungen angeführt, die Kardinal Borghese in den Jahren 1607 und 1608 an den Vizekönig sandte, damit sein entfernter Verwandter Massimiliano Caffarelli ein Amt in der Provinzverwaltung, einen so genannten 'Governo' oder 'Capitanato di città', erhielt: ASV, Fondo Borghese I 929, fol. 441^v: Kardinal Borghese an Conde de Benavente, Vizekönig von Neapel, 1607 VII 6; ASV, Fondo Borghese II 119, fol. 47: Guglielmo Bastoni, Nuntius in Neapel, an Borghese, 1607 VII 20, fol. 112: Bastoni an Borghese, 1607 VIII 3; ASV, Fondo Borghese I 929, fol. 720: Borghese an Benavente, 1607 X 6; ASV, Fondo Borghese II 117, fol. 6: Bastoni an Borghese, 1608 I 4, Antwort auf Brief Borgheses vom 1607 XII 28, fol. 78: Bastoni an Borghese, 1608 I 22; BAV, Barb. lat. 5946, fol. 31: Borghese an Bastoni, 1608 II 1; ASV, Fondo Borghese II 117, fol. 96: Bastoni an Borghese, 1608 II 1; BAV, Barb. lat. 5946, fol. 34: Borghese an Bastoni, 1608 II 9; ASV, Fondo Borghese II 117, fol. 152: Bastoni an Borghese, 1608 II 15; ASV, Fondo Borghese II 118, fol. 16: Bastoni an Borghese, 1608 IV 8; BAV, Barb. lat. 5946, fol. 103: Borghese an Bastoni, 1608 IV 18; ASV, Fondo Borghese III 132B, fol. 93: Benavente an Borghese, 1608 IV 24.

³⁷ Möglichkeiten, einer Empfehlung besonderen Nachdruck zu verleihen, war ein Autograph des Kardinalnepoten oder das Mitsenden eines Papstbrevés.

³⁸ Dass die an den Vizekönig adressierten Empfehlungen Kardinal Borgheses zunächst meist keinen Erfolg hatten, zeigt sich auch in dem in Anmerkung 36 genannten Beispiel. Borgheses erster Brief an den Vizekönig Benavente war auf den 6. Juli 1607 datiert, doch erst nach einem umfangreichen Briefwechsel zwischen dem Kardinalnepoten und dem Nuntius sowie nach einer zweiten Empfehlung an den Vizekönig, die am 6. Oktober 1607 verfasst wurde, erhielt Massimiliano Caffarelli im Juni 1608 den Governo von Barletta. Vgl. Anm. 36; ASN, Collaterale, Officiorum Viceregum 11, fol. 206: Patent für den Governo von Barletta, 1608 VI 30. Es ließen sich genügend weitere Beispiele anführen, die zeigen, dass Empfehlungen Kardinal Borgheses nur dann von Erfolg gekrönt waren, wenn sich der Nuntius beständig beim Vizekönig für den vorgeschlagenen Kandidaten einsetzte. Im Vergleich zu anderen Borgheseklienten war Massimiliano Caffarelli zudem im Vorteil, da er mit dem Kardinalnepoten verwandt war und der Vizekönig um die Verwandtschaftsbeziehung wusste.

zekönig nur dazu, die Verhandlungen zu eröffnen, deren Erfolg dann entscheidend von den mündlichen Kommunikationsleistungen des Nuntius abhing.

Dass dieses Kommunikationsmuster keinesfalls die Ausnahme war, zeigt sich auch in der umgekehrten Kommunikationsrichtung: Wenn der Vizekönig ein ihm wichtiges Anliegen mit dem Kardinalnepoten besprechen wollte, konnte er zunächst einmal an diesen einen Brief richten. Freilich musste das Schreiben auch überbracht und der Papstneffe immer wieder an die schnelle Bearbeitung der Bitte erinnert werden. Dazu wandte sich der Vizekönig an den spanischen Botschafter, der seinerseits schon vom König, aber auch vom sizilianischen Vizekönig und vom Mailänder Gouverneur in Beschlag genommen wurde. Den Großteil der neapolitanischen Bitten und Forderungen trug daher gar nicht der spanische Botschafter, sondern der Agent des Königreichs Neapel dem Kardinalnepoten vor. Anders als der an den König und das höfische Zeremoniell gebundene Botschafter konnte der nur vom Vizekönig abhängige Agent sich ganz auf die Anliegen des Königreichs Neapel konzentrieren. Ebenso wenig musste sich er sich ständig um Präzedenzfragen kümmern, die dem Botschafter als offiziellem Repräsentanten der spanischen Krone das Leben erschwerten. Für das politische Tagesgeschäft erwies sich ein Agent, dessen Aufgaben und Befugnisse nur vage definiert waren, als besonders geeignet.³⁹

Es überrascht daher nicht, dass die Agenten in den drei Hauptstädten Rom, Neapel und Madrid Legion waren und die akkreditierten Diplomaten, also Botschafter und Nuntien, an Zahl weit übertrafen. Umso erstaunlicher und vielleicht aus dem Quellenbefund zu erklären ist, dass die traditionelle Diplomatengeschichte die Agenten bis vor kurzem vollkommen vernachlässigt hat.⁴⁰ Städte, Provinzen, Prälaten und Adlige entsandten dauerhaft oder temporär ihre Agenten in die Hauptstädte und an die Höfe – ein beredtes Beispiel dafür, dass schriftliche

³⁹ Aufgaben und Rolle des in Rom ansässigen Agenten des Königreichs Neapel sind bisher wenig bekannt. Das dürfte u.a. auf die Quellenlage zurückzuführen sein. Für das Pontifikat Pauls V. finden sich im AHN, Estado, libro 162, Zuschriften des neapolitanischen Vizekönigs Conde de Lemos an den Agenten Fernando de Andrade y Sotomayor aus den Jahren 1613 und 1615. Einige dort ebenfalls vorhandene Briefe des Vizekönigs an seinen Bruder, den spanischen Botschafter in Rom, Francisco de Castro, zeigen, dass der Botschafter viele neapolitanische Angelegenheiten vom Agenten des Königreichs behandeln und von diesem vor dem Kardinalnepoten vortragen ließ. Im ASN, Segreteria dei Viceré, Viglietti originali 3-5, sind Schreiben Andrades an Lemos aus den Jahren 1611 und 1612 erhalten.

⁴⁰ Dass die Geschichtsschreibung die Agenten bisher weitgehend vernachlässigt, betont besonders: Antonio Álvarez-Ossorio Alvariño, 'Pervenire alle orecchie della Maestà': el agente lombardo en la corte madrileña, in: *Annali di Storia moderna e contemporanea* 3 (1997), S. 173-223, besonders S. 173-175. Álvarez-Ossorio Alvariño beschreibt quellennah und umfassend die Aktivitäten des Abtes Antonio Baldirone, der von 1669 bis 1678 der Agent Mailands am spanischen Hof war.

Kommunikation, in diesem Fall vor allem Suppliken und ‘Memoriali’, oftmals wirkungslos blieben und der Schlüssel zum Erfolg in der tagtäglichen ‘Face-to-Face’-Kommunikation lag. Agenten waren dabei nicht nur Beziehungsmakler, die sich ein umfangreiches Verflechtungswissen erworben hatten, sondern leisteten ihren Herren wichtige Dienste in der Beschaffung und Übermittlung aktueller Informationen sowie als Lobbyisten am jeweiligen Hof.⁴¹

IV. Fazit

Der häufig offensichtliche Zusammenhang von Kommunikation und Verflechtung ist bisher nicht systematisch untersucht worden. Auch die vorliegenden Ausführungen hatten das nicht zum Ziel, sondern wollten auf dem Hintergrund der Beziehungen zwischen Neapel, Rom und Spanien im 17. Jahrhundert Überlegungen dazu anstellen, wie Ansätze der Kommunikationsforschung auf die Verflechtungsanalyse anzuwenden sind. Zunächst wurde im Vergleich der römisch-neapolitanischen und der spanisch-neapolitanischen Beziehungen gezeigt, dass Kommunikationsstrukturen Verflechtung ermöglichen, behindern und begünsti-

⁴¹ Sharon Kettering hat den Begriff des ‘Brokers’ oder ‘Beziehungsmaklers’ in die historische Forschung eingeführt. Ausgehend von ihren Forschungen zum Frankreich des 17. Jahrhunderts hat sie den Begriff allerdings relativ eng definiert und versteht unter Broker einen Mittelsmann, der sich sowohl auf eine lokal begrenzte, in den Provinzen angesiedelte Klientel stützen kann als auch über Zugang zu den Mächtigen am Hof verfügt. Vgl. Sharon Kettering, *Patrons, Brokers, and Clients in Seventeenth-Century France*, New York/Oxford 1986, S. 4-7, 54-58. Deutlich weiter fasst Christian Windler den Begriff: „‘Brokers’ vermitteln Kontakte zu Personen, die benötigte Ressourcen selbst kontrollieren oder ihrerseits weitere Kontakte herstellen können. Sie wachen über kritische Verbindungsstellen zwischen einem lokalen System und einem umfassenderen Ganzen. Ihre Stellung hängt entscheidend von der Bedeutung der von ihnen vermittelten Beziehungen für die Beteiligten und von der Inexistenz alternativer Kommunikationskanäle ab.“ (Christian Windler, *Beziehungen makeln. Gemeinde und königliche Gerichte in Spanien im ausgehenden Ancien Régime*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 24 (1997), S. 53-87, hier S. 56.) Windlers Verständnis des Beziehungsmaklers erlaubt, auch die Schar der Agenten unter diesen Begriff zu subsumieren. Problematisch bleibt allerdings, dass sowohl Kettering als auch Windler davon ausgehen, dass der Beziehungsmakler stets zwischen einem Teilsystem und dem umfassenderen Gesamtsystem oder, anders ausgedrückt, zwischen der Peripherie und dem Zentrum vermittelt. Ausgeklammert werden dadurch die Beziehungen zwischen verschiedenen Zentren oder unterschiedlichen Systemen, somit der gesamte Bereich der Außenpolitik, der in der frühen Neuzeit ebenfalls auf Beziehungsmakler angewiesen war. Für die Beziehungen zwischen Neapel, Spanien und Rom im 17. Jahrhundert wären in diesem Zusammenhang die Nuntien, der neapolitanische Agent in Rom und vor allem der spanische Botschafter in Rom zu nennen, dessen Bedeutung für die römisch-spanischen Beziehungen nicht unterschätzt werden sollte. In der in Anmerkung 1 erwähnten Untersuchung wird Hillard von Thiesen die Rolle des Botschafters genauer analysieren.

gen können: Während kommunikative Nähe politische Kontrolle erleichtert, wodurch Netzwerke als politischer Kitt an Bedeutung verlieren, erfordert kommunikative Ferne einerseits bestimmte institutionelle 'Arrangements', andererseits aber vor allem Verflechtung, wobei diese gelegentlich auch zentrifugal wirken kann. Anschließend wurde die Bedeutung der Kommunikationsmedien, insbesondere der Korrespondenzen und der 'Face-to-Face'-Interaktion untersucht. Ein Merkmal der verflechtungsspezifischen Kommunikation des frühen 17. Jahrhunderts scheint dabei die immer noch große Bedeutung mündlicher Kommunikation zu sein, die in dem blühenden Agentenwesen ihr informell-institutionelles 'Correspondant' findet, aber auch im Bereich der offiziellen diplomatischen Vertretung, bei den Botschaftern und Nuntien, keineswegs an Wirksamkeit einbüßt. Um grundlegende Besonderheiten und Muster einer Kommunikation der Verflechtung zu ermitteln, ist allerdings eine zeitliche und räumliche Ausweitung des Untersuchungsgegenstands notwendig.

Informationsträger:
Schrift – Bild – Objekt

ym solt seÿ bereit. Vmb seÿ stolze dultkeit. An ym
 wart schlafen nit gesparr. Schemlichẽ er heraus
 geriben wart. welch thore des begerẽ. Das ir na-
 tur nit mag beuereen. Der mag des wol engelten.
 Darzu sol man in wol schultẽ. Der sich dick ding
 nymet an. Das sein geschlecht noch nye gewan.
 Des mag der mēsch nit wider streben. Was die na-
 tur hat gegeben. Dem hūdelein kund an sein spil
 wol. Der esel secht tragen sol.



Eins mals ein leo sicher ging. In einem wald
 do er vng. Ein maus die wolt er getot han-
 die sprach leo las mich gan. Es zympt nit dīnce
 würdikeit. Nach dīner adelkeit. wider lob nach ere
 leit daran. Ob du mich torest laß mich gan. Was

Abb. 1: Ulrich Boner, Der Edelstein. Bamberg, Albrecht Pfister, 14. Februar 1461 (GW 4839). Ex. Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, 16.1 Eth. 2°, fol. 14r: Seite mit Illustration zur Fabel von Löwe und Maus (Faksimile)

Wissensvermittlung im Bild. Anmerkungen zu Boners 'Edelstein'*

Sabine Häußermann

Auf welche Weise vermögen Bilder Informationen weiterzugeben? Wie kommunizieren sie mit dem Betrachter und wie lenken sie seinen Blick? Den Illustrationen des ältesten überlieferten Buches, das mit beweglichen Lettern gedruckt und mit Holzschnitten ausgestattet ist, Boners 'Edelstein', ist hierfür eine eigene bildimmanente Instanz beigegeben, die sich unmittelbar an den Rezipienten wendet, um ihn auf die visuell fixierten Inhalte aufmerksam zu machen. An diesem prägnanten Fallbeispiel aus der frühen Inkunabelillustration, das in jüngerer Zeit die Aufmerksamkeit der medien- und kommunikationshistorischen Forschung auf sich gezogen hat, sollen im Folgenden verschiedene Aspekte bildlicher Wissensvermittlung erörtert werden.

Ulrich Boners 'Edelstein' gedruckt bei Albrecht Pfister in Bamberg

Die deutschsprachige Fabelsammlung 'Der Edelstein' wurde von *Bonerius*, der vermutlich mit dem zwischen 1324 und 1350 in Bern bezeugten Dominikanermönch Ulrich Boner identisch ist, zusammengestellt und übersetzt.¹ Sie enthält hauptsächlich aesopische Fabeln sowie einige moralisierende Kurzerzählungen und war, wie ihre überaus reiche handschriftliche Tradierung durch das gesamte

* Der vorliegende Aufsatz greift einen Teilbereich meines von Frau Prof. Dr. Gabriele Bickendorf betreuten Dissertationsprojektes über „Albrecht Pfister in Bamberg und die frühe Inkunabelillustration“ auf.

¹ Grundlegend für die Auseinandersetzung mit dem Text der Fabelsammlung bleibt die Edition Ulrich Boner, *Der Edelstein*, hg. von Franz Pfeiffer, Leipzig 1844 (*Dichtungen des deutschen Mittelalters*, Bd. 4). Eine Neuedition des 'Edelstein' erarbeitet momentan Gerd Dicke, dazu s. Ulrike Bodemann/Gerd Dicke, *Grundzüge einer Überlieferungs- und Textgeschichte von Boners 'Edelstein'*, in: Volker Honemann/Nigel F. Palmer (Hg.), *Deutsche Handschriften 1100-1400. Oxforder Kolloquium 1985, Tübingen 1988*, S. 424-468. Immer noch wesentlich zu Boners 'Edelstein' sind außerdem die Ausführungen von Klaus Grubmüller, *Meister Esopus. Untersuchungen zu Geschichte und Funktion der Fabel im Mittelalter*. Zürich/München 1977 (*Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters*, Bd. 56), S. 297-374.

15. Jahrhundert hindurch belegt, das beliebteste Fabelbuch des ausgehenden Mittelalters.²

In gedruckter Form ist Boners 'Edelstein' lediglich aus der Offizin des Albrecht Pfister in Bamberg überliefert.³ Die erste Ausgabe, die im Kolophon datiert und lokalisiert ist (Bamberg, St. Valentinstag 1461), hat sich nur in einem Exemplar der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel erhalten.⁴ Sie ist auf Papier im Folio-Format mit den bereits stark abgenutzten Lettern der 36zeiligen Bibel gedruckt und mit einer umfangreichen Bildfolge von 101 Holzschnitten ausgestattet. Diese sind in einfachen Umrisslinien geschnitten und sehr aufwändig und sorgsam nachträglich koloriert. Als Streifenbilder nehmen sie die gesamte Breite und etwa ein Drittel der Höhe des Satzspiegels ein. Ihre Platzierung innerhalb der Seite variiert, meist befinden sie sich oberhalb der Fabel, die sie illustrieren.

² Die stattliche Anzahl von derzeit 38 bekannten Textzeugen zu Boners 'Edelstein' (inklusive der beiden Inkunabeln) spiegelt die große Rezeption der Fabelsammlung im 15. Jahrhundert wider. Diese endete jedoch vermeintlich jäh mit dem Erscheinen von Heinrich Steinhöwels 'Esopus', verlegt erstmals in Ulm bei Johann Zainer um 1476/77. Dazu s. Gerd Dicke, Heinrich Steinhöwels 'Esopus' und seine Fortsetzer. Untersuchungen zu einem Bucherfolg der Frühdruckzeit, Tübingen 1994 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, Bd. 103). Eine Überlieferungsübersicht zu Boners 'Edelstein' geben U. Bodemann/G. Dicke (Anm. 1) S. 429-436.

³ Albrecht Pfister war der erste Frühdrucker, der bereits Anfang der 1460er Jahre bewegliche Lettern und Holztafeldruck kombinierte. Er wird mit dem *clericus conjugatus* identifiziert, der zwischen 1448 und 1460 als Sekretär des Georg I. von Schaumberg und danach als Schreiber am Bamberger Lehenhof bezeugt und vor dem 13. April 1466 verstorben ist. Neben den Inkunabeln zu Boners 'Edelstein' sind aus seiner Offizin verschiedene Ausgaben der 'Biblia pauperum', des 'Ackermann aus Böhmen' und der 'Vier Historien' als illustrierte Bücher überliefert. Immer noch grundlegend zur Pfister-Werkstatt ist die Untersuchung von Gottfried Zedler, Die Bamberger Pfisterdrucke und die 36zeilige Bibel, Mainz 1911 (Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft, Bd. 10/11); weiterführend dazu s. James C. Thomas, Die Rationalisierung des frühen Buchdrucks in Bamberg, in: Peter Rück/Martin Boghardt (Hg.), Rationalisierung der Buchherstellung in Mittelalter und Frühneuzeit. Ergebnisse eines buchgeschichtlichen Seminars der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 12.-14. November 1990, Marburg an der Lahn 1994 (elementa diplomatica, Bd. 2), S. 165-170.

⁴ Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, 16.1 Eth. 2°. Faksimile: Ulrich Boner, Der Edelstein. Faksimile der ersten Druckausgabe Bamberg 1461, 16. 1 Eth. 2° der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Einl. von Doris Fouquet, 2 Bde., Stuttgart 1972. Zudem existiert eine zweite Pfister'sche Ausgabe zum 'Edelstein', die um 1463/64 datiert wird und ebenfalls in nur einem Exemplar überliefert ist: Berlin, Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz, Inc. 332. Die folgende Analyse wird sich jedoch nur mit der ersten der beiden Pfister'schen Ausgaben zum 'Edelstein' befassen, da deren Bildprogramm trotz gradueller Differenzen, die für die folgenden Erörterungen vernachlässigt werden können, mit dem der zweiten weitgehend übereinstimmt.

Das Phänomen Versatz-Holzschnitt

Die Besonderheit der 'Edelstein'-Illustrationen besteht darin, dass sie jeweils aus zwei Holzschnitten zusammengesetzt sind, die für sich gerahmt und unmittelbar nebeneinander gedruckt sind (Abb. 1).⁵ Der größere, querformatige Holzschnitt verbildlicht die jeweilige Fabelhandlung und dient damit der eigentlichen Textillustration. Er wird von einem kleineren, hochformatigen Versatz-Holzschnitt begleitet, der ihm links zur Seite gestellt ist. Das verwendete Motiv ist dabei in allen Bildern gleich, gedruckt mit dem identischen Holzstock, wenn auch unterschiedlich koloriert.⁶ Seine Bedeutung lässt sich nicht direkt aus dem zugrunde liegenden Text erklären.

Der Versatz-Holzschnitt zeigt eine männliche Figur in Dreiviertelansicht, die auf einem knappen Bodenstreifen steht und das hochrechteckige Bildfeld fast vollständig ausfüllt. Der bartlose Mann hat dem Betrachter seine rechte Seite zugewandt und trägt eine Gugel, deren Sendelbinde von der rechten zur linken Schulter vor den Oberkörper gelegt ist. Er ist mit einem gegürteten, bodenlangen Gewand bekleidet, unter dem die Fußspitzen hervortreten. Mit der linken Hand hält er den Gürtel an der Hüfte. Den rechten Arm hat er vor dem Körper angewinkelt und weist mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die Szene des nebenstehenden Holzschnitts. Auch die Augen blicken in dieselbe Richtung, beide Pupillen sind in die Augenwinkel gesetzt.

Das Motiv ist in der gesamten Boner-Überlieferung einzigartig. In keiner anderen 'Edelstein'-Handschrift, weder früher noch später, erscheint eine ähnliche Figur, die sämtliche Textillustrationen oder auch nur einen Teil davon begleitet. Demzufolge kann für das Phänomen des wiederkehrenden Holzschnitts im Pfister-

⁵ Aufgrund des schlechten Erhaltungszustands der Wolfenbütteler Inkunabel werden hier lediglich die Abbildungen nach dem Faksimile von D. Fouquet (Anm. 4) wiedergegeben. Im Zuge der derzeitigen Restaurierungsarbeiten werden jedoch Digitalisate erstellt.

⁶ D. Fouquet (Anm. 4) S. 17, geht in ihrem Kommentar zum Faksimile von mehreren Holzstöcken aus, die für den Druck der Versatz-Holzschnitte benutzt wurden. Sie spricht von Abweichungen zwischen den einzelnen Figuren, die sich an Augen, Kinnlinie, Mund, Hand und Füßen feststellen lassen. Eine eingehende Untersuchung der Versatz-Holzschnitte, die ich zusammen mit Frau Katharina Mähler, der zuständigen Restauratorin der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, vornehmen konnte, ergab jedoch, dass diese graduellen Differenzen an den Umrisslinien der Figuren nicht auf die Verwendung unterschiedlicher Stöcke zurückzuführen sind, sondern dass sie von dem jeweiligen Zustand des Abdrucks von ein und demselben Holzstock herrühren (d.h. ein unterschiedlicher Auftrag von Druckerschwärze oder eine unterschiedliche Papierausdehnung beim Trocknungsvorgang). Frau Mähler wies außerdem darauf hin, dass die jeweilige Kolorierung der Figur dem vorherrschenden Farbton der nebenstehenden Szene entspricht. Frau Mähler möchte ich für ihre freundliche Unterstützung danken.

Druck keinesfalls das Argument der verfahrenstechnischen Erleichterung bemüht werden,⁷ sondern es ist von einer inhaltlichen Bewandnis hierfür auszugehen.

Im Folgenden soll ausgeführt werden, dass die Figur des Versatz-Holzschnitts die bildimmanente Vermittlungsinstanz der Inkunabel darstellt, welche die Inhalte der 'Edelstein'-Illustrationen an den Rezipienten weitergibt. Dabei werden grundsätzlich zwei Fragen zu erörtern sein: Wen oder was stellt diese Figur konkret dar und weshalb kehrt sie neben jeder Textillustration wieder? Beides greift eng ineinander, denn es ist anzunehmen, dass eine bestimmte Funktion auch den Grund für die fortwährende Wiederholung impliziert. Ziel der Untersuchung ist es dabei keinesfalls, eine einzige und alleingültige Lösung anzubieten, sondern es sollen verschiedene mögliche Erklärungsmodelle aufgezeigt und hinterfragt werden.

Schauen und Zeigen

Die wesentliche Funktion der Figur erschließt sich aus der Bildrhetorik selbst und bedarf zunächst nicht der Kenntnis des Textes. Der Mann schaut auf die Szene des nebenstehenden Holzschnitts und weist mit einem ostentativen Zeigegestus auf diese hin. Dadurch appelliert er an den Rezipienten, das sich dort abspielende Geschehen ebenfalls zu betrachten. Die Figur schaut und fordert zum Schauen auf.

Auf ikonografischer Ebene vergleichbar ist die Figur des Johannes in Apokalypse-Illustrationen, so etwa in den Blockbuch-Ausgaben derselben Zeit (Abb. 2).⁸ Beinahe in allen Szenen, die das Visionsgeschehen zeigen, erscheint auch Johannes. Meist sitzt oder steht er am linken Bildrand, häufig weist er dabei mit der Hand auf das sich vor seinen Augen abspielende Ereignis im rechten Bildfeld. Die primäre Rolle, die Johannes hierbei zukommt, ist die des Sehers. Ihm wird die Gnade der göttlichen Vision zuteil. Er bürgt für die Wahrheit des Geschauten, ist dessen Zeuge. Darüber hinaus kann David Ganz in seiner Analyse der Erzählstrategien von Apokalypse-Illustrationen aufzeigen, dass vor allem in spätmittelalterlicher Zeit die Johannesfigur eine weitere Aufgabe erfüllt, insofern nämlich in den

⁷ Spekuliert man über die Herstellungsumstände, so ist natürlich davon auszugehen, dass es ökonomischer ist, ein und denselben Holzschnitt neben die verschiedenen Fabelillustrationen zu setzen, anstatt 101 Holzstöcke anzufertigen, in die sowohl die Fabelhandlung als auch eine männliche Figur eingeschnitten sind. Unbestreitbar wäre es jedoch um vieles günstiger gewesen, nur die Holzstöcke mit den Fabelillustrationen zu drucken und auf den weiteren Druck der Figur des Versatz-Holzschnitts gänzlich zu verzichten, umso mehr als es für diese Figur keine Tradition in der 'Edelstein'-Illustration gibt.

⁸ Blockbuch Apokalypse, Ausg. IV. Ex. Mainz, Gutenberg-Museum, GM Ink. 131, Szene zur Öffnung des sechsten Siegels. Dazu s. Hans Adolf Halbey, Die Mainzer Blockbuch-Ausgabe 'Apokalypse', in: Blockbücher des Mittelalters. Bilderfolgen als Lektüre, Katalog zur Ausstellung des Gutenberg-Museums Mainz, 22. Juni bis 1. September 1991, hg. v. der Gutenberg-Gesellschaft und dem Gutenberg-Museum, Mainz 1991, S. 75-80.

Bildern der Seher der Vision gleichzeitig auch als deren Vermittler fungiert. Er gibt das von ihm Geschaute an den Betrachter weiter.⁹



Abb. 2: Blockbuch Apokalypse, Ausg. IV. Ex. Mainz, Gutenberg-Museum, GM Ink. 131, Szene zur Öffnung des sechsten Siegels

Die Analogien der Johannesfigur zu der des Pfister'schen Versatz-Holzschnitts sind derart evident,¹⁰ dass für die letztere eine ähnliche Funktion als bildimmanen-

⁹ David Ganz, Schaubilder. Zur Position des Sehers in Apokalypse-Illustrationen des 13.-15. Jahrhunderts, Magisterarbeit (unpubliziert) Marburg 1996, nimmt weiter an, dass das Erscheinen des Sehers in den apokalyptischen Szenen der spätmittelalterlichen Illustrationszyklen die Grundvoraussetzung für die Darstellung derselben sei. Die Johannesfigur müsse in jedem Bild anwesend sein, weil es dem Betrachter nur durch sie möglich sei, die Visionen des Johannes als solche nachzuvollziehen. Ohne die Anwesenheit einer Vermittlungsinstanz zwischen himmlischer und weltlicher Sphäre könnten dem spätmittelalterlichen Betrachter diese Bilder nicht (mehr) als visionäre präsentiert werden.

¹⁰ Trotz der großen Übereinstimmungen ist bei dem Vergleich auch ein wesentlicher Unterschied festzustellen. Während sich die Johannesfigur der Apokalypse-Illustrationen in demselben Bildraum aufhält, in dem sich auch das von ihm geschauten Visionsgeschehen abspielt, ist der weisende Mann der 'Edelstein'-Drucke von der nebenstehenden Fabelhandlung durch die Rahmenleiste getrennt. Figur und Ereignis erscheinen in unterschiedlichen Bildräumen. Auch diese Tradition der getrennten Bildräume existiert in den Apokalypse-Illustrationen, allerdings handelt es sich dabei vorwiegend um die englischen Apokalypse-Handschriften des 13. Jahrhunderts. In diesen befindet sich die Johannesfigur außerhalb des eigentlichen Bildfeldes und vermag durch eine Art Fensteröffnung das Visionsgeschehen zu sehen. Keinesfalls ist aber Johannes sämtlichen Illustrationen beigegeben, noch erscheint er in einer großen Regelmäßigkeit. Zu den englischen Apokalypse-Illustrationen s. R. Freyhan, Joachism and the English Apocalypse, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 18 (1955), S. 211-244.

te Vermittlungsinstanz formuliert werden kann. Der zeigende Mann sieht die jeweils nebenstehende Szene, er ist Zeuge der Fabelhandlung und präsentiert sie dem Betrachter. Durch das gesamte Buch hindurch wird bei jeder Illustration erneut dieses appellative Signal an den Rezipienten gerichtet.

Der visualisierte Erzähler

In seiner kommunikations- und medientheoretischen Untersuchung zum Buchdruck in der frühen Neuzeit bezeichnet Michael Giesecke die Figur des Versatz-Holzschnitts als den visualisierten Erzähler, der die jeweilige Fabelhandlung ursprünglich im Rahmen einer öffentlichen oder halböffentlichen Darbietung mündlich vortrug. Das Bild des Erzählers fixiere die orale Aufführungssituation und mache diese bei jeder individuellen Lektüre abrufbar, weshalb es für die Umbruchsituation einer Gesellschaft bezeichnend sei, die sich von einer mündlich geprägten hin zu einer schriftlich geprägten entwickelt.¹¹ Michael Giesecke erläutert, dass in der mittelalterlich-orale Gesellschaft einem Publikum Unterhaltungsliteratur, wie Boners 'Edelstein', durch 'professionelle Unterhaltungskünstler' (Sänger, Erzähler und/oder Schauspieler) vorgetragen werde. Hierbei stehe weniger die Wiedergabe des exakten Wortlauts im Vordergrund, es dominiere vielmehr die Vermittlung des Inhalts in Verbindung mit der entsprechenden Gestik und Mimik. Dieses Aufführungssystem ändere sich mit der Durchsetzung der Schriftkultur. Anfangs werde die schriftliche Textfassung lediglich zur Strukturierung des mündlichen Vortrags genutzt oder als eine Art Erinnerungsgeschenk an bestimmte Aufführungen (ähnlich heutigen Programmen oder Bildbänden von Theateraufführungen). Später aber ersetze das Informationsmedium Buch das Aufführungssystem als Ganzes. Pfisters 'Edelstein'-Druck zeige einen bestimmten Moment aus dem Transformationsprozess oraler Informationssysteme.¹²

Die These Michael Gieseckes findet Unterstützung im Text selbst. Wenn gleich sich innerhalb der Fabeln, wie bereits erwähnt, keine eindeutigen Hinweise zu einer Bestimmung der den eigentlichen Illustrationen beigeordneten Figur finden, werden im Epilog der Sammlung die möglichen Rezeptionsarten angesprochen: *Diß puch das do hie geschriben stat. wer es list oder lest lesen.*¹³ Die Inkunabel ist demnach sowohl für die individuelle Lektüre als auch für den mündli-

¹¹ Vgl. Michael Giesecke, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt a.M. 1991, S. 310.

¹² Vgl. M. Giesecke (Anm. 11) S. 306-312. Leider muss angemerkt werden, dass Giesecke keine konkreten Belege (weder schriftlich noch bildlich) erbringt, die seine Theorie von der Visualisierung der Erzählerfigur stützen.

¹³ Fol. 88^v, Z. 10-11; eigene Transkription.

chen Vortrag konzipiert, was einer Interpretation der Illustrationen als bildliche Fixierung der ursprünglichen Aufführungssituation keineswegs widerspricht.¹⁴

In der Visualisierung des Erzählers sind außerdem Parallelen zu ikonografischen Schemata festzustellen. Ähnliche Figuren kennt man aus der Tradition der Autorenbilder. Allerdings steht der Autor dabei gewöhnlich in einem Bezug zu dem von ihm verfassten Werk. So trägt er häufig ein Buch oder ein Spruchband bei sich, zumeist weist er zudem mit einem Zeigegestus direkt auf den entsprechenden Text.¹⁵ Vergleicht man ein solches Bild, etwa das des Propheten Jesaja aus der mehrbändigen Bibel der Werkstatt des Diebold Lauber in Hagenau (Abb. 3),¹⁶ mit dem der Pfister'schen Inkunabel, fallen offenkundige Übereinstimmungen auf. Beide Male ist eine aufrecht stehende männliche Gestalt in einem geschlossenen Bildfeld dargestellt, die ostentativ nach rechts deutet. Trotz dieser Entsprechung zeigt sich im Vergleich aber auch das Besondere der Figur des Bonner-Drucks. Diese trägt nämlich keinerlei Zeichen von Schriftlichkeit. Sie deutet auf das nebenstehende Bild und nicht auf den Text. Außerdem erscheint ein Autorenbild in der Regel ein einziges Mal, um den jeweiligen Text einzuleiten, und wird nicht mehrfach wiederholt. Die Figur des 'Edelstein'-Drucks unterscheidet sich also, obwohl Analogien auszumachen sind, deutlich von den traditionellen Autorenbildern.

¹⁴ Jan-Dirk Müller, *Jch Vngenannt und die leüt. Literarische Kommunikation zwischen mündlicher Verständigung und anonymer Öffentlichkeit in Frühdrucken*, in: Gisela Smolka-Koerdt/Peter M. Spangenberg/Dagmar Tillmann-Bartylla (Hg.), *Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650*, München 1988 (Materialität der Zeichen), S. 149-174, S. 165f., kann aufzeigen, dass noch Drucktexte des 16. Jahrhunderts sowohl für die individuelle Lektüre als auch zum Vorlesen konzipiert sind.

¹⁵ Dazu s. Ursula Peters, *Autorbilder in volkssprachigen Handschriften des Mittelalters. Eine Problemskizze*, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 119 (2000), S. 321-368, bes. S. 338f.

¹⁶ Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg. 22: *Bibel, Altes Testament, Prophetenübersetzung des Konrad von Nürnberg, deutsch*. Hagenau, Werkstatt des Diebold Lauber, 1441-1449, fol. 1^v: *Jesaja mit Spruchband*. Zu der Werkstatt des Diebold Lauber s. Lieselotte E. Saurma-Jeltsch, *Spätformen mittelalterlicher Buchherstellung. Bilderhandschriften aus der Werkstatt Diebold Laubers in Hagenau*, 2 Bde., Wiesbaden 2001. Zu Cpg. 22 s. Kat. I. 34, weiterführende Literatur s. Kat. I. 35.



Abb. 3: Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg. 22: Bibel, Altes Testament, Prophetenübersetzung des Konrad von Nürnberg, deutsch. Hagenau, Werkstatt des Diebold Lauber, 1441-1449, fol. 1^v: Jesaja mit Spruchband

Ein nahe liegendes, wenn auch etwas später datiertes Vergleichsbeispiel ist der Titelholzschnitt der Ulmer Ausgabe von Steinhöwels 'Esopus' (Abb. 4).¹⁷ Der Fabelsammlung ist das ganzfigurige Autorenbild Aesops vorangestellt, das von Bildchiffren zu Szenen aus seiner Vita umgeben ist.¹⁸ Mit dem Lehrgestus, den der Dichter ausführt, bezieht er sich somit nicht in erster Linie auf den nachfolgenden Text, sondern auf die umliegenden Gegenstände. Diese wiederum verweisen dann auf die jeweiligen Episoden aus seinem Leben, die im Text erzählt werden. Jan-Dirk Müller zufolge werde dadurch dem Betrachter der Eindruck vermittelt, er stehe in unmittelbarem Kontakt mit dem erzählenden Autor selbst. Er deutet den Holzschnitt als Möglichkeit, die anonymisierte Kommunikationssituation, die Steinhöwel in der Vorrede entwirft, zumindest ansatzweise wieder aufzuheben, um eine Nähe zwischen Erzähler, Gegenstand und Rezipienten zu suggerieren.¹⁹ Wenngleich das Bild des Aesop als Autor nur ein einziges Mal in der Inkunabel erscheint,²⁰ ist dennoch eine deutliche Entsprechung zum Pfister-Druck auszumachen. Wie Aesop steht die Figur der 'Edelstein'-Illustrationen zunächst in Verbindung mit den Bildern, die dann im Weiteren auf den Text verweisen.

Die angeführten Bildbeispiele haben die Übereinstimmungen, besonders aber die Differenzen der Figur des Versatz-Holzschnitts zu zeitgenössischen Autorenbildern aufgezeigt. Das völlige Fehlen jeglichen Textbezugs sowie der unmittelbare Verweis auf das nebenstehende Bild sprechen für eine Bestimmung der Figur als bildliche Fixierung des Erzählers, was durch die knappen Angaben des Textes zusätzlich unterstützt wird. Diese Deutung würde weiterhin erklären, weshalb der Holzschnitt neben den Illustrationen wiederholt wird. Bei jedem Betrachten des

¹⁷ Heinrich Steinhöwel, *Esopus*. Ulm, Johann Zainer, um 1476/77 (GW 351). Ex. Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, 10.2 Eth. 2°, Titelholzschnitt. Faksimile des Exemplars der Sammlung Otto Schäfer, Schweinfurt: *Aesopus, Vita et fabulae*. Der Ulmer Aesop von 1476/77, Aesops Leben und Fabeln sowie Fabeln und Schwänke anderer Herkunft, herausgegeben und ins Deutsche übersetzt von Heinrich Steinhöwel, Kommentar von Peter Amelung, 2 Bde., Ludwigsburg 1995. Grundlegend zum gesamten Werk ist die Untersuchung von G. Dicke (Anm. 2). Zu den Illustrationen: Regine Hilpert, *Bild und Text in Heinrich Steinhöwels „Leben des hochberühmten Fabeldichters Esopi“*, in: Niklas Holzberg (Hg.), *Der Äsop-Roman. Motivgeschichte und Erzählstruktur*, Tübingen 1992 (*Classica Monacensia*, Bd. 6), S. 131-154.

¹⁸ Zur Auflösung der Bildchiffren s. *Fabula docet*. Illustrierte Fabelbücher aus sechs Jahrhunderten, Katalog zur Ausstellung aus Beständen der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und der Sammlung Dr. Ulrich von Ritter, Kat. von Ulrike Bodemann, Wolfenbüttel 1983, S. 90; R. Hilpert (Anm. 17) S. 149; S. 152f. macht außerdem auf die Nähe der Konzeption des Titelholzschnitts zu 'Arma Christi'-Darstellungen aufmerksam.

¹⁹ Vgl. J.-D. Müller (Anm. 14) S. 161.

²⁰ Die Bilder aus den Szenen zu seiner Vita sind keinesfalls als Autorenbilder im klassischen Sinn zu betrachten.

vielmehr die Frage, ob eine eindeutige Belegung notwendig oder überhaupt angebracht ist.

Erzählerfigur und Autorenbild

Die letzte Illustration der Inkunabel stellt eine Ausnahme innerhalb der Bildfolge dar, insofern als sie die Erzählerfigur nicht mit einer Fabelszene konfrontiert.²¹ Vielmehr zeigt der Holzschnitt einen bärtigen Mann mit birettähnlicher Kopfbedeckung und langem, aufwändig gearbeiteten Obergewand auf einem Kastensitz. Mit dem rechten Arm hält er ein geschlossenes Buch an den Körper gedrückt, hinter der linken Hand entrollt sich ein Spruchband (Abb. 5).²²



Abb. 5: Ulrich Boner, Der Edelstein. Bamberg, Albrecht Pfister, 14. Februar 1461 (GW 4839). Ex. Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, 16.1 Eth. 2°, fol. 88^r: Erzählerfigur und Autorenbild (Faksimile)

Der Holzschnitt folgt ebenfalls der Tradition der Autorenbilder, in diesem Fall ohne jegliche ikonografische Differenzen, was ein beliebiges Beispiel, das Bild des sitzenden Propheten Nahum mit Spruchband und Buch, wiederum aus der

²¹ Obgleich gerade diese letzte Illustration die Thesen M. Gieseckes (Anm. 11) erheblich stützen würde, verweist er in seinen Ausführungen hierauf nicht. Erst Horst Wenzel, *Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter*, München 1995, S. 386f., thematisiert dies.

²² Der letzte Holzschnitt der Inkunabel ist auf fol. 88^r oberhalb des Epilogs platziert.



Abb. 6: Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg. 22: Bibel, Altes Testament, Prophetenüber-
setzung des Konrad von Nürnberg, deutsch. Hagenau, Werkstatt des Diebold Lauber, 1441-
1449, fol. 291^v: Sitzender Nahum mit Spruchband und Buch

mehrbändigen Lauber-Bibel, bestätigen kann (Abb. 6).²³ Das geschlossene Buch verweist auf das schriftlich niedergelegte Werk, das Spruchband auf die mündliche Form der Vermittlung.²⁴ Da die Illustration im Pfister'schen Druck zudem oberhalb des Epilogs platziert ist, in welchem sich der Verfasser der Sammlung zu Wort meldet, ist in ihr das eigentliche Autorenbild der Inkunabel zu erkennen, wobei jedoch unklar bleibt, ob es sich dabei um Ulrich Boner oder um Aesop handelt.²⁵ Erst durch diese Gegenüberstellung der beiden Holzschnitte scheint deren eindeutige Identifizierung und Unterscheidung notwendig. Horst Wenzel folgert daraus eine sichtbare Trennung zwischen dem Verfasser des Buches, der stellvertretend „für den Gesamtzusammenhang der Erzählung“ stehe, und dem Vortragenden der Fabeln, der „die aktuelle Präsentation des Wortes“ verkörpere.²⁶ Ich teile Horst Wenzels Sicht bezüglich der durch die Gegenüberstellung der Bilder faktisch transportierten Aussage, zögere jedoch, diese Trennung zwischen Erzähler und Autor als eine bewusste Konzeption zu verstehen, die von Beginn der Holzschnittfolge intendiert gewesen ist.²⁷

Michael Curschmann weist außerdem darauf hin, dass der Erzähler auf den Autor zeigt, der wiederum mit dem Spruchband das Zeichen mündlicher Vermitt-

²³ S. Anm. 16, fol. 291^v: Sitzender Nahum mit Spruchband und Buch.

²⁴ Dazu s. Michael Curschmann, *Pictura laicorum litteratura?* Überlegungen zum Verhältnis von Bild und volkssprachlicher Schriftlichkeit im Hoch- und Spätmittelalter bis zum Codex Manesse, in: Hagen Keller/Klaus Grubmüller/Nikolaus Staubach (Hg.), *Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen, Akten des Internationalen Kolloquiums 17.-19. Mai 1989, München 1992* (Münstersche Mittelalter-Schriften, Bd. 65), S. 211-229, bes. S. 221-225.

²⁵ Wengleich sich im Epilog der Kompilator der Sammlung, allerdings nur in anonymisierter Ich-Form, zu Wort meldet, ist es denkbar, dass das letzte Bild des Illustrationszyklus nicht Ulrich Boner, sondern Aesop als Vater der Gattung zeigt. Dabei handelt es sich aber um eine sehr komplexe und m.E. letztendlich nicht entscheidbare Diskussion. Trotzdem bestehen innerhalb der Forschung eindeutige Positionen: H. Wenzel (Anm. 21), S. 386f., sieht darin Ulrich Boner verbildlicht. Sabine Obermaier, *Zum Verhältnis von Titelbild und Textprogramm in deutschsprachigen Fabelbüchern des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*, in: *Gutenberg-Jahrbuch 77* (2002), S. 63-75, S. 65, vermutet darin jedoch vielmehr das Bild des Aesop. Michael Curschmann, *Wort – Schrift – Bild. Zum Verhältnis von volkssprachigem Schrifttum und bildender Kunst vom 12. bis zum 16. Jahrhundert*, in: Walter Haug (Hg.), *Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*, Tübingen 1999 (Fortuna vitrea, Bd. 16), S. 378-470, S. 454, Anm. 225, weist auf beide Möglichkeiten der Identifizierung hin.

²⁶ Horst Wenzel, *Autorenbilder. Zur Ausdifferenzierung von Autorenfunktionen in mittelalterlichen Miniaturen*, in: Elizabeth Andersen (Hg.), *Autor und Autorschaft im Mittelalter. Kolloquium Meißen 1995, Tübingen 1998*, S. 1-28, S. 11.

²⁷ Auch M. Curschmann (Anm. 25), S. 454, bezweifelt dies. Er nimmt vielmehr an, dass das Schema der beigeordneten Figur „[...] unbesehen, d.h. vermutlich einfach aus der Automatik der neuen Technik heraus, auf das abschließende Autorenbild Anwendung“ fand.

lung bei sich trägt: „Der Erzähler erzählt den seinerseits erzählenden Autor.“²⁸ Er schließt daraus eine weitere Staffelnung im Prozess der Verschriftlichung. So verbürge nicht mehr das Bild des Autors den Wahrheitsanspruch des Textes und besiege dessen Literarizität, wie dies bei handschriftlich niedergelegten Texten der Fall sei, sondern nun verkörpere die Figur des Erzählers die letzte Instanz, welche die korrekte Tradierung belege, und repräsentiere somit den Hersteller des Buches als Ganzes.²⁹

Getrennte Bildfelder

Die Vermittlerfigur und die Textillustration der Pfister'schen Inkunabel sind in getrennten, jeweils für sich gerahmten Holzschnitten gedruckt (Abb. 7). Auch wenn die Rahmenleiste kein optisches Hindernis darzustellen scheint, befinden sich der Erzähler und die Fabelhandlung somit in unterschiedlichen Bildräumen, ein Eindruck, der durch die nachträgliche Kolorierung noch verstärkt wird. Während der Hintergrund sämtlicher Fabelillustrationen blau laviert ist, wird der Hintergrund des Versatz-Holzschnitts niemals koloriert, er bleibt immer undefiniert. Der Erzähler hält sich in einem neutralen, von Illustration zu Illustration gleich bleibenden Raum auf. Er kann die Fabelhandlung sehen und darauf zeigen (oder von ihr sprechen), er hat aber keinen Anteil daran.

Horst Wenzel problematisiert hieran das Phänomen der Wahrnehmung des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Rezipienten. Er führt aus, dass die getrennten Bildfelder von Erzähler und Erzählung zwei Darstellungsebenen und damit in der Imagination des Betrachters zwei unterschiedlichen Ebenen von Wirklichkeit angehören. So habe das zeitgenössische Publikum zunächst die Figur des Erzählers betrachtet und diese vor dem inneren Auge imaginiert. Erst daraufhin habe es sich der eigentlichen Fabelhandlung zugewandt, um die Szene genauer zu studieren und auch sie in einem zweiten Fiktionsschritt zu vergegenwärtigen.³⁰

²⁸ M. Curschmann (Anm. 25) S. 454.

²⁹ Vgl. M. Curschmann (Anm. 25) S. 454.

³⁰ H. Wenzel, Hören und Sehen (Anm. 21) S. 382-388 und H. Wenzel, Autorenbilder (Anm. 26) S. 9ff., zeigt den Gegensatz des Boner'schen Erzählers zur Erzählerfigur in den Illustrationen der München-Nürnberger 'Willehalm'-Fragmente auf (München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 193, III; Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Graphische Sammlung, Hz. 1104-1105, Kapsel 1607). In einigen 'Willehalm'-Illustrationen erscheint der Wolfram'sche Moderator zusammen mit den Protagonisten der erzählten Handlung in einem Bildraum, wodurch Erzähler und Erzählung in der Imagination des Betrachters ein und dieselbe Wirklichkeit darstellen.



Abb. 7: Ulrich Boner, Der Edelstein. Bamberg, Albrecht Pfister, 14. Februar 1461 (GW 4839). Ex. Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, 16.1 Eth. 2°, fol. 10^v: Illustration zur Fabel von Stadtmaus und Feldmaus (Faksimile)

Tatsächlich finden sich zeitgleiche Darstellungen, die mündliche Vermittlung zum Thema haben und eine ähnlich auffallende Trennung der Bildräume von Erzähler und Erzählung aufweisen. So zeigt ein Holzschnitt des 'Barlaam und Josaphat'-Drucks, verlegt bei Günther Zainer in Augsburg, die Unterweisung des jungen Königs (Abb. 8).³¹ Barlaam erläutert die christlichen Tugenden und Werte, indem er Josaphat den Blick zuwendet und zugleich auf die Handlung zeigt, die sich außerhalb des Raumes abspielt, in welchem die beiden sitzen. Die dort dargestellten Szenen visualisieren den Inhalt seiner Erläuterungen. Der Bereich, in dem sich der Lehrer und sein Schüler aufhalten, ist deutlich getrennt von dem, in welchem die erzählte Handlung vonstatten geht. Lediglich eine Art Fensteröffnung gewährt den beiden Einblick in das dortige Geschehen. Dieses Bildkonzept ermöglicht zum einen die Visualisierung oraler Kommunikation, welche, die These Horst Wenzels übernehmend, eine erste Ebene von Bild-Wirklichkeit präsentiert, als auch die an-

³¹ Rudolf von Ems, Barlaam und Josaphat. Augsburg, Günther Zainer, um 1476 (GW 3398). Ex. München Bayerische Staatsbibliothek, 2 Inc.s.a. 157b, S. b5b: Barlaam unterweist Josaphat in der Dreifaltigkeitslehre. Zur Ikonografie der 'Barlaam'-Illustrationen s. Norbert H. Ott, Anmerkungen zur Barlaam-Ikonographie. Rudolf von Ems 'Barlaam und Josaphat' in Malibu und die Bildtradition des Barlaam-Stoffs, in: Odilo Engels/Peter Schreiner (Hg.), Die Begegnung des Westens mit dem Osten. Kongressakten des 4. Symposiums des Mediävistenverbandes in Köln 1991 aus Anlaß des 1000. Todesjahres der Kaiserin Theophanu, Sigmaringen 1993, S. 365-385.

schauliche Schilderung des Gesagten selbst, das demzufolge die zweite Stufe von visueller Realität einnimmt. Allerdings greift Barlaam mit seiner zeigenden Hand durch die Fensteröffnung in den Bereich hinein, der im Grunde der Veranschaulichung der Erzählung vorbehalten ist. Er verbindet durch diese Geste die Bildräume von Erzähler und Erzählung und durchbricht gleichsam das zugrunde liegende Bildkonzept.



Abb. 8: Rudolf von Ems, Barlaam und Josaphat. Augsburg, Günther Zainer, um 1476 (GW 3398). Ex. München, Bayerische Staatsbibliothek, 2 Inc.s.a. 157b, S. b5b: Barlaam unterweist Josaphat in der Dreifaltigkeitslehre

Auch die 'Edelstein'-Illustrationen des Pfister'schen Drucks geben eine Leserichtung vor, in der sich jedoch die strikte Trennung zweier unterschiedlicher Ebenen von visueller Wirklichkeit wiederfindet. Der Betrachter wird dazu aufgefordert, dem Blick und dem Zeigegestus der Vermittlungsinstanz von links nach rechts in die Szene des nebenstehenden Holzschnitts zu folgen, wobei zu bemerken ist, dass zwar die Figur des Erzählers die nebenan ablaufende Handlung sehen und darauf verweisen kann, dass aber umgekehrt die Protagonisten der Fabelhandlung diese nicht wahrzunehmen scheinen. Das Geschehen verläuft unbeeinflusst von dem Erzähler und nimmt keinerlei Bezug auf ihn. Die Bildräume sind sowohl voneinander getrennt als auch hierarchisch gestaffelt. Der Blick des Rezipienten wird über die Erzählerfigur in die Fabelhandlung gelenkt. Das Bild gibt eine klare Lesanleitung vor.

Die visuelle Verstehenshilfe

Mit den bisher aufgezeigten Deutungen ist das Spektrum der möglichen Interpretationen zur Figur des Versatz-Holzschnitts jedoch keinesfalls erschöpft. So findet sich das Phänomen derselben, immer wiederkehrenden Assistenzfigur nicht nur in den spätmittelalterlichen Bildern zur Apokalypse, sondern es tritt ebenso in den Illustrationszyklen anderer Visions- und Traumliteratur in Erscheinung.³² Ein prägnantes Beispiel, das in seiner Konzeption auffallend mit den Pfister'schen Holzschnitten zum 'Edelstein' übereinstimmt, ist eine niederländische Druckausgabe zu Guillaume de Deguilevilles 'Pèlerinage de la vie humaine': 'Boeck van den pelgherym', gedruckt 1486 bei Jacob Bellaert in Haarlem (Abb. 9).³³ Hier wird in konsequenter Weise die Beiordnung des Träumenden zu der jeweiligen Traumsequenz in Medium des Drucks fortgeführt. Durch das ganze Buch hindurch ist neben jede eigentliche Textillustration mit der Darstellung des Traumgeschehens ein Versatz-Holzschnitt gesetzt, der den Träumenden mit geschlossenen Augen zeigt. Michael Camille spricht diesbezüglich von der bedeutsamen Wiederholung des 'Träumer'-Holzschnitts.³⁴ Durch seine Beiordnung solle dem Betrachter bei jeder Szene in Erinnerung gerufen werden, dass es sich hierbei um die Darstellung einer Traumvision handelt. Der Rezipient solle ermahnt werden, darin keinesfalls die Wiedergabe einer realen Begebenheit zu sehen, sondern sich deren visionären und allegorischen Charakter ständig vor Augen zu halten.

³² So etwa erscheint häufig in den Illustrationen zum 'Rosenroman' oder zu Dantes 'Göttlicher Komödie' die Darstellung des Träumenden der jeweiligen Traumsequenz beigeordnet. Dazu s. Eberhard König, 'Atant fu jourz, et je m'esveille'. Zur Darstellung des Traums im Rosenroman, in: Agostino Paravicini Bagliani/Giorgio Stabile (Hg.), *Träume im Mittelalter. Ikonologische Studien*, Stuttgart 1989, S. 171-182.

³³ Guillaume de Deguileville, *Le Pèlerinage de la vie humaine*, [niederländ.] *Boek van den pelgherym*. Haarlem, Jacob Bellaert, 20. August 1486 (GW 11851). Ex. Göttingen, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, 4° Patr. lat. 2546/35 Inc., fol. b 1^v: Pilger und Grâce Dieu. Zur Pilgerfahrt des Menschenlebens und seinen Illustrationen s. Paule Amblard, *Le Pèlerinage de Vie Humaine. Le songe très chrétien de l'abbé Guillaume de Digulleville*, Ouvrage réalisé à partir du manuscrit 1130 de la bibliothèque Sainte-Geneviève à Paris. Paris 1998. Zum Bellaert-Meister s. James Snyder, *The Bellaert Master and de proprietatibus rerum*, in: Sandra Hindman (Hg.), *The Early Illustrated Book. Essays in Honor of Lessing J. Rosenwald*, Washington 1982, S. 41-62.

³⁴ Michael Camille, *Reading the Printed Image: Illuminations and Woodcuts of the Pèlerinage de la vie humaine in the Fifteenth Century*, in: Sandra Hindman, *Printing the Written Word. The Social History of Books, circa 1450-1520*, Ithaca/London 1991, S. 259-291, S. 276: „[...] the meaningful repetition of the 'dreamer' cut as the visionary experimenter of each scene [...] here was yet another device of repetition, special to the print medium, which enhances the reading of the work by underlining throughout its visionary source.“



Abb. 9: Guillaume de Deguileville, *Le Pèlerinage de la vie humaine*, [niederländ.] *Boek van den pelgherym*. Haarlem, Jacob Bellaert, 20. August 1486 (GW 11851). Ex. Göttingen, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, 4° Patr. lat. 2546/35 Inc., fol. b 1^r: Pilger und Gráce Dieu

Die parallele Konzeption der Holzschnitte im Bellaert'schen und im Pfister'schen Druck ist unübersehbar. In beiden Inkunabeln wird sämtlichen Illustrationen ein Versatz-Holzschnitt zugeordnet, der eine männliche Gestalt zeigt. Aus diesem Grund stellt sich die Frage, ob der Figur in Boners 'Edelstein' eine ähnliche Funktion wie der des Träumers in Deguilevilles 'Pèlerinage' zukommt. Es ist zwar auszuschließen, dass sie auf vermeintlich visionäre Züge des Fabelbuchs hinweisen soll, aber es ist vorstellbar, dass sie die Bilder begleitet, um auf deren fiktionalen wie paradoxen Gehalt aufmerksam zu machen. Denn ebenso wenig wie die Illustrationen zu einer Traumvision sind Fabelbilder visuelle Umsetzungen realer Begebenheiten. So besteht das grundlegende Merkmal von Fabeln darin, dass es sich bei den Protagonisten um Tiere handelt, die gleichwohl nach menschlichen Mustern agieren, damit der Rezipient diese Verhaltensweisen objektiv betrachten und daraus Einsicht gewinnen kann.³⁵ Somit ist durchaus anzunehmen, dass die zeigende Figur den Illustrationen beigeordnet ist, um zu verdeutlichen, dass sich die dargestellten Szenen keinesfalls so zugetragen haben, sondern dass sie bildhaft

³⁵ Trotz der Vielfalt und dem stetigen Wandel der Fabeldefinitionen bleibt ein grundlegendes Merkmal der Fabel die *veritas in falsitas*-Paradoxie. Die Fabel bildet als fiktionale Erzählung im übertragenen Sinn eine Wahrheit ab. Dazu s. Peter Hasubek, *Erkenntnis und Vergnügen – Fabeldefinitionen*, in: U. Bodemann (Anm. 18), S. 9-19. Auch K. Grubmüller (Anm. 2) S. 14f., nennt als grundlegende Merkmale der Fabel deren Fiktivität und Paradoxie.

zu verstehen sind. Eine solche Interpretation des Versatz-Holzschnitts als Verstehenshilfe sowohl der Bilder als auch der Fabeln selbst findet Unterstützung in der Leseanleitung des Epilogs: *Die that ist nit also gewesen. Der geschicht als ir habt horen lesen. Darumb list man ein peispil gut. Das weiser werd des menschen mut.*³⁶ Der Text selbst legt dem Leser nahe, die Fabeln eingehend zu studieren, um ihren tieferen Sinn zu ergründen. Eine ähnliche Aufgabe könnte der zeigende Mann auf visueller Ebene erfüllen, er ermahnt den Betrachter, den übertragenen Sinn der Bilder zu schauen.

Fazit

Im Verlauf der Ausführungen konnte dargelegt werden, dass der Figur des Versatz-Holzschnitts eine wesentliche Rolle in der visuellen Wissensvermittlung des Pfister'schen 'Edelstein'-Drucks zukommt. Auf die Frage, wen oder was die Figur konkret darstellt und weshalb sie neben jeder Szene wiederholt wird, war zwar keine alleingültige und völlig zufrieden stellende Antwort zu geben, aber es war möglich, mehrere Erklärungsmodelle zu erarbeiten und zu diskutieren. So fungiert die Figur als zeigende Vermittlungsinstanz, welche die bildlich gespeicherten Informationen der eigentlichen Textillustrationen an den Betrachter weitergibt. Als visualisierter Erzähler ermöglicht sie es dem Rezipienten überdies, im Rahmen seiner Privatlektüre den Eindruck einer wirklichen Aufführung oder eines Vortrags des Fabelstoffes zu imaginieren. Außerdem ist es denkbar, dass der Versatz-Holzschnitt als visuelle Verstehenshilfe neben jeder Fabelhandlung an deren fiktionalen und paradoxen Charakter erinnert. Keine der hier dargelegten Lösungsvarianten muss die andere ausschließen, vielmehr können diese nebeneinander stehen und sich gegenseitig ergänzen.

³⁶ Fol. 88^r, Z. 19-22.

Wechselbeziehungen zwischen Bild und Text am Beispiel von Lucas Cranachs ruhender Quellnymphe

Zita Ágota Pataki

In Lucas Cranachs (d.Ä.) Œuvre lassen sich nach 1515 mehrere Varianten des Themas der schlafenden Quellnymphe (Abb. 1) belegen.¹ Die Nymphen ruhen vor einem Brunnen oder an einer Quelle in einer grünen Landschaft, die Inschrift des Brunnenbeckens oder die Aufschrift des Bildes lautet immer *Fontis Nympha Sacri Somnum Ne Rumpe. Quiesco*. In der Forschung wurde das Bildmotiv behandelt und die Verbindung zu Giorgiones (bzw. Tizians) 'Schlummernder Venus'² (Abb. 2) und zu einem einen Nymphenbrunnen präsentierenden Holzschnitt aus dem Francesco Colonna zugeschriebenen Werk 'Hypnerotomachia Poliphili' (Abb. 3) hergestellt, wobei letzteres als Vorbild für Giorgiones Erfindung sowie für Cranachs Nymphen galt.³ Wenig Interesse zeigte die Forschung für die Inschrift und ihren humanistisch-antikisierenden Bezug. Ebenfalls wenig Beachtung fand eine Zeichnung Albrecht Dürers im Zusammenhang mit Cranachs Bildern, obwohl sie bereits Objekt philologischer Untersuchungen war. Die um 1514 entstandene

¹ Zahlreiche Varianten entstanden in der Zeit von 1514 bis 1550. Siehe Dieter Koeplin/Tilmann Falk, Lucas Cranach. Gemälde, Zeichnungen, Druckgraphik, 2 Bde., Bd. 1 Basel 1974, Bd. 2 Stuttgart 1976, Bd. 1, S. 297, Nr. 186; Bd. 2, S. 636, Nr. 543; S. 637, Nr. 544; S. 638, Nr. 545, 546 und 547; S. 639, Nr. 548.

² Ohne in die Forschungsdiskussion einzusteigen sei erwähnt, dass Giorgione wahrscheinlich keine schlafende Venus, sondern eine schlafende Nymphe malte. Das Gemälde wurde von Tizian korrigiert und komplettiert. Ich verweise auf die Beschreibung in Marcantonio Michiels Notizia d'opere di disegno nella prima metà del secolo XVI, hg. von D. Jacopo Morelli, Bassano 1800, S. 66 (*in Casa de M. Ieronimo Marcello a S. Tomado. 1525 [...] La tela della Venere nuda, che dorme in uno paese, con Cupidine, fu de mano de Zorzo da Castelfranco; ma lo paese e Cupidine furono finiti da Tiziano*).

³ Max J. Friedländer/Jakob Rosenberg, Die Gemälde von Lucas Cranach, Berlin 1932, S. 49 (Kat. Nr. 100) vertreten die These, Cranach wäre von Giorgiones 'Schlummernder Venus' beeinflusst worden, diese These findet sich ebenfalls bei Otto Kurz, Huius Nympha Loci. A Pseudo-Classical Inscription and a Drawing by Dürer, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 16 (1953), S. 171-177. Millard Meiss, Sleep in Venice, in: Stil und Überlieferung in der Kunst des Abendlandes. Akten des 21. Internationalen Kongresses für Kunstgeschichte in Bonn 1964, Bd. III, Berlin 1967, S. 271-279 wies darauf hin, dass sowohl Cranach als auch Giorgione wohl durch den Nymphenbrunnen in der 'Hypnerotomachia Poliphili' beeinflusst worden sind. Dieser Ansicht folgen D. Koeplin/T. Falk (Anm. 1) und Michael J. Liebmann, Zur Ikonographie der „Quellnymphe“ Lucas Cranachs des Älteren, in: Michael J. Liebmann, Aus Spätmittelalter und Renaissance, Leipzig 1987, S. 119-124.

Zeichnung (Abb. 4) präsentiert eine ähnliche Szene, eine schlafende Nymphe vor einem Brunnen, auf dem eine komplexere Inschrift steht: *HVIVS NINPHA LOCI SACRI CVSTODIA FONTIS / DORMIO DVM BLANDE SENCIO MVRMVR AQVE / PARCE MEVM QVIS QVIS TA[n]GIS CAVA MAR[m]ORA SOMNVM / RVMPERE SIVE BIBAS SIVE LAVERE TACE.*⁴

Es ist offensichtlich, dass diese Inschrift die vollständige Version der Crnach'schen Aufschriften darstellt. Dieses Tetrastichon wurde in den 1460er Jahren in Rom erfunden, die Autorschaft wird dem Humanisten Giovanni Antonio Campano zugeschrieben.⁵ Für die Darstellungen zur Entstehung und zur Verbreitung des Epigramms ist in dieser Abhandlung kein Platz;⁶ es sei aber erwähnt, dass die Dichtung sehr wahrscheinlich auf eine vorhandene (möglicherweise antike) Statue geschaffen und auch oft in einer solchen Kombination rezipiert wurde, d.h. die Dichtung fungierte als Inschrift einer Statue.

Der Vierzeiler weist als pseudoklassisches Epigramm starke Bezüge zu antiken Topoi auf und präsentiert sich als *Imitatio* antiker Dichtkunst. Formal erinnert er an ein Epigramm, beim näheren Betrachten erweist sich die Dichtung als ekphrastisch. Wohl aus dieser Eigenschaft resultiert auch die Kombination des Textes mit dem Bild einer schlafenden Nymphe. Das Phänomen des ekphrastischen Epi-

⁴ Die Zeichnung befindet sich im 'Kunstab Albrechten dürers von Nürnberg' im Kunsthistorischen Museum (Kunstammer, Inv. Nr. 5127, fol. 35, Nr. L 415) in Wien. Die Datierung erfolgt bei Walther L. Strauss, *The Complete Drawings of Albrecht Dürer*, 6 Bde., New York 1974, Bd. 3, S. 1462. Das Epigramm verzeichnet das CIL VI/5, 3^e.

Das Tetrastichon im Versmaß lautet:
*hūius nympha loci sacri custodia fontis
 dormio dum blandae sentio murmur aquae
 parce meum quisquis tangis cava marmora somnum
 rumpere sive bibas sive lavere tace.*

⁵ Die Erkenntnis basiert auf einer Bemerkung Bartolommeo Fontes in seinem Manuskript in Florenz, Biblioteca Riccardiana, Cod. 907, fol. 165^r (sive 172^r): *Romae recens inventu[m]. Campanj e[st]*. Die Entdeckung machte O. Kurz (Anm. 3) S. 172. Siehe auch Elisabeth B. MacDougall, *The Sleeping Nymph: Origins of a Humanist Fountain Type*, in: *The Art Bulletin* 57 (1975), S. 357-365. Der Codex wird zwischen 1464 und 1470 datiert (ebd., S. 358, insbes. Anm. 18). Die Datierung der Erfindung Campanos in den 1460er Jahren ebd., S. 358.

⁶ Bereits E. B. MacDougall (Anm. 5) begann nach einer Verbindung zwischen Fonte und Campano zu suchen. In der Forschung wird die Entstehung des Epigramms von Campano angenommen, das Objekt und der Grund der Dichtung konnten jedoch nicht benannt bzw. nur umrissen werden. Es wird vermutet, dass Campano das Epigramm unter Einfluss der Academia Romana/Pomponiana erfunden hat. Es fehlt heute trotz der offensichtlichen Abhängigkeit der Werke Dürers und Cranachs vom Epigramm an Untersuchungen, mögliche Verbreitungswege des Vierzeilers von Italien nach Deutschland zu benennen. Neue Forschungen und Ergebnisse zu der Erfindung des Epigramms, zu seiner Datierung, zur Rezeptionsgeschichte und den Verbreitungswegen in Ost- und Westeuropa werden in der Dissertation der Autorin bekannt gegeben.

gramms und die daraus folgende Text-Bild-Verknüpfung sollen in dieser Abhandlung erläutert und das Verhältnis zwischen Text und Bild erörtert werden. Ausgehend von der Frage, ob das Epigramm auch Ekphrasis sei, soll das Wesen des Epigramms und das der Ekphrasis zunächst betrachtet und dann in Verhältnis zum Bildwerk gesetzt werden.



Abb. 1: Lucas Cranach d.Ä., Ruhende Quellnymphe, um 1518, Öl[?] auf Holz, 92 x 59 cm. Leipzig, Museum der Bildenden Künste, Inv. Nr. 757 (Foto: Museum der Bildenden Künste, Leipzig)

Der Forderung an die Epigrammdichtung kommt das Tetrastichon mit dem Incipit *Huius nympha loci* nach, da es eine einer Statue beigegebene Schrift ist, die diese sprachlich darstellt, sie im Gehalt ergänzt bzw. das als deren Sprache fungiert.⁷ Der Text ist dem Kunstwerk untergeordnet, aber dadurch, dass die Statue in dem Text selbst spricht, ist er untrennbar mit ihr verbunden. Mit dieser Eigenheit, nämlich, dass es auf das Kunstwerk bezogen ist, steht das Epigramm in der

⁷ Zum Problem Epigramm, Ekphrasis und Emblem siehe Murray Krieger, Das Problem der *Ekphrasis*. Wort und Bild, Raum und Zeit – und das literarische Werk, in: Gottfried Boehm/Helmut Pfotenhauer, Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung. Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart, München 1995 (Bild und Text, hg. v. Gottfried Böhm und Karlheinz Stierle), S. 41-57, S. 47f.



Abb. 2: Giorgione/Tizian, Schlummernde Venus, um 1508/10, Öl auf Leinwand, 108 x 175 cm, Dresden, Staatliche Kunstsammlungen, Gemäldegalerie Alte Meister (Foto: Bildarchiv Foto Marburg)

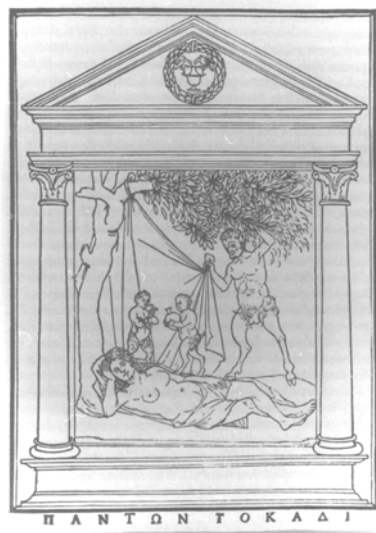


Abb 3: Der Nymphenbrunnen in der 'Hypnerotomachia Poliphili', Venedig 1499 (Manutius), Holzschnitt, um 1499 (Foto: Archiv d. Verf.)

Tradition der hellenistischen Epigrammdichtung, die sich dadurch auszeichnet, dass das Kunstwerk selbst Anlass für den Grundgedanken des Epigramms liefern kann, welches dann den Gehalt desselben offenbart.⁸ Das Epigramm lässt sich somit in die Tradition der antiken Epigrammdichtung einordnen und präsentiert sich in seiner literarischen Form als Imitatio der Antike.

Das Nymphenepigramm liefert zudem eine bildhafte Beschreibung des Kunstwerkes, mit dem es verbunden ist, wobei es die Umgebung desselben mit kurzen Worten darzustellen vermag. Es erinnert daher an Anforderungen der Ekphrasis, die eine Beschreibung eines realen oder auch fiktiven Gegenstandes, meist eines Bildes oder einer szenischen Komposition geben soll.⁹ Im Epigramm wird auf eine oft in der Ekphrasis vorkommende und gepflegte Erzählung kein Wert gelegt, der Text beschreibt lediglich die Figur, ihre Funktion und äußert sich zur angemessenen Art der Annäherung seitens des Betrachters zum Gegenstand. Dass das Epigramm dennoch ein Bild zu entwerfen vermag, liegt daran, dass es mit Topoi spielt. So genügen Stichwörter wie Nymphe, Schlaf, murmelndes Wasser, um bei dem Leser den Topos des Locus amoenus zu evozieren; durch den Hinweis an den Betrachter, den Schlaf der Nymphe nicht zu stören, wird ebenfalls auf den antiken Topos der Zerstörung dieses Locus verwiesen.¹⁰

Es handelt sich somit bei dem Tetrastichon um ein ekphrastisches Epigramm, das ein Kunstwerk in doppeltem Sinn beschreibt: das Kunstwerk wird **beschrieben**; es trägt eine Aufschrift, die wiederum das Kunstwerk sprachlich darstellt – es **beschreibt**.

Bei der Betrachtung des Verhältnisses zwischen Text und Bild lässt sich hier kurz der bereits in der Antike bestehende Paragongedanke 'ut pictura poesis'¹¹

⁸ Vgl. Otto Schönberger, Die „Bilder“ des Philostratos, in: G. Boehm/H. Pfothenauer (Anm. 7), S. 157-176, S. 158.

⁹ Seit der Antike sind solche Beschreibungen mit dem Schild des Achill (Homer, Ilias, 18. Gesang), den Eikones des Philostratos und dem Gemälde der 'Verleumdung' von Apelles (beschrieben von Lukian) bekannt.

¹⁰ In der Antike ist die Topik des Locus amoenus stets mit den Begriffen einer Quelle, schattenspendenden Bäumen oder einer Wiese begleitet und ist ein numinoser Ort. Der Schlummer gehört ebenfalls in diese Kategorie, wie man zahlreichen Dichtungen entnehmen kann. Vgl. Anthologia Graeca IX, 313 und Platon, Phaidros 230b. Der Locus terribilis hingegen entsteht durch die Zerstörung des Ortes und ist mit der Vertreibung der Gottheit gekoppelt (Ovid, Metamorphosen II, 237-240). Zum Locus amoenus und Locus terribilis s. Ernst Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, 2. Aufl. Bern 1954, S. 191ff. und S. 202. Ebenfalls Klaus Garber, Der locus amoenus und der locus terribilis. Bild und Funktion der Natur in der deutschen Schäfer- und Landlebendichtung des 17. Jahrhunderts, Köln/Wien 1974.

¹¹ Horaz, Ars Poetica II, 361ff.: Ut pictura poesis: erit quae, si proprius stes, / te capiat magis, et quaedam, si longius abstes. / haec amat obscurum, volet haec sub luce videri, / iudicis, argutum quae non formidat acumen; / haec placuit semelo, haec deciens repetit placabit. Plutarch (Bellone an pace clariores fuerint Athenienses 3. 347A) referiert

anschließen. In seiner Bedeutung als Vergleich (il paragone) kann er vor allem auf die Ekphrasis angewandt werden, da diese, die sich der Sprache als Mittel bemächtigt, ebenso Kunstwerk sein soll wie der Gegenstand, der mit artifiziellen Mitteln dargestellt wird.¹² Das Verhältnis von Bild und Text ist daher auch bei dem Epigramm *Húius nýmpha loci* als Analogie zu sehen, denn die Beschreibung verhält sich zum Bild wie das Bild zur Beschreibung, Stil und Erzählform des Textes sind dem Objekt – einer schlafenden Nymphe in einem Locus amoenus – angemessen.¹³



Abb. 4: Albrecht Dürer, Schlafende Quellnymphe, 1514-36, Federzeichnung, laviert, 20 x 15,2 cm. Wien, Kunsthistorisches Museum, Kunstammer, Inv. Nr. 5127, fol. 35, Nr. L 415 (Foto: Kunsthistorisches Museum, Wien)

nach Simonides von Keos: Malerei sei ein stummes Gedicht und Poesie ein sprechendes Gemälde: ΠΑΛΗΝ, Ὁ ΣΙΜΩΝΙΔΗΣ, ΤΗΝ ΜΕΝ ΖΩΓΡΑΦΙΑΝ ΠΟΙΗΣΙΝ ΣΙΩΠΩΣΑΝ ΠΡΟΣΑΓΟΡΕΥΕΙ, ΤΗΝ ΔΕ ΠΟΙΗΣΙΝ ΖΩΓΡΑΦΙΑΝ ΛΑΛΟΥΣΑΝ.

Den Verweis auf Simonides bringt auch Gotthold Ephraim Lessing (Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, Stuttgart 1964, S. 4).

¹² Der im Quattrocento aufflammende Diskurs über die Malerei und die Dichtkunst fand natürlich vor dem Hintergrund der Definition der freien Künste (artes liberales), zu denen die Rhetorik und Grammatik, aber nicht die Malerei und Skulptur gehörten, statt. Zu dem Diskurs siehe Katharina B. Lepper, Der „Paragone“: Studien zu den Bewertungsnormen der bildenden Künste im frühen Humanismus, Diss. Bonn 1987.

¹³ Zu der Analogie zwischen Ekphrasis und Bild siehe Emil Anghern, Beschreibung zwischen Abbild und Schöpfung, in: G. Boehm/H. Pfothenhauer (Anm. 7), S. 59-74.

Der Text ist dem Bild gegenüber jedoch daher im Vorteil, da er Sprachrohr der Statue ist und zusätzliche Informationen über den Gemütszustand der Nymphe neben einer Ansprache an den Betrachter bietet, Ausdrucksweisen, die das Bildwerk allein – eine in die Landschaft gesetzte Nymphe – nicht vermag. Die Eigenschaft des Epigramms, nämlich dass es ekphrastisch ist, übertrifft in gewisser Weise die Forderungen an seine dichterische Gattung, da nun der Text eine eigene Rolle erhält. Diesen Eigenheiten des Epigramms ist es zuzuschreiben, dass, falls der Text allein verblieb (nach Zerstörung der Statue oder nach Abschrift und Weitergabe in der bloßen literarischen Form), er als Grundlage für künstlerische Darstellungen dienen konnte. Dies wiederum ist eigentlich eine Eigenheit der Ekphrasis, die neben realen Objekten auch fiktive beschreibt, die wiederum künstlerisch umgesetzt werden können.¹⁴ Begünstigend in diesem Fall wirkt sich aus, dass das Epigramm mit Topoi spielt: der Text evoziert beim Betrachter bekannte Darstellungen und in der antiken Literatur zahlreich vorkommende Geschichten von schlafenden Gestalten/Nymphen.¹⁵ Es werden also im Epigramm bereits die Sehgewohnheiten des Publikums für die rhetorische Vorgehensweise genutzt, d.h. es reicht die Weckung von Assoziationen an bekannte Darstellungen und Geschichten, um beim Leser ein Bild vor dem geistigen Auge entstehen zu lassen. Dieser Umstand führt dazu, dass ein Bild künstlerisch schnell umgesetzt werden kann.

¹⁴ So wurde bekannterweise die von Lukian (ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΜΗ ΠΑΙΔΙΩΣ ΠΙΣΤΕΥΕΙΝ ΔΙΑΒΟΛΗΙ, 4-6) geschilderte 'Verleumdung' des Apelles künstlerisch umgesetzt, beispielsweise von Sandro Botticelli (um 1494/95, Öl[?] auf Holz, 62 x 91cm, Florenz, Galleria degli Uffizi).

¹⁵ Zahlreich erscheinen in der antiken Dichtung schlafende weibliche Gestalten und Nymphen. Bekannteste Beispiele sind der Schlaf der Ariadne (Nonnos, Dionysiaka XLVII, 264ff.) und der Rhea Silvia (Ovid, Fasti III, 8-22), aber auch der Nymphe Amymone (Hyginus, Fabulae, CLXIX A). Ovid schildert ebenfalls eine solche Geschichte (Fasti I, 393-440). Die Ikonographie der schlafenden Ariadne, deren Darstellung in der Kunst nach einem festen Schema folgt, beschreibt Philostratos (Eikones I, 15): *ΟΡΑ ΚΑΙ ΤΗΝ ΑΡΙΑΔΗΝΗΝ ΜΑΛΙΟΝ ΔΗ ΤΟΝ ΥΠΝΟΝ. ΓΥΜΝΑ ΜΕΝ ΕΙΣ ΟΜΦΑΛΟΝ ΣΤΕΝΑ ΤΑΥΤΑ ΔΕΡΗ ΔΕ ΥΠΤΙΑ ΚΑΙ ΑΠΛΗ ΦΑΡΥΓΞ, ΠΑΣΧΑΛΗ ΔΕ Η ΔΕΞΙΑ ΦΑΝΕΡΑ ΠΑΣΑ, Η ΔΕ ΕΤΕΡΑ ΧΕΙΡ ΕΠΙΚΕΙΤΑΙ ΤΗ ΧΛΑΙΝΗ, ΜΗ ΑΙΣΧΥΝΗ ΤΙ Ο ΑΝΕΜΟΣ. ΟΙΟΝ Ω ΔΙΟΝΥΣΕ ΚΑΙ ΩΣ ΗΛΥ ΤΟ ΑΣΘΜΑ.*

Ebenfalls folgt in der Kunst das Motiv der Quellnymphen einem festen Schema. Die Nymphen sind immer zu einer Seite auf ihren Arm, in welchem sie eine Urne halten, gelagert wiedergegeben. Den anderen Arm führen sie über der Brust zur Schulter, sodass das schlafende Haupt auf der Hand zu liegen kommt. In der Renaissance sind beide Motive durch Überlieferungen antiker Skulpturen wohl bekannt. Es kommt jedoch, wie man in der 'Hypnerotomachia Poliphili' und bei Giorgione beobachten kann, zu einer Vermischung der beiden Motive, sodass die Nymphen in der Renaissance meist den Kopf in die Hand eines aufgestützten Armes legen, während der andere vorzugsweise auf dem Oberschenkel ruht.

Mit diesen Betrachtungen wird ersichtlich, dass Text und Bild aufeinander Bezug nehmen, miteinander (inhaltlich) verbunden und nur als eine solche Verbindung – also zusammen – optimal erfahrbar sind. Die Wechselbeziehung zwischen Text und Bild manifestiert sich im gegenseitigen Bezug und in der gegenseitigen Abhängigkeit: Der Schöpfung des Textes lag die Existenz des Bildes (der Skulptur) zugrunde. Daher und nur aus dieser Verbindung resultierend kann der Text nicht das Bild ersetzen, sondern fordert bei der Rezeption eine künstlerische Umsetzung.

Das Epigramm gab somit dem Künstler bestimmte Vorgaben und rief – wie erwähnt – bestimmte Topoi hervor, die der szenischen Komposition zwar Freiraum, der Darstellung der Nymphe jedoch beschränkte Freiheit ließen. Grundsätzlich lieferte das Epigramm als Text die Vorlage des Bildthemas; die Ausgestaltung der Darstellung verblieb beim Künstler, bei seinem Können und seiner Phantasie. Es lässt sich jedoch ein Wandel in der Darstellung innerhalb der Kunstgattungen Skulptur und Malerei nachvollziehen, der sehr stark auf den Rezipienten (den Betrachter) bezogen ist.



Abb. 5: Relief einer schlafenden Nymphe im Garten des Angelo Colocci (vor 1515 entstanden), aus: Janus Jacobus Boissard, *Romanae Urbis topographiae*, 3 Bde. (pars I-VI) Frankfurt a.M. 1597-1602, pars VI, Taf. 25 (Foto: Bibliotheca Hertziana, Rom)

Die Eigenschaft des Epigramms, welches als Inschrift auf eine Skulptur geschaffen wurde, regte vor allem zu Rezeptionen in dieser Gattung an. Bereits kurz nach seiner Erfindung fand das Epigramm Verbreitung in Rom, wo es neben zahlreichen literarischen Erwähnungen auch in einigen Privatgärten der Renaissance

vollständig oder teilweise als Aufschrift einer Nymphenstatue nachzuweisen ist.¹⁶ In der Gattung der Skulptur konnte man grundsätzlich die Figur der Nymphe in ihrer formalen Eigenschaft des Schlafes darstellen und die stilistische Darstellung sowie die Platzierung (an einer Quelle, Wasserleitung) variieren. Der Skulptur wurde das Epigramm in seiner Eigenschaft als Bildunterschrift (auch in einer Kurzversion) hinzugefügt (Abb. 5), das Ensemble erhielt somit einen emblematischen Charakter.

Gerade in der Kunstgattung der Bildhauerei entfaltet das Epigramm seine Wirkung. Der Betrachter wird durch den Text nicht nur auf das Ensemble aufmerksam gemacht, sondern auf die Umgebung (meist idealerweise ein Garten) und seine Eigenschaft (*Locus amoenus*) verwiesen. Durch die Tatsache, dass die Statue selbst spricht, wird aber direkt auf das Kunstwerk Bezug genommen und die Aufmerksamkeit auf dieses gelenkt. Inhaltlich ist im Text eine Eigenheit eingebaut, die von Bedeutung ist. Der Nymphe werden die Worte *dórmio dúm blandaé séntio múrmur aquaé* (ich schlafe, während ich das liebliche Rauschen des Wassers höre) in den Mund gelegt – eine geradezu paradoxe Aussage, die eine tiefe Bedeutung birgt. Diese Inkohärenz impliziert, dass die Nymphe trotz des Schlafes wachsam ist (und verweist auf ihre Funktion als Wächterin der heiligen Quelle). Sie impliziert aber auch, dass die Nymphe ein ‘wahres’ Wesen ist, das Sinnesorgane hat. Die Skulptur wird im Epigramm demnach also nicht als solche ausgewiesen, sondern es wird suggeriert, dass die Skulptur eine reale Nymphe sei. Das Epigramm ruft mittels der Form der sprechenden Statue die Assoziation eines

¹⁶ Zahlreiche solche Beispiele sind in Rom belegt. So war zwischen 1479 und 1490 eine Skulptur einer schlafenden Nymphe im Garten des Palastes des Domenico della Rovere aufgestellt, unter ihr befand sich das Epigramm. Siehe E. B. MacDougall (Anm. 5) S. 359. David R. Coffin, *Gardens and Gardening in Papal Rome*, Princeton 1991, S. 12 und 34. Eine zwischen 1505 und 1535 aufgestellte Statue im Garten des Paolo Emilio Cesi trug eine Zeile des Epigramms. Siehe Christian Hülsen, *Römische Antikengärten des XVI. Jahrhunderts*, Heidelberg 1917 (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Bd. 4), S. 32 und D. R. Coffin, S. 22. Das bekannteste römische Beispiel war eine Statue oder ein Relief einer schlafenden Nymphe, die Angelo Colocci in seinem Garten an der *Acqua Vergine* aufstellte und die das Epigramm trug (vgl. hier Abb. 5). Janus Jacobus Boissard, *Romanae urbis topographiae*, 3 Bde. (pars I-VI), Frankfurtens 1597-1602, Bd. 1, pars I, S. 106 und Bd. 3, pars VI, Taf. 25. Federigo Ubaldini, *Vita di Mons. Angelo Colocci*, a cura di Vittorio Fanelli, Città del Vaticano 1969 (Studi e testi, Bd. 156), S. 38. Auch aus Venedig ist ein solches Beispiel belegt. Tobias Fendt, *Monumenta clarorum doctrina praecipue toto orbe terrarum virorum collecta parsim et maximo impendio cura et industria in aes incisa sumptu et studio nobilis viri D. Sigefridi Rybisch, opera vero Tobiae Fendt ciuis et pictoris Vratislavensis etc. Editio tertia longe absolutissima Francofurti ad Moenum, impensis Sigismundi Feierabendii 1589*, Nr. 104.

lebenden Wesens hervor,¹⁷ womit gleichzeitig eine Wertung des Kunstwerkes impliziert ist.¹⁸ Diese Wertung entsteht daher, dass die Forderung an alle Kunst geht, dass sie mimetisch sein solle. Mimesis als die täuschende Nachahmung der Natur wird im Text thematisiert.¹⁹ Der Text suggeriert, dass das Bild keines, sondern Wirklichkeit sei, es weist den Betrachter also nicht auf eine Sinnestäuschung hin sondern beabsichtigt diese.²⁰ Aus der Forderung der Mimesis (Nachahmung) entsteht durch Similitudo (Ähnlichkeit) Simulatio (Täuschung), und mit dieser Täuschung waren die Künstler bei der Umsetzung des Textes in ein Bild gefordert.²¹

¹⁷ Michael Camille, *The Gothic Idol. Ideology and Image-making in Medieval Art*, Cambridge 1989 (Cambridge New Art History and Criticism), S. 84, erwähnt die Beschreibung des Magister Gregorius (Narracio de mirabilibus urbis Romae) einer (möglicherweise der Capitolinischen) Venus: „For Gregory not only sets the nudity within the narrative context of the Judgement of Paris but uses all the clichés, of ekphrasis like ‘seeming to live’, that were standard.“

¹⁸ Ein Zeugnis für die Meisterleistung, ein Kunstwerk so zu schaffen, dass es als ‘echt’ empfunden wurde geben Myrons Kuh (Plinius, *Naturalis historiae* XXXIV/XIX, 57) und Zeuxis’ Gemälde (Plinius, *Naturalis historiae* XXXV/XXXVI, 65).

¹⁹ Der Begriff der Mimesis geht auf Aristoteles zurück. ΜΙΜΗΣΙΣ im Sinne von Nachahmung wird hier als Grundlage der Dichtungsarten, insbesondere der Tragödie und Komödie begriffen. Später erwächst aus dieser Grundlage die Forderung an alle Künste, v.a. an die Malerei (bereits bei Aristoteles, *Poetik* 2, 1) und an die Bildhauerei, mimetisch zu sein.

²⁰ In San Marco in Venedig sind über einem Mosaik mit der Darstellung des thronenden Christus folgende Zeilen angebracht: *NA[m] D[eus] E[st] QVOD IMAGO DOCET SET N[on] D[eus] IPSA / HA[n]C VIDEAS SET M[en]TE COLAS Q[uod] NOSCIS IN IPSA*. Den Verweis entnahm ich Michael Viktor Schwarz, *Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit medial*. Der Gekreuzigte am Naumburger Westlettner, in: Michael Viktor Schwarz, *Visuelle Medien im christlichen Kult. Fallstudien aus dem 13. bis 16. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar 2002, S. 25-64. Hier wird der Betrachter belehrt, dass das Bild nicht Gott selbst sei, aber dass man in dem Bild Gott erkennen soll. Diese Forderung wird m.E. im Epigramm umgekehrt, der Betrachter wird überzeugt, dass das (Ab)bild der Nymphe real sei.

²¹ Similitudo erwächst aus der Forderung der Mimesis; siehe Plinius, *Naturalis historiae* XXXV/XXXVI, 88: [Appelles] *Imagines adeo similitudinis indiscretae pinxit [...]*. Der Begriff der Simulatio ist eher negativ besetzt und ist meist mit dem Begriff ‘Trugbild’ oder ‘Wahnbild’ verknüpft. So wird es von Ovid (*Metamorphosen* X, 248) in der Pygmalion-Erzählung geschildert: *Sculpsit ebur formaque dedit, qua femina nasci / Nulla potest, operisque sui concepit amorem. / Virginis est verae facies, quam vivere credas / et si non obstet reverentia, velle moveri: / Ars adeo latet arte sua. Miratur et haurit / Pectore Pygmalion simulati corporis ignes*. Den Begriff benutzt auch Horaz (*Ars Poetica* 19f.): *et fortasse cupressum / scis simulare: quid hoc, si fractis enatat expes / navi- bus, aere dato qui pingitur?*

Es bleibt auch hier erkennbar, dass das Epigramm wieder eine Fülle an antiken Topoi rezipiert und, ihre Kenntnis voraussetzend, mit diesen spielt. Die Szene der Kompromittierung des Betrachters mit einer halb nackten Frauengestalt ruft zwangsläufig antike und bereits in der christlichen Kunst tradierte Topoi auf; mit diesen verbundene moralisierende Aspekte werden evoziert.²² Das Schlafmotiv verstärkt die bereits beim Beobachten einer nackten Schönheit bestehende Gefahr, dass die Augenweide zu einem Angriffsobjekt wird – so wie in verschiedenen antiken literarischen Überlieferungen stets eine störende Person erscheint, die den Schlaf der Nymphe für eigene Zwecke missbraucht.²³

Daher ist die warnende Zeile des Epigramms auch unabdingbar, denn nun ist der Text Vermittler zwischen Objekt (das er als lebend darstellt) und Betrachter. Mittels des Textes wird eine Kommunikationsebene mit dem Betrachter aufgebaut, die das Verhalten desselben beeinflussen soll. Der täuschenden Ähnlichkeit und dem antiken Topos der Angreifbarkeit ist im Epigramm bereits Rechnung getragen wenn es heißt: *parce meum quisquis tangis cava marmora somnum / rumpere sive bibas sive lavere, tacé*. Obwohl diese Aussage nicht explizit auf das Berühren anspielt, fühlt sich der Betrachter an das christliche 'noli me tangere'²⁴ erinnert, wobei ich hier auf das ikonographische Motiv verweise. Um mit Frank Büttner zu sprechen, wird in der bildenden Kunst mit der Szene 'noli me tangere' allgemein die Abwehr bereits des Berührungsverlangens und nicht erst einer vollzogenen Berührung dargestellt.²⁵ Dieses ikonographische Moment haben die Darstellung der Szene 'noli me tangere' und die Aufforderung des Epigramms *parce meum* gemeinsam.

Das Epigramm greift den antiken Topos des Berührens einer schlafenden Nymphe auf und versucht, dieses Verlangen zu unterbinden. Das Epigramm repräsentiert somit den Wunsch der schlafenden Nymphenstatue, den sie selbst nicht

²² Das Beobachten einer halb nackten Schönheit und der Verweis auf ihre Unschuld findet sich sowohl in bereits erwähnten antiken Vorlagen, aber auch in der Diana und Aktäon-Schilderung (Ovid, Metamorphosen III, 140ff.), ebenso auch in der christlichen Kunst etwa im Thema der Susanna im Bade (hier mit einem moralischem Aspekt versehen) wieder.

²³ Neben den bereits erwähnten literarischen Vorgaben gibt Nonnos in den Dionysiaka weitere Begebenheiten (Dionysiaka 16, 260ff.): Dionysos vergewaltigt mit Hilfe von Hypnos (Schlaf) die Amazone Nikaia. Des Weiteren Dionysiaka 48, 621ff.: Dionysos vergewaltigt die Nymphe Aura „unter vergessenheitsbringendem Fittich des bräutlichen Hypnos“ (Angaben nach Georg Wöhrle, Hypnos, der Allbezwinger. Eine Studie zum literarischen Bild des Schlafes in der griechischen Antike, Stuttgart 1995 (Palingenesia. Monographien und Texte zur klassischen Altertumswissenschaft, hg. von Otto Lendle und Peter Steinmetz, Bd. 53), S. 42–43.

²⁴ NT, Joh. 20, 17.

²⁵ Frank O. Büttner, *Imitatio Pietatis. Motive der christlichen Ikonographie als Modelle zur Verähnlichung*, Berlin 1983, S. 169.

zu äußern vermag, und ist gleichsam ein Schutzschild, der den Sinngehalt des Kunstwerks – also den durch den Schlaf repräsentierten friedlichen Locus amoenus – vor der Zerstörung bewahrt.

Dem Berührungsverlangen musste sich eine Skulptur ausgesetzt sehen, da sie als Medium so konstruiert ist, dass sie haptisch erfahrbar ist. Das Epigramm, das wohl auch auf eine Skulptur gedichtet wurde, bezieht m.E. die Gefahr dieser Gattung hier mit ein und evoziert weitere antike Topoi, die das Bildmedium betreffen. Bekanntestes Beispiel ist die Venus von Praxiteles, die, im Rundtempel in Knidos stehend, in ihrer Nacktheit von allen Seiten her betrachtet werden konnte. Unweigerlich drängt sich die Geschichte eines Mannes auf, der, vor Liebe zur Skulptur entbrannt, eines Nachts sich an derselben vergangen und einen Fleck am Marmor hinterlassen habe.²⁶ Statuenerotik und das Berühren von Statuen wurde seit der Antike zu einem Topos,²⁷ wobei das Verlangen nach der Statue wiederum auf ihre Schönheit und ihre 'echte' (mimetische) Wirkung zurückzuführen ist.²⁸ Als weitere Stichpunkte könnte man das Fleischwerden, das Beseeltsein des Steins aufführen, wie es in der Pygmalionsage vorgeführt wird.²⁹

Das Wissen um diese Topoi, die auf die haptische Eigenschaft der Skulptur verweisen, und auf die auch das Epigramm *Húius nympha loci* Bezug nimmt, wird paradehaft in der Nymphenbrunnenszene in der 'Hypnerotomachia Poliphili' vorgeführt. In der 'Hypnerotomachia Poliphili' wird der Protagonist Poliphil bei der Konfrontation mit einem Nymphenbrunnen vor die Entscheidung gestellt, den durch die schlafende Nymphe repräsentierten Locus amoenus zu respektieren oder dessen Aura zu verletzen. Vor Poliphils geistigem Auge erschließt sich die Parallele zur Knidischen Aphrodite (womit hier dem Kunstwerk eine antike Legitimation gegeben ist) und ihm fällt auch die damit verbundene Statuenliebe ein. Gleich nachdem Poliphil noch über das Schicksal der Venus reflektiert und in Erinnerung ruft, wie man mit ihr umgegangen wäre (nämlich *il simulacro masturbando stuprono*³⁰), berührt er, nachdem er an der Frage gescheitert ist, ob die darge-

²⁶ Plinius, *Naturalis historiae* XXXVI/IV, 20ff.

²⁷ Zahlreiche Beispiele beweisen die Rezeption der Geschichte der Praxiteleischen Venus und die Kontinuität der Statuenerotik. Vgl. Hans Körner, *Statuenliebe in St. Peter. Rompilger und Romtouristen vor Guglielmo della Porta's Grabmal für Papst Paul III.*, Düsseldorf 1999 (*Düsseldorfer Kunsthistorische Schriften*, Bd. 1), S. 16-29.

²⁸ Bertold Hinz, *Aphrodite. Geschichte einer abendländischen Passion*, München/Wien 1998, S. 17f., referiert Sostratos nach Pseudo-Lukian Nr. 13ff.: „Und so Gewaltiges hat die Geschicklichkeit des Künstlers fertiggebracht, dass der spröde Marmor doch an allen Gliedern elastisch und wie lebend erscheint.“

²⁹ Pygmalion bei Ovid, *Metamorphosen* X, 243ff. Auch bei Giovanni Boccaccio, *Amorosa visione* XXXVIII, 30ff. ist der Topos belegt, wenn dem Autor eine Statue *un bel marmo [...] di colore sanguigno di tutto* erscheint.

³⁰ Francesco Colonna, *Hypnerotomachia Poliphili*, edizione critica e commento a cura di Giovanni Pozzi e Lucia A. Ciapponi, 2 Bde., 2. Aufl. Padua 1980 (*Medioevo e umane*).

stellte Nympe real sei oder nicht, selbige und nimmt somit gleichsam die Rolle des in der antiken Literatur stets Störenden (des Satyrs) ein. In dieser Szene wird neben dem Aspekt des Rollentausches (Betrachter = Satyr) auch auf ein Künstlerlob im Zuge der Mimesis zurückgegriffen, wie sie uns im Wettstreit zwischen Parrhasias und Zeuxis oder über Myrons Kuh überliefert wird, nämlich dass das künstlerische Produkt der Natur beikommen kann. Ganz eindeutig ist aber hier eine Folge der Mimesis angesprochen: der durch Similitudo und Simulatio entstandene Betrug (Inganno) und die Enttäuschung (Disinganno), die sich beim Berühren einstellt, wie sie in der 'Hypnerotomachia Poliphili' auch geschildert wird.

Gerade in der haptisch erfahrbaren Kunst entfaltet also das ekphrastische Epigramm seine Wirkung: es erfolgt ein Spiel mit der Mimesis, der Lebendigkeit des Objekts und der Sinnestäuschung sowie der Enttäuschung des Betrachters. Hier wird aber auch das Epigramm in seiner Funktion als Aufschrift wirksam, indem es die Statue vor Zugriffen schützen soll.

Ein Wandel lässt sich vornehmlich bei der Rezeption in der Malerei vollziehen. Zeichnete Dürer noch getreu der Vorlage des Epigramms eine Nympe an einem Brunnen schlafend und zitierte das Epigramm vollständig als Brunnenaufschrift, so erscheint in Cranachs Bildern die Nympe an einem Brunnen oder an einer Quelle, die Bildunterschrift weist nur noch eine Kurzfassung des Epigramms auf. Giorgiones Venus (um den Faden fortzuspinnen) leitet sich motivisch von schlafenden Nymphenfiguren ab, und ihre Entstehung ist wohl mit der Kenntnis des Epigramms und der Rezeptionen desselben entstanden, der Meister kreiert hier jedoch eine ikonographische Neuschöpfung, die ohne einen erklärenden oder Bezug nehmenden Text auskommt.

Warum in der Malerei der Text zunehmend in den Hintergrund tritt, soll im Folgenden näher betrachtet werden. Diese Nymphen sind wohl mit dem Wissen um die Antikenbezüge des Epigramms und der 'Hypnerotomachia Poliphili' entstanden. Der Text des Epigramms wird in das Bild übersetzt, wobei in der Malerei die Entfaltung der Mimesis und die durch Similitudo entstandene Täuschung des Betrachters ebenfalls nachvollzogen werden kann. Koepplin und Falk bemerkten bei der Betrachtung der Quellnympe Cranachs, insbesondere zu der Verbindung des Textes mit dem Bild, dass es sich um „eine Kunstfigur par excellence – ein aufweckbares Bild!“³¹ handelt. Auch wenn ihre Aussage nicht pointiert genug ist,

simo, Bd. 38), Bd. 1, S. 63: *Hora, questa spectatissima statua l'artifice tanto definitamente la expresse che veramente dubitarei tale Praxitele Venere havesse scalpito, la quale Nichomede, re degli Gnidii, comprandola, come vola la fama, tutto lo havere dil suo popolo expose: et quanto venustamente bellissima lui ha expresse, tanto che gli homini in sacrilega concupiscentia di quella exarsi, il simulacro masturbando stuprono.*

³¹ D. Koepplin/T. Falk (Anm. 1) S. 429.

wird hier bereits das Spiel mit dem Begriff des lebendigen Bildes angesprochen, – das Bild der Nymphe ist so naturgetreu (*Similitudo*) geschaffen, dass man es als beseelt empfindet. Diese Suggestion kann in der Malerei noch verstärkt werden, da die Nymphen, vielmehr Abbilder von Nymphen, durch das Inkarnat geradezu lebendig erscheinen. Die Täuschung, die aus der *Mimesis* erwächst, kann man empfinden, wenn man sowohl Cranachs Nymphen, als auch Giorgiones Venus betrachtet. Diese Fleisch und Blut suggerierenden Wesen liegen in einer momentanen Position am Brunnen bzw. in der Landschaft und entfalten eine gewisse Erotik, die mit dem Topos des Berührens einer Statue zu spielen scheint. Es lässt sich gar in der Malerei ein Bezug zu der ursprünglichen Gattung, auf die das Epigramm geschaffen wurde, feststellen. Die Rezeption in der Malerei ist wohl mit dem Wissen um die beschriftete Skulptur entstanden. So ist ja bereits durch das Epigramm eine Vorstellung vom ursprünglichen Objekt (oder auch von Rezeptionen desselben) gegeben. Sollten Cranach und Giorgione zudem die *'Hypnerotomachia Poliphili'* gekannt haben, was bereits angenommen wurde, dann waren ihnen auch die damit verbundenen Geschichten um die Nymphenskulptur bekannt. Umso auffälliger erscheint, dass Giorgiones *'Nymphe'* in ihrer Ikonographie als schlafende Göttin der Liebe gerade durch den Griff an die Scham identifizierbar ist und so auf den Typus der *Venus Pudica* und damit auf ihre Statuenvorläufer verweist. Den Bezug zur Skulptur zu ziehen, erscheint aufgrund der skulpturalen Vorbilder einleuchtend und ist wohl ebenfalls als eine künstlerische Wertung zu sehen, da er beim Betrachter einen Schönheitstopos evoziert (denn zu einem schönen Menschen sagte man bereits seit der Antike, er wäre wie eine Statue, *'wie gemeißelt'*³²). Trotzdem erscheinen Cranachs Nymphen natürlich und durch das Inkarnat lebendig: eine Analogie zu dem Epigramm, welches die Statue als lebend ausweist. Beim Betrachter des Bildes wird also die Erinnerung an das Vorbild, an eine Skulptur, hervorgerufen und durch die darstellerischen Mittel des Inkarnats die Lebendigkeit, die eigentlich der Text suggeriert, ersetzt. Es braucht nicht den vollständigen Text, da die Malerei jetzt alleine diese Suggestion zu vollbringen vermag. Der Text wird durch die künstlerischen Mittel ersetzt und kann daher auf seine wesentliche Eigenschaft gekürzt werden: *Fóntis nýmpha sacrí somnúm ne rúmpe quiéscó* (Ich bin die Nymphe der heiligen Quelle, störe nicht meinen Schlaf, ich ruhe) – diese Zeile beinhaltet wieder den eigenen Wunsch der Nymphe, bezeichnet den Ort. Es fällt die Erwähnung des *Locus amoenus* (des murmelnden Baches) weg, die Erwähnung des *sentio* – des Gefühls der Nymphe, ebenso die Worte an den Betrachter. Betont wird die Nymphe als Person (Nymphe der heiligen Quelle), betont wird der Schlaf, der nicht gestört sein will. Der Be-

³² B. Hinz (Anm. 28) S. 122f. Ebenso bei Ovid, *Metamorphosen* III, 415ff.: Narziß erblickt sich an der Quelle und das Bild erscheint ihm *ut e Pario formatum marmore signum*.

trachter nimmt nun die rauschende Quelle und den Locus amoenus mit den Augen wahr und da ein Eintreten in die Umgebung nicht möglich ist, erübrigt sich die im Epigramm gegebene Warnung, sich beim Waschen still und leise an der Quelle zu verhalten. Eigentlich erübrigt sich auch die warnende Zeile, die Nymphe nicht zu berühren, denn eine in die Landschaft gemalte Nymphe kann zwar suggerieren, dass sie real sei (Täuschung), aber der Betrachter wird, selbst wenn er das Bild berühren sollte, sofort mit der Tatsache konfrontiert, des begehrten Gegenstandes nicht habhaft werden zu können (Enttäuschung). Dem Betrachter ist klar, dass er die Nymphe nicht berühren kann, trotzdem erscheint in Cranachs Bildern die Zeile 'störe den Schlaf nicht', mit der die Suggestion der Lebendigkeit aufrechterhalten wird, da sie auf die Möglichkeit des Aufweckens abzielt. So wird die Täuschung trotz sichtbarer Enttäuschung gesteigert.

Diese Darstellung in der Malerei lässt sich fast mit einem Paragone zwischen den Künsten auffassen. Bei der Malerei werden vor allem die Sinne über das Auge angesprochen, das haptische Erfahren der Materie fällt weg. Da die Malerei auf den Seh sinn angewiesen ist, wird bei den Malern der Reiz genau auf diesen ausgerichtet. Die theoretischen Auseinandersetzungen zwischen Malerei und Skulptur sollen hier weder überbetont noch ausführlich dargelegt werden. Doch welches Gedankengut möglicherweise vorgeherrscht hat, soll hier mit einer Parallele in Ficinos Kommentar zum Gastmahl Platons 1469 exemplarisch dargelegt werden: „Die strahlende Schönheit des Körpers wird weder durch das Gehör noch den Geruchssinn noch den Geschmack noch den Tastsinn, sondern nur durch das Auge erkannt. Indem dieses allein sie erkennt, genießt es sie auch allein. Das Auge allein also genießt die körperliche Schönheit. Da nun die Liebe das Verlangen ist, Schönheit zu genießen, und diese allein durch das Auge wahrgenommen wird, so findet der Liebhaber des Körpers seine Befriedigung im Sehen. Das Gelüste des Tastsinnes hingegen gehört weder zu der Liebe, noch ist es die Gemütsbewegung eines Liebenden, sondern ist eine Art von Unkeuschheit und die Verirrung eines niedrigen Menschen.“³³ Diese bei Ficino dargestellte Erfahrung der Schönheit und gleichzeitige 'Befriedigung' durch das Sehen kann als eine Art haptisches Sehen aufgefasst und auf die Malerei übertragen werden. Übersetzt in diese Gattung

³³ Marsilio Ficino, Über die Liebe oder Platons Gastmahl, übersetzt von Karl Paul Hasse, hg. von Richard Blum, Hamburg 1984 (Philosophische Bibliothek, Bd. 368), S. 74/75 (Caput IX): *Lucem illam corporis, non aures, non olfatus, non gustus, non tactus, sed oculus percipit. Si oculus solus agnoscit, solus fruitur. Solus igitur oculus corporis pulchritudine fruitur. Cum vero amor nihil aliud sit nisi fruende pulchritudinis desiderium, hec autem solis oculis comprehendatur, solo aspectu amator corporis est contentus. Tangendi vero cupido non amoris pars est ned amantis affectus, sed petulantie speties et servilis hominis penturbatio.* Den Verweis auf diese Stelle entnahm ich Claudia Nordhoff, Narziß an der Quelle. Spiegelbilder eines Mythos in der Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts, Münster/Hamburg 1992 (Kunstgeschichte, Bd. 14), S. 51, Anm. 7.

würde das bedeuten, dass die haptische Erfahrung der Skulptur in der Malerei auf den Sehsinn projiziert wird – der realen Berührung der Skulptur wird die mentale Berührung der gemalten Nymphe entgegengesetzt. Auf diese mentale Berührung spielen wohl Cranachs Nympfen ebenfalls an, wenn der Betrachter angewiesen wird, die Nymphe nicht zu stören. Freilich könnte man Cranach unterstellen, die Aufschrift weniger der Nymphe wegen angebracht zu haben, sondern um die Illusion einer schönen lebenden Nymphe nicht zu zerstören. Kann man Cranachs Nympfen somit gleich den philosophischen Gehalt nehmen und ihnen ein witziges Moment zusprechen, so ließen sich Cranachs Bilder dennoch mit dem Wissen um das haptische Sehen aus heutiger Sicht betrachten, vor allem da Cranach seine Nympfen nicht dem Blick des Betrachters (etwa durch ein Gewand) entzog; im Gegenteil, seine Nympfen entfalten eine schier unangemessene Erotik (seit der Antike werden Nympfen immer mit einem leichten Gewand – wenigstens bis Hüfthöhe – bekleidet dargestellt), die den Betrachter noch tiefer in das Spiel einbezieht.

Wohl aus diesem Spiel mit dem Betrachter und dem Bildmedium resultiert auch ein Wandel in der Ikonographie, der das Weglassen des Textes nach sich zieht. Bereits Cranachs Nympfen sind eindeutig zweideutig dargestellt – Bild und Text, die auf eine Nymphe Bezug nehmen, ihre Anwesenheit suggerieren, werden durch Attribute Dianas (Rebhuhn, Hirsch, Pfeil und Köcher) verwirrend, denn die Inschrift weist sie immer noch als Nymphe (nicht ungerechtfertigt, denn Diana wird in der antiken Literatur oft als schönste und keuscheste aller Nympfen bezeichnet) aus. Mit der auswechselbaren Ikonographie und der Umsetzung in das Medium der Malerei verliert zunehmend der Text an Bedeutung, da das Bild es nicht mehr illustriert oder betrifft, sondern sich das Bild über die Bedeutung des Textes erhebt und verselbstständigt. Bereits in der ‘Hypnerotomachia Poliphili’ wurde – obwohl vermutlich das Nymphenepigramm für diese Bildschöpfung Pate stand – auf ein Epigramm oder auf eine Affinität zum Epigramm verzichtet und die Nymphe in ihrer Ikonographie der Ernährerin (παντων τροφας) hervorgehoben, auch wenn die Satyrn und auch der den Brunnen beschreibende Text wiederum Bezug zu in der Antike vorgegebenen Mythen nehmen. Giorgiones schlummernde Venus erinnert ebenfalls noch an ihre Nymphen Vorbilder, ist aber völlig ohne Textbezug wiedergegeben. In Giorgiones Bild schwingt neben der neuen Ikonographie eine höhere Erotik als in Cranachs Bildern mit; die nackte weibliche Figur ist ganz ohne den (zwar nichts verhüllenden, aber trotzdem den Körper bedeckenden) Schleier der Cranachfiguren wiedergegeben und ganz nah zum Betrachter in die vorderste Bildebene gerückt. Kein Epigramm warnt den Betrachter und kein Epigramm kann jetzt die Venus vor ihm schützen. Ihr Schutz und ihr Reiz zugleich ist ihre Präsenz im Bildmedium: ihr kann gar keiner zu nahe kommen, ohne eine Täuschung zu bemerken, und selbst wenn die Täuschung manch einen nicht von

Statuenliebe abhielt, gibt es in der Kunstgeschichte keinen Fall der 'Bildliebe'. Giorgione bannte die nackte Göttin der Liebe auf die Leinwand, wo sie unangreifbar ist – daher bedarf es auch keines Textes.

Allen Kunstwerken (sei es in gemalter oder in Stein gearbeiteter Form), die das Nymphen Thema behandeln, liegt (auch in verklärten Ikonographien) ein gemeinsamer Nenner zugrunde. Die Rezeptionsästhetik ist immer auf den Betrachter des Bildes gerichtet. Der Betrachter ist immer der, der das Bild rezipiert, er wird immer in die Position des Beobachters gestellt, da **ihm** die Nacktheit der Nymphe offenbart wird! Der Betrachter, der nun die Rolle des in der antiken Literatur vorgesehenen Voyeurs übernimmt, wird somit Teil der Szene; ja es kommt bei der bildlichen Darstellung des Themas in Verbindung mit dem Epigramm zu einer Suggestion, zur Vermischung der Realitätsebenen. Die Bildebene bezieht die Betrachterebene durch den Text mit ein, sodass dem Betrachter suggeriert wird, er könne an der Bildebene teilhaben. Diese Suggestion erfährt er nicht nur bei der Plastik, wo er, inmitten des Locus amoenus stehend, der Nymphe entgegenblickt, sondern diese Suggestion wird auch auf die Malerei übertragen.³⁴ Hier wird dem Betrachter der Locus amoenus vor Augen geführt und durch die Aufschrift des Bildes die Betretbarkeit dieses Ortes suggeriert (das Bild kommuniziert mit dem Betrachter.³⁵) Im Zuge der Aufstellung des Epigramms mit einem dazugehörigen Nymphenbild entsteht eine Verknüpfung zwischen Bild, Text und Betrachter, eine Situation, in der alles aufeinander bezogen ist: das Bild auf den Text, der Text auf das Bild, der Betrachter auf das Bild und auf den Text, der Text auf den Betrachter.

Als ein Paradebeispiel eines solchen Text-Bild-Bezugs und eines begehbaren Locus kann der 1552-1580 erbaute 'Park der Monster' in Bomarzo gelten.³⁶ In der

³⁴ B. Hinz (Anm. 28) S. 248, Anm. 129, zitiert Valerius Maximus: [Venerem] *Praxiteles in marmore quasi spirantem in templo Cnidiorum collocavit, propter pulchritudinem operis a libidinoso cuiusdam complexu parum tutam. Quo excusabilior est error equi, qui visa pictura equae hinnitum edere coactus est, et canum latratus aspectu picti canis incitatus taurusque ad amorem et concubitum aenea vaccae Syracusis nimiae similitudinis irritamento compulsus. Quid enim vacua rationis animalia arte decepta miremur, cum hominis sacrilegam cupiditatem muti lapidis excitatam videamus?*

³⁵ Eine solche Verschiebung der Realitätsebenen sei hier mit Guercinos Darstellung von Mars, Venus und Cupido illustriert, eine Situation, in die der Betrachter einbezogen wird, da Amors Pfeil auf ihn gerichtet ist. Das Bild (entstanden 1633, Öl auf Leinwand, 139 x 161 cm) befindet sich in Modena, Galleria Estense. Siehe Ausstellungskatalog Giovanni Francesco Barbieri. Il Guercino 1591-1666, hg. von Sybille Ebert-Schifferer, Schirn Kunsthalle Frankfurt, 3. Dezember 1991 bis 9. Februar 1992, Kat. Nr. 43.

³⁶ Die Parkanlage, den so genannten 'Sacro Bosco' (heute auch 'Parco dei Mostri') ließ Vicino Orsini errichten und mit Statuen bestücken. Siehe Horst Bredekamp, Vicino Orsini und der Heilige Wald von Bomarzo. Ein Fürst als Künstler und Anarchist (Text von Horst Bredekamp/Fotografien von Wolfram Janzer), 2 Bde., Worms 1985 (Grüne Reihe. Quellen und Forschungen zur Gartenkunst, Bd. 7) und (in einer korrigierten Ausga-

Parkanlage, die mit Statuen und Gegenständen bestückt ist, die voller antiker sowie mittelalterlicher und humanistischer Bezüge aufgeladen sind,³⁷ spielen auch Inschriften eine große Rolle. Am Eingang des Parks empfangen den Eintretenden zwei einander zugewandte Sphingen. Auf der Basis der rechten Sphinx liest man: *TV CH'ENTRI QVA PON MENTE / PARTE A PARTE / ET DIMMI POI SE TANTE / MARAVIGLIE / SIEN FATTE PER INGANNO / O PVR PER ARTE*. Auch hier im Park stößt der Betrachter auf eine schlafende Nymphenstatue (Abb. 6).



Abb. 6: Schlafende Nympe, um 1570, Bomarzo, Sacro Bosco (Foto: Archiv d. Verf.)

Der humanistisch interessierte Betrachter wird sofort an die Nymphenvorlagen in der Antike und in der Renaissance erinnert, vor allem an die 'Hypnerotomachia Poliphili', da der Aufbau des Parks und die Kunstwerke eine starke Affinität zu den imaginären Anlagen in der 'Hypnerotomachia Poliphili' aufweisen.³⁸ Auch

be) Horst Bredekamp, *Vicino Orsini e il Bosco Sacro di Bomarzo. Un principe artista ed anarchico*, Roma 1989.

³⁷ H. Bredekamp (Anm. 36) hat die Bezüge zu antiken literarischen Vorgaben, zur antiken Philosophie (Epikur), zu den Texten von Dantes 'Divina commedia' sowie zur humanistischen Literatur wie der 'Hypnerotomachia Poliphili' oder Ariosts 'Orlando furioso' nachgewiesen und sie in Bezug zu den Interessen des Erbauers Vicino Orsini gesetzt.

³⁸ H. Bredekamp 1985 (Anm. 36) S. 177, weist auf den Bezug der schlafenden Nympe (seiner Meinung nach eine schlafende Psyche) zu dem Nymphenbrunnen der 'Hypnero-

ohne eigene Inschrift, nur durch ihre Präsenz gibt die Skulptur dem Betrachter Rätsel auf: Einerseits durch ihre Platzierung, eine Stelle, die im Ablauf des Parcours auf eine Zone zwischen Arkadien und Unterwelt hindeutet,³⁹ andererseits durch ihre kunstvoll errichtete Lage in den Hängen und Felsen, die sie umgeben, mit denen sie eine feste Verbindung einzugehen scheint und so wie der Natur entwachsen oder zur Natur geworden wirkt.⁴⁰ So wird der Betrachter wieder in das Spiel zwischen Realität und Inganno (wie die Inschrift an der Sphinx betont) einbezogen.

Den betrachteten Kunstwerken, sei es eine mit dem Epigramm *Huius nympha loci* versehene Nymphenstatue, der geschilderte Nymphenbrunnen in der 'Hypnerotomachia Poliphili', Cranachs Nymphen mit ihrer Aufschrift oder die Nympe in Bomarzo – allen diesen Kunstwerken liegt das wirkungsästhetische Prinzip zugrunde, welches mit den Begriffen des Inganno und Disinganno spielt. Die Similitudo, die Ähnlichkeit als mimetische Forderung verführt den Künstler zur Simulatio, zur täuschenden Nachahmung, wobei er dem Betrachter ein Trugbild, ein Simulacrum präsentiert. Der Betrachter wird in das Spiel des Inganno (dem Betrug/der Täuschung) verwickelt, ein Spiel, das in der Enttäuschung, dem Disinganno des Betrachters endet. Dennoch liegt in dieser Enttäuschung die Virtuosität des Kunstwerks verborgen. Denn durch die Enttäuschung kann nach einer Pause, nach einem Moment der Reflektion, noch eine Reaktion beim Betrachter erfolgen: die Bewunderung des Kunstwerks als Meraviglia.

tomachia Poliphili' hin. Ohne hier in tiefere Diskurse zu gehen, möchte ich bekräftigen, dass die gesamte Parkanlage in Bezug zur 'Hypnerotomachia Poliphili' gesetzt werden kann, da auch hier der Betrachter, ähnlich wie Poliphil in einer Art Traumwelt und innerhalb dieser zwischen verschiedenen Welten wandelt, in denen ihm Kunstwerke mit verschlüsselten Botschaften begegnen.

³⁹ H. Bredekamp 1985 (Anm 36) Bd. 1, S. 176: „Auf dem Pfad der Etruskergräber am Berührungspunkt der arkadischen Zonen mit dem Areal der Unterwelt gelegen, wirkt diese Gestalt [d.i. die schlafende Nympe, Anm. d. Verf.] wie ein Scharnier der unterschiedlichen Bedeutungsfelder des 'Wäldchens' [...].“

⁴⁰ Diese Beobachtung drängt sich dem Betrachter auf, zumal die Nympe heute ebenso wie der Felsen, auf den sie ihren Kopf bettet und dem sie vermutlich auch entwachsen ist, mit Moos bewachsen, gleichsam der wachsenden Natur anheim gefallen ist. H. Bredekamp 1985 (Anm. 36) Bd. 1, S. 176, schildert poetischer: „Stärker noch als bei Demeter/Amphitrite wirkt der massige Leib dieser Riesin gerade in seiner anatomischen Unbeholfenheit als ein Glücksfall, da sich die rücklings liegende, bis zur Hüfte unbedeckte Gestalt auf diese Weise den Wellenbewegungen der umgebenden Felsbrocken anpaßt, als würde sie als Grenzgängerin zwischen Kunst und Natur ungewiß lassen, ob sie soeben der Natur entwachsen ist oder ob sie von dieser wieder aufgenommen werden sollte – ein neuerliches Beispiel jenes Vexierspieles von INGANNO und ARTE, von dem das Rätsel der Sphinx gesprochen hatte.“

Körperbild, Kultbild, Staatsbild? Höfische Repräsentation im England des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit¹

Kristin Marek

1. Einleitung

Innerhalb der Frage nach wichtigen Aspekten und möglichen Dimensionen der frühneuzeitlichen Kommunikations-, Wissens- und Mediengeschichte, wie sie hier gestellt wird, kann das Bildphänomen der 'Funeraleffigies' als ein anschauliches Beispiel dienen für die Divergenz medialer Möglichkeiten und ihrer jeweiligen historisch-kontextuellen Ausschöpfung. Dieser Bildtypus speiste sich anfänglich aus dem christlichen Kultbild, verlagerte sich erst allmählich zum politisch-ikonographisch motivierten Körpersubstitut hin, um letztlich auch diesen Zusammenhang zu verlieren und Teil einer Bildkultur zu werden, die heute mit 'Unterhaltungsindustrie' zwar recht technisch-betriebswirtschaftlich, doch in ihren Ausmaßen und alltäglichen Verflechtungen wohl treffend beschrieben ist.

Das Thema der Produktion von Sichtbarkeit und Sehen durch Medien ist in der neuesten Mediengeschichte allgegenwärtig. Die komplexen Korrelationen zwischen Bildern und ihren Medien mit deren materiellen, technischen wie sozialen Konditionen sind vielerorts diskutiert.² Diese unbedingte Abhängigkeit des visuellen Bildes von seinem jeweiligen Trägermedium ist eine der Grundkonditionen menschlicher Bildproduktion (der Mensch aus dieser Perspektive gedacht als 'homo pictor') und darum nicht nur für die jüngste Bildgeschichte von enormer Wichtigkeit. Von jeher sind die visuellen Bilder auf ihre Trägermedien angewie-

¹ Der Aufsatz ist Teil einer Dissertation, die am Institut für Kunstwissenschaft und Medientheorie der Staatlichen Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe entsteht und von der DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn) gefördert wird.

² Dazu u.a.: Gottfried Böhm (Hg.), Was ist ein Bild?, München 1994; Horst Bredekamp, Das Bild als Leitbild, in: Ute Hoffmann/Bernard Joerges/Ingrid Severin, LogIcons. Bilder zwischen Theorie und Anschauung, Berlin 1997, S. 225-245; Hans Belting, Bild-Anthropologie, München 2000, Vorlesungsreihe 'Iconic Turn. Das neue Bild der Welt' der Burda Akademie zum dritten Jahrtausend, SS 2002, <http://www.iconic-turn.de>.

sen, um erscheinen zu können.³ Handelt es sich dabei noch dazu um das simulierende Bild des menschlichen Körpers, wird die Brisanz erheblich gesteigert, und es eröffnet sich ein kaum überschaubares Fragenfeld hinsichtlich der vielschichtig verwobenen multilateralen Bedingtheiten. Die Komplexität des Themas kumuliert in dem Begriff der Repräsentation.⁴

Körperliche Re-Präsenz in einem sehr wörtlichen Sinn gehört wiederum zu den ideengeschichtlichen Konstanten christlicher Frömmigkeit und findet anschauliches Material im Heiligenkult. Schon für die Zeit ab 250 n.Chr. sind die ersten Märtyrer und Frommen bekannt, deren vorbildliches Leben oder Sterben eine in den christlichen Kult eingebundene Verehrung hervorriefen.⁵ Fast ebenso alt sind die ersten Berichte über die Verehrung eben der Überreste dieser besonderen Personen: der Reliquien. Heiligenverehrung und Reliquienkult sind innerhalb der christlichen Frömmigkeitsgeschichte untrennbar miteinander verwoben. Damit verknüpft ist auch die Idee der Realpräsenz, auf die hier nicht genauer eingegangen werden kann, die aber in unserem Zusammenhang einer umfassenderen Kommunikations- und Mediengeschichte einen wichtigen Teilaspekt darstellt. 'Realpräsenz' bewirkt die Anwesenheit eines Abwesenden, um in eine unmittelbare im 'hier und jetzt' erfahrbare Kommunikation eintreten zu können.

Die höfische Geschichte vom Medium der 'Effigies', wie sie im Folgenden erzählt wird, handelt von einem Bildgebrauch, der am Königshof im England des 14. Jahrhunderts seinen Anfang nimmt und bis in das barocke 17. Jahrhundert hinein gepflegt wird. Unser Protagonist ist die 'Effigies'.

2. Die Puppen im Trauerzeremoniell

Die 'Effigies', terminus technicus für die dem Verstorbenen in Größe und Erscheinungsbild sehr ähnlich sehende Puppe, das perfekte Double, der perfekte Doppelgänger, sind weder Bilder, die im Kontext der Kunst gemacht wurden, noch Bilder, die als Kunst ausgestellt worden sind – auch heute nicht –, sondern Bilder, die Bestandteil eines bestimmten Ritus waren. Ihnen hing etwas Merkwürdiges an, das man leicht des Kultisch-Animistischen verdächtigte, weshalb es nicht verwundern mag, dass ihre Derviate, die heutigen Wachsfiguren, in eigenen

³ Am augenscheinlichsten wird dieses (Abhängigkeits-)Verhältnis bei den neuen digitalen Bildtechniken, in deren Fall das Bild alleine als Datensatz gespeichert ist, jedoch auf dem Bildschirm als Bild erscheint.

⁴ Grundlegend zu dieser Problematik Martin Schulz, Körper sehen – Körper haben? Fragen der bildlichen Repräsentation, in: Hans Belting/Dietmar Kamper/Martin Schulz, *Quel corps? Eine Frage der Repräsentation*, München 2002, S. 1-25.

⁵ Arnold Angenendt, *Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart*, München 1994.

Kuriosa-Sammlungen, den Wachsfigurenkabinetten, aufbewahrt und gezeigt werden. In diesem Zusammenhang haben sie nicht nur das Interesse von Historikern, allen voran Ernst Kantorowicz, und Vertretern des Fachs Ethnologie geweckt, sondern auch immer wieder das Interesse von Kunsthistorikerinnen und Kunsthistorikern gefunden, die insbesondere an bildhistorischen und bildtheoretischen Fragen interessiert waren, welche sich nicht innerhalb eines engeren Kontextes von Kunst erklären lassen. Zu verweisen ist unter anderem auf die neueren Arbeiten von Horst Bredekamp, Andrea Klier und Susan Waldmann.⁶

Seit Beginn des 14. Jahrhunderts bis in die Zeit des Barock war der königliche Scheinleib wesentlicher Bestandteil der englischen und französischen Herrscherbegräbnisse. Nach dem Tod eines Monarchen oder dessen Frau wurde eine Puppe als 'Double' gefertigt, die bei der Beerdigungszeremonie im Trauerzug mitgeführt wurde, erst auf dem Sarg liegend, später als eigenständiges Glied im Totenkondukt. Im Anschluss an das Zeremoniell und die Beisetzung wurde die 'Effigies' in den Nebenräumen der Grablege verwahrt. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts fand der Brauch ein abruptes Ende. Die lebensgroße Puppe verschwand unvermittelt aus dem Leichenkondukt, von wo aus sie ihr Weg über jahrmarktähnliche Wanderschaufen in das Panoptikum heutiger Tage führte.

Rein funktional sind die frühen 'Funeraleffigies' des späten Mittelalters und der Renaissance, die innerhalb des Totenzeremoniells verwendet wurden, von den späteren 'Schaueffigies' des Barock zu unterscheiden, denen im Totenzeremoniell keine Aufgaben mehr zufielen. Die wenigen und sehr lückenhaft erhaltenen Exemplare befinden sich heute im Museum von Westminster Abbey, London, der königlichen Grablege Englands. Bis zu ihrer restlosen Zerstörung während der Französischen Revolution waren die Figuren der französischen Monarchen sorgsam in St. Denis, Paris, der französischen Grablege, aufbewahrt worden.

Für das Begräbnis Edwards II. im Jahre 1327 in Gloucester, ein Begräbnis vor der ältesten erhaltenen 'Effigies', ist erstmals der Gebrauch einer mittelalterlichen 'Funeraleffigies' gesichert.⁷ Hier lag der Leichnam im Sarg, und auf diesem Sarg lag sein lebensgroßes Abbild – die 'Effigies'. Zuvor war die Aufbahrung des sorgfältig präparierten königlichen Leichnams Usus gewesen. Doch nun wurde

⁶ Horst Bredekamp, Thomas Hobbes visuelle Strategien. Der Leviathan: Das Urbild des modernen Staates, Berlin 1999; Andrea Klier, Herrschaft und Begehren in Effigies und Naturabguß des 16. Jahrhunderts, Diss. Humboldt-Universität Berlin 1998; Susann Waldmann, Die lebensgroße Wachsfigur. Eine Studie zu Funktion und Bedeutung der keroplastischen Porträtfigur von Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert, München 1990.

⁷ W. H. St. John Hope, On the funeral effigies of the Kings and Queens of England, in: *Arcaologia* 60 (1907), S. 517-565, S. 530.



Abb. 1: Funeraleffigies von Edward III., 1377, Detail, Westminster Abbey Museum, London

der verwesende Leichnam im Sarg verborgen, und an seiner Stelle präsentierte sich das Bild als Bild des Lebenden, denn alle Puppen hatten geöffnete Augen.

Das älteste erhaltene Exemplar wurde 1377 für Edward III. von England angefertigt und befindet sich heute in sehr rudimentärem Erhaltungszustand (Abb. 1 und Abb. 2). Auf den kahlen Kopf der 'Effigies' von Edward III. muss eine Perücke aus Echthaar imaginiert werden, wie zum Beispiel bei der 'Effigies' der Elisabeth von York aus dem Jahr 1503 (Abb. 3). Zusätzlich zu diesem sorgsam gefassten Kopf, seinen roten Lippen und offen gemalten Augen stelle man sich den Körper vor, die persönlichen Krönungsgewänder tragend von den Schuhen bis zu den Handschuhen, angetan mit allen Insignien und reich geschmückt mit Edelsteinen. So verwandelt sich der Holzstumpf und lässt ein lebendiges Bild des toten Herrschers entstehen.



Abb. 2: Funeraleffigies von Edward III., 1377, Vorder- und Rückansicht, Westminster Abbey Museum, London

In Frankreich lagen die Dinge ähnlich. Dort wurde der Scheinleib seit der 'Initialzündung' 1422 durch die 'Effigies' des englischen Königs Heinrich V., gestorben auf französischem Boden im Wald von Vincennes, eingeführt.⁸ Man war schnell etwas weiter gegangen als in England. Die französische 'Funeraleffigies' hatte sich zum beginnenden 16. Jahrhundert hin selbstständig gemacht, sich 1515 mit der Bestattung von Ludwig XII. von dem Sarg mit dem Leichnam gelöst und führte ihr eigenes Leben, legitimiert durch die Theorien der Kronjuristen von der Unsterblichkeit der 'dignitas', der staatsrechtlichen Würde des Königs gegenüber der Sterblichkeit des leiblichen Königskörpers.

⁸ Er selbst wurde in Westminster begraben. Wolfgang Brückner, *Bildnis und Brauch. Studien zur Bildfunktion der Effigies*, Berlin 1966, S. 104ff.; Ralph E. Giesey, *The royal funeral ceremony in Renaissance France*, Genf 1960, S. 91ff.



Abb. 3: Funeraleffigies von Elisabeth v. York, 1503, Westminster Abbey Museum, London

Auch der 'Effigies' von König Jakob I. von England, im Jahre 1625 gestorben, wurde größte Ehre zu Teil (Abb. 4). Auf ihrem aufwändigen 'lit d'honneur' aufgebahrt war sie Teil einer äußerst verfeinerten Beerdigungschoreographie von ausschweifender Opulenz, die nun auch am englischen Hof gepflegt wurde. Für die Leichenprozession wurde allein an 9 000 Personen das sehr teure schwarze Trauegewand ausgegeben.⁹ Diese grandiose Inszenierung war gleichzeitig das Crescendo des letzten Auftritts einer 'Effigies' innerhalb der englischen Königsfuneralien. Auch in Frankreich endet die Tradition scheinbar unvermittelt nach einer kaum zu überbietenden Inszenierung an staatlichem Pomp und Prunk, mit der

⁹ W. H. St. John Hope (Anm. 7) S. 557ff.



Abb. 4: Lit d'Honneur mit der Effigies von Jakob I., 1625, Westminster Abbey Library, Langley Collection IX.1 (10)

Beisetzung Heinrichs IV. im Jahr 1610. Doch im Gegensatz zu England, wo die barocken 'Schaueffigies' folgen, erstirbt die Sitte in Frankreich völlig.

Bei dem prächtigen barocken Begräbnis von König Karl II. im Jahre 1685 in Westminster Abbey wurde der präparierte Tote seit langem erstmals wieder 'in corpore' gezeigt (Abb. 5). Trotzdem fertigte man eine phantastisch ausgestattete 'Effigies' an, die zu einem nicht genau rekonstruierbaren Zeitpunkt nach der Bestattung erst in der Nähe seines Grabes ausgestellt und später in einen der Schaukästen der Nebenräume zu den anderen Puppen gebracht wurde.¹⁰ Die kokette

¹⁰ W. Brückner (Anm. 8) S. 149ff.



Abb. 5: Schaeffigies von Karl II., 1685, Westminster Abbey Museum, London

Pose der lebensgroßen Wachsfigur wurde der zeitgenössischen Porträtmalerei entnommen, wie sie zum Beispiel Ludwig XIV. auf einem lebensgroßen Porträt von Hyacinthe Rigaud einnimmt (Abb. 6). Auch diese Puppe fertigte man wie ebenso die früheren 'Funeraleffigies' nach dem Tod des Königs an. Sie war jedoch vielmehr Staatsportrait als Double eines verwesenden Körpers, denn sie diente allein der Schaustellung in Westminster nach der Beisetzung, ohne am Leichenzug mit den Trauerfeierlichkeiten eingesetzt worden zu sein.



Abb. 6: Hyacinthe Rigaud, Ludwig XIV., 1701/02, Louvre, Paris

3. Bild und Tod

Die 'Effigies' waren weder die in der Zeit üblichen Schreckensbilder des Todes noch Trostbilder, die ein künftiges Paradies verhiessen. Sie sollten weder die Endlichkeit des Lebens noch die Möglichkeit von seiner ewigen und süßen Fortsetzung verbildlichen. Sie waren Bilder ganz anderer, eigener Art, die dem Tod im Rahmen eines symbolischen Tauschaktes entgegengesetzt wurden, wie ihn der

französische Soziologe und Philosoph Jean Baudrillard Ende der 70er Jahre formulierte.¹¹ Der Mensch setzte dem Tod, der für ihn unerträglich und im Grunde nicht zu verkraften war, gesellschaftlich wie privat, in einem Tauschakt ein Bild entgegen, bis der Verlust überwunden war und in eine gesellschaftliche Normalität zurückgekehrt werden konnte. Bei den frühen 'Funeraleffigies' geht diese Gleichung wunderbar auf. Durch die öffentlichen Bilder der 'Effigies' bannte die Gesellschaft den ihre Struktur gefährdenden Tod. An der Spitze der Staatsarchitektur ersetzte die Puppe den nicht mehr repräsentationsfähigen toten Königskörper. So gewann die Gesellschaft die nötige Zeit, um aus einem Erneuerungsritual (dem demonstrativen Fortführen der 'Effigies' im Trauerzug) ihr Selbstbewusstsein zu stabilisieren und den Verlust ihrer Spitze zu verkraften, ohne gleichzeitig ihre symbolische Ordnung zu verlieren.

Die 'Schaueffigies' hingegen waren nicht mehr durch die Teilnahme an den Trauerfeierlichkeiten legitimiert, eine gesellschaftspolitische Stellung einzunehmen. Sie standen nicht mehr in Bezug zum Leichnam des Königs, sondern vielmehr zum einstmals lebendigen Körper des Königs, der in seiner sozialen Stellung *e r i n n e r t* werden, nicht aber *e r s e t z t* werden sollte.

Barocke Figuren von immer unverhölenerem profanen Ausmaß wurden besonders im 18. Jahrhundert noch zahlreich hergestellt, manchmal nach Anweisung des Porträtierten sogar schon vor dessen Tod. Neben Puppen von prominenten Personen der Gesellschaft wie die der Königin Elisabeth I. von 1760 erfreute sich die 'Schaueffigies' der Frances Stuart Ducess of Richmond von 1702 außerordentlich großer Beliebtheit, nicht zuletzt, da sie ihren ausgestopften Lieblingspapagei auf dem Arm gehalten haben soll (Abb. 7 und Abb. 8).¹²

Zu dieser Zeit begann der Weg der Puppen in die neu aufkommenden Wachsfigurenkabinette. In den Anfängen des Bildungstourismus zu Beginn des 18. Jahrhunderts entdeckten die Betreuer der Denkmäler in Westminster die Anziehungskraft der veristischen Puppenschau verstorbener Regenten und hoher Adelige auf Reisende als zuverlässig sprudelnde Einnahmequelle. Darum pflegte man auch nach Erlöschen des Effigiesgebrauchs die Puppen sorgfältig und veranlasste bis 1823 immer wieder die Herstellung neuer Schaupuppen der frisch in Westminster beerdigten Verstorbenen, um als touristisches Reiseziel attraktiv zu bleiben.

¹¹ Jean Baudrillard, *Der symbolische Tausch und der Tod*, München 1991 (Originalausgabe: *L'échange symbolique et la mort*, Paris 1976).

¹² W. Brückner (Anm. 8) S. 152.



Abb. 7: Schaeffigies von Frances Stuart Ducess of Richmond, 1702, Westminster Abbey Museum, London

In Frankreich setzte die Profanisierung des Scheinleibes unmittelbar nach dem letzten Zeremoniell mit einer 'Effigies' ein, bei der Beisetzung Heinrichs IV. 1610. Für ihn fertigten drei Künstler in Konkurrenz je eine 'Effigies' an.¹³ Nur eine fand im Begräbniszeremoniell Gebrauch, während die beiden anderen auf Wanderschau durch das ganze Land geschickt wurden. Zu dieser Zeit entstanden vielerorts wandernde Wachsfigurenschauen, anfangs noch in enger Nähe zu höfischer Kunstausübung wie den 'tableaux vivants', dann aber mehr und mehr selbstständig, bis im 18. Jahrhundert in ganz Europa ständige Ausstellungen

¹³ W. Brückner (Anm. 8) S. 156.



Abb. 8: Schaeffigies von Elisabeth I., 1760, Westminster Abbey Museum, London

kommerzieller Ausrichtung eröffnet wurden.¹⁴ Ihr Spektrum umfasste alle Arten der Abweichung von gesellschaftlichen Durchschnitten und Normen, wie Hoheiten, Verbrecher, Verrückte, Missgebildete und Aussätzige, so wie wir sie heute noch im berühmtesten Kabinett aller Zeiten, bei Madame Tussaud's, finden (Abb. 9 und Abb. 10). Sie zog in den Unruhen der Französischen Revolution von Paris nach London um, wo sie ihr Geschäft mit der Schaustellung der französischen Revolutionäre und der englischen Könige begann.¹⁵

¹⁴ W. Brückner (Anm. 8) S. 164ff.; Uta Kornmeier, *Kopierte Körper. Waxqueks und Panoptiken vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*, in: *Ausstellungskatalog Ebenbilder. Kopien von Körpern – Modelle des Menschen*, Essen 2002, S. 115-124.

¹⁵ W. Brückner (Anm. 8) S. 172ff.; U. Kornmeier (Anm. 14) S. 115ff.

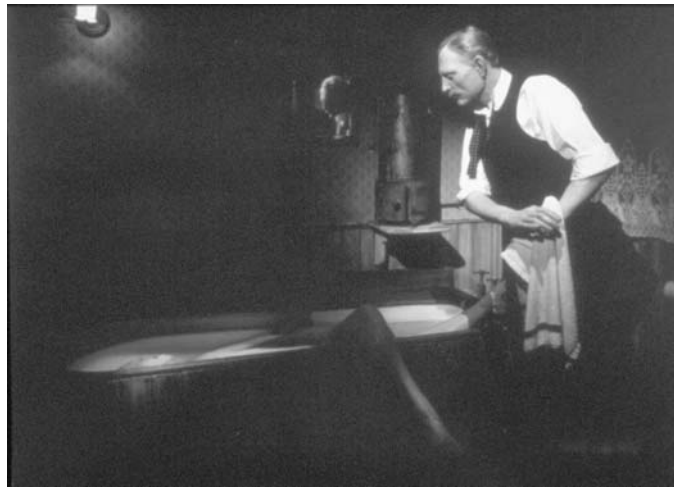


Abb. 9: Hiroshi Sugimoto: The Brides in the Bath Murderer, 1994 (aus der Serie: Waxmuseums II)



Abb. 10: Hiroshi Sugimoto: The Royal Family, 1994 (aus der Serie: Waxmuseums I)

Mit dem Eintritt der Wachsfiguren in die Kabinette der Schaulust ging die Erinnerungsfunktion, also das bewusste Gedenken einer einstmals lebendigen Person, verloren, denn die Puppen wurden zu bloßen Kuriositäten, die man betrachtete, um sich zu unterhalten, und nicht, um sich zu erinnern. Ihre Legitimation erwuchs keinem Zusammenhang mit dem Tod mehr, sondern allein der Unterhaltungslust eines schaulustigen Publikums, für das die Hyperrealität der Puppen ein schauerlich-schöner Moment war, einer prominenten Person scheinbar zu begegnen, nicht aber sich das einmalige Leben eines Toten zu vergegenwärtigen. Bis heute haben sich diese Wachsfiguren ihre Anziehungskraft erhalten, denn die Wachsfigurenkabinette sind außerordentlich beliebte Publikumsattraktionen für Ströme von Besuchern, die sich ihre Eintrittskarten frühzeitig reservieren müssen.

Die Hyperrealität der Figuren suggeriert die Präsenz einer natürlich abwesenden Person. Das Bild erfährt in diesem Moment einen Kollaps: es täuscht einen lebenden Menschen vor und enthält als Hyperrepräsentation die unheimliche Dimension, dass lebendig wirkt, was tot ist. Die kategoriale Differenz zwischen Leben und Tod, zwischen anwesend und abwesend und zwischen Bild und Natur wird aufgehoben. Das scheint die auch heute noch wirksame Magie der Figuren zu sein.

4. Die zwei Körper des Königs

In seinem monumentalen Werk 'Die zwei Körper des Königs' hat Ernst Kantorowicz die staatstheoretischen Entwicklungen aus der Sicht des Historikers äußerst genau mit reichem Quellenmaterial rekonstruiert und die 'Funeraleffigies' der Renaissance und des Barock als Träger der königlichen 'dignitas' interpretiert, die so lange im Amt blieben, bis das Interregnum überbrückt und der neue König inauguriert war.¹⁶ Am Ehrenplatz des Leichenzuges (seinem Ende) unter einem Baldachin, – ein Zeichen der Heiligkeit (aber auch Herrschaftszeichen), sonst Reliquien und vor allem der Hostie vorbehalten – angetan mit vollem königlichen Prunk, den eleganten Kleidern und den kostbaren Juwelen, geleitete die prächtige 'Effigies' den im verschlossenen Sarg liegenden Leichnam im Büßergewand aus Leinen zu seinem Grab. Gleich nach dem Tod des Königs hatten die 'Effigies' seinen Platz übernommen. François Clouet schuf die zerstörte 'Effigies' für Franz I. (ca. 1546), vor deren 'lit d'honneur' das komplette Hofzeremoniell erstmals unverändert abgehalten wurde, als ob der König noch lebe.¹⁷ So wurde die Puppe mit köstlichsten Speisen bedient, die der Kardinal segnete, um dann das Zimmer, wie

¹⁶ Ernst. H. Kantorowicz, Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters, München 1994 (Originalausgabe: *The King's two Bodies*, Princeton 1957), deutsch erstmals 1966.

¹⁷ E. Kantorowicz (Anm. 16) S. 425ff.

im Hofzeremoniell vorgeschrieben, rücklings gebeugt zu verlassen. Selbst der Kronprinz musste dem anschließenden Begräbnis fern bleiben, mit der juristischen Begründung, die 'Dignität' des Königs könne nicht zweimal anwesend sein, und das sei sie eben schon in der Puppe. Derart gestaltete sich das Zeremoniell des 16. und 17. Jahrhunderts, welches Kantorowicz genauer untersuchte. Und es scheint tatsächlich auffällig dem antiken Brauch der Kaiserapotheose zu gleichen, auf die sich Kantorowicz wie neuerdings auch der italienische Philosoph Giorgio Agamben in seiner Theorie des 'homo sacer' zurückbeziehen.¹⁸

Kantorowicz interpretierte die 'Funeraleffigies' als Träger des staatsrechtlichen Körpers des Königs, den es zu erhalten galt, bis ein neuer, lebendiger Körper gefunden war, der das Amt weiterführte. Im Interregnum sicherte das Double den Platz des Herrschers solange, bis die Macht wirksam an den Nachfolger übertragen wurde.¹⁹ Agambens Kritik an Kantorowicz will stattdessen in dem Körperdouble den „Überschuß“²⁰ an heiligem Leben des Herrschers sehen, der durch dessen Tod freigesetzt wird: also heiliges Leben statt staatsrechtlichem Körper.²¹ Das sind zwei Ersetzungen. Statt totem Körper Leben, statt staatsrechtlich heilig.

Agamben kritisiert trotz aller historischen Feinarbeit Kantorowicz' Ansatz, der letztlich allein auf die staatsrechtliche Funktion der 'Effigies' abstellt, nicht nur als zu kurz gegriffen, sondern auch als gefährlich: Gefährlich, da das wesentlich problematischere Element der Macht, das *A b s o l u t e*, verdrängt und ihre wesentlich unproblematischere Natur, die *D a u e r*, fokussiert wird. Nicht aber in der Kontinuität der Macht liege ihre Gefahr, sondern in ihrem absoluten Anspruch. Darum sei die 'Funeraleffigies' weniger „[...] Symbol der Ewigkeit der *dignitas*“, der staatsrechtlichen Würde als „[...] die Chiffre des absoluten und nichtmenschlichen Wesens der Souveränität [...]. Der politische Körper des Königs [...] kann [...] nicht einfach (wie Kantorowicz und Giesey meinen) die Beständigkeit der souveränen Macht repräsentieren, sondern vor allem den Überschuß des heiligen Lebens [...], der durch das Bild [...] im Fall des englischen oder französischen Ritus auf den Nachfolger übertragen wird.“²²

Das Phänomen der 'Effigies' mit einem Begriff von Heiligkeit in Verbindung zu bringen, ist in der Literatur vor Agamben gänzlich unbeachtet geblieben. Es ist sein Verdienst, diesen wichtigen Aspekt des Bildes erstmals zu formulieren und die zu engen Grenzen der bisherigen Interpretation als einfache Stellvertreter und

¹⁸ Giorgio Agamben, *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt a.M. 2002 (Originalausgabe: *Homo sacer. Il potere sovrano e la nuda vita*, Turin 1995).

¹⁹ So auch im Anschluss u.a.: R. E. Giesey (Anm. 8), W. Brückner (Anm. 8), H. Bredekamp, Thomas Hobbes (Anm. 6).

²⁰ „[...] der dieses heilige Leben freisetzt, so ist es beim Souverän hingegen der Tod, der diesen Überschuß offenbart“, G. Agamben (Anm. 18) S. 110.

²¹ G. Agamben (Anm. 18) S. 110.

²² G. Agamben (Anm. 18) S. 111.

Platzhalter zu überschreiten.²³ Nicht allein ein politisches Motiv kann dieses Bild hervorgebracht haben, das als kultisches Bild nur so hyperreal erscheinen konnte und durfte, weil es gesellschaftliche Akzeptanz erfahren hat, sondern noch andere, „gesellschaftlich-mentale Vorstellungen“, um mit dem anthropologisch argumentierenden Historiker Marc Bloch zu sprechen. Im Sinne Blochs scheint die ‘Effigies’ ähnliche Strukturen aufzuweisen, wie er sie für die Wundertätigkeit der englischen und französischen Könige in seinem berühmten Werk ‘Les Rois Thaumaturges’ bereits im Jahre 1923 beschrieben hat: Nämlich die eines Phänomens, das Rang und Bedeutung bei einem Wandel des historischen Hintergrunds wechselt, ohne sich wesentlich in seiner historischen Form zu ändern.²⁴ Wenn die ‘Effigies’ von Anfang an lediglich das Bild der unsterblichen königlichen ‘dignitas’ gewesen wäre, warum, so lässt sich fragen, nicht einfach ein abstraktes Zeichen, ein Wappen oder die Reichsinsignien benutzen, wenn es doch um etwas Abstraktes geht? Weshalb hier also das konkrete hyperrealistische Portrait in einer Zeit, die das individuelle Porträt erst zu erfinden beginnt und ihm aus bekannten Gründen mit äußerster Skepsis gegenübersteht? Selbst Kantorowicz argumentiert bewusst nicht mit den frühen englischen ‘Effigies’ des 14. Jahrhunderts, sondern allein mit den späteren französischen ab dem Ende des 15. Jahrhunderts, dem sich Agamben in seiner Kritik anschließt.

Bloch hat in seinem Werk in aller Ausführlichkeit und Genauigkeit die Heiligkeit des Königs beschrieben, die sich unter anderem in der magischen Kraft des Wunderheilens durch Handauflegen schon zu Lebzeiten äußerte. Der englische König hatte um 1300 nicht nur einen privaten Körper, für den das Privatrecht zuständig war, und einen staatsrechtlichen Körper, den das Staatsrecht regelte, sondern ab dem Zeitpunkt seiner Salbung mit heiligem, himmlischem Öl auch den eines Heiligen, einen ‘heiligen Körper’.

‘Effigies’ ist der heute eingebürgerte terminus technicus, der jedoch erst ab dem 17. Jahrhundert gebräuchlich wurde. Für die Frühzeit ist durchwegs die Bezeichnung ‘imago’ in den Quellen zu finden, was damals ein weitverbreiteter Begriff für Bild in seiner heutigen Bedeutungsvielfalt war, aber zum Beispiel innerhalb der Gattung der ‘Reliquiare’ mit einem sehr fein ausdifferenzierten Vokabular für die verschiedenen Reliquiarformen die ‘Büstenreliquiare’ bezeichnete,

²³ Kristin Marek, Heiliges Leben und staatsrechtlicher Körper. Eine bildtheoretische Kritik an Giorgio Agambens Theorie des „homo sacer“, in: Anne von der Heiden (Hg.), *Per imaginem. Souveränität und Bildlichkeit*, Frankfurt a.M. 2003 (im Druck).

²⁴ Marc Bloch, *Die wundertätigen Könige*, München 1998 (Originalausgabe: *Les rois thaumaturges. Étude sur le caractère surnaturel attribué à la puissance royale particulièrement en France et Angleterre*, Paris 1983, erstmalig 1924).



Abb. 11: Grabmal Graf Wiprecht v. Groitzsch, St. Lorenz in Pegau, 1124

deren Verbreitung in immens großer Anzahl um 1300 einen Höhepunkt fand²⁵ (Abb. 11). Sie waren keine nüchternen Symbole, sondern 'Kultbilder', die berührt, verehrt, in Prozessionen herumgetragen wurden und deren Nähe auch die Nähe des Heiligen erzeugte, dessen Gebeine sie enthielten. Reliquienverehrung war ein

²⁵ Siehe u.a.: Joseph Braun, *Die Reliquiare des christlichen Kultes und ihre Entwicklung*, Freiburg i.Br. 1940, Kurt Bauch, *Imago*, in: Gottfried Boehm (Hg.), *Was ist ein Bild?*, München 1994, S. 275-299, Anton Legner, *Reliquien in Kunst und Kult zwischen Antike und Aufklärung*, Darmstadt 1995.

wesentlicher Bestandteil des populären und gesellschaftsprägenden Heiligenkults, wobei nie der Knochen allein verehrt wurde, sondern immer das Reliquiar, das Bild also, das nicht nur ein Behältnis bot, sondern gerade im Falle der so genannten sprechenden Reliquiare dem Körperteil ein Medium der Vergegenwärtigung. Ein direkter Vergleich mit der 'Effigies' geht aus offensichtlichen Gründen natürlich nicht auf. Weder beinhaltet die 'Effigies' die Knochen, noch gab es jemals Reliquiare des ganzen Körpers in Lebensgröße. Wichtig erscheint mir jedoch ein Bildgebrauch und eine Bildidee der Zeit, die aus einer Verbindung von plastisch-veristischem Körperbild und authentischem Knochen Präsenz in einem sehr wörtlich aufgefassten Sinn herstellen kann, eine Bildtradition, die eine magische Verbindung von Bild und Abgebildetem schafft. Und gerade von der ersten gesicherten 'Effigies' Edwards II. weiß man, dass sofort nach dem Tod der Kult und mit ihm nicht ablassende Pilgerströme zum Grab einsetzten, dass der König – trotz seines offenkundigen Desinteresses am Amt, seiner unsittlichen Lebensweise und Ermordung durch den Nachfolger (was damals allerdings keine Besonderheit für einen König war) – wie ein Heiliger verehrt wurde. In der Mentalität der mittelalterlichen Gesellschaft wurde mit einem englischen oder französischen König auch immer ein Heiliger zu Grabe getragen. Ein derart hyperrealistisches Bild des lebenden Körpers innerhalb dieses Ritus ist darum ebenso als animierbares Substitut eines verehrten, heiligen und schon zu Lebzeiten mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Körpers vorzustellen, wie als ein rein abstraktes staatsrechtliches Zeichen für eine immer abstrakt gebliebene Person – also wie auch Agamben sagt: ein Bild des heiligen Lebens, des heiligen Körpers – vielmehr des lebenden heiligen Körpers, denn, wie oben schon gesagt: alle 'Effigies' hatten geöffnete Augen.

5. Vom Bild zum Körper

Über eine bloße Benennung der Puppen der Könige hinaus ist der Begriff der 'Effigies' jedoch weiter als bisher üblich zu fassen, der aus dem engen Kontext einer Geschichte des Königtums in den breiteren Zusammenhang etwa der Grabskulptur und der Entstehung des autonomen Porträts gestellt werden sollte. Auf den Gräbern des Mittelalters erscheinen erstmals die sozialen Körper der Toten, also nicht der private Körper, sondern immer nur repräsentative Körper, die anhand von Kleidern, Wappen oder Beigaben Stand und Funktion des Toten erkennen lassen (Abb. 12). Das setzt eine Differenzleistung zwischen sozialem Körper und natürlichem Körper schon zu Lebzeiten voraus, also die bewusste Wahrnehmung schon des lebenden Körpers als Bild, des Körpers als Träger von sozialer Repräsentation



Abb. 12: Büstenreliquiar, Köln ca. 1350, St. Ursula, Köln

und mithin ein Bewusstsein für das Bild als möglichem Medium des Körpers, was prinzipielle Fragen von Bildkultur betrifft.²⁶ Nach dem Tod kann der einstmalige Körper, der sich nun in einen Leichnam verwandelt, nicht mehr Träger der Repräsentation sein. Seine Bildfähigkeit endet mit seinem Tod. Dadurch wird eine Krise der Repräsentation ausgelöst und ein neuer Träger muss gesucht werden. ‘Effigies’ und Grabskulptur boten sich gleichermaßen an, um hier Unterschlupf zu bieten, und die Akzeptanz des Doubles mag auch daran gelegen haben, dass man an die künstlichen Körper der Könige schon durch ihre Grabmäler gewöhnt war. Die Krise der sozialen Repräsentation durch den Tod ihres Trägers wurde durch sein Bild aufgefangen, das die Lücke füllte, bis ein neuer Bildträger im Amt war. Aber umgekehrt bot die Repräsentation auch ein Schutzschild für den Körper, des ‘nackten Lebens’, wie Agamben es formulieren würde.

²⁶ Hans Belting, Repräsentation und Antirepräsentation. Grab und Porträt in der frühen Neuzeit, in: Hans Belting/Dietmar Kamper/Martin Schulz, *Quel corps? Eine Frage der Repräsentation*, München 2002, S. 29-52.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1, 4, 5, 7, 8: Anthony Harvey/Richard Mortimer, *The funeral Effigies of Westminster Abbey*, Woodbridge 1994: Plate I; S. 10/Abb. 1; Plate VIII; Plate IX; Plate XVIII – Abb. 2: W. H. St. John Hope, *On the funeral effigies of the Kings and Queens of England*, in: *Arcaologia* 60 (1907), S. 517-565, Plate LVIII – Abb. 3: Kurt Bauch, *Das mittelalterliche Grabbild. Figürliche Grabmäler des 11. bis 15. Jahrhunderts in Europa*, Berlin 1976, S. 251/Abb. 372 – Abb. 6: L. Gowing, *Die Gemäldesammlung des Louvre*, Köln 1988, S. 479 – Abb. 9, 10: Thomas Kellein, Hiroshi Sugimoto. *Time Exposed*, Ausstellungskatalog Kunsthalle Basel 1995: S. 101; S. 21 – Abb. 11: Ernst Schubert, *Drei Grabmäler des Thüringer Landgrafenhauses aus dem Kloster Reinhardsbrunn*, in: Friedrich Möbius/Ernst Schubert (Hg.), *Skulptur des Mittelalters. Funktion und Gestalt*, 1987, S. 211-242, S. 228/Abb. 17 – Abb. 12: Henk van Os, *Der Weg zum Himmel. Reliquienverehrung im Mittelalter*, Regensburg 2001, S. 30/Abb. 22.

Wissenspeicher und -multiplikatoren:
Sammlung, Wunderkammer und Bibliothek

Fructus AHOVAI dictae mirabilis – Wissensproduktion in der Kunstkammer am Beispiel der brasilianischen Ahovai-Nuss

Dominik Collet

Die Kunstkammern des 16. und 17. Jahrhunderts waren ein wichtiger Knotenpunkt im Netzwerk der frühneuzeitlichen Informationskultur. Hier begegneten sich Reisende, Sammler und Gelehrte aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten und allen Teilen Europas. Viele Sammler verfügten über ein engmaschiges Netz von Korrespondenten, Händlern und Gönnern. Die gedruckten Kataloge einiger Kunstkammern taten ein Übriges, diesen neuen Sammlungstyp überall in Europa zu verbreiten und ihm seine erstaunlich homogene Erscheinung zu geben.

Die ältere Forschung hat die enzyklopädischen Kunstkammern, die anders als die heutigen Museen Gemälde, Skulpturen, Münzen, Waffen, Antiquitäten und exotische Naturalien in einem Ensemble versammelten, als ungeordnete Sammlurien beschrieben. Sie sah in ihnen die Fortsetzung eines mittelalterlich-metaphysischen Weltbildes und einer kompilatorischen Wissenspraxis. In den letzten Jahren hat nun die moderne Wissenschaftsgeschichte die Kunstkammern für sich entdeckt und sie als Laboratorium der wissenschaftlichen Revolution, als „Katalysator empirischer und experimenteller Wissenschaft“ beschrieben.¹ Diese neuartigen Sammlungen von Realien, haben danach die kritische Überprüfung überkommenen Wissens erlaubt und eine auf Empirie und Erfahrung gegründete Wissenschaftspraxis ermöglicht. Tatsächlich scheinen aber unterschiedliche Ordnungsformen und Wissenschaftspraktiken in den Kunstkammern zu konkurrieren und zu koexistieren. Gerade das Nebeneinander von eigener „Beobachtung, Dokument und Fabel“ in ein und derselben Kunstkammer und in einem einzigen

¹ Claudia Valter, *Wissenschaft in Kunst- und Wunderkammern*, in: Hans Holländer (Hg.), *Erkenntnis, Erfindung, Konstruktion. Studien zur Bildgeschichte von Naturwissenschaften und Technik vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*, Berlin 2000, S. 183-196, hier S. 191. Vgl. auch Ken Arnold, *Cabinets for the Curious: Practicing Science in Early Modern English Museums*, Princeton 1992 und Paula Findlen, *Possessing Nature. Museums, Collecting, and Scientific Culture in Early Modern Italy*, Berkeley 1994. Zur Verbindung von Frühkapitalismus und den Sammlungen: Paula Findlen/Pamela H. Smith, *Merchants and Marvels. Commerce, Science and Art in Early Modern Europe*, New York 2002.

Sammlungskatalog ist das wohl charakteristischste Merkmal dieses Sammlungstypus.²

In den wissenschaftlichen Modernisierungstheorien spielen die exotischen Objekte der Kunstkammern eine besondere Rolle. Diese bis dahin in Europa unbekannt Stücke sollen die überkommenen mittelalterlichen Ordnungssysteme ins Wanken gebracht und neuen, modernen Taxonomien den Weg bereitet haben. Tatsächlich wurden aber gerade diese fremdartigen Objekte, über die den Sammlern oft so gut wie nichts bekannt war, zu einer Projektionsfläche europäischer Phantasien. Diese 'projektive Ethnographie' der Sammler sowie die Konkurrenz und Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Wissenssysteme sollen in diesem Artikel untersucht werden.³

Als Beispiel dafür dient hier keine einzelne Sammlung, sondern ein typisches Ausstellungsobjekt, die brasilianische Ahovai-Nuss. Die aus der Nuss gefertigten Rasseln waren in den Kunstkammern des 16. und 17. Jahrhunderts eines der am weitesten verbreiteten Sammelobjekte aus dem amerikanischen Raum. Zahlreiche Sammler besprachen die Ahovai ausführlich in ihren Publikationen. Viele ließen die äußerlich wenig beeindruckenden Nüsse sogar durch Kupferstiche abbilden. Im siebzehnten Jahrhundert gehörte sie fest zum Sammlungskanon der europäischen Kunstkammern und war so weit verbreitet, dass diese 'Rarität' eigentlich gar keine mehr war.⁴

Die Ahovai teilten das Schicksal der meisten exotischen Sammlungsstücke in den Kunstkammern: Nahezu alle Informationen über Produktion, Gebrauch und Benutzer der Nüsse waren bei ihrer Ankunft in der europäischen Kunstammer verloren gegangen. Um der Nuss ein Stück Bedeutung zurückzugeben, mussten die Sammler diese Leerstellen in der Kunstammer wieder auffüllen. Als Quellen standen ihnen dabei Texte aus verschiedenen Reisebeschreibungen, Bilder aus einigen botanischen Werken und natürlich das Objekt selbst zur Verfügung. Hier lässt sich also anschaulich beobachten, welche Methode und welche Quellen die Sammler nutzten, um diesem Objekt zu einer Geschichte zu verhelfen.

Die Untersuchung gliedert sich in drei Teile. Zunächst werden die wesentlichen schriftlichen und bildlichen Quellen zur Ahovai-Nuss vorgestellt. Dabei

² Udo Friedrich, *Naturgeschichte zwischen artes liberales und frühneuzeitlicher Wissenschaft*. Conrad Gessners „*Historia animalium*“ und ihre volkssprachliche Rezeption, Tübingen 1995, hier S. 7.

³ Diese Untersuchung entstand aus einem Dissertationsprojekt zu exotischen Objekten in europäischen Kunstkammern. Ich danke den Organisatoren der Sommerakademie in Augsburg für ihre freundliche Einladung und den Teilnehmern für Kritik und Anregungen.

⁴ Christian F. Feest beschreibt diesen engen Sammlungskanon der Kunstkammern in seinem Artikel: *The Collecting of American Indian Artifacts in Europe, 1493-1750*, in: Karen Ordahl Kupperman (Hg.), *America in European Consciousness 1493-1750*, Chapel Hill/London 1995, S. 324-360. Zur Ahovai-Nuss, s. dort S. 342-343.

handelt es sich vor allem um Reisebeschreibungen und botanische Enzyklopädien. In einem zweiten Schritt soll dann deren Rezeption in den Kunstkammern analysiert werden. Schließlich sollen aus dem Verhältnis von Texten, Bildern und den Objekten in diesem Prozess Aufschlüsse über die Formen der Wissensproduktion und -aneignung in den Kunstkammern gewonnen werden.

Die Ahovai in den Reiseberichten

Die ersten bekannten europäischen Beschreibungen des Ahovai-Baumes (bot.: *Apocynaceae Thevetia*⁵) und seiner Nüsse finden sich in drei populären Reiseberichten. Es handelt sich um die 'Wahrhaftige Historia' (1557) des aus Hessen stammenden Soldaten Hans Staden, die 'Singularitéz de la France Antarctique' (1558) des Franziskaners und französischen Hofkosmographen André Thevet, sowie um die 'Histoire d'un Voyage faict en la terre du Bresil' (1578) des ebenfalls aus Frankreich stammenden Calvinisten Jean de Lery.⁶ Alle drei beschreiben die Reisen ihrer Autoren in die brasilianische Küstenregion in den Jahren um 1555. Die Werke waren im späten 16. Jahrhundert sehr erfolgreich und wurden jeweils in mehreren Auflagen nachgedruckt und in verschiedene Sprachen übersetzt.⁷

⁵ Das 'Wörterbuch der Pflanzennamen von Heinrich Marzell' (Hg. von Heinz Paul, Leipzig 1937-1979, Bd. 4, S. 687) bestimmt die Ahovai als Apocynaceae Thevetia, aus der Familie der Hundsgiftgewächse. Die Pflanze ist von den Antillen bis Brasilien weit verbreitet. Ihr Milchsafte ist – wie schon in den Texten des 16. und 17. Jahrhunderts berichtet wird – hochgiftig und kann beim Menschen zum Herzstillstand führen. Von den Ureinwohnern Brasiliens wie von der europäischen Alternativmedizin wird er jedoch auch zur Behandlung verschiedener Krankheiten angewandt. Vor allem aber wird der 'tropische Oleander' heutzutage wegen seiner reichen Blütenpracht als Zierpflanze angebaut. Vgl. Gottfried Hahn, Hundsgiftgewächse – bekannt und doch unbekannt, in: *Originalia Erfahrungsheilkunde* 51 (2002), S. 384-396.

⁶ Hans Staden, *Wahrhaftige Historia vnd beschreibung eyner Lantschafft der Wilden / Nacketen / Grimmigen Menschenfresser Leuthen / in der Newenwelt America gelegen / vor vnd nach Christi geburt im Land zu Hessen vnbekannt / biß vff diese ij. nechst vergangene jar / Da sie Hans Staden von Homsberg auß Hessen durch sein eygne erfahrung erkant / vnd yetzo durch den truck an tag gibt [...]*, Marburg 1557; André Thevet, *Les Singularitéz de la France antarctique, autrement nomée Americque, & de plusieurs Terres & Isles decouvertes de nostre temps*, Paris 1558; Jean de Lery, *Histoire d'un Voyage faict en la terre du Brésil, avtrement dite Amerique [...]*, La Rochelle [tatsächlich: Genf] 1580.

⁷ Auf einen umfassenden Vergleich dieser drei Werke muss hier verzichtet werden. Wegen der seltenen Parallelüberlieferung einer frühen Phase der Europäischen Expansion sind alle drei Texte schon mehrfach genauer untersucht worden. Vgl. Annerose Menninger, *Die Macht der Augenzeugen. Neue Welt und Kannibalen-Mythos, 1492-1600*, Stuttgart 1995; Christian Kiening, *Ordnung der Fremde. Brasilien und die theoretische*

Hans von Staden (ca. 1525- ca. 1576) berichtet in seiner 1557 in Marburg erschienenen ‘Historia’ von seinen Erlebnissen als Söldner in portugiesischen Diensten in Brasilien. Insbesondere erzählt er von seiner neunmonatigen Gefangenschaft bei einem Stamm der ‘Tupinamba’, in deren Verlauf er mehrmals Zeuge kannibalistischer Handlungen geworden sein will. Bis heute gilt Staden auch in der wissenschaftlichen Diskussion als Kronzeuge für die indianische Anthropophagie. Gleich zu Beginn seiner Gefangenschaft und noch in unmittelbarer Erwartung des Todes schrieb Staden:

*Darnach fuhrten sie mich vor dem ort, [...] da sie die tammerka [= Maracas, D. C.], ire abgötter hatten [...] und bunden mir an eyn beyn **etliche dinger an eyner schnuren, die rasselten**, und bunden mir auch eyne scheibe, von vö-gelschwentzen gemacht, war vierecket, hinden auf den hals, das sie mir uber das heubt gieng [...]. Darnach fieng das weibsvolck alle miteynander an zu singen, und gleich wie ir thon lautet, so muste ich mit dem beyne **daran sie mir die rasseln gebunden hatten**, nidertreten, uff das es rasselte und zusammenstimmete.⁸*

Diese Szene wurde in Stadens Buch von einem Holzschnitt illustriert. Auf diesem wird der bärtige und unbekleidete Staden inmitten ebenfalls nackter Frauen mit lang herabhängenden Haaren in der Mitte eines Lagers dargestellt. In der linken oberen Ecke ist der Abtransport des gefesselten Hans Staden durch indianische Frauen abgebildet. Sowohl der Federschmuck als auch die Beinrasseln aus getrockneten Ahovai-Nüssen sind auf dem Bild – der ersten europäischen Darstellung der Früchte – wiedergegeben (Abb. 1).

Neugierde im 16. Jahrhundert, in: Klaus Krüger (Hg.), *Curiositas. Welterfahrung und ästhetische Neugierde in Mittelalter und früher Neuzeit*, Göttingen 2002 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 15); Franz Steinkohl, *Die gottlosen Guten Wilden. Das Bild der Sauvages in Jean de Lerys „Histoire d’un voyage fait en la terre du Brésil“*, Berlin 1996. Annerose Menninger legt in ihrer Untersuchung der in allen drei Texten beschriebenen Kannibalmussszenen nahe, dass alle drei ‘Augenzeugen’ ihre Informationen weniger aus eigener Beobachtung, sondern vor allem aus verschiedenen literarischen Vorlagen bezogen. Uns soll hier genügen, dass es sich um äußerst populäre und weit verbreitete Texte handelte, deren Authentizität zumindest zweifelhaft ist. A. Menninger (Anm. 7) S. 176ff.

⁸ H. Staden (Anm. 6) S. 92. Meine Hervorhebung, D. C.

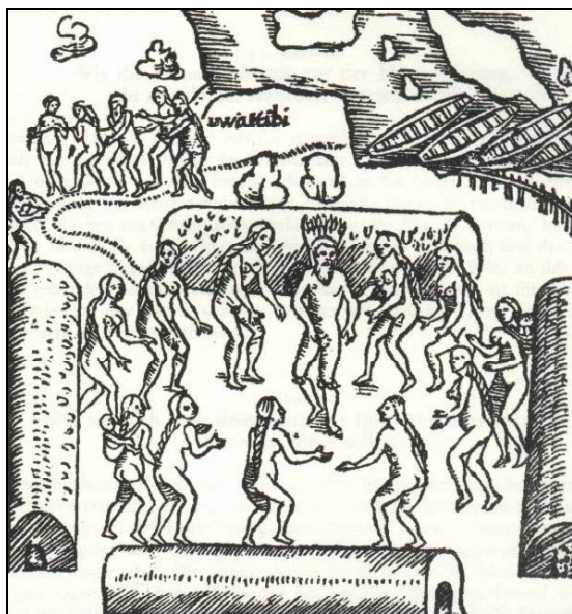


Abb. 1: H. Staden (Anm. 6) S. 93

Die Verbindung der (hier noch namenlosen) Ahovai-Rasseln, mit den zügellosen Indianerinnen, dem 'danse sauvage' und dem Kannibalismus (Staden erwartete nach dem Tanz von den Wilden verspeist zu werden) wurde von vielen späteren Autoren übernommen. Stadens Darstellung dieser Szene folgt dem weit verbreiteten literarischen Topos, Amerika als 'Gegenwelt' Europas zu beschreiben. Dazu gehörten die gewalttätigen und offenbar ohne ihre Männer aus eigenem Antrieb agierenden Frauen, die Nacktheit der Personen und nicht zuletzt die Darstellung des Europäers Staden in indianischer Tracht und als Untertan der Indianer. Auch die Illustration war für den europäischen Betrachter die Abbildung einer 'verkehrten Welt', die Indianerinnen das personifizierte 'Andere'.

Ein Jahr nach Stadens 'Historia' wurden in Paris die 'Singularitéz de la France Antarctique' veröffentlicht. Der Verfasser André Thevet, ein franziskanischer Mönch, war im Auftrag des französischen Königs in Brasilien gewesen. Seiner Beschreibung lag ein mehrwöchiger Aufenthalt in der kurzlebigen französischen Kolonie Fort Coligny in der Nähe des heutigen Rio de Janeiro zugrunde. Allerdings verbrachte Thevet den größten Teil seiner Zeit dort krank in einer Hänge-

matte. Seine eigenen Beobachtungen blieben deshalb zwangsweise recht begrenzt. Thevet erwähnt – wie vor ihm Staden – die Ahovai-Nuss in direktem Zusammenhang mit den heidnischen Praktiken der Indianer. In einem eigenen Kapitel *Des faux Prophetes & Magiciés de ce país qui communiquent avec les esprits maligns: & d'un Arbre nommé Ahouai* schildert er ebenso wie Staden den Gebrauch der getrockneten Nüsse als Schellen beim Tanz. Zwar lässt er den Kannibalismus (der im Buch eine große Rolle spielt) in diesem Zusammenhang unerwähnt. Dafür weiß er aber zu berichten, dass die Indianer den Baum vor den Europäern geheim hielten und dass er fürchterlich stinke. Vor allem aber beschäftigt ihn, dass umherwandernde Zauberer der Indianer – vom Franziskaner Thevet als *prophètes* und Hochstapler (*imposteurs*) identifiziert – mit den giftigen Ahovai missliebige Stammesgenossen zu vergiften pflegten. Das Gift der Früchte würde aber auch unabhängig von diesen Propheten, nämlich von erzürnten Eheleuten benutzt, um einander umzubringen. Wie Hans Staden bedient Thevet auch den Topos des bösen Weibes, der 'Amazone' – einer verbreiteten Projektion europäischer Vorstellungen in die Neue Welt. Er erwähnt ausdrücklich, dass es vor allem die Frauen sind, die ihre Männer vergiften.⁹ Mindestens ebenso wichtig wie der Text selbst: Auch Thevet gab seiner Beschreibung einen Holzschnitt bei, der einen Baum mit übergroßen Ahovai-Nüssen abbildet. Darunter sind zwei mit Federkronen bekleidete Indianer zu sehen, von denen der eine mit Hilfe eines Kindes die Ahovai-Nüsse auf Fäden aufzieht, während der andere mit den fertigen Ahovai-Fußrasseln und einer Maraca posiert (Abb. 2).



Abb. 2: A. Thevet (Anm. 6) S. 67

⁹ A. Thevet (Anm. 6) S. 66ff.

Auch bei Thevet bleibt also die Verbindung der Nüsse mit dem Heidentum, mit dem Tanz, den Maracas und dem Tod dominant. Neu war vor allem der Hinweis auf die Giftigkeit der Nüsse.

Der dritte Autor, Jean de Lery, betont in der Schilderung seiner eigenen Reise ins Fort Coligny 1557, zwei Jahre nach Thevets Aufenthalt dort und sieben Jahre nach Staden, vor allem die positiven Aspekte des Kolonialunternehmens. Ihn leitete vor allem die Absicht, neue französische Kolonialbestrebungen zu befördern und damit den in Bedrängnis geratenen Protestanten Frankreichs eine bessere Zukunft in den Kolonien zu ermöglichen. Er berichtet im Zusammenhang mit den Nüssen weder vom Kannibalismus noch von der Verwendung als Gift durch die Indianer. Diese würden den Baum wegen seines Giftes und seines Geruchs eher meiden. Er erwähnt lediglich den Gebrauch als Rasseln beim Tanzen.¹⁰ Auch wenn seine Beschreibung der mit den Nüssen verbundenen Praktiken zurückhaltender ausfiel als die Thevets und Stadens, hatte auch sein Buch möglicherweise eine ganz ähnliche Wirkung wie die seiner Vorgänger. Besonders populär wurde diese Schrift nämlich durch die Aufnahme in die Reihe von amerikanischen Reisebeschreibungen des niederländischen Kompilators Theodor de Bry, in die auch Stadens 'Historia' aufgenommen worden war.¹¹ Illustriert wurde der Text von Lery hier teilweise mit denselben Kupferstichen, die de Bry für Staden hatte anfertigen lassen. Einer dieser Stiche zeigt einen Kreis von mit Federn gezierten Tänzern, jeder einzelne mit Ahovai-Bändern an den Beinen.

In der Mitte sind drei mit Feder'kronen' und -mänteln gezierte Indianer zu sehen, welche die bei allen drei Autoren beschriebenen diabolischen Maracas halten und die Tänzer mit Tabakrauch 'benebeln' (Abb. 3).¹² Links oben sind drei be-

¹⁰ J. de Lery (Anm. 6) S. 180f.

¹¹ Theodor de Bry, *Americae Tertia Pars, provinciae Brasiliae historiam continens, germanico primum sermone scriptam a Joh. Stadio Homburgensi Hesso, nunc autem Latinitate donatam a Teucro Annaeo Privato. Addita est Narratio perfectionis Joh. Lerii in eadem Provinciam, quam ille initio gallice conscripsit, postea vero Latinam fecit. Omnia recens evulgata, et eiconibus in aes incisus illustrata, studio et diligentia Theodori de Bry, Frankfurt 1592.*

¹² Die Kombination von Text und Bild bei de Bry variiert in den verschiedenen Ausgaben. Im Exemplar der SUB Göttingen taucht ein Bild mit Menschen verspeisenden Frauen sowohl bei Staden wie auch bei Lery auf. Auch der hier abgebildete Stich (Abb. 3) kombiniert Teile der Erzählungen Stadens und Lerys und taucht bei beiden Berichten auf.

Die Maraca wurde von den Autoren als 'Götze' der Indianer beschrieben. Die Autoren reagierten damit darauf, dass sich bei den Einwohner Brasiliens keine dem christlichen Erfahrungshorizont entsprechenden figürlichen 'Götzen'-Figuren auffinden ließen. Neben den Maracas wurden in den Kunstkammern auch zahlreiche andere Objekte aus dem Amazonasraum zu Götzen umfunktioniert.

kleidete europäische Gestalten zu sehen, die auf die fremde Szenerie deuten und dem Betrachter die Andersartigkeit der Tanzenden noch einmal vor Augen führen.

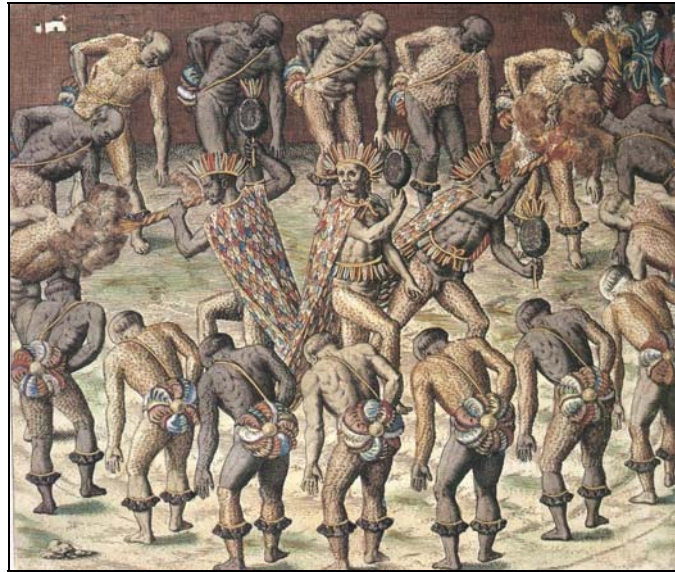


Abb. 3: [J. de Lery, Histoire, in:] Th. de Bry (Anm. 11) S. 147

Diese drei Reiseberichte wurden nur selten direkt in den Kunstkammern rezipiert. Als Vermittler zwischen diesen Texten und den Sammlungen dienten im Fall der Ahovai botanische Kompendien und Kräuterbücher, die – zumeist in lateinischer Sprache abgefasst – in den Kreisen der Sammler wesentlich weiter verbreitet waren. Die Ahovai-Nuss war durch ihre wiederholte Schilderung offenbar so prominent geworden, dass sie schon 1582 in die ‘Aromatum, Et Simplicium Aliquot, Medicamentorum Apud Indos Nascentium Historia’ des niederländischen Botanikers Carl Clusius aufgenommen wurde.¹³ Sie tauchte in den zahlreichen Neuauflagen des Buches immer wieder auf und wurde 1605 schließlich auch in Clusius’ ‘Exoticorum’ beschrieben, das in den Kunstkammern zu einem Standardwerk für die Bestimmung exotischer Naturalien wurde.¹⁴

¹³ Carolus Clusius, *Aromatum, Et Simplicium Aliquot, Medicamentorum Apud Indos Nascentium Historia* [...], Antwerpen 1582, S. 205-207. In der älteren Ausgabe von 1572 findet sich noch kein Hinweis auf die Ahovai-Nuss.

¹⁴ Carolus Clusius, *Atrebatibus, Aulæ Casaræ quondam Familiaris, Exoticorum Libri Decem* [...], [Amsterdam] 1605, S. 232. Verschiedene weitere Kompilatoren übernahmen

Clusius beschrieb zunächst die verschiedenen Knüpftchniken der Ahovai-bänder der *Cannibales*. Dann zitierte er lange Passagen wörtlich aus der lateinischen Ausgabe Thevets, der offenbar seine Hauptquelle war. Er erwähnte die Nutzung als Rasseln, die er mit Schellen verglich, als auch den Gebrauch als Gift durch indianische 'Eheleute'. Die Übernahme solcher ethnographischer Details war in zeitgenössischen botanischen Werken durchaus eine gängige Vorgehensweise. Allerdings fügte Clusius diesen Ausführungen Thevets eine genauere physische Beschreibung der Früchte hinzu. Außerdem ließ er einige detaillierte Abbildungen von einzelnen sowie auf Bänder gezogenen großen und kleinen *Ahovai Theveti* (Abb. 4) anfertigen. Anders als in den Reisebeschreibungen konzentriert sich die bildliche Wiedergabe der Nüsse aber ganz auf das Objekt. Die menschliche Dimension ist hier nur mehr in der Verknotung der einzelnen Stücke zu einem Rasselband angedeutet.

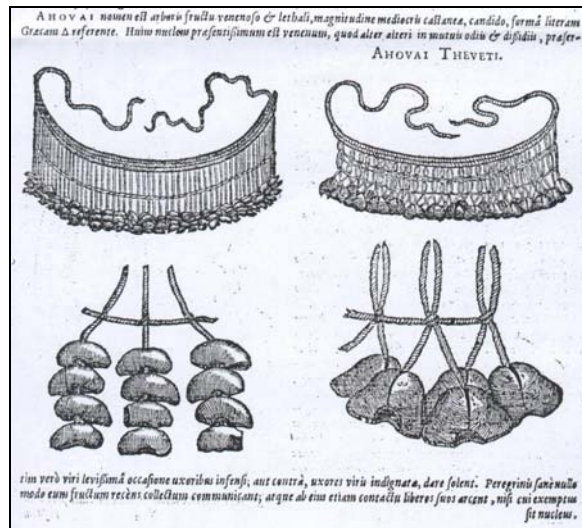


Abb. 4: C. Clusius (Anm. 14) S. 232

Clusius' Beschreibung der Ahovai-Nuss, zumeist allerdings ohne dem eigene Beobachtungen hinzuzufügen. Vgl. John Gerarde, *The Herball or Genrall Historie of Plantes* [...], London 1597, S. 1361; Johannes Jonstonus, *Dendrographias Sive Historiæ Naturalis De Aboribus Et Fruticibus Tam Nostris Qvam Peregrini Orbis Libri Decem* [...], Frankfurt 1657, S. 119; Wilhelm Piso, *De Indiæ utriusque re naturali et medica libri XIV*, Amsterdam 1648, S. 308; Erasmi Francisci, *Ost- und West-Indischer wie auch Sinesischer Lust- und Stats-Garten* [...], Nürnberg 1668, S. 579ff.

Da es für diese Abbildung kein Vorbild in der von Clusius benutzten Literatur gab, war es ihm als Direktor des botanischen Gartens der Universität Leiden wahrscheinlich gelungen, selbst einige Exemplare dieser Frucht, möglicherweise auch des Baumes zu bekommen. Mit dieser Beschreibung war sowohl die textliche als auch die bildliche Grundlage für die euphorische Aufnahme dieses Objektes in die Kunstkammern gelegt.

Die Ahovai in den Kunstkammern

Im Zeitraum von ca. 1580-1720 lässt sich die Ahovai-Nuss in 18 europäischen Sammlungen (in Rom, Bologna, Verona, Mailand, Innsbruck, Prag, London, Poitiers, Kopenhagen, Amsterdam, Leiden, Enkhuizen, Nürnberg, Lüneburg, Gottorf und Breslau) nachweisen.¹⁵ Aufgrund der schwierigen Überlieferungslage ist aber

¹⁵ Sammlung Athanasius Kircher in Rom (Georgius de Sepi, Romani Collegii Societatus Jesu Musæum celeberrimum [...], Amsterdam 1678, S. 239); Sammlung Ulysse Aldrovandi in Bologna (Laura Laurencich-Minelli, Bologna und Amerika vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: Karl-Heinz Kohl (Hg.), Mythen der Neuen Welt. Zur Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas, Berlin 1982, S. 147-154, hier S. 148); Sammlung Francisco Calceolari in Verona (Benedicto Ceruto, Musæum Franc. Calceolari jun. Veronensis [...], Verona 1622, S. 600); Sammlung Lodovico Moscardi in Verona ([Moscardi, Lodovico], Note Overo Memorie del Museo di Lodovico Moscardo Nobile Veronese, Accademico Filarmonico, dal medesimo descritte, et in Tre Libri distinte. Nel primo si discorre delle cose Antiche, le quali in detto Museo si trouano. Nel Secondo delle Pietre, Minerali, e Terre. Nel Terzo de Corali, Conchiglie, Animali, Frutti, & altre cose in quello contenute [...], Padua 1656, S. 256f.); Sammlung Manfredo Settala in Mailand (Antonio Aimi, Il Museo Settala. I reperti americani di interesse etnografico, in: Archivio per l'antropologia e la etnologia 113 (1983), S. 167-186, hier S. 170ff.); Sammlung Ferdinand II. von Tirol in Innsbruck (Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses VII.2 (1888), S. CCXXVII-CCCLIV, hier S. CCCIV); Sammlung Kaiser Rudolf II. in Prag (Robert Bauer/Herbert Haupt, Das Kunstkammerinventar Kaiser Rudolf II., 1607-1611, in: Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen in Wien 72 (1976), S. 19); Sammlung John Tradescant in London (John Tradescant, Musæum Tradescantianum or a Collection of Rarities preserved at South-Lambeth near London by John Tradescant, London 1656, S. 26); Sammlung der Royal Society in London (Neremiah Grew, Musæum Regalis Societatis: or, a Catalogue and Description Of the Natural and Artificial Rarities Belonging to the Royal Society And preserved at Gresham Colledge [...], London 1686, S. 209); Sammlung Paul Contants in Poitiers (Paul Contant, Exagoga Mirabilivm naturae è Gazophylacio [...], in: Paul Contants, Les Ouevres des Iacques et Pavl Contant pere et fils maistres apoticaire de la ville de Poitiers, Poitiers 1628, S. 239); Sammlung Ole Worms in Kopenhagen (Ola Worm, Museum Wormianum. Seu Historia Rerum Rariorum, Tam Naturalium, quam Artificialium, tam Domesticarum [...], Kopenhagen 1655, S. 185); In der Königlich Dänischen Kunstkammer in Kopenhagen (Jacobaeus Oligerus, Museum Regium, seu Catalogus rerum tam naturalium, quam artificialium, quae in Basilica Bibliotheca augustissimi Daniae Norvegaeque Monarchae Christiani Quinti Hafniae asservantur [...], Kopenha-

davon auszugehen, dass sie auch in zahlreichen weiteren Kunstkammern vorhanden war.¹⁶

Der älteste Hinweis auf Ahovai-Nüsse im Zusammenhang mit einer Kunstkammer findet sich in einer gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstandenen Zeichnung des Bologneser Kunstkammerbesitzers und Naturforschers Ulysse Aldrovandi.

Die als *Homo sylvestris*, als 'Wilder Mann', *wie er in den Krieg geht* betitelte menschliche Figur ist mit einem floridianischen Federkopfschmuck, einer brasilianischen Maraca und Bändern von Ahovai-Nüssen an den Beinen versehen (Abb. 5). Die Kombination von Maraca, Federschmuck und Ahovai zeigt, dass die Inspiration für die Zeichnung eine Lektüre von Hans Stadens 'Historia' gewesen sein könnte. Der Verweis auf den 'Wilden Mann' – eine weitere Projektion europäischer Vorstellungen in die Neue Welt – findet sich auch in der bebilderten Fassung der 'Historia' in der Ausgabe Theodor de Brys. Hier wurden die Indianer regelmäßig, entsprechend der europäischen Tradition des 'Wilden Mannes', als

gen 1696, S. 28); Sammlung Levinus Vincent (Levinus Vincent, *Wondertooneel der Nature, Geopent in eene korte Beschryvinge der Hoofddeelen van de Byzondere Zeldzaamheden* [...], Amsterdam 1706, Tab. V. unten), Sammlung Bernhard Paludanus in Enkhuizen (H. D. Schepeleyn, *Naturalienkabinett oder Kunstkammer, Der Sammler Bernhard Paludanus und sein Katalogmanuskript in der königlichen Bibliothek in Kopenhagen*, in: *Nordelbingen. Beiträge zur Kunst und Kulturgeschichte* 50 (1981), S. 151-182, S. 177); Sammlung Michael Rupert Beslers in Nürnberg (Michael Rupert Besler, *Gazophylacium Rerum Naturalium e Regno Vegetabili, Animalium et Mineralium. Depromtuarium, nunquam Hactenus in Lucem Editatum, Fidelis cum Figuris Aeneis ad Vivum Incisis Repraesentatio* [...], Nürnberg 1642, Tafel IV); Sammlung Reimers in Lüneburg (Zacharias Conrad von Uffenbach, *Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland*, 3 Bde., Ulm/Memmingen 1753-1754, Bd. 1, S. 473f.); Sammlung der Herzöge von Gottorf (Adam Olearius, *Gottorfische Kunst=Kammer Worinnen Allerhand ungemeyne Sachen So theils die Natur theils fürstliche Hände hervorgebracht und bereitet. Vor diesem Aus allen vier Theilen der Welt zusammen getragen* [...], Schleswig 1674, S. 28); Sammlung Johann Christian Kundmanns in Breslau (Johann Christian Kundmann, *Promptuarium rerum naturalium et artificialium Vratislaviense* [...], Breslau 1726, S. 136).

¹⁶ Die wichtigsten Quellengattungen sind im Folgenden Inventare und Kataloge der Sammlungen. Letztere entsprechen in vielerlei Hinsicht den Ausstellungskatalogen moderner Museen und listen die in der Sammlung vorhandenen Objekte systematisch auf, zumeist mit kurzen begleitenden Erläuterungen und gelegentlichen Abbildungen. Kataloge dienten sowohl als Führer durch eine spezifische Sammlung, waren aber auch als Nachschlagewerke für das große Netzwerk der Sammler und Virtuosi gedacht. Wichtigste Vorbilder für diese neue literarische Gattung waren die zeitgenössischen Enzyklopädien, an die sie sich in Stil, Bebilderung und Gliederung anlehnten, vgl. zur Gattungsgeschichte der Enzyklopädien U. Friedrich (Anm. 2).

übermäßig behaart dargestellt (Vgl. Abb. 3).¹⁷ Aldrovandi übernimmt diese europäische Vorstellung auch in seiner Darstellung der Maraca-Rassel, die verdächtig an einen Knüppel erinnert und durch den Text (*wie er in den Krieg zieht*) auch entsprechend kontextualisiert wird.

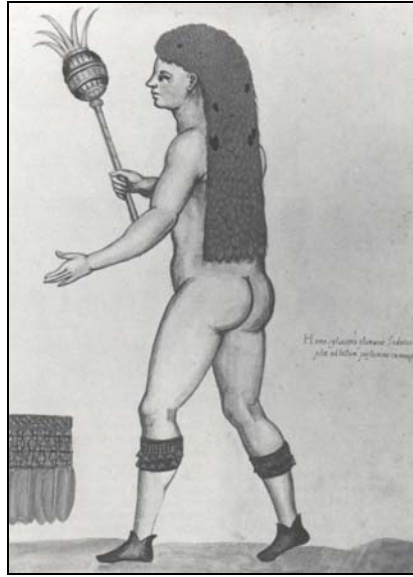


Abb. 5: U. Aldrovandi, *Homo sylvestris*, aus: L. Laurencich-Minelli (Anm. 15) S. 151

Nur der gezeigte Kopfschmuck stammte nicht aus Brasilien, sondern aus Florida – ihn hatte sich Aldrovandi wahrscheinlich aus der Sammlung der Medici in Florenz ausgeliehen.¹⁸ Ob von dort auch die Maraca und die Ahovai kamen, ist nicht überliefert. Möglicherweise kombinierte Aldrovandi hier also verschiedene Objekte

¹⁷ Da ein genaues Entstehungsdatum der Zeichnung fehlt, ist nicht sicher, ob Aldrovandi die ab 1592 erscheinende 'America'-Serie de Brys schon kannte. Aldrovandi beschäftigte sich seit den 1560er Jahren intensiv mit Amerika und plante selbst eine Forschungsreise dorthin. Seine an den Papst und den spanischen König gerichteten Schreiben führten aber nicht zum gewünschten Erfolg. Vgl. L. Laurencich-Minelli (Anm. 15) S. 148.

¹⁸ L. Laurencich-Minelli (Anm. 15) S. 147f. Die handschriftlichen Kataloge der Sammlung Aldrovandis sind nur in Teilen publiziert worden. Eine moderne Edition ist nicht vorhanden.

aus literarischen Quellen mit einem tatsächlich vorhandenen Objekt zu einem fiktiven 'Indianer'.

Während die Ahovai auf Aldrovandis Zeichnung noch eine Nebenrolle spielen, werden sie von seinem Freund und Sammlerkollegen, dem Veroneser Apotheker Francisco Calceolaris in einem der ältesten Kunstammerkataloge überhaupt ausführlich und in einem eigenen Kapitel beschrieben. Auch hier begleitete eine Abbildung der Ahovai den Text.¹⁹

Der lateinische Text der Beschreibung der *Ahovai Theuesi* war allerdings wörtlich und nahezu vollständig von Clusius abgeschrieben. Hier wurde also wiedergegeben, dass die Pflanze als Gift zerstrittener Eheleute Anwendung finde (*quod alteralteri in mutuis difidijs dare solent*), dass die Indianer den Baum vor den Ausländern verborgen hielten (*peregrinis eum fructum recens collectum non comunicant*), dass sie um Arme und Beine gewickelt wie die europäischen Schellen klängen (*ac tintinnabula nostratim*) und dass der Baum die Größe eines Birnbauums habe und wegen seines Gestankes nicht einmal als Feuerholz dienen könne. Eigene Beobachtungen fügte der Verfasser dem nicht hinzu. Auch die Abbildung lehnte sich in Perspektive, Größe und Anzahl der Nüsse an Clusius' Vorbild an, war aber wohl nach eigener Anschauung angefertigt.

In der Folge tauchte die Ahovai in zahlreichen Katalogen, meist in einem eigenen Kapitel und mit einer Abbildung versehen auf. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren sie in Sammlungen in ganz Europa verbreitet.

So bemühte sich in den 1640er Jahren auch der Kopenhagener Professor und Naturforscher Ole Worm um die Nüsse. Auf seinen Reisen durch Europa hatte er zahlreiche Sammlungen besucht, darunter auch die Aldrovandis und Calceolaris. Gleich nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen machte er sich daran sein berühmtes 'Museum Wormianum' zusammenzutragen.²⁰

Am 1.7.1647 schrieb er dem niederländischen Sammler, Autor und 'Bewindhebber' der Ostindischen Compagnie (VOC) Johann de Laet und bat ihn um *Thevetus Ahovai*.²¹ De Laet besaß gute Kontakte zu den Begleitern des langjährigen Statthalters der niederländischen Westindischen Compagnie (WIC) in Brasilien, Prinz Johann Moritz von Nassau. Er selbst hatte Clusius' Beschreibung der Nüsse

¹⁹ B. Ceruto (Anm. 15) S. 600.

²⁰ Zu Worm als Sammler vgl. demnächst: Valdimar Hafstein, Bodies of Knowledge. Ole Worm & Collecting in Late Renaissance Scandinavia, in: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 35 (2003), [in Vorbereitung].

²¹ H. D. Schepelern, *Breve fra og til Ole Worm*, 4 Bde., Kopenhagen 1965-1968, Bd. 3 [Kopenhagen 1968], Brief Ole Worms vom 1.7.1647, S. 254f.

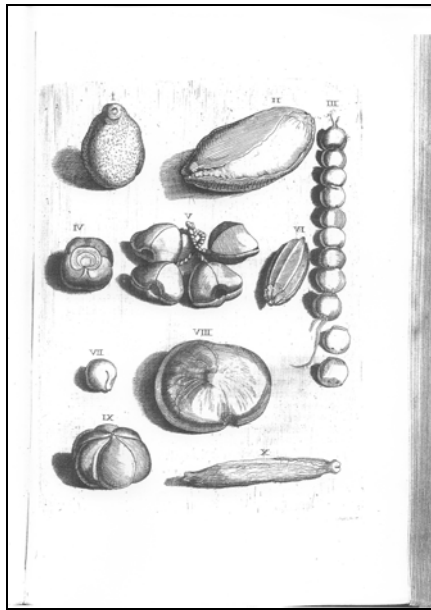


Abb. 6: B. Ceruto (Anm. 15) S. 603

schon 1633 in seine Kompilation 'Novus Orbis' aufgenommen.²² Als de Laet dem Ansinnen Worms zunächst nicht nachkam, schrieb Worm in einem weiteren Brief (21.4.1648): *Wenn vor kurzem etwas Neues aus Amerika gebracht worden ist, bitte ich Dich mir dies mitzuteilen. Ich erinnere, dass Du mir seinerzeit Hoffnung auf Thevets Ourisia und Ahovay gemacht hast, wenn Du davon welche hast, dann versag sie mir bitte nicht!* [Meine Übersetzung, D. C.]²³ Daraufhin versprach de Laet ihm in seiner Antwort, sich um die Ahovai zu kümmern. Am 23.10.1648 sandte er ihm tatsächlich einige solcher Stücke zu. In dem Brief, dem er die Ahovai beigelegt hatte, lieferte er allerdings keine weiteren Informationen zu den Früchten.

²² Johann de Laet, *Novus Orbis seu Descriptionis Indiae Occidentalis Libri XVIII* [...], [Amsterdam] 1633, S. 561.

²³ *Hvis der for nylig er bragt noget Nyt fra Amerika, beder jeg dig gore mig delatig deri. Jeg erindrer, at du i sin Tid gav mig Haab om Thevetus Ourisia og Ahovay; hvis du har nogen af dem, saa svigt mig ikke!*, H. Schepeleern (Anm. 21) Bd. 3, S. 312f., Brief Ole Worms vom 21.4.1648. Für Hilfe bei der Lektüre und die Übersetzung aus dem dänischen bedanke ich mich bei Nils Holger Berg.

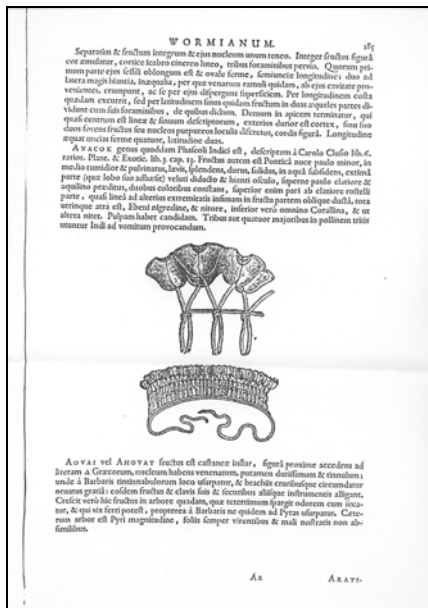


Abb. 7: O. Worm (Anm. 15) S. 186

Überhaupt vertrat de Laet die Meinung, dass *fremde Pflanzen die wir in lebendem und getrockneten Zustand bekommen, [allein] nur wenig für die gemeinsame Sache leisten*.²⁴ Stattdessen kamen beide darin überein, dass nähere Informationen zu solchen Objekten vor allem in botanischen Werken zu suchen wären. Man wandte sich also nicht an die eben aus Brasilien zurückgekehrten Mitglieder der Gefolgschaft des Prinzen (über die de Laet womöglich an die Stücke gekommen war); Stattdessen wollte man die fast einhundert Jahre alten Schriften des *sehr bedeutenden* Fransisco Hernandez und Fransisco Ximenes konsultieren, die beide als besondere Autoritäten auf diesem Gebiet galten.²⁵ Da die brasilianische Nuss dort aber nicht erwähnt wurde (Ximenes und Hernandez beschäftigten sich mit Guatemala bzw. Mexiko), griff Worm für den Text seines Katalogs auf de Laets Ausführungen und die noch ältere Beschreibung Thevets bei Clusius zurück. Aus dessen 'Exoticorum' kopierte er, obwohl er nunmehr eigene Ahovai besaß, auch die

²⁴ H. Schepelern (Anm. 21) Bd. 3, S. 348f. und S. 323f., Briefe Johann de Laets vom 23.10. 1648 und vom 27.6.1648.

²⁵ H. Schepelern (Anm. 21) Bd. 3, S. 323f. und S. 342f. Brief Johann de Laets vom 27.6.1648 und Brief Ole Worms vom 6.9.1648.

Abbildung (auf dem Kopf stehend). Die einzige Veränderung in seiner Beschreibung lag in der Identifikation der Benutzer als *Barbaris*, wo Clusius noch von *Canibales* geredet hatte.²⁶

Zwar schrieb Worm, dass er das Ziel seines Museums darin sah, dass die Besucher *die Dinge selbst mit eigener Hand berühren können und mit eigenen Augen sehen können, so dass sie selbst darüber urteilen können, ob das was darüber berichtet wird mit den Dingen übereinstimmt und sich so ein besseres Verständnis all dieser Dinge erwerben* [Meine Übersetzung, D. C.].²⁷ Diesen kritischen Blick hatte er selbst auch durchaus schon bewiesen – zum Beispiel als er das ‘Einhorn’, ein äußerst populäres Kunstkammerstück, als Horn des Narwals identifizieren konnte.²⁸ In diesem Fall schloss das aber nicht aus, eine für ihn schlüssige Geschichte anerkannter Autoritäten auch dann zu übernehmen, wenn sie für ihn nicht überprüfbar war.

1674 beschrieb Adam Olearius, ein Bekannter von Ole Worm, die Ahovai der *Kunst=Kammer* des Gottorfer Herzogs bei Schleswig in deren Katalog erstmals ausführlich in deutscher Sprache:

*Seynd Schalen von einer Indianischen Frucht / dessen Baum Ahoai von ihnen genant / soll so groß als ein Birnbaum seyn / die Frucht ist in Castanien Grösse. Und soll der Baum in den wüsten Wäldern gefunden / und die Frucht von den Einwohnern für den Außländern geheim gehalten werden. Dann mann und Weib / wann sie einander gram werden / sollen die Frucht pulverisiert entweder in Toback oder Speiß und Tranck vermischt beybringen. Die Schalen / so die Frucht umgeben / werden auffgeschnitten / gedörzet und etwas gebrandt / so klingen sie als Schellen. Solche binden die Wilden umb die Arme und Beine / wenn sie tanzen und lustig springen wollen. Hiervon schreibet Clusius und Piso.*²⁹

Auch wenn Olearius hier etwas vorsichtiger formuliert, beschränkt er sich doch fast vollständig auf die Wiedergabe des Angelesenen. Ausdrücklich nennt er Clusius und Piso³⁰ als Quellen. Über die von ihm genannten Autoren hinaus geht lediglich der Verweis, dass ihm die Nüsse *gedörzet und etwas gebrandt* erschienen.

²⁶ O. Worm (Anm. 15) S. 185f.

²⁷ H. Schepelem (Anm. 21) Bd. 2, Kopenhagen 1967, S. 132, Brief Ole Worms vom 20.6.1639.

²⁸ Zu Worm als ‘Moderni’ vgl. V. Hafstein (Anm. 20).

²⁹ A. Olearius (Anm. 15) S. 28.

³⁰ Vgl. G. Piso (Anm. 15) S. 308. Aus dessen (ansonsten auf Clusius basierenden) Text stammte der Verweis auf die Vermengung des Giftes mit Tabak.

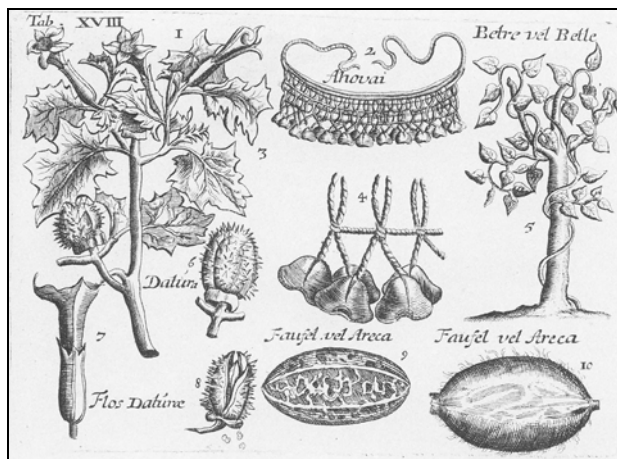


Abb. 8: A. Olearius (Anm. 15) Tafel XVIII, Nr. 2 und 4



Abb. 9: Rasselgürtel aus Pflanzenfasern mit Ahovai-Nüssen und Muscheln, Brasilien, Nationalmuseum Kopenhagen, aus: B. Dam-Mikkelsen (Anm. 31) S. 25

Auch er gab seinen Erläuterungen eine Abbildung bei, die er direkt aus Ole Worms Katalog abzeichnen ließ (und die deshalb seitenverkehrt wiedergegeben ist). Dabei sahen seine eigenen mit Wampum-Muscheln bestickten Ahovai-Bänder, die sich im Kopenhagener Nationalmuseum erhalten haben, durchaus anders aus (Abb. 8 und Abb. 9).³¹

³¹ Bente Dam-Mikkelsen/Torben Lundbaek, Etnografiske genstande i Det kongelige danske Kunstammer 1650-1800/ Ethnographic Objects in the Royal Dutch Kunstammer, Kopenhagen 1980, S. 25 und Jan Drees, Die „Gottorfische Kunst-Kammer“. Anmerkungen zu ihrer Geschichte nach historischen Textzeugnissen, in: Heinz Spielmann/Jan Drees, Gottorf im Glanz des Barock: Kunst und Kultur am Schleswiger Hof 1544-1713, 2 Bde., Schleswig 1997, Bd. 2: Die Gottorfer Kunstammer, S. 10-48.



Abb. 10 und 11: L. Sturm (Anm. 33) Tab. VII. (Nr. 18) und M. Valentini (Anm. 33) Bd. 2, Frontispiz

Ein ähnliches Vorgehen begegnet uns auch bei den zahlreichen anderen Sammlern, die sich Ahovai-Nüsse beschafften und beschrieben. Der Jesuit Athanasius Kircher zum Beispiel übernahm für den Katalog der Kunstkammer des Collegium Romanum Wort für Wort den Text Ole Worms und illustrierte diesen mit der Abbildung *Calceolaris*.³²

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts waren die Ahovai so populär geworden, dass sie auch in den Kanon exotischer Stücke zweier sammlungstheoretischer Werke aufgenommen wurden, die potentiellen Sammlern erklärten, was alles in eine Kunst-kammer hinein gehöre: Leonhard Christoph Sturms 'Geöffnete Raritäten- und

³² G. de Sepi (Anm. 15) S. 239.

Naturalien-Kammer' und Bernhard Valentini's 'Museum Museorum'.³³ Bei letzterem zierte sie sogar das Titelblatt.³⁴

Wissensproduktion in der Kunstkammer Texte...

Die Beschreibungen der Ahovai-Nüsse deuten an, wie die Praxis des Wissenserwerbs der Sammler bei exotischen Stücken aussah. Keiner der Katalogtexte für die Ahovai entstand aufgrund von forschender Betrachtung des tatsächlichen Objektes oder aufgrund von Informationen der Zuträger oder von Augenzeugen, sondern auf der Basis des intensiven Studiums kanonischer Texte und der Rekombination des einen oder anderen Elements aus den verschiedenen Schriftquellen. Die Sammler übernahmen so nicht nur Beschreibungen von Beschaffenheit und Her-

³³ [Leonhard Christoph Sturm], Die geöffnete Raritäten- und Naturalien-Kammer / Worinnen Der Galanten Jugend / andern Curieusen und Reisenden gewiesen wird / wie sie Galerien, Kunst- und Raritäten-Kammern mit Nutzen besehen und davon raisonieren sollen. Wobey eine Anleitung / wie ein vollständiges Raritäten-Haus anzuordnen und einzurichten sey / samt angefügten Sehr nützlichen Observationibus vor die Anfänger dieses Studij. Verfertigt von einem Liebhaber Curieuser Sachen, in: [Sturm, Leonhard Christoph], Des Geöffneten Ritter-Platzes Dritter Theil [...], Hamburg 1705, Tab. VII und S. 99ff.; Michael Bernhard Valentini, Museum Museorum, Oder Vollständige Schau-Bühne Aller Materialien und Specereyen Nebst deren Natürlichen Beschreibung Election, Nutzen und Gebrauch Aus andern Material- Kunst- und Naturalien-Kammern Ost- und West-Indischen Reiß-Beschreibungen Curiosen Zeit- und Tag-Registern Natur- und Artzney-Kündigern wie auch selbst-eigenen Erfahrung zum Vorschub Der Studierenden Jugend Materialisten Apotheker und deren Visitatoren Wie auch anderer Künstler als Jubelirer Mahler Färber u.s.w also verfasst und Mit etlich hundert sauberen Kupfferstücken, 2 Bde., Frankfurt 1714, Bd. 2, Frontispiz und S. 85.

³⁴ Mit der Aufteilung vieler Kunstkammern auf Spezialmuseen und neue Sammlungstypen wie dem Porzellankabinett im 18. Jahrhundert verloren die Ahovai zunehmend an Bedeutung. In der Völkerkundlichen Sammlung in Göttingen finden sich allerdings mehrere Rasselbänder aus Ahovai-Nüssen (Sammlung für Völkerkunde der Universität Göttingen: Am 3633, 3719, 3720, 3743). Sie wurden erst um 1960 von dem Privatgelehrten Fritz Tolksdorf von den brasilianischen Canoeiro/Erikbaktsa-Indianern erworben und nach Göttingen gebracht. Tolksdorf erhandelte seine Gegenstände oft im 'stillen Tausch' von den Ureinwohnern. Dabei ließ er seine Waren in der Nähe der indianischen Siedlungen zurück und wartete darauf, dass die Einwohner diese ihrerseits mit eigenen Waren ersetzen. Offenbar wussten die Ureinwohner noch 400 Jahre nach André Thevets Aufenthalt in Brasilien und obwohl sie sich mittlerweile tief in das Landesinnere zurückgezogen hatten, welche Produkte die fremden Händler besonders interessierten! Zu Tolksdorf: Stefan Hainski, Zum Erwerb der Federarbeiten. Fritz Tolksdorf und die Göttinger Sammlung für Völkerkunde, in: Schillernde Pracht. Federarbeiten südamerikanischer Indianer, Göttingen 1996, S. 35-45.

kunft der Nüsse, sondern auch weitergehende Geschichten zu kannibalistischen Riten und mörderischen Wilden.

Dabei verwundert, dass die Ahovai, die für die Sammler ja offenbar eine große Bedeutung besaßen, bei einem berühmten protestantischen 'Moderni' wie Adam Olearius und einem dem Hermetismus zuneigenden Ordensbruder wie Athanasius Kircher nahezu identisch beschrieben wurden. Hier zeichnet sich deutlich die homogenisierende Wirkung des engen überkonfessionellen und ständeübergreifenden Netzwerkes der Sammler ab. Ahovai-Nüsse fanden sich in der Sammlung Kaiser Rudolfs II. in Prag ebenso wie bei dem Gärtner John Tradescant in London oder dem Bürgermeister Reimers in Lüneburg.

... Bilder...

Auch hier lässt sich eine enge Überlieferungstradition feststellen. Der größte Teil der Abbildungen folgt Clusius' Vorbild (Abb. 4). Worm kopierte zwei der vier Abbildungen bei Clusius (auf den Kopf gestellt) in seinen Katalog (Abb. 7), die so (ebenfalls auf dem Kopf stehend, Abb. 10) wiederum von Leonard Sturm abgezeichnet wurden. Auch Olearius ließ Clusius' Abbildung (nunmehr richtig herum, aber seitenverkehrt) für seinen Katalog der Gottorfer Sammlung kopieren (Abb. 8). Calceolaris Stich (Abb. 6) war zwar aus eigener Anschauung erstellt, kopierte aber in Perspektive, Größenverhältnis und Anzahl der Nüsse ebenfalls Clusius' Vorbild und diente wiederum den Abbildungen bei Moscardi (Abb. 12) und in Sepis Katalog des 'Museum Kircherianum' als Vorlage.

Wirklich unabhängig von Clusius ist nur die opulente Abbildung bei dem Nürnberger Stadtarzt Michael Rupert Besler (Abb. 13). Er war Neffe und Erbe der Sammlung des berühmten Basilius Besler. Dessen berühmten 'Hortus Eyenstetensis' folgte auch die Wiedergabe der Objekte auf einzelnen Blättern in Originalgröße.

Diese Abbildung kopierten Valentini (Abb. 11) und Lochner direkt aus dem Besler'schen Katalog – anstatt der Nüsse aus der eigenen Sammlung. Ihre Abbildungen sind deshalb seitenverkehrt und weichen im Detail der Knotung etwas von der Vorlage ab.

Obwohl die visuelle Wiedergabe der Ahovai den Sammlern offenbar sehr wichtig war und sie zu den am häufigsten abgebildeten Exotika der Kunstkammern überhaupt gehörten, kann also vom Primat eigener Betrachtung auch bei den Abbildungen der Nüsse kaum die Rede sein. Eine etablierte Bildtradition wog für viele Sammler offenbar schwerer als die getreue Wiedergabe der eigenen Objekte. Ihre Abbildungen sollten nicht die Besonderheit des jeweiligen einzelnen Stückes dokumentieren, sondern eine Verbindung mit anderen ähnlichen Stücke herstellen.

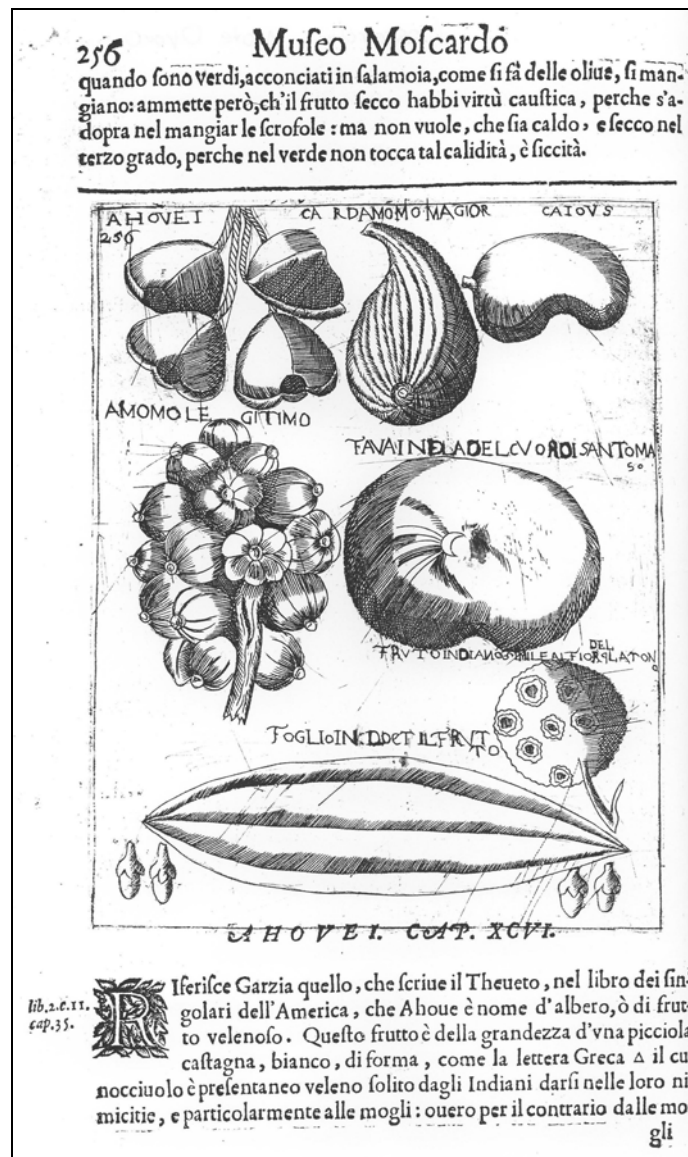


Abb. 12: L. Moscardi (Anm. 15) S. 256

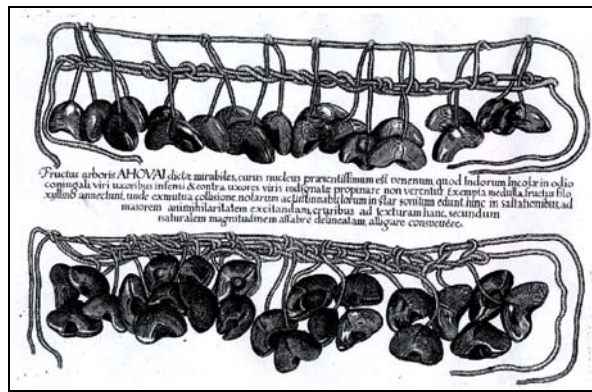


Abb. 13: M. R. Besler (Anm. 15) Tafel IV

... Objekte?

Das Objekt war für die Sammler offenbar kein eigenständiger Zugang zum Wissenswerb, sondern vor allem eine Illustration der in Büchern überlieferten Erzählungen. Dementsprechend stereotyp gestalteten sich die meisten Katalogtexte. Ein Beispiel, wie eine Beschreibung der Ahovai auch hätte ausfallen können, bietet die Darstellung Michael Friedrich Lochners von Hummelstein, des Direktors der 'Akademie der Naturforscher Leopoldina'.³⁵ In seiner Neuauflage des Katalogs des Besler'schen Museums 1716 beschreibt er zunächst die Blüte der Pflanze als mehrsternig (*multisidum*), ihren Blütenkelch als dem Aussehen eines kleinen Mörsers (*pistillum*) und die Form der Nüsse als die einer ausgegossenen Galle (*infundibiliformem*) vergleichbar. Auch für die Beschreibung der Frucht benutzte er eine ganz eigene Wortwahl. Er beschreibt die Form der Nuss zum Beispiel als dreiwinklig (*trogono*) anstatt, wie die anderen Sammler, als dem *griechischen Buchstaben Δ* entsprechend und weist damit erstmals auch auf die dreidimensionale Ausdehnung seines Objektes hin. Von den angelesenen Informationen distanziert er sich durch Einschübe wie 'es wird gesagt' (*dicitur esse*) oder 'so wollen es die Schreiber' (*habuere scriptores*). Die Geschichte des Gebrauchs der Nüsse zur Vergiftung von Ehepartnern schließlich gibt er nur kursiv gedruckt und erst ganz am Schluss als Ansicht des alten Besler wieder. Solche Eigenständigkeit

³⁵ Johann Heinrich von Lochner, *Rariora Musei Besleriani, quae olim Basilius et Michael Rupertus Besleri collegerunt aeneisque tabulis ad vivum incisa evulgarunt: nunc commentariolo illustrata [...]*, Nürnberg 1716, S. 25.

und Distanz in der Beobachtung war den meisten älteren Sammlern, aber auch Hummelsteins sammelnden Zeitgenossen fremd.

Sie verließen sich auf die Informationen aus dem Netzwerk der Sammler, insbesondere aus den Katalogen ihrer Zeitgenossen und Vorgänger. So reproduzierten ihre Beschreibungen der Ahovai über 150 Jahre hinweg eine indianische Gegenwelt, die ein kranker Franziskanermönch in einer Hängematte einst in die Nüsse hineingelesen hatte. Ihre Präsentation der Nuss blieb über eine Zeitspanne hinweg unverändert, in der sich Amerika selbst massiv verändert hatte. Die Verbindung der Nuss mit den erschreckend mannhaften und aggressiven indianischen Amazonen, dem tückischen Giftmord, dem 'danse sauvage' und dem Kannibalismus erschien auch Sammlern des frühen 18. Jahrhunderts noch plausibel.

Andere Informationen wurden dagegen nur als zweitrangig angesehen: Als Herkunftsangabe der Nüsse genügte den Sammlern meist ein 'Indien' (das die gesamte nicht-europäische Welt mit einschloss) – obwohl Thevet auf 'Brasilien' und Clusius immerhin noch auf 'America' verwiesen hatte. Als Bezeichnung der ursprünglichen Benutzer reichte ein Verweis auf 'Barbaren' oder 'Cannibales' aus – obwohl Thevet, Staden und Lery die Benutzer noch als 'Tupi-Indianer' identifiziert hatten. Selbst die Schreibweise des indianischen Namens der Nuss, eigentlich ein wichtiges Identifikationsmerkmal für botanische Stücke, wurde ohne Not (trotz der exakten Abschrift ganzer Kapitel aus anderen Katalogen) bis zur Unkenntlichkeit variiert und damit exotisiert. Zum Beispiel im Museum des Ludovico Moscardi in Verona, wo der Autor zwar wörtlich den Text Thevets übernahm, aber gleich zwei neuartige Schreibweisen beizusteuern wusste.³⁶ In den 18 Sammlungen in denen sich Ahovai nachweisen ließen, finden sich genauso viele Schreibweisen für die Nüsse: von *Hauvay* über *Anovai* bis *Agvay*.

Die Ahovai-Nuss war für die Sammlungen ein besonders gut geeignetes Objekt. Die Nüsse waren hervorragend haltbar und benötigten keinerlei Konservierung, sie waren klein und leicht zu transportieren, ihr geringer materieller Wert und ihre einfache Beschaffbarkeit in den Küstenregionen Brasiliens und auf den gut erschlossenen Antillen machten es auch weniger vermögenden Sammlern leicht, sie zu erwerben. Als Sammlungsobjekt waren sie als Kombination von botanischem und ethnographischem Objekt, von 'Naturalie' und 'Artifizialie' bei allen Sammlern, gleich welchen Schwerpunkt ihre Sammlung hatte, ein begehrtes Exponat. Die große Aufmerksamkeit, welche die Sammler ihnen entgegenbrachten, verdankten die Ahovai jedoch in erster Linie nicht diesen Qualitäten, sondern der Erwähnung in weit verbreiteten Büchern und Katalogen. Die dort hergestellte Assoziation der Stücke mit einer imaginierten indianischen Gegenwelt gab den Ausschlag dafür, sie als Bedeutungsträger in die Raritätensammlung aufzunehmen.

³⁶ L. Moscardi (Anm. 15) S. 256f.

Sie lieferten den Sammlern ein Wahrnehmungsraster, das die allermeisten von ihnen ohne Bedenken übernahmen.

Eine ähnlich enge Überlieferungstradition wie bei den Ahovai lässt sich auch an anderen exotischen Stücken wie dem Kanu, dem Tomahawk oder der Schildkröte beobachten.³⁷ Auch hier war die Überlieferung in Büchern ausschlaggebend für die Auswahl der Objekte als Sammlungsgegenstand und ihre anschließende Präsentation in der Kunstkammer. Schon die privilegierte Funktion, die der publizierte Katalog für eine Sammlung hatte, verweist auf die andauernde Dominanz der am Buch orientierten Wissenskultur in den Kunstkammern. Die Sammler sammelten ihre Objekte, wie sie Texte und Bilder sammelten. Diese kompilatorische Tradition wird angesichts der Neuartigkeit der gemeinsamen Sammlung von Naturalien und Kunstwerken leicht übersehen. Die Sammler selbst empfanden ihre wissenschaftliche Praxis kaum als Neuerung. Sie stellten sich in eine Tradition mit historischen Figuren wie Salomon oder Alexander dem Großen.³⁸ Bei den exotischen Gegenständen, über die in Europa nur wenig bekannt war, ist diese enge Verbindung zwischen Buch und Objekt besonders deutlich. Anstatt die überkommene Ordnung der Dinge zu sprengen, wurden gerade diese dekontextualisierten Objekte zur Projektionsfläche traditioneller europäischer Vorstellungen und Phantasien. In einer parallelen Bewegung wurden die Nüsse gleichzeitig als Tanzrasseln (wie sie auch in Europa weit verbreitet waren) europäisiert und vereinnahmt sowie als Mordinstrument und Kannibalenschmuck exotisiert und verfremdet. Hinter dieser mentalen Disposition, die fremden Objekte als Teil einer Gegenwelt zu verstehen, traten die eigenständige Beobachtung und das Experiment oft genug zurück. Damit soll aber kein weiteres Paradigma einer 'traditionalistischen' Wissensproduktion in den Kunstkammern aufgestellt werden. Stattdessen kann uns dieses Ergebnis dafür sensibilisieren, die Widersprüchlichkeiten und die fortdauernde Koexistenz konkurrierender Praktiken in den Kunstkammern nicht zugunsten einer deterministischen Modernisierungstheorie aufzulösen. Vielmehr verlangen diese Mehrdeutigkeiten nach einer Perspektive, die das Zusammenspiel zwischen dem größeren, homogenisierenden Netzwerk der Sammler und den individuellen Motivationen und Erfahrungen der einzelnen Beteiligten in den Blick nimmt.

³⁷ Vgl. z.B. zum Gürteltier und dem 'Simia' den Beitrag von Peter Mason/Florike Egmond, *Armadillos in Unlikely Places. Some Unpublished Sixteenth-Century Sources for New World Rezeptionsgeschichte in Northern Europe*, in: *Ibero-Amerikanisches Archiv* 20 (1994) S. 3-52.

³⁸ Vgl. Johann Daniel Mayor, *Unvorgreifliches Bedencken von Kunst- und Naturalienkammern insgemein [...]*, Kiel 1674, S. 38 oder C[aspar] F[riedrich] Neikel, *Museographia oder Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum oder Raritaeten-Kammern / in beliebter Kürtze zusammen getragen und dargestellt [...]*, Leipzig/Breslau 1727, S. 8-12.

Wissen, Handel, Repräsentation – Exotica und lokale Monstrositäten in der Kunstkammer Albrechts V. von Bayern*

Katharina Pilaski

Im Jahre 1557 erhielt Albrecht V., Herzog von Bayern, von seinen Räten eine so genannte 'Denkschrift', in der diese den Herzog mit folgenden Worten verwarnen: *Ja S. F. G. sollten es auch der reth erachtens den burgeren und kaufleuten in stetten mit vilerlai frembder köstlichait nit geren nachthun wellen, dieweil sy, die kaufleut, die grossen potentaten, chur- und fursten dahin laider gepracht, das sy inen iren pracht und uberfluß von wegen ired ubelhausens und uberfluß wol bezahlen und aushalten muessen.*¹ Anlass zu dieser Warnung gaben die in diesen Jahren massiv steigenden Ausgaben für Kunstgegenstände und Kuriositäten. Albrecht war im Begriffe, sich eine Sammlung anzulegen, die in Größe und Vielfalt alles bisher am Hof Gesehene übertraf. Er baute eine Kunstkammer² auf, die innerhalb weniger Jahre solche Ausmaße und offenbar eine derartig große Bedeutung für

* Dieser Aufsatz basiert in Teilen auf einer Arbeit, die im Rahmen des Seminars „Wonder and the Wunderkammer“ bei Prof. Mark A. Meadow im Fall Quarter 2001 an der University of California, Santa Barbara angefertigt wurde. Weitere wichtige Impulse gingen aus meiner Tätigkeit als Research Assistant für das von Mark Meadow und Bruce Robertson geleitete Projekt „Microcosms: Objects of Knowledge“ an der University of California hervor. Ich danke besonders Mark Meadow für wichtige Anregungen und viele interessante Diskussionen. Herzlich danken möchte ich auch Matthias Pohl (HU Berlin) für zahlreiche gute Gespräche über das Thema und seine fachkundige Begleitung meiner Überlegungen zu den politik- und konfessionsgeschichtlichen Kontexten der Münchner Kunstkammer.

¹ Zitiert bei Siegmund Riezler, Zur Würdigung Herzog Albrechts V. von Bayern und seiner inneren Regierung, in: Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften 21 (1898), S. 67-132, S. 126.

² Die Literatur zur Kunstkammerthematik ist uferlos. Zur Münchner Kunstkammer vgl. Lorenz Seelig, Die Münchner Kunstkammer. Geschichte, Anlage, Ausstattung, in: Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege 40 (1986), S. 101-138. Konzeptionell wegweisend für das Interesse der neueren Forschung war der zuerst 1993 erschienene Essay Horst Bredekamps: H. Bredekamp, Antikensehnsucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kunstkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte, überarb. Neuauf. Berlin 2000. Vgl. auch die folgenden Sammelbände: Oliver Impey/Arthur MacGregor (Hg.), The Origins of Museums: The Cabinet of Curiosities in Sixteenth- and Seventeenth-Century Europe, Oxford 1985 (darin Seeligs oben genannter Artikel in kürzerer Fassung auf englisch); Andreas Grote (Hg.), Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800, Opladen 1994.

den Hof erlangte, dass Albrecht 1563 begann, ein eigenes Gebäude dafür zu errichten. Damit sollte der Münchner Hof das erste genuine Museumsgebäude nördlich der Alpen besitzen, das der Sammlung ein repräsentativeres Gepräge gab, als es die etwa um die gleiche Zeit entstehenden Kunstkammern in Dresden und Ambras besaßen.

Das Bemerkenswerte an diesem Zitat aber ist, dass die Räte Bürger und Kaufleute als Vorbild für Albrechts in ihren Augen gefährliche Sammelleidenschaft nennen. Für diesen Hinweis gab es in Albrechts Fall einen konkreten Grund: Seit den 1540er Jahren stand der Fürst in Kontakt mit Hans Jakob Fugger, und seit 1556 war dieser fast ständig um ihn.³ Der Sohn der Augsburger Kaufmanns- und Bankiersfamilie tat sich weniger durch Geschäftstüchtigkeit als durch seine intellektuellen Interessen und seine Sammelfreude hervor. Hans Jakob hatte an italienischen und französischen Universitäten studiert und besaß die umfangreichste Bibliothek in der Fugger'schen Familiengeschichte sowie eine Sammlung, die in jedem Fall Antiken enthielt, über deren Umfang ansonsten aber leider wenig bekannt ist.⁴ Nach Antons Tod 1560 war er gemeinsam mit seinem Vetter Marx an die Spitze der Firma gerückt, wo er anscheinend eine wenig glückliche Hand hatte. Im Jahre 1563 schied er hochverschuldet aus dem Unternehmen aus.⁵ Von da an war es nur seine enge Verbindung mit Albrecht, die ihn vor dem Schuldturm bewahrte, und es ihm vor allem erlaubte, sich weiterhin uneingeschränkt seinen Sammelinteressen zu widmen, von nun an in Albrechts Namen.⁶ Es ist Hans Jakob Fugger, den die Räte mit ihrer Kritik im Auge haben.

Im Gefolge Hans Jakobs erschien auch der niederländische Arzt Samuel Quiccheberg am Münchner Hof. Er war Fuggers Bibliothekar, und sein konkretes Arbeitsverhältnis zu Albrecht ist bisher nicht vollkommen geklärt.⁷ Es kann je-

³ Vgl. Otto Hartig, Die Kunsttätigkeit in München unter Wilhelm IV. und Albrecht V. 1520-1579. Neue Forschungen, in: Münchner Jahrbuch für bildende Kunst 10 (1933), S. 147-246, S. 171.

⁴ Vgl. Dirk Jacob Jansen, Samuel Quicchebergs „Inscriptiones“: de encyclopedische verzameling als hulpmiddel voor de wetenschap, in: E. Bergvelt/D. J. Meijers/M. Rijnders (Hg.), Verzamelen. Van rariteitenkabinet tot kunstmuseum, Heerlen 1993, S. 57-76, S. 57.

⁵ Vgl. Otto Hartig, Die Gründung der Münchener Hofbibliothek durch Albrecht V. und Johann Jakob Fugger, München 1917, S. 31.

⁶ Für Hans Jakobs Biographie vgl. Hermann Kellenbenz, Hans Jakob Fugger, Herrscher, Humanist, Diplomat (1516-1575), in: Adolf Layer (Hg.), Lebensbilder aus dem bayerischen Schwaben, Bd. 12, Weißenhorn 1980, S. 48-104, für seine Beziehung zu Albrecht vgl. S. 82-90.

⁷ Harriet Roth behauptet (vermutlich mit Bezug auf Quicchebergs eigene Aussage von 1565, dass er seit sechs Jahren Zugang zu Albrechts Sammlungen gehabt habe), dass Quiccheberg seit 1559 fest am Hof angestellt gewesen sei (vgl. Harriet Roth, Der Anfang der Museumslehre in Deutschland. Das Traktat „Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplissimi“ von Samuel Quiccheberg. Lateinisch-Deutsch, Berlin 2001, S. 7, für Quic-

doch davon ausgegangen werden, dass Quiccheberg seit 1559 in enger Verbindung zum herzoglichen Hof stand und dort sehr wahrscheinlich ebenfalls mit dem Aufbau der Sammlungen betraut war.⁸ Diese Annahme gründet vor allem auf der Tatsache, dass Quiccheberg im Jahre 1565 in München ein museologisches Traktat veröffentlichte, die 'Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplissimi'.⁹ Hierin entwarf er ein Programm für eine Kunst- oder Wunderkammer, wie sie der Herzog in jenen Jahren unter großem finanziellen Aufwand aufbaute. Das Traktat erschien bei Adam Berg, einem dem Hof eng verbundenen Drucker, wenn nicht gar dem Hofdrucker Albrechts.¹⁰ Da Hans Jakob 1565 seinen bisherigen Wohnsitz aufgegeben hatte und sich abwechselnd in Taufkirchen und München aufhielt, kann angenommen werden, dass auch Quiccheberg zum Zeitpunkt des Erscheinens des Traktats am Hof Albrechts V. ansässig war.¹¹ Es ist bis heute nicht vollkommen deutlich, ob das Traktat ein Konzept einer bereits vorhandenen Sammlung beschreibt oder Vorgaben macht, die den Aufbau der Sammlung bestimmen, und vermutlich ist von einer Verflechtung beider Vorgänge auszugehen.¹² In jedem Fall jedoch kann angenommen werden, dass Quiccheberg und seine Ideen eine nicht unwichtige Rolle bei der Konzeption von Albrechts Kunstkammer spielten.

Quiccheberg verspricht im Titel bezüglich seines Theatrum,¹³ dass man *durch dessen häufige Betrachtung und die Beschäftigung damit schnell, leicht und sicher eine einzigartige, neue Kenntnis der Dinge sowie bewundernswerte Klugheit erlangen kann*,¹⁴ und etwas später heißt es: *Es gibt auf Erden nämlich keine Lehre, kein Studium und keine Übung, die nicht folgerichtig nach ihren Werkzeugen aus diesem empfohlenen Bestand verlangten*.¹⁵ Er entwirft das Idealbild einer Samm-

chebergs eigene Aussage vgl. S. 105); Hartig zufolge gibt es jedoch überhaupt keine Belege für eine Festanstellung Quicchebergs, hingegen gibt es Hinweise, dass Quiccheberg noch 1562 Hans Jakob Fuggers Bibliothekar war (vgl. auch O. Hartig, Gründung [Anm. 5] S. 19 bzw. 228).

⁸ Vgl. O. Hartig, Gründung (Anm. 5) S. 33.

⁹ Das Traktat wurde ediert und übersetzt von Harriet Roth (Anm. 7). Ich zitiere im Folgenden nach ihrer Übersetzung.

¹⁰ Vgl. O. Hartig, Kunsttätigkeit (Anm. 3) S. 189.

¹¹ Vgl. O. Hartig, Gründung (Anm. 5) S. 32.

¹² In der Forschungsliteratur wird dieses Problem in der Regel mittels sehr vager Formulierungen umschiffen. Vgl. D. J. Jansen (Anm. 4) S. 57, 58; vgl. auch H. Roth (Anm. 7) S. 20, und H. Bredekamp (Anm. 2) S. 33.

¹³ Zu Geschichte und Gebrauch der Theatrum-Metapher vgl. Ann Blair, *The Theater of Nature: Jean Bodin and Renaissance Science*, Princeton 1997, S. 155-179; vgl. auch Paula Findlen, *The museum: its classical etymology and Renaissance genealogy*, in: *Journal of the History of Collections* 1 (1989), S. 59-78, S. 63-66; Ken Arnold, *Cabinets for the Curious: Practicing Science in Early Modern English Museums*, Princeton, Ph.D. Diss. 1991, S. 265-273.

¹⁴ H. Roth (Anm. 7) S. 37.

¹⁵ H. Roth (Anm. 7) S. 91.

lung, deren Ziel es ist, das gesamte Wissen der Zeit zu repräsentieren.¹⁶ In fünf Klassen geordnet, die wiederum in so genannte Inskriptionen unterteilt sind, nennt Quiccheberg unzählige Objekttypen; sein idealtypisches Museum vereint historische, geographische, technische, ethnographische, naturhistorische und künstlerische Gegenstände. Eine Kunstkammer repräsentierte damit den 'macrocosmos in microcosmo', in dem ein jeder sich Wissen über alle Dinge der Welt aneignen konnte.¹⁷ Bemerkenswert ist, dass Quiccheberg besonders den praktischen Nutzen einer Kunstkammer für alle Bereiche der Verwaltung des Staates betont.¹⁸

Arbeitshypothetisch gehe ich davon aus, dass dies auch die theoretische Grundidee war, die hinter der Konzeption der Münchner Sammlung stand. Wenn ich im Folgenden die Münchner Kunstkammer und ihre Funktionen genauer betrachte, wird meine Untersuchung von der Grundfrage geleitet werden, welche Art von Wissen hier zu finden war. Schon ein flüchtiger Blick auf die Inhalte der Kunstkammer macht deutlich, dass Quicchebergs Anspruch, die Sammlung sei ein Laboratorium des Wissens, unter dem Blickwinkel eines modernen Wissenschaftsbegriffs kaum verstanden werden kann. Klar ist jedoch, dass es für Quiccheberg beim Sammeln um Wissensgewinnung ging, und deshalb gilt es, die Wissensformen näher zu beleuchten, von denen aus zeitgenössischer Perspektive die Rede gewesen sein könnte. Die Frage, die sich angesichts der großen Bedeutung, die Quiccheberg konkretem Anschauungsmaterial für die Gewinnung von Wissen beimisst, im Hinblick auf die Funktion einer Sammlung wie der Münchner Kunstkammer stellt, ist die nach dem epistemologischen Status empirischer Betrachtung. Diese Frage, die letztlich das Grundproblem der 'wissenschaftlichen' Funktion einer Kunstkammer darstellt, kann im Rahmen dieses Artikels jedoch nur aufgeworfen und nicht beantwortet werden.

Eng verbunden mit dem Problem des Interesses an empirischen Formen der Wissensgewinnung ist die Frage, wie sich die Beteiligung Hans Jakob Fuggers am Aufbau der Kunstkammer konkret auswirkte. Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass seine theoretischen Ansichten mit denen Quicchebergs weitgehend übereinstimmen. Aber die Beteiligung Fuggers ist zunächst für die praktische Seite des Aufbaus der Sammlung von besonderer Relevanz. Fugger kam aus einer Kaufmannsfamilie mit Handelsbeziehungen in die ganze Welt. Die enge Verflechtung von Handel und Sammeln ist von zentraler Bedeutung und bisher viel zu wenig beachtet; der expandierende Welthandel war die unabdingbare praktische Voraussetzung für das Anlegen einer Kunstkammer und wirkte sich gleichzeitig auch

¹⁶ Vgl. hierzu D. J. Jansen (Anm. 4).

¹⁷ Vgl. hierzu auch Paula Findlen, *Die Zeit vor dem Laboratorium: Museen und der Bereich der Wissenschaft 1550-1750*, in: A. Grote (Anm. 2), S. 191-207.

¹⁸ Vgl. H. Roth (Anm. 7) S. 91.

konzeptionell auf ihre Zusammensetzung aus.¹⁹ Es ist kein Zufall dass, wie die Räte in der zitierten 'Denkschrift' andeuten, Kaufleute unter den Ersten waren, die sich kunstkammerähnliche Sammlungen anlegten.

Die Art und Weise der Verwirklichung von Quicchebergs Konzept, die theoretische Rechtfertigung der Sammlung und ihr praktisches Zustandekommen sind aber nur die eine Seite. Denn eine andere Frage ist es, welches Interesse Albrecht hatte, mit solch enormem finanziellen Aufwand eine derartige Sammlung anzulegen. Sicher war es nicht nur die Freundschaft mit Hans Jakob, die ihn dazu veranlasste, diesem und Quiccheberg die Gelegenheit zu geben, ihre Vorstellungen zu verwirklichen. Hier spielen politische Motive eine Rolle, die ebenfalls näher zu beleuchten sind.

Die Inhalte der Münchner Kunstkammer sind nur durch ein 1598 von dem Juristen Johann Baptist Fickler verfasstes Inventar überliefert. Dieses befindet sich heute in zwei in der Zählung leicht voneinander abweichenden Fassungen in der Bayerischen Staatsbibliothek München.²⁰ Obwohl das Inventar also einige Zeit nach Albrechts Tod entstand, können wir davon ausgehen, dass die meisten Objekte während seiner Amtszeit angeschafft wurden, da sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm V., im Jahre von Albrechts Tod von den Landständen aufgefordert wurde, die 'verderblichen' Ankäufe 'seltsamer und nutzloser Dinge' aufzugeben.²¹ Dem Inventar zufolge enthielt die Kunstkammer etwa 6 000 Objekte, die nach Lorenz Seeligs hypothetischer Rekonstruktion auf Tischen liegend und an den Wänden hängend ausgestellt waren.²² Das Inventar führt Beispiele sämtlicher von Quiccheberg geforderter Objekttypen auf. Da es im Rahmen dieses Beitrags leider nicht möglich ist, einen Überblick über den gesamten Bestand zu geben,²³ möchte ich mich hier auf zwei Typen von Objekten beschränken, die in Albrechts Sammlung in außergewöhnlich großer Zahl vertreten sind: exotische Gegenstände, darunter sehr viele aus der Neuen Welt, insbesondere aus Mexiko, und Gegenstände, die das bayerische Territorium repräsentieren.²⁴

¹⁹ Vgl. hierzu grundlegend Mark A. Meadow, Hans Jacob Fugger and the Origins of the Wunderkammer, in: Pamela H. Smith/Paula Findlen (Hg.), *Merchants & Marvels: Commerce, Science, and Art in Early Modern Europe*, New York 2002, S. 182-200.

²⁰ Cgm 2133 und 2134. Die einzelnen Einträge des Inventars werden im Folgenden wie bei L. Seelig (Anm. 2) nach Cgm 2134 (der vermutlich früheren Fassung) als „F.“ mit der Inventarnummer zitiert.

²¹ Vgl. J. Stockbauer, *Die Kunstbestrebungen am Bayerischen Hofe unter Herzog Albrecht V. und seinem Nachfolger Wilhelm V.*, Wien 1874 (Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance, 8), Nachdruck Osnabrück 1970, S. 19.

²² Vgl. L. Seelig (Anm. 2).

²³ Vgl. hierzu L. Seelig (Anm. 2).

²⁴ Vgl. L. Seelig (Anm. 2) S. 111-113.

Die Exotica in der Münchner Kunstkammer sind zum überwiegenden Teil so genannte 'artificialia', d.h. Gegenstände der Kunst, des Kunsthandwerks und vor allem des alltäglichen Gebrauchs. So finden sich in der Sammlung eine Reihe präkolumbischer Statuetten, Masken, Federarbeiten und Waffen, erstaunliche Mengen von Kleidung und Geschirr sowie einige Hängematten. All dies sind Dinge, die Quiccheberg in seiner Vierten Klasse, die sowohl mit exotischen als auch heimischen Instrumenten und Gebrauchsgegenständen gefüllt ist, ausdrücklich fordert.²⁵ Neben diesen exotischen 'artificialia' enthält Albrechts Sammlung eine große Menge exotischer 'naturalia'. Am beeindruckendsten für den Besucher waren hier vermutlich die ausgestopften Tiere, wie etwa die Krokodile und Schildkröten, oder der ausgestopfte Elefant, den Albrecht 1572 als Geschenk von Kaiser Maximilian II. erhielt.²⁶ Welch lebendigen Eindruck solche Tiere auf den Besucher gemacht haben, illustriert der Bericht Friedrich von Dohnas, der Anfang der 1590er Jahre die Kunstkammer besuchte: *Ich habe auch eine Elefantenhaut gesehen, mit Stroh ausgestopft, so, als würde sie leben.*²⁷ Dies ist ganz im Sinne Quicchebergs, der die scheinbare Lebendigkeit als wünschenswerte Täuschung des Betrachters hervorhebt.²⁸ Daneben enthielt Albrechts Sammlung eine große Zahl von Fischflossen, Schildkrötenpanzern, Muscheln, Tierzähnen und Hörnern. Auch dies sind alles Gegenstände, die Quicchebergs Konzept fordert.²⁹

Die Frage nach den Gründen für das Interesse an derartigen Objekten scheint zunächst leicht zu beantworten, und sicherlich hat die simple Freude am Kuriosen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Im Sinne von Quicchebergs Forderung, dass die Sammlung der Wissensgewinnung zu dienen habe, möchte ich jedoch fragen, welche Art von Wissen hier gesucht wurde.

Während das Interesse an ausgestopften Exemplaren verschiedener Tierarten zunächst relativ problemlos als naturgeschichtlich bezeichnet werden kann, erfordert die Hortung ethnographischer Gegenstände eine genauere Erklärung. Von einem ethnographischen Interesse nach unserem Verständnis auszugehen, wäre sicherlich ein Anachronismus.³⁰ Eine Hauptquelle für diese Frage stellen die Be-

²⁵ Vgl. H. Roth (Anm. 7) S. 60-69.

²⁶ F. 3331.

²⁷ Zitiert bei L. Seelig (Anm. 2) S. 108; vgl. auch Rainer A. Müller, Friedrich von Dohnas Reise nach Bayern in den Jahren 1592/93, in: Oberbayerisches Archiv 101 (1976), S. 307.

²⁸ Vgl. H. Roth (Anm. 7) S. 55.

²⁹ Vgl. Quicchebergs Dritte Klasse, besonders die Inscriptiones 1-4 (vgl. H. Roth [Anm. 7] S. 54-57).

³⁰ Wie Lorraine Daston bemerkt hat, ordneten die Europäer noch im 17. Jahrhundert ethnographische Gegenstände und die Menschen, die sie angefertigt hatten, eher der Natur denn dem Bereich des Menschlichen zu, vgl. Lorraine Daston, The Factual Sensibility, in: Isis 79 (1988), S. 452-470, S. 460.

schreibungen einzelner Gegenstände in Ficklers Inventar dar, die zumindest einen Eindruck von der zeitgenössischen Wahrnehmung der Objekte vermitteln können. Dass die Perspektive immer dezidiert eurozentrisch war, zeigt zum Beispiel die Beschreibung einer heute verlorenen präkolumbischen Statuette: *Ein Indianisch Götzenbildt außwendig mit weißen und Roten Ringlein ineinander verheft überzogen, mit großen augen von blawem glaß, sollich bildt sihet mehr ainem Teufl als Menschen gleich, ist von den Spaniern aus Mexico gebracht, daselbst von denn Unglaubigen angebettet und geehrt worden, daraus der Teufl zu Ihn geredt.*³¹ Offensichtlich geht es nicht darum, die fremde Kultur zu verstehen. Vielmehr findet eine Assimilation des Fremden statt, und zwar unter dem Etikett des Heidnischen. So sind figürliche Darstellungen meist 'heidnische Götzenbilder', und bei Masken oder Hüten wird gern darauf hingewiesen, dass jene von 'heidnischen Priestern' getragen wurden. Die im 16. und 17. Jahrhundert überaus geläufige Klassifizierung der Kulturen der Neuen Welt als 'heidnisch' stellt nicht nur eine Distanzierung, sondern auch einen Versuch dar, das vollkommen Fremde in den eigenen Horizont einzuordnen und so begreifbar zu machen. Schließlich war auch die Antike, deren Bedeutung als Wurzel der eigenen Tradition zwar nie unproblematisch, aber dennoch unbestritten war, heidnisch.³²

Innerhalb dieses Horizontes dann besteht ein offensichtliches Interesse an den Funktionen der gesammelten Objekte. So informiert das Inventar, dass ein hohler, mit Türkistafeln besetzter Tierkopf *zu dem haydnischen Rauch vnd offerwerch gebraucht worden sei,*³³ oder gibt bezüglich einer Maske an, dass *dergleich Indianische Priester für ir Gesicht Zuhalten pflegen.*³⁴ Dies scheint die generelle Perspektive zu sein, unter der die exotischen 'artificialia' betrachtet wurden: Zumindest in dem Inventar geht es immer um die möglichst genaue Beschreibung ihrer Beschaffenheit und um die Art ihres Gebrauchs. Wie aber aus Ficklers gelegentlicher Erwähnung hervorgeht, waren derartige Erläuterungen den Objekten schriftlich beigegeben und also auch bei der Betrachtung der Sammlung selbst zu lesen. So sind vier indianische Schellengürtel im Inventar mit folgenden Worten beschrieben: *Vier Indianische Geshell, das ain oben her drey finger brrait, mit weissen und schwarzen painen ringlen werfasst, das ander mit weissen Mövshüegglin, das dritt und viert mit Räbschnüern verfasst, darumb her, Indianische Wassernuß, umbher hangendt, welche, da die bewägt, ein selzam geshell, als wann die Metallin wern, geben, welche die Indianer in Ihren Breüchen Spielen, und Tänzzen umb sich gürtten, und mit grossem geshell humb springen.*³⁵ Ein klares Interesse für

³¹ F. 1618.

³² Vgl. hierzu Michael T. Ryan, *Assimilating New Worlds in the Sixteenth and Seventeenth Centuries*, in: *Comparative Studies in Society and History* 23 (1981), S. 519-538.

³³ F. 1614.

³⁴ F. 1608.

³⁵ F. 235.

technische Mechanismen fremder Alltagsgegenstände zeigt die Beschreibung von Hängematten: *Fünf Indianische bött, die 4. von weissen schnüern gestrickht, das fünft von Leinwandt mit weissem schnüerlen gewürcht, vnd haben solliche bött vnden und oben 2. starckhe handhab grossen strickhen gleich, an denen man die bött an 2. pfäl henckhet, und sih alsdann darain legt.*³⁶

Diese Beobachtungen decken sich mit dem, was Ken Arnold in Bezug auf die ‘wissenschaftliche’ Behandlung exotischer Gebrauchsgegenstände in den englischen Museen des 17. Jahrhunderts festgestellt und als „utilitarian approach“ bezeichnet hat.³⁷ Vielleicht geht es zu weit zu vermuten, dass man in Albrechts Umfeld tatsächlich davon ausging, von den amerikanischen Ureinwohnern technische Mechanismen zu übernehmen, aber in jedem Fall war es ein praktisches Wissen, das hier gefunden werden konnte.

Praktisch war auch das Interesse an den diversen Tierzähnen, Knochen und Hörnern, sowie Magensteinen, den so genannten Bezoaren. Diese galten im 16. Jahrhundert als medizinisch wertvoll, weshalb ihre Erforschung von existenzieller Bedeutung war.³⁸

Die prominente Repräsentation des bayerischen Territoriums in der Münchner Kunstkammer, die hier stärker ist als in vergleichbaren Sammlungen,³⁹ kann zunächst als Wirkung von Quicchebergs Konzept erklärt werden. Im Sinne seiner – leider nicht weiter konkretisierten – Forderung, dass die Sammlung der Verwaltung des Staates zu dienen habe,⁴⁰ ist die genaue Kenntnis und Erforschung dieses Staates natürlich von zentraler Wichtigkeit. In diesem Zusammenhang ist die erst-rangige Bedeutung der Druckstöcke der von Philipp Apian 1568 entworfenen 24 ‘Bairischen Landtafeln’, die die erste größere kartographische Erfassung Bayerns darstellen,⁴¹ relativ unproblematisch, obwohl auch die Funktion der Kartographie im 16. Jahrhundert nicht mit ihrer heutigen gleichgesetzt werden kann. Offenbar eher symbolische Bedeutung im Sinne der ‘macrocosmos in microcosmo’-Idee haben sicherlich die hölzernen Modelle der fünf größten Städte Bayerns, die Albrecht ebenfalls 1568 bei Jakob Sandtner in Auftrag gab. Ähnlich repräsentative

³⁶ F. 1620.

³⁷ Vgl. K. Arnold (Anm. 13) S. 232-235.

³⁸ Zur zeitgenössischen Sicht der medizinischen Bedeutung dieser Objekte sowie zu den vielfachen Überschneidungen personeller und institutioneller Art und auch, was die Gegenstände betrifft, zwischen medizinischer Forschung und Museen (allerdings mit Blick auf das 17. Jahrhundert) vgl. K. Arnold (Anm. 13) S. 181-232.

³⁹ Vgl. L. Seelig (Anm. 2) S. 113.

⁴⁰ Vgl. H. Roth (Anm. 7) S. 91.

⁴¹ F. 1870. Vgl. dazu auch L. Seelig (Anm. 2) S. 113.

Funktionen erfüllen auch die Porträts und Wappen der Wittelsbacher und anderer Familien.⁴²

Entsprechend den Vorgaben Quicchebergs enthielt die Münchner Kunstammer auch zahlreiche Mineralien, Erze und Metalle aus dem bayerischen Territorium.⁴³ Bezeichnenderweise ist deren Zahl deutlich geringer als beispielsweise in Ambras und Dresden. Bereits Lorenz Seelig hat darauf hingewiesen, dass dies vermutlich auf die strukturelle Verschiedenheit des bayerischen Territoriums zurückzuführen ist, das im Vergleich zu Sachsen und Tirol relativ arm an Bodenschätzen war.⁴⁴ Aus dem Blickwinkel von Quicchebergs Ideen betrachtet kann diese Tatsache als Ausdruck der aus territorialer Perspektive geringeren Bedeutung geologischen Wissens verstanden werden.

Daneben enthielt Albrechts Sammlung eine sehr große Zahl von Objekten, die das bayerische Territorium in einer uns heute höchst merkwürdig erscheinenden Weise repräsentieren, nämlich lokale Seltsamkeiten wie von der Norm abweichende Naturprodukte, Monstrositäten und Mirabilien. Diese werden mit offensichtlichem dokumentarischem Interesse entweder im Original oder in der bildlichen Reproduktion gezeigt, häufig als Abguss und gelegentlich sogar in der geschnitzten Nachbildung.⁴⁵ Auch dies entspricht Quicchebergs Vorstellungen, denen zufolge das, was nicht im Original gezeigt werden könne, *wenigstens nach dem lebenden Vorbild gemalt* bewahrt werden solle.⁴⁶

So finden wir in der Kunstammer etwa *Ain Mißgewächs von ainem Schweinsfuß*,⁴⁷ *Ein gypsne[n] abguß von einem Mißgewächs einer Citronen*,⁴⁸ *Ein in holz geschnitten Mißgeburt eines hundtskopff abconterfeiet*,⁴⁹ und *Zwo in Gyps abgoßne hand, von ainem Boursman jede mit 7. fingern*.⁵⁰ Die Grenzen zwischen Missbildung und dem schlicht als kurios empfundenen sind dabei offenbar fließend, denn wir finden hier auch *zwo in Gyps abgoßne ungeschickhte grosse hand von einem ungehobleten Bauren von Ettal*.⁵¹

⁴² Die auf das Territorium und die Familie des Theatergründers bezogenen Objekte finden sich in Quicchebergs Erster Klasse (vgl. H. Roth [Anm. 7] S. 47), während die Porträts und Wappen anderer adliger Familien Gegenstand der Fünften Klasse sind (vgl. *ibid.* S. 73-75).

⁴³ Vgl. L. Seelig (Anm. 2) S. 108. Vgl. Quicchebergs Dritte Klasse, Inscriptioes 7-11 (H. Roth [Anm. 7] S. 58-61). Quiccheberg unterscheidet hier nicht zwischen Naturalien exotischen und lokalen Ursprungs.

⁴⁴ Vgl. L. Seelig (Anm. 2) S. 119.

⁴⁵ Vgl. L. Seelig (Anm. 2) S. 108.

⁴⁶ Vgl. H. Roth (Anm. 7) S. 123.

⁴⁷ F. 1628.

⁴⁸ F. 1352.

⁴⁹ F. 481.

⁵⁰ F. 1354.

⁵¹ F. 1351.

An Mirabilien verzeichnet das Inventar unter anderem große Mengen vom Himmel geregneten Getreides,⁵² etliche Zweige und Früchte von Bäumen, die mehrfach oder zu ungewöhnlichen Jahreszeiten geblüht haben,⁵³ und den von Blutregen getränkten Ärmel eines Bauern.⁵⁴ Daneben liegen dann wiederum *ain Junger Vogl mit Zwayen Köpffen*⁵⁵ und *ain jung khäzl an wellichem ein klainers kätzl aus dem bauch gewachsen*.⁵⁶

Nun liest sich all dies wie ein Katalog von Topoi der Wunderzeichenliteratur des Mittelalters und der Reformationszeit: monströse Missgeburten, Getreide- und Blutregen, dem gewohnten Lauf der Natur widersprechende Blütezeiten von Pflanzen. Dem entspricht auch der eindeutig dokumentarische Umgang mit diesen Gegenständen, der sich nicht nur in der Ausstellung bildlicher Reproduktionen zeigt, sondern auch in den im Inventar häufig erwähnten beigelegten Zetteln, die Fundort, Finder, Datum und sonstige Umstände benennen. In ähnlicher Weise wurden solche Ereignisse auf Flugblättern festgehalten. Die Angaben dienten dabei vor allem zur Verstärkung der Glaubwürdigkeit des Berichts, und das Monster oder sonstige Wunder wurden als von Gott gesandte Vorzeichen, als Prodigien gedeutet.⁵⁷ Ohne Zweifel war das Interesse an diesen Objekten auch in München zu einem nicht unerheblichen Teil von diesen Deutungsmustern bestimmt; dies belegen zahlreiche Beschreibungen der Mirabilien im Inventar.

Dennoch muss darauf hingewiesen werden, dass der zeitgenössische Diskurs über Wundererscheinungen im späten 16. Jahrhundert bereits komplizierter geworden war. Die in der Münchner Kunstammer gezeigten 'Wunder' gehörten in den Bereich des Außernatürlichen, dessen Stellung zwischen dem Natürlichen und dem Übernatürlichen Gegenstand theologisch motivierter Diskussionen war. Lorraine Daston und Katherine Park haben den komplizierten Diskurs untersucht.⁵⁸ Die Grundfrage bestand darin, 'echte', d.h. von Gott gesandte, also übernatürliche Wunder von dämonischen Täuschungen zu unterscheiden. Daneben bestand die dritte Möglichkeit, dass es sich überhaupt nicht um Wunder, sondern um Ereignisse handelt, deren Ursachen vollkommen natürlich sind, und die eben nur selten sind und möglicherweise durch besondere Umstände verursacht wurden. Monster und andere Wundererscheinungen konnten so entweder zum moralischen oder

⁵² F. 1996-2004.

⁵³ F. 2005, 2006, 2007, 2009.

⁵⁴ F. 2022.

⁵⁵ F. 2016.

⁵⁶ F. 2018.

⁵⁷ Vgl. Lorraine Daston/Katherine Park, *Wonders and the Order of Nature 1150-1750*, New York 1998, S. 48-66, 177-190.

⁵⁸ Vgl. Lorraine Daston, *Marvelous Facts and Miraculous Evidence in Early Modern Europe*, in: James Chandler u.a. (Hg.), *Questions of Evidence. Proof, Practice, and Persuasion across the Disciplines*, Chicago 1994, S. 243-274; L. Daston/K. Park (Anm. 57), besonders S. 135-172.

theologischen Argument oder aber zum Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion werden.⁵⁹ Wie kompliziert hier die diskursive Gemengelage war, zeigen Traktate wie z.B. das Ambroise Parés über Monster und Wunder, in dem beide Auffassungen problemlos nebeneinander existieren.⁶⁰ Die zeitgenössische Diskussion scheint unter anderem deswegen so kompliziert, weil es innerhalb eines Weltbildes, in dem prinzipiell alles dem göttlichen Willen unterworfen ist, offensichtlich problematisch ist, von diesem unabhängige Ursachen zu denken. Die Vorstellung einer von der unmittelbaren Einflussnahme Gottes unabhängigen Natur begann sich gerade erst herauszubilden. Die Idee, eine Sammlung zum zentralen Repository für Wundererscheinungen im Territorium zu machen, könnte als ein Anzeichen für diese Kompliziertheit gesehen werden, denn die Kunstkammer könnte ein Ort gewesen sein, an dem solche Objekte dokumentiert und untersucht werden konnten.

Im Hinblick auf Quicchebergs Postulat, eine Sammlung von Objekten sei dem Wissensgewinn dienlich, stellt sich die Frage, welche Form von 'wissenschaftlicher' Methodik hier gefordert wird. Zunächst muss bemerkt werden, dass selbst in historischer Perspektive die Verwendung des Begriffes 'Wissenschaft' problematisch ist, da der zeitgenössische Begriff 'scientia' mit seiner dezidiert antiempirischen Ausrichtung auf die in der Kunstkammer praktizierte Anhäufung von Gegenständen kaum anwendbar scheint, und von Quiccheberg auch bezeichnenderweise nicht verwendet wird. Das Interesse an Einzelphänomenen und -gegenständen der Natur fiel traditionell in den Bereich der Naturgeschichte, die Erkenntnis der Zusammenhänge der Naturphänomene und das Wissen um die Gesetze der Natur war hingegen Gegenstand der von der Beobachtung unabhängigen, das heißt eben nicht induktiv vorgehenden Naturphilosophie.⁶¹ Eine Forschungsmethode, die sich an der Betrachtung von Objekten orientiert, kann zwar grundsätzlich als 'empirisch' bezeichnet werden. Lorraine Daston hat aber darauf hingewiesen, dass auch die traditionelle, aristotelisch geprägte Naturphilosophie 'empirisch' war, dass hier jedoch das Interesse an Einzelbeobachtungen auf die Bestätigung oder Illustration bestehender Theorien gerichtet war. Sie waren lediglich Exempla bereits vorhandener Auffassungen. Von einem Empirismus, der dem beobachteten Faktum eine konstitutive Rolle bei der Gewinnung von Erkenntnis zuerkennt, konnte hier keine Rede sein.⁶² In Bezug auf Quicchebergs Theorie und die Funktion der Münchner Kunstkammer stellt sich deshalb um so dringender die

⁵⁹ Vgl. hierzu L. Daston/K. Park (Anm. 57) S. 173-214.

⁶⁰ Vgl. Ambroise Paré, *On Monsters and Marvels*, english translation by Janis Phallister, Chicago 1982 (Originalfassung: Ambroise Paré, *Des monstres*, Paris 1573), besonders S. 3-23, 91-97.

⁶¹ Vgl. L. Daston, *Factual Sensibility* (Anm. 30) S. 465.

⁶² Vgl. L. Daston, *Marvelous Facts* (Anm. 58) S. 260; vgl. auch L. Daston, *Factual Sensibility* (Anm. 30) S. 465.

Frage nach dem epistemologischen Status der gesammelten Objekte, denn die Zeit der größten Popularität dieser Art von Sammlungen fällt zusammen mit der Zeit der allmählichen Neudefinition des Verhältnisses von Naturgeschichte und Naturphilosophie, und der Bedeutung empirischer Beobachtung für letztere.⁶³ War das Interesse an den Objekten in der Münchner Sammlung bereits von der Hoffnung auf die Gewinnung genuin neuen Wissens durch die Betrachtung von Einzelobjekten bestimmt?

Wenn auch die theoretische Formulierung dieses Wandels erst im frühen 17. Jahrhundert stattfand,⁶⁴ so kann in jedem Fall gesagt werden, dass die Kunstkammern in engem Zusammenhang mit der Entwicklung einer an Erfahrungsstatsachen orientierten Form des Wissensgewinns stehen. Insbesondere die in der Münchner Kunstkammer so zahlreichen Exotica und lokalen Wunder spielen im Hinblick auf diese Entwicklung eine entscheidende Rolle, folgt man der These Lorraine Daston, dass die Entdeckung der Neuen Welt, die die Europäer mit einer Fülle von Tatsachen konfrontierte, die in kein traditionelles Wissenssystem einzupassen waren, von konstitutiver Bedeutung für die Entwicklung einer stärker empirisch ausgerichteten Wissenschaft war. Da es über die aus der Neuen Welt nach Europa gebrachten Objekte in den Schriften antiker Autoren keinerlei Informationen gab, war man schlicht gezwungen, die Objekte selbst zu betrachten, wollte man etwas über sie erfahren.⁶⁵ Die Entdeckung Amerikas brachte demzufolge eine Neueinschätzung der Art und Weise hervor, wie die Natur am besten zu erforschen sei, und Daston zufolge wandelte sich in diesem Zusammenhang auch der Umgang mit lokalen Wundern. Beide Arten von Objekten, die Exotica und die lokalen Kuriosa, wurden als in engem Zusammenhang stehend betrachtet, denn beide durchbrachen den traditionellen Wissenshorizont.⁶⁶ Hier liegen die Wurzeln eines Prozesses, im Laufe dessen diese merkwürdigen Singularitäten von jeglicher theologischen und moralischen Bedeutung befreit werden sollten und ihnen im frühen 17. Jahrhundert als „Baconian facts“ eine Schlüsselfunktion als Motor der wissenschaftlichen Erforschung der Natur zuerkannt wurde, da sie aufgrund ihrer Exzentrizität zwangen, bestehende Paradigmen zu überdenken und zu modifizieren.⁶⁷

Das verstärkte Interesse für Wunder und ihre Aufnahme in Sammlungen könnten diese Entwicklung widerspiegeln. In diesem Zusammenhang ist auch interessant, dass München in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum Zentrum einer sich mit Wundererscheinungen befassenden Literatur wird, in der die oben

⁶³ Vgl. L. Daston, *Factual Sensibility* (Anm. 30) S. 465f.

⁶⁴ Vgl. hierzu einführend Steven Shapin, *Die wissenschaftliche Revolution*, Frankfurt a.M. 1998.

⁶⁵ L. Daston/K. Park (Anm. 57) S. 136.

⁶⁶ L. Daston/K. Park (Anm. 57) S. 147.

⁶⁷ Vgl. L. Daston, *Marvelous Facts* (Anm. 58) S. 258-263; vgl. auch L. Daston, *Factual Sensibility* (Anm. 30) S. 465f.

umrissenen Fragestellungen bezüglich der Ursachen und Bedeutungen von als wundersam betrachteten Phänomenen behandelt werden.⁶⁸ Bezeichnenderweise ging diese Entwicklung wesentlich von der Offizin Adam Bergs aus, dem Verleger von Qucchebergs Traktat und vermutlichen Hofdrucker Albrechts.⁶⁹

Es wurde eingangs bereits angedeutet, dass der expandierende Welthandel und die damit einhergehenden Entdeckungsfahrten unabdingbare praktische Voraussetzungen für das Anlegen einer Sammlung waren, da die Sammelobjekte, zumal die exotischen, entlang derselben Handelswege reisten. Ein Fürst wie Albrecht, der selbst keine Kolonien besaß, konnte zwar, wie er es 1575 tat, von der Frau Philipps II. *selzame und hir landes ferne sachen* als Geschenk erbitten,⁷⁰ eine ungleich günstigere Voraussetzung jedoch waren seine engen Beziehungen zu den Fuggern, die durch die persönliche Freundschaft mit Hans Jakob und dessen enge Einbindung in den Aufbau der Kunstkammer von unmittelbarer konstitutiver Bedeutung für die überwältigende Zahl exotischer Objekte in Albrechts Sammlung waren. Auch wenn Hans Jakob seit 1563 nicht mehr selbst aktiv in die Handelsaktivitäten involviert war, so kann doch davon ausgegangen werden, dass er seine Beziehungen zur Verfügung stellte, wie es im Fall seiner Agenten Jacopo Strada und Niccolo Stoppio, die für Albrecht in Italien Kunstwerke kauften, bereits bekannt ist.⁷¹ Bisher wissen wir leider nur in Bezug auf sehr wenige der exotischen Objekte, auf welchem Weg sie in die Münchner Sammlung gelangten. So erreichten z.B. zwei Elfenbeinkästchen aus Ceylon über die Fugger'schen Faktoreien in Lissabon und Antwerpen 1566 München.⁷² Ferner vermerkt das Inventar, dass eine Reihe exotischer Kleidungsstücke von Ludwig Welser aus Nordafrika gebracht worden seien.⁷³ In dieser Hinsicht ist noch einige Forschungsarbeit zu leisten. So gibt insbesondere die Korrespondenz zwischen dem Münchner Hof und Mitgliedern der Fugger'schen Familie interessante Hinweise auf deren Rolle bei der Beschaffung von Sammlungsobjekten. Im Juni 1569 beispielsweise schickte Albrecht ein Stück von einem 'indianischen Holz' als Muster an Hans Jakobs Vetter Hans Fugger und dieser verspricht, dieses nach Spanien zu schicken und zu versu-

⁶⁸ So hofft der Verfasser eines 1591 bei Adam Berg erschienenen Traktats über Erdbeben, die ebenfalls als Wundererscheinungen betrachtet wurden, dass die in seiner Schrift publizierten Beobachtungen der Beantwortung der Frage, ob bestimmte Tage oder Monate für ein Erdbeben besonders prädisponiert seien, dienlich sein möchten (vgl. Siegmund Günther, Münchner Erdbeben und Prodigienlitteratur in älterer Zeit, in: Jahrbuch für Münchener Geschichte 4 (1890), S. 233-256, S. 244).

⁶⁹ Vgl. S. Günther (Anm. 68) S. 238.

⁷⁰ Vgl. L. Seelig (Anm. 2) S. 116.

⁷¹ Vgl. u.a. J. Stockbauer (Anm. 21) passim.

⁷² Vgl. L. Seelig (Anm. 2) S. 112.

⁷³ F. 1849.

chen, *ain so groß Stuck als man haben kan*, [zu] *überkomen*.⁷⁴ Die Fugger konnten auch als Bindeglied zu anderen Handelshäusern und kleineren Kaufleuten fungieren, wie im Falle der Ankündigung Hans Fuggers im Juli 1574, Albrecht und seinem Sohn Wilhelm eine Liste *der indianischen Sachen der Fleckhaimerin*, einer aus Augsburg stammenden Händlerin, deren Mann im Levantehandel in Marseille tätig war, zur Ansicht vorzulegen.⁷⁵ Dies sind nur einige Spuren eines derer Netzwerke, nämlich dessen der internationalen Handelsbeziehungen, innerhalb derer eine Sammlung wie die Münchner Kunstkammer verortet werden muss, wenn sie angemessen verstanden werden soll.⁷⁶ Das direkte Verbindungsglied zu diesem Netzwerk war Hans Jakob Fugger.

Angesichts dieser Tatsache ist es kaum verwunderlich, dass Kaufleute sich bereits vor Fürsten und Adligen enzyklopädische Sammlungen angelegt haben. Bereits Raymund Fugger, Hans Jakobs Vater, besaß nicht nur die bedeutendste Antikensammlung auf deutschem Boden,⁷⁷ sondern eine veritable *Kunstkammer*, wie das Fugger'sche 'Ehrenbuch', das 1546 auf Hans Jakobs Initiative publiziert wurde, berichtet.⁷⁸ Dem Nachlassvertrag von 1548 zufolge enthielt die Sammlung neben Kunstgegenständen auch *annder Selzamkhayt*.⁷⁹ Bemerkenswerterweise wird hier früher als für irgendeine fürstliche Sammlung der Begriff 'Kunstkammer' für die Sammlung eines Kaufmanns verwendet.

Wie bereits erwähnt, wissen wir, abgesehen von seiner Bibliothek, die später in den Besitz Albrechts übergang, bisher nur wenig über die Sammlungen Hans Jakob Fuggers.⁸⁰ Hingegen ist bekannt, dass sein Vetter Hans in den späten 1560er Jahren begann, sich eine umfangreiche Sammlung anzulegen, die man als Kunst-

⁷⁴ Vgl. Christl Karnehm, „Ich bin doch in Vertrawen bericht worden...“. Die Korrespondenz Hans Fuggers von 1566 bis 1594 (Quellen zur Neueren Geschichte Bayerns, hg. von der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 3 Bde.), München, geplant für 2003, I 454. Ich danke Frau Karnehm herzlich, die mir freundlicherweise einige Auszüge aus dieser Edition herausgesucht und vorab zur Verfügung gestellt hat.

⁷⁵ Vgl. C. Karnehm (Anm. 74) II 182.

⁷⁶ Vgl. hierzu M. A. Meadow (Anm. 19) S. 184f.

⁷⁷ Vgl. Hermann Kellenbenz, *Augsburger Sammlungen*, in: *Welt im Umbruch: Augsburg zwischen Renaissance und Barock*, Bd. 1, Augsburg 1980, S. 76-88, S. 78. Für eine differenzierte Einschätzung der Sammlung vgl. Renate von Busch, *Studien zu deutschen Antikensammlungen des 16. Jahrhunderts*, Tübingen, Diss. phil. 1973, S. 85-99.

⁷⁸ Im Ehrenbuch heißt es, Raymund sei *der Antiquitäten und Medaillen sehr begierlich, ja aller vorgemeldeter gutwissender Sachen ein ganz fleißiger Erfrager und Begaber aller guten Künste, wie dann sein Fleiß in seiner verlassenen Kunstkammer wohl gespürt, gesehen und jedem Sehenden verwunderlich Zeugnis von sich gibt*. (Zitiert bei H. Kellenbenz [Anm. 77] S. 78).

⁷⁹ Vgl. R. von Busch (Anm. 77) S. 85.

⁸⁰ Zu seiner Bibliothek, vgl. O. Hartig, *Gründung* (Anm. 5) S. 193-276; Paul Lehmann, *Eine Geschichte der alten Fuggerbibliotheken*, Bd. 1, Tübingen 1956, S. 41-73.

kammer bezeichnen muss.⁸¹ In zwei Räumen im Erdgeschoss seines Augsburger Hauses, so berichtet Georg Lill, „stellte er alles das auf, was man damals für sammelnswert hielt [...] Einhörner, die damals hochgeschätzt waren, Wachs-kunststückchen, Kuriositäten, seltene Steine, Kolibrifedern und dergleichen“, die gemeinsam mit Antiken, Gemälden, Musikinstrumenten, Büchern, Uhren, Büchsen, Schellen und Kruzifixen, teilweise in einer Truhe mit Schubladen aufbewahrt waren.⁸²

Darüber hinaus informiert uns ein Reisebericht Herzog Augusts von Braunschweig von 1598, dass Hans auch noch eine *weitberühmte Kunstkammer* in Kirchheim besaß, die drei *Sähle voller Kunstwerck* umfasste. Unter anderem sah August hier einen Drachen *von 7 Köpfen mit 6 füssen, etlich holtz wie schlangen gewachsen, einen Kirschkern daranne 117 gesichter zu sehen, daneben Aegyptische Abgötter, auß welchen der teuffel vor zeiten geredt*, und weitere typische Kunstkammerobjekte.⁸³ Dies sind nur einige Beispiele für die Sammlungsaktivitäten der Fugger, die bisher nur in Ansätzen untersucht sind.⁸⁴

⁸¹ Vgl. Georg Lill, Hans Fugger und die Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte der Spätrenaissance in Süddeutschland, Leipzig 1908, S. 164.

⁸² Vgl. G. Lill (Anm. 81) S. 162-163.

⁸³ Vgl. Georg Dussler, Reisen und Reisende in Bayerisch-Schwaben und seinen Randgebieten in Oberbayern, Franken, Württemberg, Vorarlberg und Tirol; Reiseberichte aus elf Jahrhunderten, Weißenhorn 1968, S. 108-110. Vgl. auch Dorothea Diemer, Hans Fuggers Sammlungskabinette, in: Die Fugger und die Musik. Lautenschlagen lernen und lieben. Anton Fugger zum 500. Geburtstag. Ausstellung in den historischen Badstuben im Fuggerhaus, 10. Juni bis 8. August 1993, Augsburg 1993, S. 13-32, S. 18f.

⁸⁴ Die Forschung hat sich bisher nur für die Fugger'schen Sammlungs- und Patronageaktivitäten im Bereich der Kunst interessiert; die ohne Zweifel vorhandenen Kuriositäten- und Naturaliensammlungen sind kaum erforscht. Neben der bereits zitierten Literatur vgl. u.a. Norbert Lieb, Die Fugger und die Kunst im Zeitalter der Spätgotik und frühen Renaissance, München 1952; Norbert Lieb, Die Fugger und die Kunst im Zeitalter der hohen Renaissance, München 1958; Norbert Lieb, Octavianus Secundus Fugger (1549-1600) und die Kunst, Tübingen 1980; Johannes Burkhardt, Handelsgeist und Kunstinteresse in der Fuggergeschichte, in: Johannes Burkhardt (Hg.), Anton Fugger, 1493-1560. Vorträge und Dokumentation zum fünfhundertjährigen Jubiläum, Weißenhorn 1994, S. 19-33; Franz Karg, Anton Fugger: Kaufmann und Bauherr, Mäzen und Stifter, in: Ibid., S. 117-136; Klára Garas, Die Fugger und die venezianische Kunst, in: Bernd Roeck (Hg.), Venedig und Oberdeutschland in der Renaissance: Beziehungen zwischen Kunst und Wirtschaft, Sigmaringen 1993, S. 123-129; Sibylle Backmann, Kunstagenten oder Kaufleute? Die Firma Ott im Kunsthandel zwischen Oberdeutschland und Venedig (1550-1650), in: Klaus Bergdolt/Jochen Brüning (Hg.), Kunst und ihre Auftraggeber im 16. Jahrhundert: Venedig und Augsburg im Vergleich, Berlin 1997, S. 175-197; Richard Schaal, Die Musikinstrumenten-Sammlung von Raimund Fugger d.J., in: Archiv für Musikwissenschaft 21 (1964), S. 212-216; B. Mondrain, Copistes et collectionneurs de manuscrits grecs au milieu du XVIe siècle: le cas de Johann Jakob Fugger d'Augsbourg, in: Byzantinische Zeitschrift 84/85 (1991/92), S. 354-390.

Wenn der Welthandel als Ermöglichungsbedingung und Motor für die Erlangung eines 'neuen Wissens' betrachtet werden kann, können diese Sammlungsaktivitäten der Kaufleute kaum überraschen, genauso wenig wie die Tatsache, dass auch Hans Jakob selbst in die Erforschung solchen Wissens investierte: In den späten 1540er Jahren, als es seine finanziellen Mittel noch zuließen, schickte er den bayerischen Arzt Lorenz Gryll auf eine siebenjährige Studienreise, auf der dieser sich mit den europäischen Heilpflanzen sowie in den Hafenstädten mit den aus der Neuen Welt eingeschifften Kräutern *ex inspectione et re praesenti* vertraut machen sollte.⁸⁵ Nachdem Hans Jakob diese Art von Mitteln nicht mehr besaß, war es Albrecht, der es ihm und Quiccheberg ermöglichte, ein Museum einzurichten, in dem man an einem einzigen Ort eine Reise durch alle Wissensgebiete unternehmen konnte.⁸⁶

Warum tat Albrecht das? Welches Interesse hatte er daran, in einer Zeit, in der sein Hof aufgrund ererbter Schulden und der Kosten seiner persönlichen Hofhaltung auf einen Konkurs zusteuerte,⁸⁷ Ausgaben diesen Umfangs zu tätigen, die die Lage offenbar nicht unwesentlich verschlimmerten? Im Grundsatz liegt die Antwort auf der Hand: Die Errichtung der Kunstkammer als zentraler Ort der Wissensspeicherung und -produktion des Territoriums diente der Repräsentation und Demonstration von Albrechts fürstlicher Macht.⁸⁸ Es ist jedoch interessant, die Kontexte eines solch gewaltigen Unternehmens etwas genauer zu betrachten.

In den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts befand Albrecht sich in einem sich zuspitzenden Machtkampf mit den bayerischen Landständen.⁸⁹ Während diese in dieser Zeit ihre Kompetenzen gegenüber der Zentralmacht ausbauen konnten, vollzog Albrecht gleichzeitig umfangreiche Verwaltungsreformen, die der Festigung und Schlagkraft eben dieser Zentralmacht dienten. Ein wichtiges Ziel war die Ausschöpfung bestehender und die Erschließung neuer Finanzquellen für

⁸⁵ Vgl. H. Kellenbenz (Anm. 77) S. 91; vgl. auch M. Höfler, Eine Stipendienreise des bayerischen Arztes Lorenz Gryll 1548-1555. Ein Beitrag zur Geschichte des medizinischen Unterrichts, in: *Das Bayerland* 7 (1896), S. 555-612.

⁸⁶ Zum engen Zusammenhang zwischen Reisen und Sammeln vgl. L. Daston, *Factual Sensibility* (Anm. 30) S. 455; K. Arnold (Anm. 13) S. 139; M. A. Meadow (Anm. 19) S. 184.

⁸⁷ Vgl. hierzu Maximilian Lanzinner, Fürst, Räte und Landstände. Die Entstehung der Zentralbehörden in Bayern 1511-1598, Göttingen 1980, S. 39-55, besonders S. 50-52.

⁸⁸ Vgl. hierzu Thomas DaCosta Kaufmann, Remarks on the Collections of Rudolf II: The *Kunstkammer* as a Form of *Representatio*, in: *Art Journal* 38 (1978), S. 22-28.

⁸⁹ Vgl. Heinrich Lutz/Walter Ziegler, Das konfessionelle Zeitalter. Erster Teil: Die Herzöge Wilhelm IV. und Albrecht V., in: Andreas Kraus (Hg.), *Handbuch der Bayerischen Geschichte*, Bd. 2: Das alte Bayern. Der Territorialstaat vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, 2. Aufl. München 1988, S. 324-392, S. 375-379.

den Hof.⁹⁰ Im Zuge der Rationalisierung der Verwaltung wurde 1550 der Hofkammerrat als erste von Herzog und Hofrat unabhängige zentrale Finanzbehörde gegründet. An der bereits zitierten 'Denkschrift', in der die *zum stat verordneten räte* 1557 in ungewöhnlich scharfer Form Albrechts Renommiersucht geißelten, lässt sich ersehen, dass der Kammerrat sich „nicht als bürokratisches Instrument des Fürsten verstand, vielmehr sich der Landschaft und den Standesgenossen gegenüber für den Zustand der Finanzen verpflichtet fühlte.“⁹¹ Neben der Tatsache, dass es den Räten kaum gefallen konnte, wenn Albrecht das Geld der Landstände verprasste, ging es jedoch sicherlich auch in starkem Maße um politische Überlegungen. Denn trotz aller Anerkennung der Bedeutung der Stände für das Staatswesen und Albrechts erkennbaren Bemühungen, sie in die Verwaltung einzubinden, schwelte der Machtkampf zwischen Landständen und fürstlicher Zentralgewalt weiter, und es hat den Anschein, dass hier die Kunstkammer ein Instrument war, mit dem Albrecht zeigen konnte, wie weit seine Macht als Fürst reichte und dass er sich ein Museum leisten konnte, das alles im Reich bisher Bekannte übertraf. Dass die Räte im Interesse der Landstände versuchten, dieser Art von Machtdemonstration entgegenzuwirken, ist kaum überraschend. Das Gegengutachten zu jener 'Denkschrift' verfasste bezeichnenderweise Hans Jakob Fugger, in dem der Herzog einen in dieser Hinsicht vollkommen gleichgesinnten Berater hatte.⁹²

In den Auseinandersetzungen zwischen Fürst und Landständen waren politische und konfessionelle Interessen in hohem Maße miteinander verbunden. Den finanziellen Forderungen des katholischen Herzogs begegneten die überwiegend protestantischen Landstände mit Forderungen nach Freiheit in der Religionsausübung. Auf dem Ingolstädter Landtag 1563 forderte eine radikale Gruppe der Adelsopposition die Freigabe der Augsburger Konfession, was einen Angriff auf die im Augsburger Religionsfrieden bestätigten kirchenpolitischen Herrschaftsrechte des Fürsten bedeutete und einer Forderung nach seiner Unterwerfung unter die Ständemacht gleichkam.⁹³ Daraufhin wurden unter dem Verdacht einer protestantischen Adelsverschwörung eine Reihe von Adelsführern, darunter auch der ehemalige Mitverfasser der 'Denkschrift', Pankraz von Freyberg, festgenommen und angeklagt. Auch wenn alle schließlich gegen Auflagen wieder freigelassen wurden, hatte dieser Prozess doch den Effekt, weitere konfessionspolitische Affronts von Seiten des Adels zu unterbinden.⁹⁴ Die Religionsfrage war im Sinne des Konfessionalisierungsparadigmas⁹⁵ geradezu idealtypisch zum Katalysator für die

⁹⁰ Vgl. H. Lutz/W. Ziegler (Anm. 89) S. 378.

⁹¹ Vgl. M. Lanzinner (Anm. 87) S. 35-38 und 53-55, hier S. 38.

⁹² Vgl. M. Lanzinner (Anm. 87) S. 55, Anm. 136.

⁹³ Vgl. H. Lutz/W. Ziegler (Anm. 89) S. 382.

⁹⁴ Vgl. H. Lutz/W. Ziegler (Anm. 89) S. 382-284.

⁹⁵ Vgl. hierzu grundlegend Wolfgang Reinhard, Zwang zur Konfessionalisierung? Prolegomena zu einer Theorie des konfessionellen Zeitalters, in: Zeitschrift für historische

Auseinandersetzung zwischen Landesherr und Ständen geworden. Von nun an verfolgte Albrecht eine strikt an den Vorgaben des Tridentinums orientierte Kirchenpolitik und war damit der erste Fürst, der die Beschlüsse des Konzils konsequent umsetzte.⁹⁶ In diesem Kontext betrachtet, kann das sammlerische Interesse für Objekte wie etwa die hier in Rede stehenden Mirabilien auch konfessionspolitisch begründet werden: Das Konzil von Trient hatte die Beweisanforderungen für Wunder heraufgesetzt und die Verantwortung für die Abgrenzung der wahren Religion vom Aberglauben, für die Unterscheidung echter Wunder von dämonischen Täuschungen in die Hände der örtlichen Bischöfe gelegt.⁹⁷ Hierfür war diesbezügliches Anschauungsmaterial von erstrangiger Bedeutung.

Wie Sammlungsobjekte zum konfessionspolitischen Argument instrumentalisiert werden konnten, zeigen einige nach der päpstlichen Kalenderreform 1582 – freilich nach Albrechts Tod – in die Kunstkammer gelangte Nüsse, die das Inventar folgendermaßen beschreibt: *etliche Nuß so von ainem baum in ainem Dorff der grundiger gebiett 3. meil von Görz Campologo genant, gewachsen, wellicher Paum jährlich an St. Johannes des Tauffers nacht zumahl gruent, blüeet vnd Nuß tregt, wellicher sonst das ganze Jar dürr bleibt, vnd ist vermerckht worden, Nachdem der neu Calender publicirt, das er nit mehr dem Alten, sonder dem neuen nach, außgeschlagen vnd frucht getragen, wie in ainem beyligenden Missijf weitleüffiger beschriben.*⁹⁸ So konnte anhand eines Ausstellungsobjektes der Nachweis geführt werden, dass auch der Lauf der Natur den Vorgaben des Papstes folgte.

Abschließend möchte ich noch einmal auf die eingangs zitierte ‘Denkschrift’ der bayerischen Räte zurückkommen, in der Kaufleute als verderbliches Vorbild für Albrechts Sammlungsaktivitäten benannt werden. Wie Renate von Busch betont hat, dienten die Fugger’schen Sammlungs- und Patronageaktivitäten der Legitimation ihres unter Jakob Fugger dem Reichen innerhalb relativ kurzer Zeit erworbenen immensen Reichtums, da sie trotz ihrer Nobilitierung im Jahre 1511 und ihren engen Beziehungen zu den bayerischen Herzögen für die alteingesessenen adligen Familien immer Parvenüs blieben.⁹⁹ Wie besorgt der Adel um die Wahrung seiner repräsentativen Privilegien war – und wie offensichtlich erfolgreich die Strategie der Fugger – zeigt ein Brief, den der schwäbische Ritter Wilhelm von Laubenberg

Forschung 10 (1983), S. 257-277; Heinz Schilling, Die Konfessionalisierung im Reich. Religiöser und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland zwischen 1555 und 1620, in: Historische Zeitschrift 246 (1988), S. 1-45.

⁹⁶ Vgl. H. Lutz/W. Ziegler (Anm. 89) S. 387-392.

⁹⁷ Vgl. L. Daston, Marvelous Facts (Anm. 58) S. 271.

⁹⁸ F. 2006.

⁹⁹ Vgl. R. von Busch (Anm. 77) S. 98; vgl. auch Dana Koutná-Karg, Die Ehre der Fugger. Zum Selbstverständnis einer Familie, in: Johannes Burkhardt (Hg.), Augsburger Handlungshäuser im Wandel des historischen Urteils, Berlin 1996, S. 87-106.

1562 an Albrecht schrieb. Darin bot er dem Herzog seine Kunstkammer zum Kauf nach seinem Tode an, um zu verhindern, dass sie in die Hände der Fugger oder anderer Kaufleute falle, *denn es ist ein adenlich hausgerette und nit jedermanns ding*.¹⁰⁰

Mit Blick auf Albrecht können wir beobachten, wie das ursprünglich von Humanisten wie z.B. Conrad Peutinger in Augsburg praktizierte¹⁰¹ enzyklopädische Sammeln, das die Fugger, dem Beispiel der Medici folgend, als Form der gesellschaftlichen Repräsentation gewählt hatten, schließlich im höfischen Kontext zum Mittel der Demonstration fürstlicher Macht wurde. Es sollte jedoch deutlich geworden sein, dass die Bedeutung der Münchner Kunstkammer sich hierin keinesfalls erschöpft, sondern dass sie als Ergebnis der durchaus unterschiedlichen Interessen und Motive Samuel Quicchebergs, Hans Jakob Fuggers und Albrechts V. betrachtet werden muss. Es bleibt eine Aufgabe zukünftiger Forschungen, die Funktionen dieses Museums als Knotenpunkt eng miteinander verzahnter und sich gegenseitig befruchtender wissenschaftlicher und politischer Diskurse einerseits und ökonomischer Entwicklungen andererseits genauer zu beschreiben.

¹⁰⁰ Vgl. R. von Busch (Anm. 77) S. 99.

¹⁰¹ Zur Vorbildfunktion Peutingers vgl. Wolfgang Kuhoff, Augsburgs Handelshäuser und die Antike, in: J. Burkhardt, Augsburgs Handelshäuser (Anm. 99), S. 258-276, S. 259-261.

Kunstkammer und Sammelbild: Ein Medienvergleich

Ulrike Ganz

Kürzlich erhielt der Künstler Daniel Richter von der Berliner Staatsgalerie eine Auszeichnung für ein Diptychon, welches ganz selbstverständlich einen gemeinsamen Nenner von Vogeleiern und Männerköpfen postuliert (Abb. 1). Das Werk konfrontiert den ratlosen Betrachter auf diese Weise mit den normativen Klassifikationskriterien der Moderne, wie sie seit Linné, Buffon und den großen Enzyklopädiern des 18. Jahrhunderts unser Denken geprägt haben.

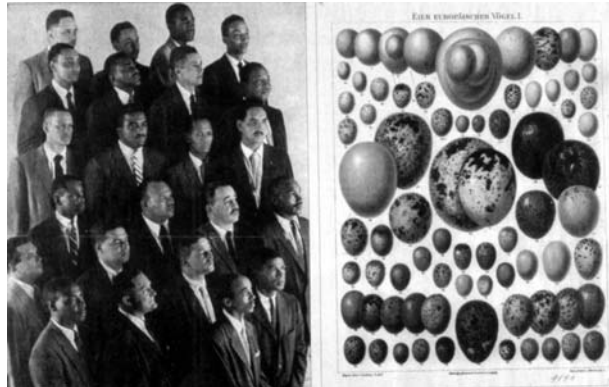


Abb. 1: Daniel Richter, Diptychon

Ein in unsere Zeit versetzter historischer Betrachter der Frühen Neuzeit wäre Richters Diptychon vermutlich weniger orientierungslos gegenübergestanden. Denn im 16. Jahrhundert hätte man die Zusammenstellung wahrscheinlich als sinnvolle Ordnung angesehen: An der Ähnlichkeit zwischen Schädeln und Eiern, so hätte man wohl argumentiert, werde deutlich, dass Gott den Reichtum seiner Schöpfung durch verborgene Analogien gegliedert und auf diese Weise übersicht-

lich gehalten habe. Vermittels dieses Netzwerks an Ähnlichkeiten sei auch dem Mikrokosmos Mensch seine Position im Makrokosmos zugewiesen.¹

„Westliche Kategoriensysteme der Frühen Neuzeit unterscheiden sich von unseren heutigen so sehr, daß es zu ihrem Verständnis eines anthropologischen Ansatzes bedarf, wie Michel Foucault ihn in den sechziger Jahren entwickelt hat.“² Im Folgenden soll diesen dem heutigen Denken so fremd gewordenen Ordnungsvorstellungen der Frühen Neuzeit nachgegangen werden.

Greifbar werden sie etwa im Sammlungstyp der sog. Kunst- und Wunderkammer, der vom 16. bis ins 18. Jahrhundert hinein das Sammlungswesen bestimmte. Die Kunst- und Wunderkammern der Frühen Neuzeit waren Sammlungs- und Forschungsstätte, Studierzimmer und Laboratorium in einem zusammenhängenden Raumkomplex. Gemäß der das 16. Jahrhundert bestimmenden Hermeneutik der Ähnlichkeit repräsentierten die hier versammelten Artificialia, Naturalia und Scientifica den utopischen Anspruch, den gesamten Makrokosmos in den Grenzen des Museums mikrokosmisch nachzustellen:³

Deutlich werden die Ordnungsvorstellungen der Frühen Neuzeit aber auch an einem anderen Sammlungstyp, der gleichzeitig mit den Kunst- und Wunderkammern um 1550 entsteht, und in dem auch das Diptychon Richters seine Wurzeln hat. Gemeint ist die gemalte enzyklopädische Schautafel, die sich im Zeitalter der Gattungsdifferenz in einer Fülle neuer Formen manifestiert: Man denke etwa an Bilder wie Pieter Bruegels d.Ä. niederländische Sprichwörter, in welchen der Künstler an die hundert Spruchgutweisheiten seiner Zeit zusammenstellt, an die unzählige Spezies vereinigenden Blumenstillleben seines Sohnes Jan, man denke an die zahlreichen Arche Noah-Schilderungen, die eine repräsentative Auswahl ‘aller’ Tierarten aufführen, an die Marktstillleben Aertsens mit ihren vielen verschiedenen Gemüsesorten und an viele andere Gattungen mehr, die eine enzyklopädisch zu nennende Fülle bestimmter Gegenstände zur Darstellung bringen.⁴

¹ Zu der das 16. Jahrhundert charakterisierenden Hermeneutik der Ähnlichkeit siehe Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a.M. 1991 (1. Aufl. 1974).

² Pieter Burke, *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft*, Berlin 2002, S. 102.

³ Zwar ist es schwierig, sämtliche Sammlungsvarianten der Frühen Neuzeit über den Kamm der ‘Kunst- und Wunderkammer’ zu scheren, doch lassen sich in Bezug auf den enzyklopädisch-utopischen Anspruch der Sammlungen Tendenzen verallgemeinern. Dies wird schon an den Titeln verschiedener jüngerer Publikationen deutlich: ‘Macrocosmos in Microcosmo: Die Welt in der Stube’; ‘De Wereld binnen handbereik’; ‘A world of wonders in one Closet Shut’, etc. (Siehe Anmerkungen 5 und 27).

⁴ Die Gattung Sammelbild in ihren verschiedenen erwähnten Ausprägungen ist primär ein niederländisches Phänomen. Vgl. dazu meine Dissertation mit dem Titel ‘Neugier und

Die Fragestellung dieses Aufsatzes zielt auf einen Strukturvergleich zwischen den beiden gleichzeitig entstehenden Sammlungstypen Kunst- und Wunderkammer bzw. Sammelbild. Gefragt werden soll, ob es Gemeinsamkeiten in Bezug auf Auswahl und Ordnungsform der Sammlungen gibt. Dabei gehe ich davon aus, dass Kunst- und Wunderkammer bzw. Sammelbild Produkte einer kulturellen Aufwertung der Sichtbarkeit sind. Wie die ersten botanischen Gärten und anatomischen Theater, verdanken sie ihre Entstehung einer Umsetzung des Wissens von einem diskursiven zu einem visuellen Schauplatz, der in komplexem Bezug zur Neugierde der Zeit steht. Daher, so meine These, muss sich diese gewandelte Neugierde an der Struktur von Sammelbild und Wunderkammer dingfest machen lassen: Es soll versuchsweise gezeigt werden, inwiefern derselbe neugierige Blick in der Rezeptionsstruktur der Sammelbilder angelegt ist, welcher auch die Auswahl und Ordnung der Gegenstände in den Wunderkammern bestimmte.

1. Wunderkammer und Sammelbild als Produkte der frühneuzeitlichen Neugierde

Beginnen wir mit dem historischen Entstehungshorizont in der frühneuzeitlichen Neugierde. Hans Blumenberg und andere Autoren haben beschrieben, wie aus der mittelalterlichen Einstufung der Neugierde als frevelhaftes Vordringen zu von Gott Vorbehaltenem in der frühen Neuzeit eine positive Einschätzung wurde, die von theologischen Grenzsetzungen befreit war.⁵ Die Aufwertung der Neugierde führte zur Öffnung des geschlossenen mittelalterlichen Weltbildes in ein unendliches Universum. In Astronomie, Geographie und Anatomie überschritt die Neugierde Grenzen zu makro- und mikrokosmischen Bereichen, zu dem, was innerweltlich unsichtbar gewesen war. Diese Grenzüberschreitung⁶ blieb nicht ohne Auswirkung auf die europäische Kultur. Täglich wurden die Häfen der großen Städte mit neuen fremdartigen Waren aus der 'Neuen Welt' überschwemmt, sichtbaren Belegen des entgrenzten Kosmos, die nicht mehr mit den herkömmli-

Sammelbild: Das enzyklopädische Prinzip in der niederländischen Malerei ca. 1550-1650“ (erscheint voraussichtlich 2003).

⁵ Siehe Hans Blumenberg, *Die Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1996, 3. Teil: „Der Prozeß der theoretischen Neugierde“, S. 263-510; ferner Barbara Benedict, *Curiosity. A Cultural History of modern Inquiry*, Chicago/London 2001; Jean Céard (Hg.), *La Curiosité à la Renaissance*, Paris 1986; Lorraine Daston, *Neugierde als Empfindung und Epistemologie in der frühmodernen Wissenschaft*, in: Andreas Grote (Hg.), *Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450-1800*, Opladen 1994, S. 35-59; Lorraine Daston/Katherine Park, *Wonders and the Order of Nature 1150-1750*, New York 1998.

⁶ B. Benedict (Anm. 5) definiert Grenzüberschreitung als das Hauptcharakteristikum der frühneuzeitlichen Neugierde.

chen Modellen zu klassifizieren waren. Vor diesem Hintergrund lassen sich die gemalten und die begehbaren Sammlungen als Versuch bewerten, das ständig anwachsende Wissen von der Welt in eine sichtbare Synthese zu bringen.⁷

Verschiedene Untersuchungen haben darauf aufmerksam gemacht, dass der frühneuzeitlichen *Curiositas* ästhetische Strukturmerkmale eigneten. Lorraine Daston und Katherine Park charakterisieren sie als eine Art unersättlich-gieriges Konsumverhalten, das sich höchst selektiv auf Gegenstände richtete, die „winzig, kleinteilig, verschlüsselt, selten, künstlich, rätselhaft oder verborgen“ waren, und die sich durch „Fülle, Verschiedenheit und feine Handwerkskunst“ auszeichneten.⁸ Zu vergleichbaren Ergebnissen kommt die Untersuchung des semantischen Begriffsfeldes der frühneuzeitlichen *Curiositas* durch Jean Céard und andere.⁹

2. Sammelbilder

Untersuchen wir zunächst, wie neugieriges Sehen die Rezeptionsstruktur eines enzyklopädischen Kompendiums von Pieter Bruegel d.Ä. konstruiert: des „Sprichwörterbildes“ von 1559,¹⁰ in welchem der Künstler an die hundert Sprichgutweisheiten seiner Zeit visualisiert¹¹ (Abb. 2).

Ganz im Sinne der ‘kuriösen’ Vorliebe für Fülle, Verschiedenheit, und miniaturhafte Kleinteiligkeit, schweift das Auge in Bruegels „Sprichwörterbild“ neugierig und orientierungslos von einer Information zur anderen, denn eindeutige Protagonisten fehlen, die Figuren sind gleichmäßig über die Bildfläche gestreut und alle zu gleichwertigen Blickfängern der Augenlust nivelliert. Die Bildstruktur ist

⁷ So zumindest für die begehbaren Sammlungen: Paula Findlen, *Possessing Nature. Museums, Collecting and Scientific Culture in Early Modern Italy*, Berkeley/Los Angeles/London 1994; Adalgisa Lugli, *Naturalia e Mirabilia. Il collezionismo enciclopedico nelle Wunderkammern d'Europa*, Mailand 1983; Oliver Impey/Arthur Macgregor (Hg.), *The Origins of Museums. The Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, Oxford 1985; Krzysztof Pomian, *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin 1998; P. Burke (Anm. 2).

⁸ L. Daston (Anm. 5) S. 35-59; L. Daston/K. Park (Anm. 5).

⁹ J. Céard (Anm. 5).

¹⁰ 1559, Öl/Holz, 117 x 163 cm, Berlin, Staatl. Museen, Gemäldegalerie.

¹¹ Die Literatur zu Bruegels Sprichwörterbild ist immens, doch lässt sich die aktuelle Diskussion über wenige Titel erschließen: Wilhelm Fraenger, *Der Bauernbruegel und das deutsche Sprichwort*, München/Leipzig 1923; Jan Grauls, *De spreekwoorden van Pieter Bruegel den Oude verklaard*, Antwerpen 1938; David Kunzle, *Bruegel's Proverb Painting and the World Upside Down*, in: *Art Bulletin* 59 (1977), S. 197-202; Mark Meadow, *On the structure of knowledge in Bruegels Netherlandish Proverbs*, in: *Volkskundig Bulletin* 2 (1992), S. 141-169. Mit Ausnahme der Analyse von Meadow, auf die weiter unten eingegangen wird, ist das Sprichwörterbild bisher nicht auf seine Ordnung und Rezeptionsstruktur hin untersucht worden.



Abb. 2: Pieter Bruegel d.Ä., sog. „Sprichwörterbild“, 1559, Öl/Holz, 117 x 163 cm, Berlin, Staatl. Museen, Gemäldegalerie

abgestimmt auf die zeittypische kuriose Vorliebe für das Winzige und Verborgene. Der Betrachter muss näher treten, um zu entdecken, wo sich in der Fülle des Dargestellten eine potentielle Schlüsselszene verbergen könnte: Da gehen aus unterschiedlichen Ständen stammende Bewohner eines Dorfes seltsamen, eigenbrötlerischen Tätigkeiten nach: Einer rennt zum Beispiel mit dem Kopf gegen eine Wand, ein anderer trägt Licht in einem Eimer herum, ein Dritter gähnt in einen Backofen. Das Bild entwirft also ein Rätsel bezüglich seines Inhaltes.

Sprichwörter galten im 16. Jahrhundert als Kuriositäten, was ihre Zusammenstellung in einer Fülle von Sammlungen rechtfertigte. Als formelhaftem Speicher alter Volksweisheit kam ihnen ein ähnlicher historischer Stellenwert zu, wie etwa Münzen und Medaillen in den Kunstkammern.¹² Ihrer mündlichen Überlieferung wegen erinnerten sie zugleich auch an die Naturwüchsigkeit der Naturalia. Bruegels „Sprichwörterbild“ könnte man dabei als kuriose Steigerung einer solchen schriftlichen Sprichwörter-Kuriositätenammlung ansehen. Denn durch die Übersetzung eines schriftlichen Sprichwörterkompandiums ins Medium des Bildes kommt es zur Verfremdung bzw. Verrätselung des Inhaltes: Erstarrte Sprachbilder sind hier in ihre ursprüngliche Sichtbarkeit rückübersetzt, bzw. sog. kalte in heiße Metaphern überführt. Mit der Unterscheidung zwischen kalten und heißen Metaphern hat Ricoeur deutlich gemacht, dass in der Sprache bildhafte Wendungen existieren, die den Reiz einer Metapher verloren haben (d.h. kalte Metaphern sind). So denkt etwa beim Wort ‘Tischbein’ niemand mehr an eine Platte mit menschlichen Beinen. In der bildlichen Darstellung dieses Begriffes aber entstünde ein kurioser Verfremdungseffekt. Zu eben einer solchen Verfremdung kommt es in Bruegels Bild. Verfremdung des Gewöhnlichen war ein ästhetisches Ideal, das auch in den Sammlungen der Kunstkammern eine Rolle spielte. Hier sammelte man mit Vorliebe kunstvoll überarbeitete und also verfremdete Naturgegenstände, welche sich der klassischen Einteilung in Natur o d e r Kunst widersetzten (z.B. Nautiluspokale etc.).¹³ Auch Bruegels Kompandien wurde von Zeitgenossen nachgesagt, dass sie „mehr Natur als Kunst“ seien, denn in ihnen „erkenne man immer mehr als gemalt“ sei.¹⁴

Hat der Betrachter von Bruegels „Sprichwörterbild“ erst einmal verstanden, dass er einem visualisierten Sprachbild gegenübersteht, kann er grundsätzlich zwei

¹² M. Meadow (Anm. 11).

¹³ Dazu Hans Holländer, Denkwürdigkeiten der Welt oder sog. Relationes Curiosae. Über Kunst und Wunderkammern, in: Karin Orchard/Jörg Zimmermann (Hg.), Die Erfindung der Natur. Max Ernst, Paul Klee, Wols und das surreale Universum, Hannover 1994, S. 34-52, S. 36.

¹⁴ Siehe dazu Tanja Michalsky, Imitation und Imagination. Die Landschaft Pieter Bruegels d.Ä. im Blick der Humanisten, in: Werner Lauffhütte (Hg.), Künste und Natur in Diskursen der Frühen Neuzeit, Wiesbaden 2000, S. 383-405.

Perspektiven einnehmen: Zum einen kann er sich auf die Dechiffrierung der Sprichwörter konzentrieren. In dieser Perspektive überführt er die heißen Metaphern wieder in die Schriftlichkeit kalter Metaphern, und das Bild zerfällt in eine Ansammlung von Einzelsätzen. Andererseits kann der Betrachter sein Augenmerk aber auch auf das Dorf richten, in das die heißen Metaphern als Gemeinschaft eingebettet sind: auf der Bildebene der heißen Metaphern kann er Zusammenhänge zwischen den visualisierten Sprichwörtern erkennen. Dabei kann er die Überfülle der Einzelszenen dadurch ordnen und verknüpfen, dass er auf ein Netz von motivischen **Ähnlichkeiten** aufmerksam wird.

So kann er etwa am rechten Bildrand eine auffällige Massierung von Globen bemerken, welche eine Zusammengehörigkeit von Sprichwörtern rund um das Thema Welt nahe legt. In bildübergreifender Klammer reicht diese Motivgruppe vom rechten Bildrand bis zum globenförmigen Wirtshausschild am linken Bildrand herüber.¹⁵ Letzteres ist ein Beispiel dafür, wie mehrere kalte Metaphern in einem einzigen Bildelement verschränkt sein können: denn der Globus visualisiert einerseits das Diktum „die Welt ist verkehrt“, andererseits verrichtet aus dem Obergeschoss des Wirtshauses ein Narr seine Notdurft auf die Weltkugel herunter und veranschaulicht so das Diktum „er schießt auf die Welt“.¹⁶

Zugleich tritt der schießende Narr in ein visuelles, auf Ähnlichkeit gestütztes Syntagma mit einem anderen Cluster von Sprichwörtern ein, die um das Thema Verdauung kreisen: Wenn der Blick des Betrachters um das Haus zum nächsten Fenster kreist, trifft er dort auf das Sprichwort „er pißt auf den Mond“ bzw. in diagonaler Verlängerung auf „zwei schießen durch ein Loch“.¹⁷ Weitere Beispiele solcher auf visuelle Analogien gestützter, untereinander verschränkter Motivgruppen ließen sich anführen.

Der Prozess der Entgrenzung und Verfremdung der Sprichwörter, den ich hier beschrieben habe, wird in Bruegels Bild jedoch noch einmal einen Schritt weitergetrieben: Das Sprichwörterbild vermischt die visualisierten Sprachbilder dergestalt mit dem ebenfalls bildhaften Kontext ihrer Einbettung, dass das neugierige Auge nie weiß, ob ein entdeckter visueller Ähnlichkeitsbezug auch auf der sprachlichen Ebene eine Gruppe von Sprichwörtern zusammenschließt. Denn nicht alle Szenen, in denen z.B. das Attribut Globus sichtbar ist, kreisen auch in der Verbalform um das Thema 'Welt' (z.B. er klebt seinem Herrn einen Bart an). Weil Bruegel einen Paragone zwischen zwei verschiedenen Arten von Bildern inszeniert, lässt sich das Rätsel im eigentlichen Sinne nicht auflösen. Die bildhaft ver-

¹⁵ M. Meadow (Anm. 11).

¹⁶ M. Meadow (Anm. 11).

¹⁷ Diese Analogien bemerkt schon M. Meadow (Anm. 11), doch kommt seine Analyse nicht über das hinaus, was ich 'Motivgruppen kalter Metaphern' nenne.

lebendigen (heißen) Metaphern lassen sich nicht aus dem Kontext ihrer ebenfalls bildhaften Einbettung heraustrennen. Ein Beispiel: Überall im Dorf befinden sich Schweine, die sich frei zwischen den Sprichwörtern hin- und herzubewegen scheinen. Der Betrachter kann sie daher sowohl dem Dorfkontext wie verschiedenen Sprichwörtern zuordnen: sowohl dem Diktum „Rosen vor die Säue streuen“, wie „er schert Schweine“ und vielen anderen mehr. Die Grenzen zwischen den Sprichwörtern werden also durch Visualisierung projektiv geöffnet zu einer Erzählung simultaner Aktionen eines – zweifellos skurrilen – aber dennoch als solches verständlichen Dorflebens. Bruegels Gemälde lässt sich daher nicht nur als Ordnung kalter Metaphern nach visuellen Motivgruppen verstehen, sondern auch als Erzählung eines dynamischen Geschehens, dessen Einzelszenen (heiße Metaphern) verknüpfbar sind.

Doch sehen wir uns eine andere gemalte Sammlung an, die den Vergleich mit dem Sammlungstyp Wunderkammer unmittelbarer herausfordert. Im Jahr 1605 schuf Pieter Bruegels Sohn Jan den sog. „Mailänder Blumenstrauß“¹⁸ für den Mailänder Kardinal Federigo Borromeo (1564-1631) (Abb. 3). Das Bild muss für Zeitgenossen eine ungeheure Kuriosität dargestellt haben: denn Bruegels füllhornartiger Strauß war ohne Vorbilder. Seine florale Enzyklopädie war ganz auf die Bedürfnisse des neugierigen Auges abgestimmt: auf die kuriosen Ideale Fülle, Verschiedenheit, Miniaturhaftigkeit, Feinheit der Ausführung und auf eine kunstvoll verfremdete Natürlichkeit. Angesichts der winzigen Blütenfülle muss der Betrachter auch hier näher treten, um mit kennerschaftlichem Blick ca. hundert verschiedene Blumensorten zu entdecken. Dabei macht der Maler Abstriche von der Raumlogik seines Blumengebindes, um dem neugierigen Auge totale Sichtbarkeit zu ermöglichen. Er vermeidet Überschneidungen zwischen den Blüten und überführt den Strauß in die Fläche einer Bestimmungstafel, welche den Anschein erweckt, die unsichtbaren Stängel der Blumen seien nicht in der winzigen Vase verankert, sondern durch die Leinwand gesteckt. Vom dunklen Grund umgeben, wird jedes einzelne leuchtende Blumenwunder zum gerahmten Porträt auf einer imaginären Galeriewand. Wie in Bruegels „Sprichwörterbild“ isoliert sich jeder

¹⁸ 1606, Öl/Kupfer, 65 x 45 cm, Mailand, Pinacoteca Ambrosiana. Vgl. dazu Klaus Ertz, Jan Brueghel der Ältere (1568-1625). Die Gemälde mit kritischem Oeuvrekatalog, Köln 1979, hier Nr. 143; Klaus Ertz (Hg.), Pieter Breughel der Jüngere – Jan Brueghel der Ältere. Flämische Malerei um 1600 zwischen Tradition und Fortschritt, Essen 1997, Beatrijs Brenninkmeyer-de Rooij, Zeltzame bloemen, „Fatta tutti del naturel“ door Jan Bruegel I., in: Oud Holland 104 (1990), S. 218-248; Barbara Welzel, Kunstvoll inszenierte Natürlichkeit. Anmerkungen zu den Blumenstilleben Jan Brueghels d.Ä., in: Werner Laufhütte (Hg.), Künste und Natur in Diskursen der Frühen Neuzeit, Wiesbaden 2000.



Abb. 3: Jan Bruegel d.Ä., sog. „Mailänder Blumenstrauß“, 1606, Öl/Kupfer, 65 x 45 cm, Mailand, Pinacoteca Ambrosiana

Sammlungsbestandteil gegen den anderen und bindet das neugierige Auge auf diese Weise an sich. Und wie im Sprichwörterbild kann auch der Betrachter des Blumenstilllebens die Informationsüberfülle dadurch ordnen, dass er in der Anordnung der Blüten auf visuelle Ähnlichkeiten aufmerksam wird. Nicht nur rahmen größere, rottonige Blüten radförmig die kleinen weißlichen Blüten in der Mitte. Vielmehr sind auch farbliche und formale Symmetrien in der Anordnung der Blumengaleriewand versteckt.

Kostbare Blumen waren begehrte Sammelobjekte, die wie teure Luxusgüter gehandelt wurden. Die Forschung hat oft darauf hingewiesen, dass die enzyklopädischen Blumenstillleben nicht ohne die ersten botanischen Gärten in ihrer Eigen-

schaft als Freiluftäquivalente der Kunstkammern entstanden wären.¹⁹ Dabei entsprachen die Gärten den Kunstkammern in ihren Ordnungsmodellen. So war etwa der botanische Garten in Leiden (gegründet 1593) nach dem kosmologischen Prinzip der vier Elemente, der vier Kontinente und vier Windrichtungen untergliedert.²⁰ Auch die Höfe besaßen vergleichbare Gartensammlungen und repräsentierten diese in Florilegien.²¹ Sowohl Pflanzen wie Bilder von Blumen gehörten zum diplomatischen zwischenhöfischen Geschenkverkehr.²² Bruegels gemalte Sammlung war also einer höfischen Kunstkammer würdig und spiegelt wohl „in unmittelbarer Warenäquivalenz die immense Wertschätzung ihres Gegenstandes.“²³ Es ist zudem wahrscheinlich, dass Bruegels gemalte eine reale Blumen-sammlung vertreten sollte. Dass Bilder eine solche Ersatzfunktion für fehlende Sammlungsstücke innehaben konnten, wird aus vielen Kunstkammerinventaren deutlich.²⁴ Jan Bruegel selbst gibt in einem Brief an seinen Auftraggeber Borromeo vor, die einzelnen Blüten an verschiedenen Orten nach der Natur gemalt zu haben. Um all die hier versammelten floralen Kuriositäten sehen zu können, hätte der Kardinal weit reisen müssen.²⁵ So erinnert die Darstellung Bruegels an den Gemeinplatz vieler Traktate über das Sammlungswesen, dass nämlich eine Sammlung eine gefährliche Reise ersetzen könne (vgl. z.B. Ole Worm oder Olearius).²⁶ Im gleichen Sinne wurden Kunstkammern in den Niederlanden gelegentlich als „gekoprimeerde Wereld“ bezeichnet.²⁷

Vor diesem Bewertungshorizont liegt es nahe, Bruegels gemalte Blumen-sammlung als eine Art 'komprimierte Welt' bzw. 'Miniaturwunderkammer' zu bezeichnen. Denn unter die Naturalia seiner floralen Enzyklopädie platziert Bruegel Exotica (Muscheln), Artificialia bzw. Antiken (Münzen) und Wunder techni-

¹⁹ Siehe zuletzt Markus Paulussen, Jan Bruegel. Weltlandschaft und enzyklopädisches Stilleben, Aachen 1997.

²⁰ Eric Jorink, Wetenschap en wereldbeeld in de Gouden Eeuw, Hilversum 1999.

²¹ B. Welzel, Kunstvoll inszenierte Natürlichkeit (Anm. 18); Th. Fusenig/P. Mecklenbrauck/E. Schwinzer: Gärten und Höfe der Rubenszeit im Spiegel der Malerfamilie Brueghel und der Künstler um Pieter Paul Rubens, München 2001.

²² B. Welzel, Kunstvoll inszenierte Natürlichkeit (Anm. 18).

²³ B. Welzel, Kunstvoll inszenierte Natürlichkeit (Anm. 18).

²⁴ Nils Büttner, Die Erfindung der Landschaft. Kosmographie und Landschaftskunst im Zeitalter Brueghels, Göttingen 2000, S. 148.

²⁵ Eberhard König/Christiane Schön, Stilleben, Berlin 1996, S. 112.

²⁶ Ole Worm, Museum Wormianum, seu Historia rerum rariorum, adornata ab Olao Wormio, med. doct. [...] Variis et accuratis Iconibus illustrata, Lugdunum Batavorum 1655; Adam Olearius, Gottorfische Kunstkamer/ worinnen Allerhand ungemeyne Sachen/ so theils die Natur/ theils künstliche Hände hervorgebracht und bereitet, 1674.

²⁷ Roelof van Gelder, De Wereld binnen handbereik: Nederlandse Kunst – en rariteitenverzamelingen, 1585-1735, in: Elinoor Bergvelt/Renee Kistenmaker (Hg.), De wereld binnen handbereik: Nederlandse Kunst- en rariteitenverzamelingen, 1585-1735, Amsterdam 1992, S. 15-38, S. 30.

schers Handwerkskunst (die Brosche). Dabei komprimiert die Bruegel'sche Sammlung nicht nur den Raum, indem sie das Reisen erspart, sondern auch die Zeit. Denn bei seiner kennerschaftlichen Betrachtung entdeckt das neugierige Auge, dass die dargestellten Blumen in der Natur nicht gleichzeitig blühen. „Die zeitliche Begrenztheit, der die natürlichen Blumen unterliegen, weil sie immer wieder vergehen, ist im Blumenstillleben aufgehoben. So imaginiert das Gemälde letztlich den im Sündenfall verlorenen ewigen Frühling des Paradieses. Die Künstlichkeit des gemalten Arrangements übertrifft die Wirklichkeit, die des Paradieses verlustig gegangen ist.“²⁸ Auch darin ließe sich nun eine Parallele zu einem Topos der Sammlungstraktatliteratur ziehen: zu der utopischen Vorstellung, mit Hilfe einer Sammlung das verlorene Urwissen Adams wiederzugewinnen (so z.B. bei Johann Daniel Major, *Bedencken von Kunst- und Naturalienkammern*, 1674).²⁹

In seiner Überzeitlichkeit verdichtet Bruegels Blumenstrauß den floralen Makrokosmos in den Mikrokosmos einer Vase. Es ist daher anzunehmen, dass die unterschiedlichen Blühzeiten der Blumen eine kosmologische Ordnung zum Ausdruck bringen sollen, wie sie ja auch die Gliederung botanischer Gärten bestimmte. Vielleicht ist es in diesem Sinne kein Zufall, dass sich die Blumen mit dem Element Erde, die Muschel mit dem Wasser, das Schmuckstück mit dem Feuer und die vielen in den Blüten verborgenen Schmetterlinge mit der Luft in Verbindung bringen lassen.³⁰

Bevor ich zum Vergleich zwischen Sammelbild und Kunstkammer übergehe, soll noch eine Sammelbildgattung wenigstens kurz erwähnt werden, in der es um das Verhältnis von begehren Sammlungen und neugieriger Blicklenkung geht. Gemeint sind die Galeriebilder in ihrer Eigenschaft als enzyklopädische Idealsammlungen.³¹

²⁸ B. Welzel, *Kunstvoll inszenierte Natürlichkeit* (Anm. 18) S. 555, unter Berufung auf John Prest, *The Garden of Eden. The Botanic Garden and the Re-Creation of Paradise*, New Haven/London 1981.

²⁹ Siehe dazu Horst Bredekamp, *Antikensehnsucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kunstkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte*, Berlin 1993, S. 44.

³⁰ Diese Deutung wird gestärkt durch ein anderes Blumenstillleben des Künstlers, bei welchem die Blumenvase mit Personifikationen der Elemente verziert ist. Siehe Ekkehard Mai/Hans Vlieghe (Hg.), *Von Bruegel bis Rubens. Das goldene Jahrhundert der flämischen Malerei*, Köln 1992; S. 466, Nr. 95.1.

³¹ Zur Gattung Galeriebild vgl. vor allem J. Denucé, *De Antwerpsche „Konstkammer“*. *Inventarissen van kunstverzamelingen te Antwerpen in de 16. en 17e eeuwen*, Antwerpen/Den Haag 1932; Marianne Speth-Holterhoff, *Les peintres flamands de Cabinets d'amateurs au XVIIe siècle*, Brüssel 1957; Matthias Winner, *Die Quellen der gemalten Pictura-Allegorien in gemalten Bildergalerien des 17. Jahrhunderts zu Antwerpen*, Köln 1957; Zirka Zaremba Filipczak, *Picturing Art in Antwerp 1550-1700*, Princeton 1987; Ursula Härting, *Frans Francken der Jüngere. Die Gemälde mit kritischem Oeuvrekatalog*, Freren 1989; Ekkehard Mai, *Pictura in der „Constkamer“ – Antwerpens Malerei im*

Eine solche fiktive Kunstkammer, welche ganz auf die humanistischen Ideale der Fülle und Verschiedenheit abgestimmt ist, schufen zum Beispiel Jan Bruegel und Pieter Paul Rubens im Jahr 1618³² (Abb. 4). Hier findet der Betrachter sich einem wahrhaft enzyklopädischen Mikrokosmos staunenswerter und kostbarster Kuriositäten – Artificialia, Scientifica und Naturalia – gegenüber, die ein neugieriger Besucher in seinem Entdeckerfieber teilweise aus ihren Ordnungen gerissen und anschließend achtlos weggeworfen hat. Möglicherweise war dieser Unordnungsstifter die Göttin Juno Optica,³³ die Personifikation des Sehsinnes also, die inmitten einer weitgehend authentisch geschilderten, erzherzoglichen Kunstkammer³⁴ melancholisch an einem Tisch zusammengesunken ist. Selbst ein geflügelter Putto, welcher der Göttin ein Bildchen entgegenhält, das eine Heilung vom ‘Nicht-Sehen-Können’ zum Thema hat, vermag ihre Neugierde nicht mehr zu entzünden. Während viele Gemälde und Geräte in der Umgebung der Göttin auf die Kunst des Sehens anspielen, wird dem Betrachter ob der traurigen Juno ein Bild zur Mahnung, das in Form einer Supraporte unmittelbar über dieser hängt.³⁵ hier muss sich Psyche vor Venus dafür rechtfertigen, dass sie ihre Neugierde nicht zurückhalten konnte und verbotenerweise in ein Gefäß schaute, das die Schönheit der Proserpina enthielt.

Spiegel von Bild und Theorie, in: E. Mai/H. Vlieghe (Anm. 30), S. 39-53; Barbara Welzel, Neuerwerbungen in höfischen Galerien: Ereignis und Repräsentation. Anmerkungen zu den Galeriebildern von David Teniers d.J., in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 24 (1997), S. 179 ff.; Barbara Welzel, Galerien und Kunstkabinette als Ort des Gesprächs, in: Wolfgang Adam (Hg.), Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter, Wiesbaden 1997, S. 495ff.; Victor Stoichita, Das selbstbewußte Bild. Vom Ursprung der Metamalerei, München 1998.

³² 1618, Öl/Holz, 65 x 109 cm, Madrid, Prado. Das Gemälde ist Teil eines fünf Bilder umfassenden Zyklus über die fünf menschlichen Sinne, vgl. dazu K. Ertz, Jan Brueghel der Ältere (Anm. 18) Nr. 328-313.

³³ Justus Müller Hofstede, Non Saturatur Oculus Visu – Zur Allegorie des Gesichts von Peter Paul Rubens und Jan Bruegel d.Ä., in: Justus Müller Hofstede/H. Vekeman (Hg.), Wort und Bild in der niederländischen Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts, Erfstadt 1984, S. 243-298. Zur Allegorie des Sehens auch K. Ertz, Jan Brueghel der Ältere (Anm. 18) S. 328ff.; Z. Z. Filipczak (Anm. 31).

³⁴ Überall im Gemälde finden sich Hinweise auf die Habsburger: Unmittelbar vor dem Kabinettschrank ganz links im Bild steht ein Halbfiguren-Doppelbildnis der Erzherzöge Albrecht und Isabella. Die Aussicht der Galerie gibt den Blick auf die erzherzogliche Residenz in Brüssel frei, während der Kronleuchter mit dem kaiserlich-habsburgischen Doppeladler verziert ist. Siehe V. Stoichita (Anm. 31) S. 151.

³⁵ Es handelt sich um eine niederländische Kopie nach Tizian. V. Stoichita (Anm. 31) S. 150.



Abb. 4: Jan Bruegel d.Ä., Pieter Paul Rubens, sog. „Allegorie des Gesichts“, 1618, Öl/Holz, 65 x 109 cm, Madrid, Prado

Bruegels und Rubens' Allegorie des Sehens hat aber nicht nur das neugierige Sehen zum Thema, sie erzeugt auch neugieriges Sehen³⁶ und die Lust zu entdecken. Wie schon Pieter Bruegels „Sprichwörterbild“ entwirft sie ein Bilderrätsel. Denn überall sind Gemälde dergestalt aneinander gelehnt, dass sie sich gegenseitig verdecken und nur noch ausschnitthaft erkennen lassen. So wird der Betrachter dazu angeregt, Themen und Maler der verborgenen berühmten Kunstzitate zu entschlüsseln (z.B. eine Cäcilie von Raffael, ein Küchenstück von Aertsen, ein Bacchanal von Rubens etc.).³⁷ Wie im „Sprichwörterbild“ sind die Zitate dabei so angeordnet, dass der neugierige Blick Grenzen zwischen ihnen überschreiten kann. Denn die Staffelung der Gemälde bedingt, dass sich optische Täuschungen darüber ergeben, welche Bilder 'Figur' und welche 'Grund' sind. Schräg hinter Juno optica zum Beispiel lehnt ein 'Blindensturz' in der Art des älteren Bruegel dergestalt vor einem Landschaftsgemälde gleicher Farbstimmung, dass die Konturen des nach rechts abfallenden Hügels im hinteren Bild nahtlos in das Gefälle des Hügels im 'Blindensturz' übergehen, ja selbst das Schlaglicht, das den Hügel im hinteren Bild trifft, leuchtet bis in das vordere hinein. Eine vergleichbare Seherfahrung kann der Betrachter auch an den Gemälden am rechten Bildrand machen. Bei einer 'Madonna im Blumenkranz' beginnt das Spiel mit den Rahmengrenzen schon im Gemälde selbst, setzt sich aber bis in ein hochrechteckiges Bild fort, das an der Rückwand der Blumenkranzmadonna lehnt: der Anschein wird erweckt, ein Engel beuge sich aus diesem Bild heraus, um die Madonna im Bild davor mit einem Spruchband zu besingen.

Das Spiel mit diesen Ähnlichkeiten bzw. Ambivalenzen in der Anordnung der Gegenstände wird noch einen Schritt bis in den Kontext der Ausstellung weitergetrieben: So wurde zum Beispiel ein Erdglobus so im Raum abgestellt, dass er teilweise den Grund eines Gemäldes verdeckt, welches eine Auferstehung Christi zeigt. Die Zusammenstellung beider Gegenstände bildet so eine Binnenallegorie des siegreichen Christus, der sich über die Welt erhebt.

Dass diese Grenzüberschreitungen für das neugierige Auge nicht nur von mir in das Gemälde hineingesehen sind, wird an einem späten Galeriebild von 1666 deutlich (Abb. 5). In diesem enzyklopädischen Gemeinschaftswerk von zwölf Künstlern der Antwerpener St. Lukasgilde,³⁸ einer tragbaren Originalsammlung also, zeigen nicht nur gleich mehrere Bilder auf der Galeriewand Themen, die um

³⁶ Zur Neugierde als einer wechselseitigen Beziehung zwischen Gegenstand und Betrachter in der Frühen Neuzeit siehe B. Benedict (Anm. 5).

³⁷ Identifikation nach V. Stoichita (Anm. 31) S. 150-51.

³⁸ W. Schubert van Ehrenberg (Architektur), Ch. Biset (Figuren), J. Jordaens, T. Boeyermans, C. de Heem, P. Boel, J. Cossiers, Ph. van Immenraet, R. van den Hoecke, datiert 1666, Öl/Leinwand, 141 x 263 cm, München, Alte Pinakothek.



Abb. 5: W. Schubert van Ehrenberg, Ch. Biset, J. Jordaens, T. Boeyermans, C. de Heem, P. Boel, J. Cossiers, Ph. van Immenraet, R. van den Hoecke, 1606, Öl/Leinwand, 141 x 263 cm, München, Alte Pinakothek

die Neugierde kreisen.³⁹ Vielmehr wird im rechten Vordergrund des Bildes die grenzüberschreitende Kraft der Neugierde zum selbstreflexiven Bildthema,⁴⁰ indem sich ein Gemälde, welches die Neugierde des Königs Kandaules und seines Höflings Gyges zum Thema hat, öffnet und seine Figuren in den Realraum der Galerie entlässt. Kunst geht, ganz im Sinne des ästhetischen Ideals der Kunstkammern, grenzüberschreitend in Natur über.

3. Kunstkammern

Kommen wir nun zur Ordnung der realen Sammlungen.⁴¹ Wie erwähnt, war der das Sammlungswesen des 16. und 17. Jahrhunderts dominierende Sammlungstyp der fürstlichen 'Kunst- und Wunderkammer'⁴² Forschungsstätte, Studierzimmer und Laboratorium in einem zusammenhängenden Raumkomplex. Theoretisch vertrat er den Anspruch, verkleinertes Modell der gesamten Schöpfung zu sein, also

³⁹ So lehnt am Tisch rechts im Bild eine Darstellung der Töchter des Kekrops, die ihre Neugierde nicht zurückhalten konnten und das verbotene Geheimnis eines von Minerva gehüteten Korbes lüfteten, in dem sie Erichthonios entdeckten. Vgl. ferner an der Galeriewand ein Gemälde, das Aktäon zeigt, der für seine Neugierde, Diana nackt beim Baden sehen zu wollen, in einen Hirsch verwandelt wurde (ganz rechts, zweites Bild von oben). Siehe schließlich links neben dem Kamin das Bild eines neugierigen Satyrn, welcher einer schlafenden Nymphe das Schamtuch wegzieht.

⁴⁰ B. Benedict (Anm. 5) stellt in ihrer Untersuchung der Neugierde Grenzüberschreitung als das wichtigste Kennzeichen der frühneuzeitlichen Curiositas heraus.

⁴¹ Kein Spezialgebiet innerhalb der Kunstgeschichte hat sich laut Ingo Herklotz in den letzten Jahren so explosionsartig verbreitet wie die Sammlungsgeschichte. Sie war Thema einer ganzen Reihe von Ausstellungen: Ausstellungskatalog *De wereld binnen handbereik: Nederlandse Kunst- en rariteitenverzamelingen, 1585-1735*, Amsterdam 1992; Ausstellungskatalog *Verzamelen: van het rariteitenkabinet tot kunstmuseum*, Amsterdam 1993; Ausstellungskatalog *Wunderkammer des Abendlandes. Museum und Sammlung im Spiegel der Zeit*, Bonn 1994; Ausstellungskatalog *Tous les savoirs du monde*, Paris 1996; Ausstellungskatalog *Theater der Natur und Kunst. Wunderkammern des Wissens*, Berlin 2001. Zur Forschungslage jüngst Anke te Heesen/E. C. Spary (Hg.), *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*, Göttingen 2001.

⁴² Die Bezeichnung 'Kunst- und Wunderkammer' verwendet Erzherzog Ferdinand II. in seinem Testament zur Beschreibung der Sammlung auf Schloss Ambras. Jedoch ist der Begriff 'Wunderkammer' im Gegensatz zu dem der 'Kunstkammer' im 16. Jahrhundert sonst nicht geläufig. Trotzdem spricht die Forschung seit Julius von Schlosser, *Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance*, 1907, von 'Kunst- und Wunderkammern'. Schlossers Studie initiierte eine erste Welle von Arbeiten zur Sammlungsgeschichte: O. Impey/A. Macgregor (Anm. 7); Krzysztof Pomian, *Collectioneurs, amateurs, curieux. Paris, Venise XVIe-XVIIIe siècle*, Paris 1987; A. Grote (Anm. 5).

sämtliche Welt Dinge zu enthalten.⁴³ De facto verzichtete man hier aber auf gewöhnliche Gegenstände und trug nur solche seltenen und seltsamen Dinge zusammen, welche der Ästhetik der Curiositas mit ihrer Freude am Absonderlichen, Exotischen und Rätselhaften gehorchten.⁴⁴ Mit wertvollen Materialien, Exotica, Antiken, Prunkstücken filigraner Handwerkskunst, sowie natürlichen und künstlichen Seltsamkeiten sollte der Betrachter überwältigt werden.

Zwar sind die großen fürstlichen Sammlungen des 16. und frühen 17. Jahrhunderts inventarisch gut belegt, doch gibt es nur spärliche Hinweise auf deren visuelle Inszenierung für das Auge. Wie platzierte man Sammlungsstücke nebeneinander, und welche Erkenntnismöglichkeit versprach man sich von der optischen Zusammenstellung (etwa: die Assoziation von Ähnlichkeiten zwischen Natur und Kunst)? Inventare geben hier nur grobe Richtwerte in Listenform. Sie zeigen an, welche Stücke in Behältern, Vitrinen oder auf Tischen zusammen aufbewahrt wurden, sagen aber wenig über die ursprüngliche visuelle Anordnung oder die dahinter stehende theoretische Konzeption aus. Ähnlich verhält es sich mit den Katalogen, die meist nur eine Auswahl der vorhandenen Gegenstände auflisten und eigene Schwerpunkte setzen, die mit der tatsächlichen historischen Aufstellung nichts zu tun haben müssen.⁴⁵ Die Titelpuffer dieser Kataloge, Sammlungsansichten oder Galeriebilder stellen zwar ebenfalls keine verlässlichen Zeugnisse dar, sie verschaffen aber wenigstens einen grundsätzlichen Eindruck vom Aussehen einer Kunst- und Wunderkammer.

Gut belegt und rekonstruiert sind die verschiedenen visuellen Anordnungen der großen Kunstkammern in München, Ambras und Prag. In München etwa setzte man auf totale Sichtbarkeit. Die Sammlungsstücke waren mehrheitlich auf einer langen Reihe von Tischen ausgebreitet.⁴⁶ Dagegen waren sie in Ambras zeitweise

⁴³ Vgl. etwa Samuel Quicchebergs (1529-1567) Programm zur Anlage einer idealen Wunderkammer: *Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplissimi* [...], München 1565. Dazu Eva Schulz, *Notes on the history of collecting and of museums in the light of selected literature of the sixteenth to the eighteenth century*, in: *Journal of the History of Collections* (1990), S. 205-218; Dirk Jacob Jansen, *Samuel Quicchebergs „Inscriptiones“: de encyclopedische verzameling als hulpmiddel voor de wetenschap*, in: Elinoor Bergvelt/Debra Meijers/Mieke Rijnders (Hg.), *Verzamelen. Van Rariteitenkabinet tot Kunstmuseum*, Heerlen 1993, S. 57-92; Klaus Minges, *Das Sammlungswesen der Frühen Neuzeit – Kriterien der Ordnung und Spezialisierung*, Freiburg 1998; und jüngst Harriet Roth, *Der Anfang der Museumslehre in Deutschland, Das Traktat „Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplissimi“ von Samuel von Quiccheberg. Lateinisch und deutsch*, Berlin 2001.

⁴⁴ Arthur Macgregor, *Die besonderen Eigenschaften der „Kunstkammer“*, in: A. Grote (Anm. 5), S. 61-106.

⁴⁵ A. Macgregor (Anm. 44) S. 61.

⁴⁶ Anhand eines Inventars von Johann Baptist Fickler aus dem Jahr 1598 und eine Beschreibung Phillip Hainhofers (1611) kann das Aussehen der Münchner Kunstkammer recht gut rekonstruiert werden. Der repräsentativste, 35 m lange Nordflügel der vierflü-

verborgen bzw. befanden sich in mit Vorhängen versehenen Vitrinenschränken.⁴⁷ Gemälde hingen an der Wand, große Gegenstände von der Decke.⁴⁸ In Prag wiederum waren die meisten Objekte ebenfalls in Schränken und Truhen weggeschlossen,⁴⁹ während einige Gemälde – wie in den Galeriebildern – auf dem Fußboden gegeneinander gelehnt standen⁵⁰ und zum Stöbern aufforderten. Kaum belegt ist jedoch, wie die Dinge in der Sammlung über die übliche Grobgliederung nach Themen- und Materialgleichheit⁵¹ oder Größe⁵² hinaus im Einzelnen aufge-

geligen Kunstkammer enthielt demnach zwölf entlang der Fenster aufgereihete quadratische „Tischl“ und weitere zwölf lange „Tafeln“ in der Raumesmitte, die zur Ausstellung von jeweils 20-120 Objekten dienten. Zwischen den Fenstern hingen Gemälde. Vgl. Lorenz Seelig, *The Munich Kunstkammer, 1565-1807*, in: O. Impey/A. Macgregor (Anm. 7), S. 76-90; A. Macgregor (Anm. 44) S. 66-70.

⁴⁷ Allerdings mögen diese Vorhänge nicht nur als Stimulus der Curiositas gedient, sondern vor allem konservatorische Gründe gehabt haben. Die optische Wirkung der Ambraser Kunstkammer muss vollkommen anders gewesen sein als die der Münchner. In Ambras standen 18 vom Fußboden bis zur Decke reichende Schränke Rücken an Rücken in der Raumesmitte. Zwischen den Fenstern hingen Gemälde und naturwissenschaftliche Raritäten. Vgl. Elisabeth Schleicher, *Die Kunst- und Wunderkammern der Habsburger, Wien/München/Zürich 1979*; Elisabeth Schleicher, *The Collection of Archduke Ferdinand II at Schloss Ambras. Its Purpose, Composition and Evolution*, in: O. Impey/A. Macgregor (Anm. 7), S. 29-39.

⁴⁸ A. Macgregor (Anm. 44).

⁴⁹ Die Kunstkammer befand sich in drei gewölbten Kammern des Hradschin. In der „Hauptkunstkammer“ standen 17 Kabinettschränke, welche den Großteil der Sammlung enthielten, in der Raumesmitte befand sich ein großer Tisch. Zur Prager Kunstkammer siehe Thomas Dacosta Kaufmann, *Remarks on the collections of Rudolf II: the Kunstkammer as a form of representatio*, in: *Art Journal* 38 (1978), S. 22-28; Eliska Fucikova, *The Collection of Rudolf II at Prague: Cabinet of Curiosities or Scientific Museum?*, in: O. Impey/A. Macgregor (Anm. 7), S. 47-54; Beket Bukovinska, *The Kunstkammer of Rudolf II: Where it was and What it looked like*, in: Eliska Fucikova (Hg.), *Rudolf II and Prague. The Court and the City*, Prag 1997, S. 199-209; A. Macgregor (Anm. 44) S. 72-74.

⁵⁰ A. Macgregor (Anm. 44) S. 73. Die meisten Gemälde hingen jedoch in einer separaten Bildergalerie, welche sich im Stockwerk über der Kunstkammer befand.

⁵¹ Materialgleichheit war das vorherrschende Ordnungskriterium der Ambraser Kunstkammer. Hier waren Sammlungsstücke gleichen Materials in Schränken zusammengeschlossen, die jeweils mit verschiedenfarbigen Stoffen ausgeschlagen waren, um eine Zusammengehörigkeit des Inhalts anzuzeigen. Zur Klassifikation nach Materialgleichheit gehörte dabei auch die Provenienz der Sammlungsstücke: so konnten Antiken beispielsweise nicht nur zu den Artificialia geordnet werden, sondern auch zu den Fossilien, weil beide in der Erde gefunden wurden. Zur Vielfalt konkurrierender Ordnungssysteme in den Kunst- und Wunderkammern vgl. H. Holländer (Anm. 13).

⁵² Neben einer Ordnung nach Themen war eine Einteilung nach Größen zentrales Ordnungskriterium der Prager Kunstkammer, vgl. Gisela Luther, *Stilleben als Bilder der Sammelleidenschaft*, in: Gerhard Langemeyer/A. Peters Hans (Hg.), *Stilleben in Europa*, Münster 1979, S. 88-128.

stellt waren. Anhand welcher Kriterien lassen sich Sammelbilder und Kunstkammern also überhaupt vergleichen?

4. Kunstkammer und Sammelbild – Themen und ästhetische Strukturmerkmale

1. Utopie

Schon die Analysen ergaben, dass viele Topoi aus der Sammlungstraktatliteratur auch für die Beschreibung der Sammelbilder bemüht oder in diesen umgesetzt wurden. Anhand von Jan Bruegels „Mailänder Blumenstrauß“ begegneten wir Gemeinplätzen wie der Vorstellung, eine Sammlung könne eine Reise ersetzen, den Makrokosmos mikrokosmisch nachstellen oder das verlorene Urwissen Adams wiedergewinnen helfen. Zur Realisierung solcher utopischen Ziele setzen die Kunstkammern in ihren Ausstattungsprogrammen gern auf kosmologische Ordnungen (z.B. die Studioli, Tribuna, vgl. aber auch Quicchebergs Traktat etc.).⁵³ Auch die Sammelbilder gehörten oftmals größeren kosmologischen Zyklen an, wie z.B. den ‘vier Elementen’, Jahreszeiten, Erdteilen, fünf Sinnen (etc.). Manche Sammelbilder wie der Mailänder Blumenstrauß wiederum bringen solche kosmologischen Modelle auch innerhalb eines Werkes zum Ausdruck.

2. Natur und Kunst im Wettstreit

Anhand der Analysen ist deutlich geworden, dass Ambivalenz zwischen Natur und Kunst ein Ideal darstellte, welches sowohl in der Rezeptionsstruktur der Sammelbilder eine Rolle spielte, wie es bevorzugte Gegenstände in den Kunstkammern auszeichnete (z.B. den Nautiluspokal, aber auch Kabinettschränke⁵⁴). Häufig inszenierte man dabei mit der Gegenüberstellung von Natur und Kunst einen Wettstreit bzw. sog. ‘Paragone’. Im Sprichwörterbild etwa wird ein solcher Paragone innerbildlich ausgetragen, weil hier Sprachbilder und sichtbare Bilder (heiße und kalte Metaphern) vermischt werden. Auf ähnliche Weise lässt Jan Bruegel mit seinem überzeitlichen Blumenstrauß die Kunst über die Natur triumphieren. Die Idee des Wettstreites liegt vermutlich auch der Gattung Galeriebild zugrunde. Lange bevor Gemäldespezialsammlungen aufkamen, thematisieren sie

⁵³ Siehe dazu K. Minges (Anm. 43).

⁵⁴ So kombiniert etwa der berühmte Hainhofer’sche Kabinettschrank König Gustav Adolfs von Schweden (Augsburg 1625-1632, Kunstsammlung der Universität Uppsala) feinste Handwerkskunst mit den feinsten Erzeugnissen der Natur (Seychellennuss, Muscheln, Korallen etc.). Vgl. Hans-Olof Boström, Phillip Hainhofer and Gustav Adolphus’s Kunstschränk in Uppsala, in: O. Impey/A. Macgregor (Anm. 7), S. 90-102.



Abb. 6: Frans Francken d.J., Preziosenwand, ca. 1597, Öl/Holz, 49 x 64 cm, Frankfurt a.M., Historisches Museum (Alle Abbildungen: Archiv der Autorin)

das vergleichende Kunstsehen anhand von Zitaten berühmter Bilder.⁵⁵

Doch spielte der Paragone auch auf Ebene der tatsächlichen Ausstellung in den Kunstkammern eine Rolle. Vergleichendes Sehen wurde dabei nicht nur zwischen Gemälden inszeniert. So ließ etwa Borromeo echte Blumen vor Jan Bruegels gemalten aufstellen,⁵⁶ um den Triumph der Kunst über die Natur sichtbar zu machen. Auf diese Weise erweiterte er den Paragone, den das Gemälde schon innerbildlich austrägt. Eine vergleichbare Ausstellungssituation reflektiert ein Gemälde von Frans Francken d.J.⁵⁷ (Abb. 6). Hier findet man eine Madonnenskulptur mit einem Madonnenbild – einer sog. ‘Madonna im Blumenkranz’ – kombiniert. In einer Vase daneben werden den gemalten Blumen (getrocknete) reale Blüten gegenübergestellt. Schon Tommaso Campanella empfahl in seinem Entwurf einer idealen Kunstkammer, enzyklopädische Gemälde zusammen mit Proben der Dinge aufzustellen, die auf den Bildern zu sehen sind.⁵⁸ Klaus Minges will im Wettstreit gar einen ersten Schritt hin zum modernen Sammlungswesen erkennen: Die Ausstellungsform des Paragone habe eine Akzentverschiebung bewirkt von den

⁵⁵ Siehe dazu B. Welzel, *Kunstvoll inszenierte Natürlichkeit* (Anm. 18) S. 495ff.; V. Stoi-chita (Anm. 31).

⁵⁶ Beatrijs Brenninkmeyer-de Rooij, *Roots of seventeenth-century Flower Painting. Miniatures, Plant Books, Paintings*, Leiden 1996, S. 60.

⁵⁷ Um 1597, Öl/Holz 49 x 64 cm, Frankfurt a.M., Historisches Museum. Abb. bei G. Luther (Anm. 52) S. 88-128, Nr. 80.

⁵⁸ Tommaso Campanella, *Civitas Solis. Idea Republicae Philosophiae*, Frankfurt 1623.

Studioli als einsamen Arbeitsräumen hin zu den Kunstkammern als Orten des Gespräches.⁵⁹

3. Selbstreferenz, Miniaturisierung und Verborgtheit

Ein ästhetisches Strukturmerkmal, welches Kunstkammer und Sammelbild verbindet, ist die Tendenz zur selbstreferentiellen Miniaturisierung ihrer selbst. Anders gesprochen: Wo die Kunstkammern die ganze Welt in einer Stube komprimieren wollten, da setzte sich diese Verkleinerungsutopie in einer Reihe von Gegenständen in Kunstkammer und Sammelbild fort: In der Kunstkammer hatte der Kabinettschrank die Aufgabe, eine enzyklopädische Sammlung in der Sammlung zu sein, d.h. die Sammlung also nach dem Prinzip einer russischen Puppe noch einmal in sich selbst zu enthalten.⁶⁰ Eine ähnliche Funktion erfüllte die Sammelbildgattung Galeriebild, welche als gemalte enzyklopädische Sammlung in der Sammlung diese duplizierte und auf die Maße eines Blickes reduzierte. Gelegentlich enthalten die Galeriebilder dabei in einer Art Verkleinerung zweiten Grades noch einmal Bilder von Kunstkammern. Auf ähnliche Weise konnte auch der Kabinettschrank in verkleinerter, d.h. gemalter Form in der Sammlung präsent sein (wenn auch nicht in sich selbst): „Es scheint kein unübliches Verfahren gewesen zu sein, Gegenstände seiner Kunstkammer abmalen zu lassen, um mit dem Gemälde ein weiteres Kunstkammerstück zu gewinnen. Georg Hainz variierte das Thema eines gemalten Kunstkammerschranks mehrmals.“⁶¹

4. Visuelle Analogie als Ordnungsform

Michel Foucault hat in seinem Klassiker 'Die Ordnung der Dinge'⁶² aufgezeigt, inwiefern Ähnlichkeit in der sog. Renaissance-Episteme eine zentrale Denkstruktur darstellte. Welt und Natur erschienen dieser Denkstruktur als zusammenhängendes Buch, lesbar nur für den, der dessen Sprache beherrschte. Voraussetzung für die Lesbarkeit der Welt war, dass sie in ihrem komplexen Inventar mit Zeichen aus der Hand behaftet war. Diese Zeichen zeigten sich in mehr oder weniger dechiffrierbaren Ähnlichkeitsrelationen zwischen Dingen. Die Ähnlichkeit war aber nicht nur ein kosmologisches Prinzip, sondern auch ein erkenntnistheoretisches, sie ordnete den Inhalt der Erkenntnis wie deren Form. Pflanzen und Tiere zu identifizieren hieß, ihre konkreten Gleichheitsrelationen zu anderen Dingen der

⁵⁹ K. Minges (Anm. 43) S. 54.

⁶⁰ Wie die Kunst- und Wunderkammer sollte auch der Kabinettschrank eine allumfassende Dokumentation der Naturalia bzw. der Tier- und Pflanzenwelt und Artificialia aus allen künstlerischen Epochen vorführen. Er enthielt Tiere, Pflanzen, Mineralien und Kunstwerke. Siehe dazu u.a. L. Daston/K. Park (Anm. 5), G. Luther (Anm. 52) S. 88-128.

⁶¹ G. Luther (Anm. 52) S. 106.

⁶² M. Foucault (Anm. 1).

Welt zu sehen und zu deuten. Erkenntnis bedeutete dann nach Foucault, ein mehr oder weniger sichtbares Gewebe von Ähnlichkeiten in der Welt zu erkennen.

Sowohl in der Rezeptionsstruktur des „Sprichwörterbildes“ wie des „Mailänder Blumenstraußes“ verbargen sich solche visuellen Analogien, über deren Entdeckung der Betrachter die unhierarchisierte Informationsüberfülle ordnen konnte. Ein Ähnlichkeitsdenken lag auch der utopischen Idee der Kunstkammern zugrunde, dass sich der gesamte Makrokosmos in den Grenzen einer Stube nachstellen lasse. Dass die Inszenierung visueller Ähnlichkeiten auch in den Ausstellungen der Kunstkammern eine Rolle spielte, zeigt das Inventar der Bologneser Sammlung Antonio Gigantis (1535-98), das – ausnahmsweise – zusammen mit einer Vertikalprojektion der Wände erhalten ist. Aus der Kombination von Inventar und Vertikalprojektion konnte Laurencich-Minelli schließen, dass die Gegenstände hier innerhalb der gängigen Metaordnung nach Themen und Material im Einzelnen so zu Binnenexpositionen angeordnet waren, dass optisch ähnliche Naturalia und Artificialia mit unähnlichen alternierten.⁶³ Die Ordnung basierte also auf visueller Analogie und Symmetrie.

5. Totale Sichtbarkeit und Enthierarchisierung der Information

Die Rezeptionsstruktur der Sammelbilder war auf ein neugieriges Sehen abgestimmt, das Fülle, Verschiedenheit und Miniaturhaftigkeit liebte. Häufig sah der Betrachter zunächst den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr, weil alle Protagonisten oder Dinge zu gleichwertigen Gegenständen seiner Augenlust enthierarchisiert waren. Staunen machende Überfülle und gezielte Unübersichtlichkeit des visuellen Angebotes wurden auch in manchen Kunstkammern inszeniert. Die Sammlungsbestände der Münchner Kunstkammer zum Beispiel waren – wie erwähnt – auf Reihen großer Tische ausgebreitet, wobei pro Tafel an die 120 Gegenstände um Aufmerksamkeit konkurrierten. Reiseberichte von Wunderkammerbesuchern (wie etwa des berühmten Diplomaten Félibien in der Tribuna der Uffizien) belegen, dass diese Reizüberflutung des visuellen Angebotes dazu führte, dass der Reisende für die Prinzipien von Aufbau und Systematisierung der Sammlung oft unempfindlich blieb. Die Schilderungen beschränken sich meist auf Aufzählungen oder die Feststellung, dass sich „angesichts so vieler verschiedener Wunder die Urteilsfähigkeit verlöre“ (Vologer Fontenay, 17. Jh.).⁶⁴

⁶³ Laura Laurencich-Minelli, *Museography and ethnographical Collections in Bologna during the Sixteenth and Seventeenth Centuries*, in: O. Impey/A. Macgregor (Anm. 7), S. 17-23. Dass dem Analogiedenken bei der Konzeption der Kunst- und Wunderkammern ein wichtiger Stellenwert zukam, belegen viele Studien. Thomas Dacosta Kaufmann zum Beispiel will in der Prager Sammlung Rudolfs II. eine auf Korrespondenzen gestützte Ordnung erkennen. Vgl. Th. Dacosta Kaufmann (Anm. 49).

⁶⁴ Stefan Germer, *Kunst, Macht, Diskurs – Die intellektuelle Karriere des André Félibien im Frankreich von Louis XIV*, München 1997, S. 75.

5. Schluss

Mit ihrer enthierarchisierten Rezeptionsstruktur sind sowohl die Sammelbilder wie die Sammlungen Kronzeugen jenes Wandels zwischen mittelalterlicher und neuzeitlicher Neugierde, den Hans Blumenberg beschrieben hat.⁶⁵ Blumenberg zufolge bildeten sich die frühneuzeitliche Neugierde und ihr „Sichtbarkeitspostulat“ als Antworten auf einen vorausgegangenen Ordnungsschwund im spätmittelalterlichen Nominalismus heraus. Während im scholastischen Denken das Ganze der Schöpfung einen hierarchischen Ordnungszusammenhang dargestellt habe und der Mensch sich durch seine Gottesebenbildlichkeit in den Stand versetzt sah, diesen sinnvollen Stufenbau zu durchschauen, habe der spätmittelalterlich-nominalistische Glaube an einen allmächtigen und daher willkürlichen bzw. „verborgenen“ Gott die Vorstellung einer rationalen Schöpfung unterhöhlt. Die im Mangel an einsehbarer Ordnung notwendige Enthierarchisierung der Schöpfung bedeutete laut Blumenberg eine Herausforderung, auf welche die Sammelbewegung der Frühen Neuzeit sinnstiftend zu antworten versucht habe. In ihrer Enthierarchisierung zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen könnte man die Sammelbilder bzw. Kunstkammern mit jenem Ordnungsschwund in Verbindung bringen, den Blumenberg für die Zeit nach dem Nominalismus konstatiert, und den er als Auslöser der frühneuzeitlichen Neugierde und der Sammelbewegung ansieht. Erst in kartesischer Zeit standen wieder Axiome zur Verfügung, wie das Wissen nach Identität und Unterschied hierarchisiert werden konnte. Zwischen der scholastischen Stufenordnung und dem Zeitalter des Descartes angesiedelt, markieren die offenen Ordnungen der Sammelbilder und Kunstkammern eine Übergangsform und epistemologische Krise.

⁶⁵ Vgl. H. Blumenberg (Anm. 5).

Dekorationssysteme in Bibliotheken: Das Wissen vor Augen

Meinrad von Engelberg

1. Einleitung – Sechs Thesen zur Frage: Was ist eine Bibliothek?

1. Jede Bibliothek hat im Prinzip drei Funktionen, die sie auf unterschiedliche Weise und in je unterschiedlicher Gewichtung miteinander verbindet:

- I. Wissensspeicherung: geordnete und konservierende Aufbewahrung von Büchern
- II. (Re-) Präsentation: Erschließung und Präsentation des Bestandes für den Benutzer
- III. Wissensvermittlung: Benutzung: Lese- und Ausleihfunktion

2. Das Wort Bibliothek hat traditionell eine Doppelbedeutung: Der Begriff bezeichnet sowohl die Büchersammlung als auch ihre räumliche Präsentation. Nicht nur der Bestand charakterisiert die Bibliothek, sondern auch das Ordnungs- und Erschließungsprinzip: Man unterscheidet zwischen Fachbüchereien verschiedener Richtungen und Universalbibliotheken, aber ebenso zwischen Freihand-, Magazin-, Präsenz- und Leihbüchereien.

3. Solange Bibliotheken existieren, zählen sie nicht zum Pflicht- sondern zum Kürprogramm. Sie werden als (öffentliche) Wohltaten und zur (persönlichen) Erinnerung oder Repräsentation gestiftet, haben aber keinen festen städtebaulichen Ort und keine traditionelle architektonische Form wie etwa Kirchen oder Theater. Weder in der antiken Stadt, der mittelalterlichen Burg, dem Kloster noch im neuzeitlichen Palast zählen sie zu jenen Räumen, denen ein fester Platz in der kanonischen Grundrissdisposition zugewiesen wird. Dasselbe gilt für Privatbauten wie das bürgerliche Haus oder die Villa.

Alle diese genannten Orte, ob Stadt, Burg, Kloster oder Schloss, können ohne Bibliotheksbau existieren und als vollständig betrachtet werden. Das bedeutet freilich nicht, dass in diesen Gebäuden keine Bücher vorhanden wären: Sie müssen nur nicht unbedingt einen klar definierten eigenen, nur für diesen Zweck reservierten Raum in Anspruch nehmen. Die Bibliothek ist also ein Sonder-, kein Regelfall, wenn man von wenigen Ausnahmen wie den Kloster- und Universitätsbauten der Neuzeit absieht.

4. Seit Alberti unterscheidet die Architekturtheorie grundsätzlich zwischen 'institutionellen' ('öffentlichen') und privaten Bibliotheken.¹ Private Bibliotheken zeichnen sich dadurch aus, dass weder ihre Zusammensetzung, ihre Aufstellung und Ordnung noch der Zugang zu den Werken kodifiziert oder normiert ist. Sie unterstehen grundsätzlich nur dem Besitzer, der frei über die Bestände verfügen kann, und eignen sich kaum für einen diachronen und überregionalen Vergleich.²

5. 'Institutionelle' Bibliotheken stehen im Unterschied zu Privatbibliotheken in engster Verbindung mit Herrschaft und gesellschaftlicher Ordnung. Ihre Zusammenstellung, Stiftung und Öffentlichmachung ist ebenso ein typisches Element obrigkeitlichen Handelns wie die Landesverteidigung, Rechtsprechung und -setzung oder die Gewährleistung der inneren Ordnung. Die Bibliothek gibt somit bis heute Auskunft über das Selbstverständnis jener gesellschaftlichen Kraft, die sie kontrolliert.

6. 'Institutionelle' Bibliotheken haben nicht nur die Funktion, Wissen zu erschließen, sondern auch zu verschließen, zu verwahren, den Zutritt zum Wissen zu selektieren. Deshalb ist ihre Öffentlichkeit und freie Zugänglichkeit zu keiner Zeit selbstverständlich gewesen. Bibliotheken ermöglichen die wirksame Kontrolle darüber, wer unter welchen Bedingungen Zugang zu welchen Informationen hat. Wie Archive gehören sie traditionell zu den Arcana imperii, dem gut gehüteten Herrschaftswissen: Sie dienen auch dazu, Bücher vor ihrer beliebigen und dem Besitzer eventuell unliebsamen Benutzung zu schützen. Umberto Eco hat diesen Grundkonflikt zwischen Verwahren und Verweigern, Präsentieren und Selektieren im 'Name[n] der Rose' in der Person des blinden Bibliothekars Jorge von Burgos personifiziert.

¹ Regina Becker, Theorie und Praxis – zur Typologie der Bibliotheksarchitektur des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Carsten Peter Warncke, Ikonographie der Bibliotheken, Wiesbaden 1992 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 17), S. 235-269, S. 236. Die Privatbibliothek soll in der Nähe des Schlafzimmers des Hausherrn liegen und entspricht der Position des Ankleidezimmers bei der Dame. Sie ist somit ausdrücklich als „privater“, nicht primär repräsentativer Raum ausgewiesen.

² Vgl. hierzu als Beispiel die berühmte Privatbibliothek des Prinzen Eugen in Wien, heute ein bedeutender Bestand innerhalb der Wiener Hofbibliothek: Die von Salomon Kleiner 1733 publizierte Innenansicht zeigt einen kabinetartigen Raum, auf dessen Funktion lediglich einige geschlossene Bücherschränke verweisen, die aber auch anderes Gut bergen oder in einen anderen Raum transferiert werden könnten. Albertis Anweisung der direkten Nähe zum Schlafzimmer wird (wie auch bei Friedrich II. in Sanssouci) hierbei eingehalten. Siehe C. P. Warncke (Anm. 1) S. 176ff., Abb. 4, S. 195.

2. Renaissance: Vom Lesesaal zum Prunkraum

2.1 Bibliotheca Laurenziana, Florenz (Abb. 1)

Die Laurenziana in Florenz steht am Schnittpunkt von privater und öffentlicher, sakraler und profaner Bibliothek. Obwohl sie baulich in das Kanonikerstift von S. Lorenzo integriert ist, ist sie doch keine Klosterbibliothek, sondern sollte ausdrücklich ohne Störung der Kanoniker, aber das heißt auch völlig losgelöst von ihrer Gemeinschaft und Regie, benutzbar und zugänglich sein.



Abb. 1: Lesesaal der Laurenziana, Florenz

Hervorgegangen aus der privaten Sammlung Cosimo il Vecchios, der ihren Kernbestand nach seiner Rückkehr aus dem venezianischen Exil 1434 zusammentrug, erweist sich die Geschichte der Bibliothek als Spiegel des langsamen Aufstiegs der Medici von Patriziern zu Großherzögen.

Cosimo schenkte seine bedeutende Manuskripte-Sammlung, noch durchaus in der mittelalterlichen Stiftungstradition verbleibend, dem Florentiner Dominikanerkloster S. Marco, und ließ hierfür von seinem Hausarchitekten Michelozzo einen dreischiffigen, gewölbten Bibliothekssaal erbauen. Die Förderung dieses Konvents ist als wichtiger Bestandteil jenes Versuchs zu bewerten, nordwestlich des Domes ein Medici-Quartier, eine Hausmacht im direkten Umkreis des Palazzo der Familie zu schaffen.

Bei der ersten Medicivertreibung 1494 wurden 1 019 Handschriften aus der Privatsammlung der Familie und der Klosterbibliothek konfisziert und von der Republik verkauft: Auf Umwegen von Kardinal Giovanni de' Medici, dem späte-

ren Leo X., zurückerworben und 1508 in der römischen Villa Medici wieder aufgestellt, wurden sie nach dessen Tod 1523 von Kardinal Giulio de' Medici, dem späteren Clemens VII., als Symbol für die 'Befriedung' der Stadt wieder nach Florenz zurückgebracht. Der päpstliche Hofarchitekt und gebürtige Florentiner Michelangelo entwarf ab 1524 für die heimgekehrte Sammlung eine neue bauliche Hülle im Medici-Hauskonvent S. Lorenzo. Die Vollendung des Neubaus erfolgte erst unter dem ersten Großherzog Cosimo im Jahr 1571.

Die Medici-Imprese des Diamantrings mit dem Motto *Semper* in den Fußbodenfliesen des Lesesaals spricht für den Patronatsanspruch, der sich mit der Stiftung verband. Die Bücher folgten dem Schicksal der Familie, in dem sie zunächst geschenkt, dann konfisziert, exiliert und schließlich repatriert wurden, um dann 'für immer' ein Kronjuwel der großherzoglichen Schatzkammer zu bleiben. Stolz präsentieren die fürstlichen Sammler die schönsten ihrer 3 000 Handschriften aufgeschlagen und ankettet auf den tendenziell 'öffentlichen', jedem Interessierten zugänglichen Lesepulten einer vermeintlichen Klosterbibliothek, die den Anschein der 'Palastbibliothek' geschickt umgeht.

Michelangelos Bau tritt architektonisch nicht nach außen hervor. Bescheiden und ohne eigentliche Fassade besetzt er die Westseite des Klosterkreuzgangs.³ Als prächtiger Auftakt dient dagegen der berühmte *Ricetto*, eher eine invertierte Fassade als ein klassischer Treppenraum: Wie in einem kleinen Innenhof steht Ammanatis originelle, aber unfunktionale dreiläufige Treppe nach dem Tonmodell Michelangelos von 1557. Die Treppe war erforderlich, weil die Bibliothek über dem Dormitorium der Kanoniker errichtet wurde: Sie setzte sich auf die vorhandenen Klosterstrukturen. Argan⁴ nimmt an, dass der Mittellauf als der einzig gerade durchgeführte den Namenspatronen der *Bibliotheca Medicea* vorbehalten gewesen sei. Die Gleichheit aller Benutzer, welche der Leseraum so sehr betont, wird im Vorraum negiert.

Der anschließende Lesesaal ist dagegen in seiner Disposition erstaunlich konservativ⁵ und funktional gestaltet: Wie Schulbänke reihen sich völlig gleich gestaltete Leseplätze mit Pulten aneinander. Ihre Zahl scheint eher durch die aufzustellenden Codices als die Zahl der ständigen Benutzer begründet. Die ursprünglich intendierte Teilung in zwei Räume für lateinische und griechische Texte unter-

³ Die Ostausrichtung der Fenster an der Langseite des Lesesaales entspricht den Empfehlungen Vitruvs.

⁴ Giulio Carlo Argan/Bruno Contardi, Michelangelo Architect, London 1993 (it. Originalausg. Milano 1990), S. 94-145, hier S. 121.

⁵ Auch nordalpine spätgotische Bibliotheken wie die Dombibliothek von Zutphen (1561-63) oder Hirsau (1508-16) waren so organisiert. Siehe Edgar Lehmann, Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster in der Zeit des Barock / Nebentitel: Bibliotheksräume des Barock, Berlin 1996, 2 Bde. (Jahresgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 1996/1997), S. 27f.

blieb im Sinne größerer Übersichtlichkeit – vielleicht die erste repräsentative Saalbibliothek der Renaissance. Die dreigeteilte funktionalistische Disposition des langgestreckten Raumes – zwei flankierende Pultreihen, ein Mittelgang – lehnt sich an die dreischiffige S. Marco-Bibliothek Michelozzos an, vermeidet aber alle baulichen Untergliederungen des schlichten kastenartigen Raumes. Dass auf Gewölbe und Säulen verzichtet wurde, hatte wohl auch statische Gründe, denn der Bau ruht auf dem vorhandenen mittelalterlichen Dormitorium und musste so leicht wie möglich konstruiert werden. Man entschied sich daher für eine Flachdecke, welche die Dreiteilung der Möblierung aufgreift.

Die vollkommene Offenheit und Übersichtlichkeit des Lesesaals war Ausdruck der neuen mediceischen Selbstsicherheit: In der ersten Planungsphase wurden zunächst mehrere aufeinander folgende Räume erwogen, an deren Ende – möglichst weit entfernt von der Treppe – ein stilles Lesezimmer hätte liegen sollen: Zweifellos eine sehr funktionale, aber wenig repräsentative Disposition. 1534 plante Michelangelo statt des Leseraumes am Süden ein dreieckigen, an ein Ravelin erinnernden Annexraum als Tresor für die wertvollsten Codices⁶ – die Konfiskation und der Rückkauf der Sammlung lagen noch nicht lange zurück! Zum Zeitpunkt der Ausführung waren dagegen keinerlei Unruhen außer dem Diebstahl einzelner Bände (die deshalb wie traditionell üblich angekettet waren) zu befürchten.

Michelangelos Lesesaal bleibt formal zurückhaltend, schlicht, und sieht man von Medici-Impresen ab, stumm: Die Würde des Raumes und seiner Aufgabe erschließt sich völlig aus seiner funktionalen Disposition, sie muss nicht allegorisch-emblematisch verdoppelt oder betont werden. Nichts soll von den wertvollen, mit Tüchern verhängten⁷ und vermutlich feierlich vom Personal vor den Augen des Benutzers enthüllten Codices ablenken: Die Gleichförmigkeit als ein beherrschendes Gestaltungsmoment neuzeitlicher Bibliothekssäle kündigt sich hier bereits an. In Reih' und Glied sitzen die Forscher an ihren Pulten, Individualisierung und Abschottung ist nicht erwünscht. Der Lesesaal ist ein Arbeitsraum, ein Kirchenschiff profanierter Andacht.

Das auffälligste Merkmal der Laurenziana ist ihre betonte Zurückhaltung und Konzentration auf die Funktionalität. Die Medici-Eigenart der Aufstiegsjahre, 'den Pelz nach innen zu tragen', triumphiert hier ein letztes Mal, bevor die Großherzöge das Register zur fürstlichen Repräsentation europäischen Zuschnitts wechseln.

⁶ G. C. Argan/B. Contardi (Anm. 4) Abb. 155, S. 147. Zeichnung in der Casa Buonarroti, A 80 (C. 560r).

⁷ Vergleiche hierzu Innenansichten des 18. Jahrhunderts, z.B. auf dem Frontispiz der 'Geschichte der Bibliotheca Laurenziana' (Anm. 53).

2.2 Die Bibliothek des Escorial (Abb. 2)

Der Escorial, das 1563-86 von Juan Bautista de Toledo und Juan de Herrera errichtete Schloss Philipps II. von Spanien, verbindet bekanntlich die Funktionen von Kloster, Priesterseminar und Residenz miteinander. Der Palast, welcher durch seine regelmäßige geometrische Gesamtanlage sowie die perfekte Abstimmung aller Einzelheiten nach einem alles dominierenden Masterplan vorbildlich für den gesamten europäischen Schloss- und Klosterbau der Neuzeit wirkte, erklärt die Existenz eines eigenen großen Bibliotheksraums (vollendet 1593) ganz zwanglos aus seiner weltlich-geistlichen Doppelnatur.



Abb. 2: Bibliothek des Escorial

Die hervorgehobene Lage der Bibliothek im Mittelrisalit der Hauptfassade ist durch die Doppelfunktion des Klosterschlusses und ihre Rolle als Schnittstelle zwischen dem Hieronymitenkonvent und dem Priesterseminar zu verstehen. Der Saal besitzt auf beiden Schmalseiten je einen Zugang, wobei dem Seminar das Fresko der Philosophie, dem Kloster das der Theologie zugeordnet wird. Hof und König hatten zu diesem Raum keinen direkten Zugang, er gehört nicht zu den genuin staatlichen Repräsentationsräumen, obwohl er seine bevorzugte zentrale Lage in der Mittelachse nur mit der Kirche und dem 'Haus des Königs' hinter der Apsis teilen muss. Die Positionierung am Tor ermöglichte auch auswärtigen Besuchern einen leichten Zugang, denn die Bibliothek war ähnlich wie die Laurenziana spätestens seit dem Eingreifen Herreras in die Planung als öffentlich konzipiert.

Die Escorial-Bibliothek stellt eine bedeutende Weiterentwicklung bisheriger Typen dar: Sie ist keine Studien- und Lesebibliothek wie die Laurenziana, son-

den zeigt zum ersten Mal alle typischen Merkmale barocker Saalbibliotheken. Die Wände werden ringsum von prächtig gestalteten, einheitlichen Bücherschränken verstellt. Darüber wölbt sich eine vollständig freskierte Tonne. Beide Raumteile sind unverbunden aufeinander gesetzt. Die holzfarbenen Regale, als autonome dorische Kleinarchitektur gestaltet, bedecken abgesehen von den Türen vollständig den unteren Teil der Mauern. Darüber folgt eine freskierte Frieszone, die eher als Teil des ebenfalls freskierten Gewölbes empfunden wird.

Als Leseplätze – vielleicht besser Buchablagen – dienten anscheinend lediglich einige Pulte in der Mitte des Raumes, die hierdurch „mehr bezeichnet als besetzt“⁸ erscheint. Der 54 m lange und 10 m breite Bibliothekssaal ist eher als Bücherspeicher und repräsentativer Schauraum denn als Studienort für die 4 000 Codices konzipiert, die dort seit 1575 lagerten.

Neu und innovativ ist die ikonologische Aufladung des Saales durch seine reiche Freskierung.⁹ Die Gemälde haben ihre Vorläufer selbstverständlich im Heimatland ihres Schöpfers Pellegrino Tibaldi, in Italien,¹⁰ aber für die Verbindung von repräsentativem freskierten Gewölbesaal und Bibliothek fehlt dort ein vergleichbares früheres Vorbild.¹¹

Die Darstellung der sieben Freien Künste in den mittleren Deckenfeldern, begleitet von Theologie und Philosophie in den Stichkappen, bringt einen merkwür-

⁸ E. Lehmann (Anm. 5) S. 16f. Er leitet den Raumtypus von französischen Galerien ab, diese waren allerdings zu dieser Zeit noch kaum gewölbt (vgl. Fontainebleau).

⁹ Nach George Kubler, *Building the Escorial*, Princeton University Press New Jersey 1982, S. 97, war zunächst eine Stuckierung der Decke vorgesehen, ehe man dem aus Mailand berufenen Pellegrino Tibaldi den Auftrag für die Freskierung erteilte.

¹⁰ G. Kubler (Anm. 9) Taf. 98. Die Struktur des kleinteilig gegliederten Gewölbes mit tiefen Stichkappen und der gleichmäßigen Folge rechteckiger Quadri riportati in der Scheitelzone erinnert an die Decke der Sistina. Falls die Stanza della segnatura tatsächlich als päpstliche Bibliothek dienen sollte, könnte sie ebenso als Vorbild genannt werden. An Raffael erinnern auch die gegenüberstehenden Darstellungen von Theologie (Klosterseite) und Philosophie (Kollegseite) mit einer Paraphrase der „Schule von Athen“.

Der Salone Sistino des Vatikans, ab 1588 von Domenico Fontana für Papst Sixtus V. als zweischiffiger freskierte Lesesaal erbaut, entstand gleichzeitig und besitzt keine Bücherregale an den Wänden.

¹¹ Die 1502-09 von Pinturicchio in Siena freskierte Libreria Piccolomini verschiebt die Gewichte mit ihren monumentalen Wandfresken eindeutig zugunsten des Memorialraumes für den verstorbenen Papst und Ahnherren des Auftraggebers, während die vergleichsweise geringe Zahl der Codices eine schatzkammerartige Aufstellung im unteren Raumteil erlaubt. Cornelia Von der Osten Sacken, *San Lorenzo el real de el Escorial*. Studien zur Baugeschichte und Ikonologie, Mittenwald 1979, S. 165f., vermutet für den Escorial – sicher nicht zu unrecht – eine intendierte Konkurrenz mit den vatikanischen und mediceischen Bibliotheken, welche gleichzeitig entstanden. Tatsächlich sollte das Kloster San Lorenzo die führende humanistische Bibliothek Spaniens, eine Art ‘Nationalbibliothek’ beherbergen, die zu den umfangreichsten ihrer Zeit zählte.

dig antikisch-profanen Zug in das sonst stark theologisch-gegenreformatorisch bestimmte Programm des Escorial:¹² Eine Tendenz, die für spätere Ausstattungen typisch bleiben sollte und der Tatsache Rechnung trägt, dass große Bibliotheken in der Mehrheit nichtreligiöse Texte beherbergten. Philipps geistlicher Hofbibliothekar Sigüenza hat diese erstaunliche thematische Vielfalt des Programms, das er als seine eigene Erfindung bezeichnete, damit gerechtfertigt, dass eine wahrhaft königliche Bibliothek ebenso alle möglichen Geschmacksrichtungen anbieten müsse wie die königliche Tafel.¹³ Die Astrologie dürfe daher ebenfalls dargestellt werden, obwohl oder gerade weil sich Gebet und Buße als deutlich wirksamer erwiesen als ihre Prophetien. Hier scheint schon das später beliebte Prinzip auf, auch zweifelhafte Inhalte der Bücherregale freimütig in der Raumdekoration zu thematisieren und ihre eventuell subversive Kraft durch ihre Kontextualisierung und Unterordnung von vornherein zu bannen.

Es ist bezeichnend, dass ältere Konzepte der räumlichen Trennung der Bestände nach Themen¹⁴ hier zugunsten des Universalanspruchs der Vereinigung alles Wissenswerten unter einem Dach bzw. Gewölbe aufgegeben wurden: Die schlauchartige Anlage des Raumes über dem Hauptportal des Klosterschlosses hätte sich selbstverständlich auch in eine Abfolge kleinerer Räume aufteilen lassen, wenn dies erwünscht gewesen wäre.

Mit dem Escorial hat die Bibliothek ihre Rolle gewechselt: Vom Funktionsraum zum repräsentativen Prunksaal, den man auch besucht, wenn man nicht lesen will. Es ist bezeichnend, dass in dem gewölbten Saal nur die gedruckten Werke, also nicht die wertvollsten, aufgestellt wurden: Die Handschriften waren, wahrscheinlich des besseren Schutzes wegen, in einem kleineren Nebenraum separiert.¹⁵

¹² Zum Programm siehe C. Von der Osten Sacken (Anm. 11) S. 177ff., 271, Anm. 307. Ähnliche Freskenprogramme gab es anscheinend schon im Mittelalter, wie die Beschreibung des Prämonstratenserklosters Brandenburg in der Schedel'schen Weltchronik belegt.

¹³ G. Kubler (Anm. 9) S. 129, nach Frey José de Sigüenza (1544-1606): *Esta librería es real, y han de hallar todos los gustos como en mesa real lo que les asienta. [...] las librerías son apotecas y tiendas comunes [Kaufläden] para toda suerte de hombres y de ingenios.* Sigüenza verteidigt ausdrücklich auch die Darstellungen profaner und paganer Themen in den Fresken, denn man könne viel von den Heidenautoren lernen und sie seien dem Decorum einer königlichen Bibliothek durchaus angemessen. Qualitativ seien die Gemälde Tebaldis denen Michelangelos mindestens gleichwertig, sittlich aber überlegen, da sich die Nuditäten hier auf Nebenfiguren beschränkten. C. Von der Osten Sacken (Anm. 11) S. 179f.

¹⁴ C. Von der Osten Sacken (Anm. 11) S. 166. Dies hatte Juan Paez de Castro 1556 dem jungen Philipp II. vorgeschlagen. Er regte an, die Räume jeweils mit thematisch passenden Fresken auszustatten.

¹⁵ C. Von der Osten Sacken (Anm. 11) S. 176.

Dass selbst dieser riesige Büchersaal nicht der tatsächlichen Größe der Sammlung angemessen, sondern eigentlich schon beim Bau zu klein war, belegt die erfüllte Forderung des ersten Bibliothekars Sigüenza, über dem gewölbten Hauptraum noch ein zusätzliches Depot von gleicher Größe anzulegen.¹⁶ Es wäre also auch hier schon denkbar gewesen, einen zweigeschossigen Saal zu schaffen, der aber bei dieser Länge noch unproportionierter gewirkt hätte als die realisierte Korridorlösung. Der obere Saal führt eine weitere wichtige Innovation für die Bibliotheksikonographie ein, indem er die Porträts von 171 Autoren, Gelehrten, Kaisern und Königen versammelte.¹⁷ Auch dies gehört zum späteren Standardrepertoire barocker Büchersäle.¹⁸

Der nächste wichtige Entwicklungsschritt für den Typus 'Saalbibliothek' wurde 1603 von Kardinal Federico Borromeo mit der Bibliotheca Ambrosiana im damals spanischen Mailand durch den Architekten Lelio Buzzi geleistet.¹⁹ Er erhöhte den nach dem Escorial-Schema gebildeten tonnengewölbten Saal zu einem zweigeschossigen Raum, dessen Wände vollständig mit Regalen bedeckt waren, wobei man die oberen mithilfe einer umlaufenden Galerie erreichte: Der barocke Saaltypus, der sich mit der Gegenreformation über das Reich ausbreiten sollte, hatte seinen Prototyp an einem ihrer geistigen Epizentren gefunden (Abb. 3).

Die wegweisende Rolle, welche diese führenden Stätten der Gegenreformation zugleich für die Bibliotheksentwicklung einnehmen, ist keinesfalls zufällig: Zu den Idealen von Trient gehörte es, durch bessere Ausbildung und wissenschaftliche Kompetenz den Protestanten mit stichhaltigen Argumenten entgegenzutreten zu können. Gelehrsamkeit ist somit kein Nebenprodukt der katholischen Reform, sondern ursächlich mit dem gewandelten Selbstverständnis der *Ecclesia militans* verbunden. Die *sola scriptura*-Lehre der Gegenseite hatte auch bei den Katholiken dem Studium der Schriften eine ganz neue, zentrale Rolle zugewiesen, die weit über die alte Tradition klösterlicher oder scholastischer Gelehrsamkeit hinausging.²⁰

¹⁶ G. Kubler (Anm. 9) S. 96.

¹⁷ C. Von der Osten Sacken (Anm. 11) S. 180.

¹⁸ Eric Garberson, *Eighteenth-century monastic libraries in southern Germany and Austria: architecture and decorations*, Baden-Baden 1998 (*Saecula spiritalia*, Bd. 37), S. 121f. Vgl. auch die Kaiserreihe an den Bücherschränken der Klosterbibliothek Einsiedeln.

¹⁹ E. Lehmann (Anm. 5) S. 19ff. Wichtige Nachfolgebauten in den romanischen Ländern sind die Bibliotheca Barberiniana von 1635, heute im Vatikan, und die Bibliothèque Mazarine in Paris von 1646.

²⁰ E. Garberson (Anm. 18) S. 7f.



Abb. 3: Bibliotheca Ambrosiana, Mailand

3. Barockbibliotheken im Reich: Zwei prominente Beispiele

3.1 Kaiserliche Hofbibliothek Wien (Abb. 4)

Die Wiener Hofbibliothek, 1526 gegründet, kam viele Jahrhunderte ohne einen eigenen Neubau aus, sondern wurde an verschiedenen Orten in der weitläufigen Hofburg aufbewahrt.²¹ Erst unter Kaiser Karl VI. (1711-40) wurde der heutige Neubau 1722 in Angriff genommen und 1734 eingeweiht. Im Unterschied zu seinen Vorgängern Leopold und Josef war dieser Habsburger bemüht, eine seinem Rang gemäße Bautätigkeit zu entfalten. Von 1703-1711 hatte Karl versucht, den Anspruch seines Hauses auf die Nachfolge der ausgestorbenen spanischen Habsburgerlinie durchzusetzen. Als sein Bruder, Kaiser Josef I., 1711 überraschend starb, verlor Österreich die zuvor massive englische Unterstützung für diese Prätention, denn man fürchtete in Europa die Personalunion des Weltreichs Spanien

²¹ Vor dem Neubau befand sie sich an jener Stelle der Hofburg, an welcher der Kohlmarkt, vom Graben kommend, heute auf den Michaelertrakt J. E. Fischer von Erlachs trifft, der allerdings erst im 20. Jh. vollendet wurde. Ab 1723 wurde dieser Trakt durch den Neubau des Reichskanzleiflügels Hildebrandts neu gestaltet, vielleicht gab dieser Plan auch den Anlass zum Neubau der Bibliothek. Siehe Franz Matsche, Die Hofbibliothek in Wien als Denkmal kaiserlicher Kulturpolitik, in: C. P. Warncke (Anm. 1), S. 199-235, S. 214, Anm. 61.



Abb. 4: Prunksaal der Hofbibliothek Wien

mit dem Kaisertum und unterstützte lieber die Ansprüche des zuvor im jahrelangen Erbfolgekrieg ermatteten Frankreich. Karl hat diese Niederlage und den Verlust seines spanischen Titels nie verwunden. Er versuchte, in Klosterneuburg nahe Wien einen eigenen Escorial zu schaffen; das Vorbild der berühmten Bibliothek Philipps II. mag ihn ebenso wie der erste autonome Bibliotheksbau Europas in Wolfenbüttel, Heimat seiner welfischen Gemahlin Elisabeth Christine, zur Errichtung einer wahrhaft kaiserlichen Hofbibliothek veranlasst haben.²² Außerdem dürfte wie immer die Konkurrenz zu Frankreich eine entscheidende Rolle gespielt haben: Kardinal Mazarin, Vormund Ludwigs XIV., hatte bereits 1646 im ehemaligen Hôtel Tubeuf in Paris eine öffentliche Bibliothek einrichten lassen.²³

Der Bibliotheksbau der beiden Fischer von Erlach, Hofarchitekten des Kaisers, entstand nicht als frei stehendes Gebäude wie in Wolfenbüttel, sondern vielleicht mit Bezug auf den Escorial als Annex der bestehenden Hofburg. Die Architekten mussten auf einen niemals vollendeten Baubau eines Reitschulgebäudes aus der Zeit Leopolds (ab 1681) zurückgreifen, waren also in der Wahl der Gebäudeform, Lage und Ausrichtung nicht frei. Es ist auch nicht klar, ob der zu seiner Entstehungszeit nicht wirklich überzeugend mit dem Altbau verbundene Trakt der Grundstein zu einem großzügigen Gesamtneubau des Kaiserpalastes sein sollte, der dann doch nicht verwirklicht wurde: Ihre scheinbar lückenlose Integration in den Hofburgkomplex verdankt die Hofbibliothek erst einer homogenisierenden Neugestaltung des Josefsplatzes durch Nikolaus Pacassi von 1766.²⁴

²² Die Bibliothek in Wolfenbüttel wurde unter Leitung von Leibniz 1705-13 von Hermann Korb errichtet. Hans Sedlmayr, Johann Bernhard Fischer von Erlach. Neuauflage mit einem Vorwort von Hermann Bauer, bearb. v. Giovanna Curcio, Milano 1996, dt. Ausg. Stuttgart 1997, S. 313ff.; R. Becker (Anm. 1) S. 249f., Abb. 262f. Die Idee, den Bautypus Pantheon für eine Bibliothek zu verwenden, geht anscheinend auf Christopher Wrens Entwurf für das Trinity College in Cambridge (1675) zurück. Während Wren eine echte Rotunde vorsah, wurde Wolfenbüttel über elliptischem Grundriss errichtet. Die Kenntnis von Wrens nicht ausgeführten Plänen könnte durch Leibniz als Mitglied der Londoner Royal Society vermittelt worden sein. Siehe F. Matsche (Anm. 20) S. 227, Anm. 118.

²³ R. Becker (Anm. 1) S. 243, E. Lehmann (Anm. 5) S. 22f. 1668 wurden die Schränke der Bibliothèque Mazarine in das neu errichtete Collège des Quatre Nations verbracht; zu einem späteren Zeitpunkt (im 18. Jh.?) wurden sie aufgestockt und mit einer oberen Galerie versehen, so dass sie heute dem Typus der Ambrosiana entsprechen.

²⁴ Hellmut Lorenz, Johann Bernhard Fischer v. Erlach, Zürich/München/London 1992, S. 166ff. 1722 wurde der Bau nach einer längeren Planungsphase begonnen. Anscheinend gehen die Entwürfe noch auf Johann Bernhard Fischer v. Erlach zurück, der ein Jahr nach dem Baubeginn verstarb, die Ausführung leitete sein Sohn und Nachfolger als Hofarchitekt Josef Emanuel Fischer v. Erlach. Die Freskierung durch Daniel Gran erfolgte 1730. Wegen statischer Probleme an der Kuppel nahm der Nachfolger des jüngeren Fischer, der Hofarchitekt Nikolaus Pacassi, in den 1760er Jahren eine statische Sicherung des Bauwerks vor, indem er in die beiden großen Öffnungen, welche den Kuppelsaal mit den Seitenflügeln verbinden, Stützbögen einzog und hierdurch die Trennung

Die ungewöhnliche Grundrissgestalt der Hofbibliothek erscheint wie eine Verschmelzung der beiden großen 'familiären' Vorbilder Escorial und Wolfenbüttel: Es handelt sich um einen langgestreckten Saalbau, der in der Mitte von einem hervortretenden Queroval überlagert wird. Im Gegensatz zum Escorial bildet Fischer keinen Einheitsraum, sondern eine Folge annähernd quadratischer, vertikal proportionierter Räume aus, die jedoch ineinander übergehen, und nur durch je ein Paar eingestellter Säulen voneinander getrennt sind. Hierdurch erhält der Saal einen Fünferhythmus a-b-c-b-a, der die Trennung der Buchbestände in verschiedene Themenbereiche nahe legt und auch an der monumentalen Außenfassade ablesbar ist, welche in drei pavillonartige Risalite (a, c, a) und zwei Rücklagen (b) gegliedert ist. Der plastische Schmuck in der Gebälkzone der Fassade verweist auf die Funktion des Gebäudes: Zwei Atlanten – oder ist einer von ihnen Herkules? – tragen einen Erd- und einen Himmelsglobus als Symbole für weltliche Wissenschaft und Theologie. In der Mitte stürmt Pallas im Streitwagen über Neid und Unwissenheit hinweg.

Die dialektische Struktur der Saaldekoration wurde ebenfalls vom Escorial übernommen: Statt Theologie und Philosophie stehen sich hier Frieden und Krieg gegenüber,²⁵ wobei der den Werken des Friedens geweihte Flügel an die Wohnung des Kaisers, die Hofburg, sympathisch angelehnt ist.

Franz Matsche hat das schriftlich fixierte Programm der Ausstattung von C. A. von Albrecht mit der Formel *Arte et Marte – Translatio Studii – ex utroque Caesar* zusammengefasst: Der Bauherr Karl VI. überragt alle anderen Herrscher wie sein Vorgänger Julius Caesar durch seine Kriegstaten wie durch seine Schutzfunktion für die Wissenschaften. Mit dem Kaisertum wurde auch die gesamte Gelehrsamkeit der Antike von Athen nach Rom und nun nach Wien übertragen. Im Friedensflügel regiert im Deckenfresko die göttliche Weisheit, im Kriegsflügel Athena als Göttin der Kriegskunst. Zugeordnete Gottheiten sind Apollon Musagetes und der waffenschmiedende Vulkan.

Die Bibliothek ist wie diejenige des Escorial von zwei Seiten für jeweils verschiedene Besucherkreise, – hier den Hof und die Öffentlichkeit – zugänglich.²⁶

von Lang- und Zentralbau verstärkte. Die Fresken Grans wurden von F. A. Maulbertsch einfühlsam ergänzt und aufgefrischt.

²⁵ Die Lünettenfelder über den eingestellten Säulen zeigen dementsprechend die Schmiede des Vulkan und das Reich Apolls. F. Matsche (Anm. 20) S. 218, Anm. 78, verweist hierfür auf das Vorbild des Friedens- und Kriegssaales in Versailles.

²⁶ E. Lehmann (Anm. 5) S. 547: Die öffentliche Zugänglichkeit wurde bereits 1726, also vor Vollendung des Baus, verfügt, und auch in der Fassadeninschrift hervorgehoben. Andreas Kreul, Regimen rerum und Besucherregie. Der Prunksaal der Hofbibliothek in Wien, in: Friedrich Polleroß (Hg.), Fischer von Erlach und die Wiener Barocktradition, Wien 1995, S. 210-229, S. 215, erkennt in der Struktur des Raumes eine gewollte, durch den Kuppelraum betonte Trennung zwischen der Kaiser- und Publikumssphäre. Dem ist entgegenzuhalten, dass die Gestaltung beider Raumteile keinerlei hierarchische Diffe-

Noch eine andere Dichotomie wird hier vielleicht zum ersten Mal in Bildform thematisiert: Das Schreiben von Manuskripten und der Buchdruck.²⁷

Blieb Philipp II. in seiner Klosterbibliothek ikonographisch absent, so ist der Wiener Bau ganz auf die Person des Stifters, Kaiser Karl, ausgerichtet, dessen Standbild das Zentrum des Kuppelsaals einnimmt und dessen Schutz für die Künste und Wissenschaften das Fresko Daniel Grans feiert. Er ist umgeben von einem 'Gefolge' aus 17 Statuen²⁸ – neun im Kuppelsaal und je vier in den Armen – seiner habsburgischen Vorfahren: Ein ganz und gar dynastisches Programm, das an das Innsbrucker Grab Maximilians denken lässt.²⁹ Perseus, Alexander und Caesar wird in den Fresken größerer Raum gegeben als den Autoren und Gelehrten, die nur auf Medaillons über den Schränken dargestellt waren. Jeder konkrete geistliche Bezug fehlt: Das Programm schöpft allein aus dem allegorischen und antiken Repertoire, auch wenn es in den Schränken einige theologische Bücher gegeben haben dürfte. Dennoch führt die Einfügung eines ovalen Kuppelsaales zu einer ungewöhnlichen Sakralisierung des Raumes, ein Effekt, der in Wien vielleicht noch stärker wirkte als in Wolfenbüttel, weil hier derselbe Fischer für denselben Bauherrn gleichzeitig auch eine ovale Kuppelkirche, die Karlskirche, erbaute. Franz Matsche verweist auf das Vorbild des römischen Pantheon, worauf seiner Meinung nach auch die eingestellten Säulenpaare und die Tatsache verweisen, dass Höhe und Breite des zentralen Kuppelsaales mit ca. 29 m identisch sind.³⁰

Die Hofbibliothek übernimmt das inzwischen geläufige Schema der zweigeschossigen Regale mit umlaufender Galerie. In den Seitenräumen ruht dieser Umgang auf Konsolen, im Kuppelraum steht er auf kleinen Pilastern und löst sich stärker von der Wand. Alle Regale sind wie im Escorial aus edlen Hölzern gefertigt und vereinigen sich mit den einheitlich goldbraun eingebundenen Buchrücken zu einem homogenen Farbklang. Die Bücherbretter erscheinen nicht mehr als eingestellte Möbel wie in Herreras Bau, aber sie sind auch nicht Teil der Wand, sondern eine eigenständige Zwischenzone, eine Art Täfelung oder „Büchertapete“.³¹ Nur an wenigen Stellen durchbricht der Marmor diese hölzerne Folie, wenn an

renzierung zeigt, was im Barock – man denke an die Chorschranken der Kirchen oder die Brüstungen der Paradeschlafzimmer – als formale Umsetzung einer solchen Intention wohl zu erwarten wäre.

²⁷ Vgl. die Relieftondi über den Saaltüren an den Schmalfronten.

²⁸ Werke der Hofbildhauer Strudel, ursprünglich für einen anderen Zusammenhang angefertigt; der originale Bestand ist nicht mehr vollzählig vorhanden. Nach F. Matsche (Anm. 20) S. 223, Anm. 101, stammt die stilistisch deutlich unterschiedene Statue Karls VI. von Lorenzo Mattioli.

²⁹ E. Lehmann (Anm. 5) S. 243: Verfasser des Programms war der Hofgelehrte Conrad Adolph v. Albrecht. Siehe hierzu ausführlich F. Matsche (Anm. 20).

³⁰ F. Matsche (Anm. 20) S. 225, Anm. 105.

³¹ E. Lehmann (Anm. 5) S. 230.

den Säulenpaaren je zwei Wendeltreppen in den Raum vorschwingen: In vielen anderen Barockbibliotheken nur mehr oder weniger gut versteckte funktionale Einbauten, werden die Treppen hier zum architektonisch betonten Teil der Gesamtgliederung, indem sie den Raum an dieser Stelle zusätzlich einschnüren und hierdurch rhythmisieren.

Die raumteilenden Säulen zwischen den Treppen können als das Emblem des (vormaligen) spanischen Königs Karl, als die 'Säulen des Herkules' gelesen werden. Zugleich zitieren sie Berninis Galleria Colonna in Rom, überbieten diese aber dadurch, dass die Stützen sich hier tatsächlich von der Wand lösen und völlig frei im Raum stehen.

Die besondere Leistung der Wiener Hofbibliothek für die ikonographische Entwicklung des Typus liegt in der Personalisierung und Sakralisierung des Büchersaals, seiner Zentrierung auf den Stifter. Es scheint so, als weite sich der langgestreckte Raum just an jener Stelle, an der sein Erbauer als Standbild verewigt steht zur Kuppel und zum Oval.³² In einem solchen Tempel des Buches und Memorialraum des kaiserlichen Stifters – Matsche deutet ihn, sicher zurecht, als einen Ahnensaal und eine habsburgische Gedenkhalle, ein „Mausoleum“³³ – profane Leseplätze und Büchertische zu erwarten, wäre naiv: Wer die Folianten konsultieren will, zieht sich in eines der zwölf hinter schwenkbaren Bücherregalen verborgenen Kabinette zurück³⁴ und stört nicht die andächtig wandelnden und staunenden Besucher.

Franz Matsche³⁵ vermutet, dass die Errichtung des Gebäudes an Stelle eines ursprünglich geplanten Reitschulgebäudes mehr als zufällig sei: Es hätte gut zur *Arte et Marte*-Programmatik des Bauwerks gepasst, wenn im bis heute funktionslosen gewölbten Erdgeschoss unter der 'Rüstkammer des Geistes' die ritterlichen

³² Das zeigt besonders eindrucksvoll eine Zeichnung Salomon Kleiners von der noch nicht vollendeten Rotunde bei E. Lehmann (Anm. 5) S. 162, Abb. 152: Obwohl die Statue des Kaisers noch fehlt, laufen alle Sichtbeziehungen und die Linien des Fußbodenornaments auf den noch leeren Sockel des Standbildes zu. Damals fehlte auch noch die von Pacassi aus statischen Gründen eingefügte Zäsur zwischen der Kuppel und den anschließenden Raumteilen, so dass der Eindruck einer Weitung des an sich einheitlichen Raumes noch deutlicher wirksam wurde. Wie stark diese Zentralisierung in Wien betont ist, zeigt ein Vergleich mit ähnlich strukturierten Bauten in Paris (Bibliothek des Klosters Ste-Geneviève, 1720-33 von Guépière) und dem 'portugiesischen Escorial', dem Kloster-schloss Mafra (1717 vom Regensburger Jesuitenarchitekten Johann Friedrich Ludwig). In beiden Bauten bleibt die von der Kuppel ausgeschiedene Mitte unbetont, in Paris nimmt noch nicht einmal das Fußbodenmuster auf die Raumform Rücksicht. Siehe E. Lehmann (Anm. 5) S. 163ff.

³³ F. Matsche (Anm. 20) S. 226f.

³⁴ E. Lehmann (Anm. 5) S. 284.

³⁵ F. Matsche (Anm. 20) S. 228, Anm. 122. Auch die Pariser Bibliothèque Mazarine wurde 1646 über dem Marstall des Fürsten eingerichtet. Siehe E. Lehmann (Anm. 5) S. 22f.

Fertigkeiten eine Übungsstätte gefunden hätten. Dies bleibt freilich Spekulation und wurde nie realisiert.

Das Herausdrängen und Isolieren der eigentlichen Lesesaalfunktion aus den Bibliotheken entspricht dem Stand der damaligen Architekturtheorie: Nikolaus Goldmann lobt in seiner Edition von Sturms 'Civilbaukunst',³⁶ beim modernen Bibliotheksbau sei man nun endlich davon abgegangen, die Büchersäle mit hinderlichen Lesepulten voll zu stellen. Bezeichnenderweise behandeln Goldmann/Sturm diesen Raumtypus als Exkurs unter den [sic!] *Schwatz-Sählen*, den Galerien, Wandel- oder Gesellschaftsräumen.

3.2 Klosterbibliothek Schussenried (Abb. 5)

Als Beispiel einer barocken Klosterbibliothek im Reich soll hier abschließend der Büchersaal der schwäbischen Prämonstratenser-Reichsabtei Schussenried vorgestellt werden.

1752 begann das Kloster mit einem Neubau von Konvent und Klosterkirche nach Plänen von Dominikus Zimmermann, welche dem klassischen Escorial-Schema folgten. Als erstes entstand der Nordflügel, den die neu zu erbauende Klosterkirche sowie ein spiegelgleicher Südflügel zu einem geschlossenen Karrée ergänzen sollten. Wegen Erschöpfung der reichen Geldmittel von 150 000 fl. im Jahre 1763 blieb es aber beim halben Neubau, die mittelalterliche 'barockisierte' Kirche und der alte Konventsbau des 17. Jahrhunderts blieben erhalten.

Die Mitte des Nordflügels bildet ein siebenachsiger Risalit, hinter dem sich der Bibliothekssaal³⁷ verbirgt. Er bezeichnete – eine Gemeinsamkeit mit dem Escorial und der Wiener Hofbibliothek – ebenfalls eine Schnittstelle, nämlich zwischen der Klausur und dem Gäste- und Abtstrakt.³⁸ Man darf annehmen, dass ihm auf der nicht ausgeführten Südseite ein Fest- oder Kaisersaal gegenübergestellt worden wäre.

Der wie die meisten Klosterbibliotheken im Obergeschoss gelegene Raum ist über das Ecktreppenhaus des Traktes und einen langen Gang, den der Saal

³⁶ Leonhard Christoph Sturm/Nikolaus Goldmann: Vollständige Anweisung zu der Civil-Baukunst in welcher nicht nur die fünf Ordnungen, sampt den dazu gehörigen Fenster-Gesimsen [...] in vollkommener Schönheit aufzureissen, deutlich gewiesen [...] wird [...], Wolfenbüttel 1699, III. Buch, XXIII. Kapitel, S. 125.

³⁷ Vollendet 1761, Gesamtleitung Jakob Emele, Fresko von Franz Georg und Franz Joseph Hermann, Statuengruppen von Fidelis Sporer, Büsten und Putten auf der Galerie von Johann Baptist Trunk, Stuck von Johann Jakob Schwarzmann, Schränke vom Klosterschreiner Joseph Kopf. Maße des Raumes: 27 x 13,5 x 7,35 m.

³⁸ Johannes May, Bibliothekssaal Schussenried, Kleinod des Rokoko und geistvoller Bilderkosmos, Bad Buchau 1991, S. 15.



Abb. 5: Klosterbibliothek Schussenried (Alle Abbildungen nach E. Lehmann [Anm. 5])

unterbricht, erschlossen. Er umfasst zwei Geschosse und die gesamte Tiefe des Flügels und ist hierdurch von beiden Seiten gleichmäßig beleuchtet. Die Türen liegen wie der Korridor aus der Mittelachse des Saales nach Süden verschoben, stören aber nicht die Symmetrie und Geschlossenheit des Raumbilds, weil sie hinter Scheinschränken verborgen sind. Sind diese geschlossen, so erscheint der Raum ohne erkennbaren äußeren Zugang. Die Treppe zur Galerie ist nicht wie in der Wiener Hofbibliothek sichtbar, sondern ist in einen östlich anschließenden Nebenraum ausgelagert. Die Empore, welche an allen vier Seiten in die Saalmitte balkonartig vorschwingt, wird von 16 Säulenpaaren getragen: Eine Konstruktion, die nach Lehmanns Beobachtung dem schwäbischen Normaltypus zweigeschossiger Bibliothekseinbauten entspricht. Unmittelbares Vorbild war die kurz zuvor fertig gestellte Klosterbibliothek der Benediktiner im nahen Wiblingen bei Ulm.³⁹ Hier wie dort wird die flache Saaldecke durch eine langgestreckte, durchgehend freskierte Flachkuppel überhöht – ein Zitat und Erinnerung daran, dass Bibliothe-

³⁹ 1737-50 von Christian Wiedemann mit Statuen von Dominikus Hermengild Herberger, E. Lehmann (Anm. 5) S. 113 m. Abb.

ken gewölbt sein sollten, auch wenn der Feuerschutz hier faktisch nicht gewährleistet werden kann.

Das Programm der Dekoration in Schussenried wird durch die Chronogramm-Inschrift bekannt gegeben: *seDes sapientiae Magnificata a niCoLao antIstite* (= Der Sitz der Weisheit, verherrlicht durch Abt Nikolaus. [1757]). Das Deckenfresko des Kemptener Hofmalers Franz Georg Hermann verbindet ein sakrales Kernthema – die Erlösung durch das Kreuz und das apokalyptische Lamm – mit der typischen Bibliotheksikonographie der Künste und Wissenschaften, personifiziert durch Allegorien und ihre prominenten Vertreter, Philosophen und Autoren. Im Mittelpunkt der Darstellung steht als ‘Sedes Sapientiae’ Maria mit den sie verherrlichenden Theologen, ihren so genannten ‘Kaplänen’,⁴⁰ über ihr das Apokalyptische Lamm, umgeben von den 12 000 Bezeichneten, den Weisen und Heiligen als Schöffen des Weltgerichts. Im Osten verweist die Inschrift *Verbum in carne abbreviatum, in cruce extensum, in coelo immensum* unter dem Gekreuzigten auf den Beginn des Johannesevangeliums und feiert das fleischgewordene Wort als Kern der christlichen Botschaft. Auf der südlichen Langseite ist der Heilige Geist in Menschengestalt, begleitet von den Personifikationen seiner sieben Gaben⁴¹ im ‘Tempel der Weisheit’ sitzend dargestellt. *Sapientia* wird somit nicht allein durch das Studium erlangt, sondern beruht auf einer Gabe Gottes: Das belegt die Beischrift *Ille vos docebit omnia. Joan. 14 V. 20*. Nimmt man das Motto ernst, so könnte man fragen, wozu ein frommer und vom Geist erleuchteter Christ die vielen Bücher überhaupt benötigt.⁴² Auf der nördlichen Langseite gegenüber ist der Inbegriff menschlicher Weisheit im thronenden Salomo dargestellt: *Incerta et occulta sapientiae manifestasti mihi. Ps. 60,8* (Das Ungewisse und verborgene der Weisheit hast Du mir geoffenbart).

Im Westen ist der Bezug zur Realität der Reichsklöster hergestellt, indem eine historische Audienz des Obermarchthaler Abtes und Generalvisitors des Ordens Nikolaus Wierth bei Ludwig XIV. 1686 in Versailles paraphrasiert wird. Die Szene ist, um die überzeitliche ‘Tonlage’ des Freskos zu halten, unter den offenen Himmel in eine amorphe mittelalterliche Vorzeit verlegt: Der König in voller Rüstung mit Lilienmantel trägt Züge, die eher an Heinrich IV. als an den Sonnenkönig erinnern.

Zwischen diese vier Hauptszenen sind jeweils zwei, also insgesamt acht Gruppen eingefügt, welche konkrete Wissensgebiete verkörpern, und vielleicht auf die Aufstellung der Bücher Bezug nahmen. Auch hier werden antike Autoritä-

⁴⁰ U.a. Bernhard v. Clairvaux, Anselm v. Canterbury, Franziskus, Dominikus etc.

⁴¹ Nach 1 Kor. 12, 8-10: Weisheit, Erkenntnis, Glaube, Heilungen, Wundertaten, Prophetie, Unterscheidung der Geister.

⁴² Vgl. hierzu die vor allem in Frankreich geführte zeitgenössische Diskussion der Frage, ob das Studium dem Klosterleben nützlich oder abträglich sei, bei E. Garberson (Anm. 18) S. 18-27.

ten mit der konkreten Kloster- und Ordensgeschichte verbunden: Gleichberechtigt neben Livius, Flavius Josephus und Tacitus wird Propst Burchard von Schussenried, Verfasser der mittelalterlichen Ursberger Chronik gestellt. Es folgen die Kirchenhistoriker, unter anderem Cesare Baronio. Bei den Medizinern sieht man neben Galen und Hypokrates auch Cosmas und Damian, die Ärztepatrone.

Im Norden schließen sich die Theologen an, wobei auch deren ketzerische, aber überwundene Gegner dargestellt werden: Norbert, der Ordensgründer, mit dem Zauberer Tanchelin, und der Prager Erzbischof Johann Lohel mit den beiden Hussitenführern Prokop und Jan Zizka. Es folgen die lateinischen Kirchenlehrer.

Bei den Juristen darf sich Abt Heinrich Österreicher von Schussenried, der die Erhöhung des Klosters zur exempten Abtei durchsetzte, auf eine Ebene mit Justinian, Gratian und Papst Gregor XII. stellen. Es folgen 'Weltweise' wie Aristoteles, Sokrates, Diogenes, Ptolemäus und Strabo, aber auch der Reichenauer Mönch Hermannus Contractus. Er leitet über zu den geistlichen Autoren wie Albertus Magnus, Thomas v. Aquin und Heinrich Seuse. Zum Ruhme Schussenrieds erhebt sich der Chorherr Dr. Caspar Mohr mit seinem selbst konstruierten Flugapparat in die Lüfte – Brechts 'Schneider von Ulm' hätte gestaunt über soviel katholischen Pioniergeist! Allerdings ist ihm der mahnende Schatten des Dädalus beigegeben.

Die abschließende Gruppe der Literaten verbindet wieder pagane und christliche Themen: Neben einer Aeneas-Anchises-Gruppe – die von Vergil gerühmte Tugend der Pietas personifizierend? – sieht man Cicero, Homer (mit seinen Helden Paris und Achilleus), Vergil, aber auch Gregor den Großen.

Die Ecken der Flachdecke sind mit kleinen Fresken gefüllt, welche die drei bildenden Künste und die Musik feiern, personifiziert durch Pallas Athene und Apollon Kitharödis.

Unter der Empore werden die vier Kardinaltugenden, ergänzt von der Keuschheit als monastischer Tugend, einem Bibliothekskatalog (als Werkzeug des Geistes?) und den technischen Wundern der Ingenieurskunst dargestellt, die zur Beherrschung der Elemente dienen.⁴³ Die unbenannten Büsten auf der Empore stellen, wenn sie richtig gedeutet sein sollten, den erstaunlichsten Teil des Programms dar, zeigen sie doch angeblich Sokrates (oder Galilei? [sic!]), Bernini (Rubens?⁴⁴), Dürer, Kepler, Karl IV. und Karl V.⁴⁵

⁴³ Ein Brennspeigel, mit dem ein Feuer entzündet wird, eine Wasserpumpe, der Globus als Symbol der Herrschaft über die Erde und die Schiffszimmermannskunst als Inbegriff der Beherrschung des Windes.

⁴⁴ Rubens ist in der gleichzeitig entstandenen Klosterbibliothek von Admont (Stmk.) in einer benannten Büste dargestellt. Als führender katholischer Maler des 17. Jh. konnte er durchaus zu den 'Autoritäten' gezählt werden. Siehe C. P. Warncke (Anm. 1) S. 302f.

⁴⁵ Die Deutung dieser Figuren, die unbeschriftet sind, ist nicht gesichert und beschränkt sich auf Mutmaßungen über Ähnlichkeiten. Siehe E. Lehmann (Anm. 5) S. 258.

Die Statuenausstattung, Stuckfiguren mit alabasterweißem Überzug, führt das interessante dialektische Dekorationsprogramm zum Höhepunkt: Nicht näher bezeichnete 'Rechtgläubige' – sind es Heilige, Propheten, Kirchenlehrer oder Evangelisten? – an den Mittelsäulen aller vier Seiten werden mit acht Puttengruppen als Personifikation der wichtigsten Häresien in den Raumecken konfrontiert. Während die frommen Autoritäten auf festen Basen stehen, welche die Doppelsäulen der Galerie verstärken, müssen sich die Putten für ihre geistigen 'Kindereien' mit schmalen Konsolen begnügen, die an die Säulenbasen angefügt sind.

Das antithetische System der Dekoration wurde zunächst in der für Schussenried vorbildlichen Bibliothek von Wiblingen erprobt, dort aber einfacher gehandhabt, nämlich in Form von jeweils gegenübergestellten exempla in malo der Antike und in bono der Kirchengeschichte.⁴⁶ Das erstaunliche in Schussenried ist nun, dass hier die Rechtgläubigen und die Häretiker in einen diskursiven Wettstreit quer durch den Raum treten, während an der Decke ganz im Sinne des barocken Synkretismus Antike und Christentum als versöhnte, einander ergänzende Sphären des Bildungsreiches erscheinen.

Mehr als bei anderen barocken Klosterbibliotheken wirken die Bücherschränke in Schussenried wie nachträglich aufgestellte Möbel, nicht als Teile des Wandaufbaus. Diese formale Autonomie wird durch die bei der Restaurierung 1967-74 gewählte hellblaue Färbung noch betont. Die Schränke stoßen nirgendwo, weder unter noch auf der Galerie, direkt an die Decke an, sondern wahren durch eine reich geschwungene Rocaillezone eine deutliche Distanz.

Das verblüffendste Detail des Schussenrieder Bibliothekssaales ist die Gestaltung der Bücherschranktüren: Sie sind vollständig mit Buchrücken bemalt – unterschiedlich im Format und manchmal etwas ungeordnet, aber einheitlich gebunden, scheinen alle Regale gut gefüllt; öffnet man heute die Schränke, so gähnt einem (seit der Säkularisation und Konfiskation des Bestandes durch den König von Württemberg) völlige Leere entgegen. Der illusionierte Schein der Vollständigkeit durch die Bemalung der geschlossenen Türen entsprach der Vorstellung der Zeit von einer möglichst vollkommenen, d.h. ungestörten Bibliothek: 1726 erließ Abt Didacus Ströbele für die damals schon 10 000 Bände der Bibliothek ein Ausleihverbot.⁴⁷ Sollte doch einmal ein Buch von seinem Standort genommen werden, so beleidigte die Lücke nicht das Auge des Besuchers, das hier offensichtlich wichtiger war als das des Lesers. Da alle gemalten Buchrücken unbeschriftet sind – obwohl sie ein Etikett tragen! – kann die Büchersuche nur mit Hilfe des Katalogs oder des Bibliothekars erfolgen – eine sehr wirksame Form der Zugangskontrolle!

⁴⁶ Z.B. Augustus verbannt Vergil – Gregor der Große entsendet Augustinus nach England. E. Lehmann (Anm. 5) S. 256.

⁴⁷ J. May (Anm. 37) S. 74.

So erfüllt der Schussenrieder Bibliothekssaal auch noch 200 Jahre nach dem Totalverlust aller Bücher seine eigentliche Funktion: Die Schaulust zu befriedigen und die monastische Gelehrsamkeit zu feiern, aber nicht unbedingt Lesestoff bereit zu halten.

Das Verweissystem auf die Systematik der Aufstellung, meist durch beschriftete Kartuschen über den Schränken vor Augen geführt, ist hier in sinnige „Trophäen“⁴⁸ übersetzt, welche die benachbarten Fensternischen auskleiden. Die Lesesitze sind in Schussenried übrigens genauso verborgen wie die Bücher selbst. In den Unterschränken finden sich versteckte Klappsitze, in der Schrankmitte jeweils ausziehbare Lesetische: Diese Hilfsmittel scheinen nur für eine kurze, gelegentliche Benutzung ausgelegt und widersprechen durch ihre schmucklos-nüchterne Ausführung in geöffnetem Zustand dem repräsentativen Anspruch des Saales.⁴⁹ Öfen gab es, wie in Klosterbibliotheken üblich, nur in den Nebenräumen für Bibliothekar und Abt, der Saal selbst dürfte somit lange Monate kaum für Studien benutzbar gewesen sein.⁵⁰

Es reicht nicht aus, die Botschaft dieses Raumkunstwerks auf einen typisch barocken, illusionistischen ‘Schönen Schein’ zu reduzieren. Ein zweiter, in gewisser Weise ‘aufklärerischer’ Impetus des Schussenrieder Bildprogramms liegt in der Thematisierung des offenen Diskurses zwischen Wahr und Falsch, Heidnisch und Christlich. Die Aufforderung über dem Portal: *Scrutamini Scripturas Joh. 5, 39* (= Durchforstet die Schriften) schreibt dem Benutzer nicht vor, **was** er lesen soll, sondern mahnt ihn vor allem zum selbstständigen Forschen, zum Abwägen und Argumentieren: Hier werden die Häretiker nicht in den Staub getreten, sondern mit Argumenten widerlegt. Ein Hauch von Aufklärung, von Kantischer ‘Aufforderung zur Mündigkeit’ hält Einzug in das traditionelle System eines scheinbar unerschütterlichen monastischen Wissenskanons unter der Schutzherrschaft der Sapientia divina.

4. Resümee: Zwischen Prunkraum und Wissensspeicher – Sechs Thesen zur Charakterisierung barocker Bibliotheken

1. Die barocke Prunkbibliothek ist ein Kind des Druckzeitalters. Nur in der Epoche der Printmedien war es möglich, in jedem Kloster oder Schloss solche Mengen von nicht mühsam selbst hergestellten Büchern zu bevorraten, dass deren Zahl geeignet erschien, einen ganzen Saal auszufüllen, und zugleich eine entspre-

⁴⁸ Z.B. ‘Geometria’ mit einem Grundriss des Klosterprojekts, Dreieck und Zirkel und der Signatur des Baumeisters Hefe. Die Schränke selbst sind nur durch Nummern bezeichnet.

⁴⁹ J. May (Anm. 37) Abb. S. 72.

⁵⁰ E. Lehmann (Anm. 5) S. 527.

chend platzsparende Aufstellung nahe legte, nämlich dicht gedrängt in mehrgeschossigen Regalen Rücken an Rücken. Hierdurch wird nicht mehr wie im Handschriftenzeitalter die aufgeschlagene, prachtvoll illuminierte Initialseite eines Kodex oder sein juwelengeschmückter Prunkeinband zum eigentlichen Schauobjekt, sondern die dichte, unüberschaubare Abfolge nicht individualisierter, sparsam beschrifteter Lederrücken: Ein nach streng geometrischer Ordnung aufmarschiertes uniformiertes Bataillon der Bücher, nicht das Schaulaufen weniger prächtig kostümierter Individuen. Diese Entwicklung manifestiert sich im Schritt von der Bibliotheca Laurenziana zu der des Escorial.

2. Die zentrale Qualität barocker Büchersäle liegt in der zweiten der unter 1.1 postulierten drei Hauptfunktionen von Bibliotheken: Der repräsentativen Darstellung des von einer Institution angesammelten Buchwissens als eines geschlossenen Systems. Barockbibliotheken sind vor allem „Prunksäle“, wie Fischers Hofbibliothek in Wien bis heute genannt wird. Regina Becker⁵¹ schlägt in Anlehnung an Germain Boffrand (1745, ‘Galerie des livres’) den treffenden Terminus „Büchergalerie“ vor. Die Räume könnten diese Funktion auch dann erfüllen, wenn niemals ein Buch zum Lesen aus dem Regal genommen würde. Ihre eigentlich Aufgabe ist es, das potentielle Wissen der Institution, ihre Gelehrtheit, die Neigung zu den Wissenschaften und die theoretische Verfügbarkeit aller eventuell konsultierbarer Bücher vor Augen zu führen.⁵² Deshalb wird in der Präsentation nicht kategorial oder hierarchisch zwischen guten und schlechten, heiligen und profanen, antiken und neuzeitlichen, gedruckten oder handschriftlichen, alten und jungen, kostbaren und minderwertigen Büchern unterschieden. Die einheitliche Einbindung⁵³ suggeriert die generelle Gleichwertigkeit aller Texte als mögliche ‘Waffen des Geistes’; ihre systematische Anordnung erlaubt nicht nur eine vereinfachte

⁵¹ R. Becker (Anm. 1) S. 235.

⁵² E. Garberson (Anm. 18) S. 27f., 83f.: Der Autor verweist auf das Beispiel Admont, mit 72 m Länge der wahrscheinlich größte aller österreichischen Klosterbibliotheksräume, 1764-76 von Josef Hueber aus Graz nach dem Vorbild der Wiener Hofbibliothek als langgestreckter Kuppelsaal errichtet. In Admont wurde auf eine durchgängige Zweigeschossigkeit der Bücherregale verzichtet, weil die Bestände des Klosters keinesfalls ausgereicht hätten, den riesigen Saal ganz zu füllen. Siehe E. Lehmann (Anm. 5) S. 290.

⁵³ Piero de Medici il Gottoso ließ dagegen die Bücher der Familienbibliothek je nach Thema unterschiedlich einbinden: Theologische Bücher wurden blau, Grammatiken gelb, Lyrik rot eingebunden. Siehe: Zur Geschichte der Biblioteca Medicea Laurenziana (o. Verf.), Florenz 1981, S. 8. Leonhard Christoph Sturm unterschied in seiner ‘Vollständigen Anweisung, Allerhand Oeffentliche Zucht- und Liebes-Gebäude [...] wohl anzugeben’, Augsburg 1720, zwischen einer *alten* und der *herrlichen neuen* Bibliothek, in der alle Bücher gleichmäßig eingebunden seien. Siehe R. Becker (Anm. 1) S. 247. In Seitenstetten wurden die Bücher nach einer Renovierung des Bibliothekssaals ab 1760 innerhalb von 30 Jahren (!) von braun in weiß umgebunden, um besser zur neuen Raumausstattung zu passen. Siehe E. Garberson (Anm. 18) S. 86f.

Suche, sondern ermöglicht dem Bibliothekar auch stets den Überblick darüber, wer gerade welche Werke konsultiert.

3. Die Dekorationssysteme der Bibliotheken unterstreichen diese Denkweise, indem sie meist keine Hierarchie der Disziplinen, sondern deren generelle Gleichwertigkeit und Harmonie betonen. Als vermittelndes Zentrum wird regelmäßig die (meist christlich-religiös konnotierte) 'Sapientia' in der Mitte der Saaldecke dargestellt. Nicht der einzelne Text entscheidet somit über seinen Wert, sondern der kluge und fromme Gebrauch, der von diesem Instrument des Wissens gemacht wird. So könnte man in einer katholischen Klosterbibliothek auch durchaus die Schriften Luthers oder Spinozas finden.⁵⁴ Die Darstellungen betonen gelegentlich (wie in Schussenried) die Auseinandersetzungen zwischen Wahrheit und Irrtum. Hierdurch werden auch Häresien darstellungswürdig, so wie in barocken Festsäulen oft die überwundenen Gegner des Erbauers mit ihren Waffen als Trophäen des Sieges präsent sind.⁵⁵

4. Barocke Bibliothekssäle gleichen einander weitgehend in ihrer Anlage wie Kirchen oder die Raumfolge des barocken Appartements: Mit dem Emporensaal wurde der bisher typlosen Bauaufgabe eine feste Form verliehen, die seitdem als geradezu selbstverständlich angesehen und tradiert wird.⁵⁶ Durch die Bezeichnung der Schränke mit Tituli (Themenangaben), welche zugleich den Aufstellungsplan widerspiegeln, ist es einem Benutzer grundsätzlich möglich, sich auch in einer fremden Bibliothek sofort zurechtzufinden. Die räumliche Ordnung nach Themen – 'Loci' in der Doppelbedeutung von Orten und Fundstellen – substituiert gemäß dem antiken Memorialsystem⁵⁷ weitgehend den geschriebenen Katalog, Zettelkasten⁵⁸ oder Opac als Orientierungshilfe. Es erscheint logisch, dass die Signatur in

⁵⁴ E. Garberson (Anm. 18) S. 25f., nach dem Tractatus Mabillons von 1691.

⁵⁵ Vgl. Schleißheim, Türkenköpfe und Trophäen im Treppenhaus und im Weißen Saal.

⁵⁶ Es gibt nur wenige Ausnahmen, in denen die Buchbestände eines Klosters in kleineren (meist eingeschossigen) Räumen verteilt wurden. Sie erscheinen heute als Sonderfälle, der zweigeschossige einheitliche Bibliothekssaal dagegen als Regelfall. Vgl. hierzu Metten, St. Pölten, Ochsenhausen (vor dem Bau des Bibliothekssaales 1785) u.a.; Abb. in E. Lehmann (Anm. 5) S. 184f., 198.

⁵⁷ Vgl. die Arbeiten von Elisabeth von Samsonow (Fenster im Papier: die imaginäre Kollision der Architektur mit der Schrift oder die Gedächtnisrevolution der Renaissance, München 2001; Schräge Architektur, Ornament und das Streben nach Orientierung im Text, in: Peter Burgard (Hg.), Barock: Neue Sichtweisen einer Epoche, Wien/Köln/Weimar 2001, S. 77-84) zur barocken Bibliothek und den Mnemotechniken der Antike.

⁵⁸ E. Lehmann (Anm. 5) S. 284: Erste Versuche mit systematischen Zettelkatalogen – sie sind in aufklappbaren Säulen verborgen – finden sich um 1765 in St. Gallen, zuvor waren Bandkataloge in alphabetischer Ordnung üblich.

diesen Bibliotheken ausschließlich den exakten Stellplatz der Buches bezeichnete, weil diese Angabe zugleich auch alle Informationen der heutigen ‘Beschlagwortung’ und ‘Systemstelle’ enthält.

In der Universalität dieses Konzeptes sind alte Bibliotheken den modernen, die jeweils nach individuellen Grundsätzen geordnet sind, in welche sich ein auswärtiger Besucher stets von neuem eindenken muss, strukturell überlegen. Der Nachteil liegt in der Starrheit des Konzepts, welche nicht mit ‘Zuwachs’ und Bestandsveränderung rechnet.⁵⁹

5. Der Hauptzweck barocker Bibliothekssäle liegt nicht nur in der praktischen Aufbewahrung und benutzerfreundlichen Erschließung, sondern mindestens genauso in der übersichtlichen und repräsentativen Darbietung des Gesamtbestandes, welche die ständige Kontrolle über Zugang und Vollständigkeit ermöglicht.⁶⁰ Eine andere Aufstellung, etwa alphabetisch nach Autoren, akzessorisch oder nach Formaten geordnet, würde die Möglichkeit des schnellen kontrollierenden Blicks und Zugriffs deutlich verringern.⁶¹ Das gern gebrauchte Wortspiel *Armarium*⁶² (Bibliothek) *est armamentarium* (Rüstkammer) *monasterii*⁶³ verweist auf diese Funktion: Hier wie dort sind die ‘Waffen’ in übersichtlicher Form in Regalen angeordnet, aber es handelt sich beim Zeughaus weder um einen Schießstand noch um einen Fechtboden: Die Instrumente ruhen griffbereit, aber sie werden dort nicht im eigentlichen Sinne gebraucht. Zugleich sind sie vor unbefugter Benutzung, Diebstahl und Beschädigung geschützt – am besten in verschließbaren

⁵⁹ Ein anonym bayerischer Karmeliter-Bibliothekar schlägt deshalb 1788 in seinem ‘Versuch einer praktischen Abhandlung von Einrichtung der Bibliotheken, mit besonderer Rücksicht und Anwendung auf die Kloster-Bibliotheken’, Augsburg 1788, S. 41, vor, die Neuerwerbungen jeweils neben die bereits vergebenen Systemstellen einzuordnen und durch das Anhängen von Buchstaben an die Signaturen das bewährte Prinzip zu wahren. Ein neu erworbener Band zum Thema von I.A.27 erhält demnach die Signatur I.A.27.a, dann folgt I.A.28 des Altbestandes.

⁶⁰ Johann Friedrich Penther, Ausführliche Anleitung zur bürgerlichen Bau-Kunst, Augsburg (Johann Andreas Pfeffel) 1744-48, Bd. 4, S. 24: *Die gantze Einrichtung dieser Bibliothec dienet zum Nutzen und zur Parade. Man kann füglich zu allen Büchern kommen, und hat allemahl man mag sich befinden wo man will, einen schönen Prospect fast von der gantzen Bibliothec.* Hier zit. nach E. Garberson (Anm. 18) S. 61, Anm. 84.

⁶¹ Deshalb wurden von zeitgenössischen Autoritäten wie Naudé Bibliotheken mit Aufstellung nach Formaten (wie die Ambrosiana) kritisiert, weil sie jeweils nur nach Konsultation des Katalogs benutzbar waren. Der mnemotechnische Effekt, sich das Buch im Zusammenhang mit seinem ‘richtigen’ Standort merken zu können, wurde hierdurch unterlaufen. Siehe E. Garberson (Anm. 18) S. 48.

⁶² Der Begriff meinte ursprünglich einen in der Sakristei aufgestellten Schrank. E. Lehmann (Anm. 5) S. 14.

⁶³ C. Von der Osten Sacken (Anm. 11) S. 165: *Clastrum sine armario quasi castrum sine ar[recte: -ma-]mentario.*

Schränken wie in Schussenried. Man bevorzugt einheitliche Säle, obwohl der Buchbestand (auch dies lehrt Umberto Eco) durch seine Konzentration zugleich einem größeren Risiko des Totalverlustes durch Brand ausgesetzt ist als bei einer dezentralen Lagerung in kleineren Räumen: Repräsentativität geht hier vor Funktionalität.

6. Barocke Bibliotheken sind ihrem Wesen nach Präsenzbibliotheken und kennen daher nur einen Idealzustand: den vollständigen. Alle Regale sind mit einheitlich gebundenen, nach Format und zugleich systematisch geordneten Buchrücken bis zum Rand befüllt. Eine 'offene Bibliothek', in der stets größere Bestände ausgeliehen sind oder die sichtbar auf Zuwachs ausgelegt wäre, widerspricht diesem System.⁶⁴ Hinter diesem Konzept steht eine generell statische, kanonisierte Vorstellung von Wissen.⁶⁵ Wuchsen die Bestände dennoch an, so wurden wie im Escorial ganz pragmatisch weitere (Arbeits-)Räume hinzugefügt,⁶⁶ die jedoch niemals den formal-repräsentativen Anspruch 'der e i n e n Bibliothek' in Frage stellen, welche stets das vollständige und allumfassende Wissen repräsentierte. Die bei zunehmenden Beständen sicher nahe liegende Lösung, die freigelassene Raummitte ebenfalls mit Regalen zu besetzen, wurde praktisch niemals realisiert, weil sie den Raumeindruck zerstört hätte.

Typisch für das barocke Denken erscheint die Illusion einer 'Erfüllung der Zeit', die Schaffung einer ein für alle Mal ultimativen Bibliothek, die in sich vollendet, aber damit auch unwandelbar ist. Ihre eigentliche Funktion besteht nicht darin, Bücher für den Benutzer möglichst optimal zu erschließen, sondern dem Besucher – auch wenn er Analphabet sein sollte – möglichst eindrucksvoll „das Wissen vor Augen“ zu stellen.⁶⁷

5. Epilog: Vom Lesen zum Schauen – Bibliotheken als Medien

Die Geschichte der frühneuzeitlichen Bibliotheksentwicklung, wie sie hier erzählt wurde, ist nur die halbe Wahrheit – das ist dem Autor durchaus bewusst. Die Entwicklungslinie, welche hier verfolgt wurde, ist eine dezidiert katholisch-südeuropäische. Starke Bezugslinien verbinden den Escorial mit der Wiener Hof-

⁶⁴ E. Lehmann (Anm. 5) S. 86.

⁶⁵ E. Garberson (Anm. 18) S. 46ff.

⁶⁶ E. Lehmann (Anm. 5) S. 283, z.B. in Melk 1767, Abb. 237, S. 294. Nach E. Garberson (Anm. 18) S. 87, wurden in den Nebenräumen meist Dubletten, indizierte Bücher, Manuskripte und Inkunabeln verwahrt.

⁶⁷ E. Garberson (Anm. 18) S. 48f.: „In a sense then the library constituted a physical manifestation, in wood and leather and paper, of the universal system of knowledge. As a physical manifestation, the visual was an integral part of i[t]’s function, so much that most writers were in agreement that the books must be visible all the time.“

bibliothek und Mailand mit den süddeutschen Klöstern. Die ehrwürdigen und nicht minder bedeutenden Büchersammlungen der Reichsstädte Augsburg und Hamburg, der Residenzen in Wolfenbüttel und Weimar, der Universitäten von Göttingen und Leipzig oder der Francke'schen Stiftungen in Halle folgen formal und organisatorisch ganz anderen Gesetzen. Dieser Unterschied soll nicht verschwiegen, sondern vielmehr betont und als ein prinzipieller verstanden werden.

Das Konfessionalisierungsparadigma, also die These, dass es sich bei Reformation und katholischer Reform um strukturell verwandte, gleichzeitige Prozesse handele, die unmittelbar mit der Herausbildung des frühmodernen Staates verbunden seien und daher weitgehend parallel und komplementär verliefen, steht in einem gewissen Gegensatz zur älteren, aber immer noch zutreffenden Beobachtung, dass sich infolge dieses Prozesses eigenständige konfessionelle Kulturen bildeten, die in ihren Prinzipien und Erscheinungsformen als geradezu gegensätzliche Modelle der Selbstdarstellung betrachtet werden können.

Hierbei ist es fast eine Binsenweisheit, dass die Protestanten vor allem eine Schrift-, die Katholiken aber eine Bildkultur entwickelten. Das Lesen und das Schauen, die beiden entgegengesetzten Pole der hier aufgezeigten Bibliotheksideale, besaßen in den beiden 'Kulturkreisen' jeweils unterschiedliche Wertigkeiten.

Allzu lange hat eine vom Modernisierungstheorem und den Maximen der Aufklärung beherrschte historische Forschung einseitig das protestantische Modell des Lesens als zukunftsweisend und 'intellektuell' hervorgehoben, das katholische Modell des Schauens dagegen als rückständig und 'naiv' abgewertet. Auch dieser Beitrag könnte so verstanden werden und möchte doch das Gegenteil behaupten.

Die Aufwertung des zunächst rein funktionalen Bücherspeichers vom 'Lesefutter' zum 'Augenschmaus' und seine konsequente Neuinszenierung nach optischen und repräsentativen Gesichtspunkten zeugt gerade von der Stärke und Originalität dieses charakteristischen barocken Verständnisses der Bauaufgabe Bibliothek. Diese Gestaltung ist Ausdruck der absoluten Hegemonie des sinnlich-ästhetischen über das abstrakt-intellektuelle Erkenntnisprinzip innerhalb der katholischen Welt der frühen Neuzeit. Man wird es einem Kunsthistoriker nicht verübeln, dass er diesen Mediengebrauch als mindestens gleichwertig gegenüber einem nüchternen *sola scriptura*-Prinzip versteht, das nur auf die Texte, nicht aber auf die Einbände und deren Aufstellung achtet. Die spezifisch katholischen Repräsentationsformen des Barock sind nur dann adäquat zu würdigen, wenn man sie nicht mit den Augen der Protestanten, der Aufklärung oder gar der Moderne zu lesen [!] versucht, sondern diese als bewussten Ausdruck ihrer Epoche und gegenüber schriftlichen Zeugnissen als in ihrer Aussagekraft gleichwertig ansieht [!].

Hierbei könnte eine Erweiterung des Medienbegriffs über das Bild hinaus bis hin zur Architekturanalyse einen wichtigen Beitrag leisten.

Informationsverbreitung und -vermittlung:
Kommunikation und Nachrichtenwesen

Propaganda in der Frühen Neuzeit

Sonja Schultheiß-Heinz

Der Terminus Propaganda wird heute nicht mehr in seinem ursprünglichen Sinn als Institutionenbegriff verwendet,¹ sondern bezeichnet in der Regel das Ziel, „auf dem Wege der Kommunikation Einstellungen und Verhalten von Menschen zielgerichtet zu beeinflussen.“² Der weitgefaste Begriff der Kommunikation wird in dieser Untersuchung auf das Medium Zeitung beschränkt. Dabei wird in diesem Kontext die Zeitung nicht als Sammelbegriff für „alle Formen gesprochener, geschriebener und gedruckter Nachrichten“³ verstanden, sondern auf jenes Medium der Berichterstattung reduziert, das den von Schmidt-Osten formulierten Postulaten der Aktualität, Universalität, Publizität und Periodizität entspricht.⁴

Um der Frage nach Propaganda in den frühneuzeitlichen Zeitungen nachzugehen, werden drei Zeitungen herangezogen. Der Vergleich einer deutschen, englischen und französischen Zeitung für den Untersuchungszeitraum 1672 bis 1679 soll dabei einen repräsentativen Ausschnitt der zeitgenössischen europäischen Presse darstellen. Für den deutschen Sprachraum wird der *Teutsche Kriegs-*

¹ Zur Entstehungs- und Verwendungsgeschichte und zum Bedeutungswandel dieses Begriffes, s. Wolfgang Schieder/Christof Dipper, Propaganda, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hg. von Otto Brunner u.a., Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 69-112; Walther Dieckmann, Zum Wörterbegriff des Unmenschen IV. Propaganda, in: Zeitschrift für Deutsche Sprache 21 (1964), S. 105-114. Problematisch bei der Verwendung des Propagandabegriffes ist, dass ein Begriff genutzt wird, der zeitgenössisch einen anderen Begriffsinhalt aufweist und somit das Problem in sich birgt, dem Selbstverständnis der Zeit und ihrer Akteure nicht gerecht zu werden, s. Wolfgang Harms (Hg.), Deutsche Illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts, Tübingen 1985-1997, 4 Bde., hier Bd. 1, S. IX.

² Jürgen Wilke (Hg.), Pressepolitik und Propaganda. Historische Studien vom Vormärz bis zum Kalten Krieg, Köln/Weimar/Wien 1997 (Medien in Geschichte und Gegenwart, Bd. 7), S. VI. Im Rahmen des Aufsatzes ist es nicht möglich, auf die Rezipientenschaft der genannten Zeitungen einzugehen.

³ Elger Blühm, Die ältesten Zeitungen und das Volk, in: Wolfgang Brückner/Peter Blickle/Dieter Breuer (Hg.), Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland, Wiesbaden 1985 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, Bd. 13), 2 Bde., hier Bd. 2, S. 741-752, bes. S. 742.

⁴ Hans Schmidt-Osten, Das Recht der Zeitung, in: Handbuch der Publizistik. Praktische Publizistik 2. Teil, hg. von Emil Dovifat, Berlin 1969-1971, 3 Bde., hier Bd. 3, S. 322-330, hier S. 322.

*Kurier*⁵ aus der Reichsstadt Nürnberg, für den englischen die *London Gazette*⁶ und für den französischen die Pariser *Gazette*⁷ verwendet.⁸

⁵ *Teutscher Kriegs-Kurier* / Aus dem [!] Kayserlichen und Frantzösischen Feld=Lägern Vom 9. September / im Jahr 1673 [wechselnde Untertitel; eingebundene Flugschriften], [Hg. von Wolf Eberhard Felsecker, Elisabeth Felsecker, Johann Jonathan Felsecker u.a.], Nürnberg 1673-1698. Zum Standortnachweis, s. Else Bogel/Elger Blühm, Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Ein Bestandsverzeichnis mit historischen und bibliographischen Angaben, Bremen 1971 (Studien zur Publizistik – Bremer Reihe Deutsche Presseforschung, Bd. 17), 2 Bde., hier Bd. 1, S. 213-222 und Else Bogel/Elger Blühm, Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Ein Bestandsverzeichnis mit historischen und bibliographischen Angaben – Nachtrag, München/New York/ London/Paris 1985 (Studien zur Publizistik – Bremer Reihe Deutsche Presseforschung, Bd. 17-III), Bd. 3, S. 146-147. Die benützte Ausgabe ist – auf der Grundlage des im Landeskirchlichen Archiv/Nürnberg liegenden Exemplars – eine Mikroverfilmung der ZWE Deutschen Presseforschung/Bremen mit den Signaturen: I-453 (1973), I-916 (1974), I-917 (1675), I-919 (1676), I-930 (1677), I-978 (1678), I-920 (1679).

⁶ *The London Gazette* [vormals: *The Oxford Gazette*], The appointed organ for all announcements of the Executive, London [seit] 1665. S. zum Standortnachweis: Hartmut Walravens (Hg.), Internationale Zeitungsbestände in Deutschen Bibliotheken. Ein Verzeichnis von 18.000 Zeitungen, Amtsblättern und zeitungähnlichen Periodika mit Besitznachweisen und geographischem Register, 2. Aufl. München/New Providence/London/Paris 1993, S. 333-334 und British Union Catalogue of Periodicals. A Record of the Periodicals of the World, from the Seventeenth Century to the Present Day in British Libraries, hg. von James D. Stewart/Muriel E. Hammond/Erwin Saenger, London 1968-1970, 4 Bde., hier Bd. 3, S. 484. Verwendet wurde für die *London Gazette* eine Mikroverfilmung – auf der Grundlage der Ausgabe in der British Library – der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen mit der Signatur: MA 83 74.

⁷ *Gazette* [de France]; wechselnde Titel und von 1631 bis 1792 als jährliche Sammlung – versehen mit einer Nummerierung und einer Seitenzählung – unter folgendem Titel erschienen: *Recueil des toutes les Gazettes, Nouvelles Ordinaires & Extraordinaires & autres Relations* [...], [par Théophraste Renaudot, Eusèbe Renaudot, Isaac Renaudot u.a.], Du Bureau d'Adresse, aux Galleries du Louvre [...] Avec Privilege, Paris 1631-1792. Zum Standortnachweis, s. Catalog Collectif des Périodiques du Début du XVII^e Siècle à 1939 conservées dans les Bibliothèques des Paris et dans les Bibliothèques universitaires des Départements, Paris 1967-1981, 5 Bde., hier Bd. 2, S. 686. Das entsprechende Exemplar liegt als Mikrofilm in der Bibliothèque National/Paris mit der Signatur 4° Lc² 1 vor.

⁸ Zur Auswahl dieser drei Zeitungen, s. die Dissertation der Autorin Sonja Schultheiß-Heinz, Politik in der europäischen Publizistik. Eine historische Inhaltsanalyse von Zeitungen des 17. Jahrhunderts, Stuttgart 2003 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, hg. von Bernd Söseman) [Druck in Vorbereitung]. An dieser Stelle ist auf die unterschiedliche Datierung in den drei Zeitungen zu verweisen. Während die französische Zeitung nur den Gregorianischen Kalender verwendet, datiert die englische Zeitung nach dem Julianischen Kalender und die deutsche Zeitung gibt die Datierungen beider Kalender an, s. Ahasver von Brandt, Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften, 11., erg. Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1986, S. 31. Die Zeitungen werden nach Christoph Weismann, Die Beschreibung und Verzeich-

Die Verbindung von Zeitung und Propaganda bezeichnet ein Spannungsverhältnis, das im Wesentlichen durch den Aspekt der Parteilichkeit hervorgerufen wird. Während Propaganda im heutigen Sprachgebrauch immer eine Parteinahme und einen zielgerichteten Einfluss auf die Meinungsbildung des Rezipienten beinhaltet, wurde für die Zeitung in der zeitgenössischen Auffassung die Ansicht vertreten, dass sie unparteiisch berichten sollte. Der Anspruch auf unparteiische Berichterstattung einerseits und die Untersuchung dieser Berichterstattung auf Propaganda andererseits sind also auf den ersten Blick per se unvereinbar. Prägend für die Ansicht einer unparteiischen Berichterstattung der deutschen Zeitung ist der Pressetheoretiker Kaspar Stieler, der 1695 in seiner Zeitungsdefinition bestimmte, [e]in Urteil in den Zeitungen zufallen / ist ungebührlich.⁹ Die Forderung Stielers spiegelt anscheinend eine allgemeine Ansicht wider, denn der anonyme Verfasser der Vorrede im *Teutschen Kriegs-Kurier* des Jahres 1676 entschuldigt einen 'error' damit, dass dieser nicht 'Vorsätzlich=Lügenhaft', sondern im Zuge der reinen Nachrichtenwiedergabe entstanden sei.¹⁰ Eine ähnliche Auffassung lässt sich bei der französischen *Gazette* nachweisen: Auch hier versteht sich der Gründer der Zeitung als reiner Nachrichten- und Faktenschreiber, der anonym und mit Abstand die Ereignisse und einkommenden Nachrichten beschreiben und publizieren müsse.¹¹ Ebenso scheint die *London Gazette* diesen Anspruch vermitteln zu wollen, da sie immer wieder auf die 'wahre' Darstellung bei den nächst einlaufenden Nachrichten verweist und mehrfache Berichte zu einem Ereignis bringt.¹² Aus diesen zeitgenössischen Postulaten scheint sich in der modernen wissenschaftlichen Beurteilung gerade für die deutsche Zeitung die Ansicht entwickelt zu haben, dass die meinungsbildende Funktion – und damit möglicherweise auch propagandistische Berichterstattung – nicht den Zeitungen, sondern vor allem den Flugschriften und -blättern zuzuweisen ist.¹³ So wird den Zeitungen einerseits,

nung alter Drucke. Ein Beitrag zur Bibliographie von Druckschriften des 16. bis 18. Jahrhunderts, in: Hans-Joachim Köhler (Hg.), Flugschriften als Massenmedium der Reformationszeit. Beiträge zum Tübinger Symposium 1980, Stuttgart 1981 (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit, Bd. 13), S. 447-614 zitiert.

⁹ Kaspar von Stieler, *Zeitungs Lust und Nutz*. Vollständiger Neudruck der Originalausgabe von 1695, hg. von Gerd Hagelweide, Bremen 1969, S. 27 Marginalie.

¹⁰ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. XIX Bl. T ij [a]-[T ij b] 1676.

¹¹ Vgl. dazu Howard M. Solomon, *Public Welfare, Science and Propaganda in Seventeenth Century France. The Innovations of Théophraste Renaudot*, Princeton/New Jersey 1972, S. 123, der die Aussagen des Gründers Renaudot in den 30er und 40er Jahren unter anderem anhand der Relationen auswertete.

¹² *We are entertained here with various Reports of Peace and War, though we know not what credit to give to either, till we are better informed by Letters*, s. *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 1270 [Sp. 2] 1677 [1678].

¹³ Elger Blühm, *Fragen zum Thema Zeitung und Gesellschaft im 17. Jahrhundert*, in: Elger Blühm (Hg.), *Presse und Geschichte. Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung*, München 1977 (Studien zur Publizistik, Bd. 23), S. 54-70, hier S. 63.

z.B. von Weber, bescheinigt, dass sie keine politisierende und meinungsbildende Funktion hatten, und Blühm führt aus, dass sie weder ein Sprachrohr politischer Ideen waren noch an den politischen Kämpfen teilnahmen.¹⁴ Andererseits weist Blühm darauf hin, dass die Zeitungen „Träger von Meinungen“¹⁵ waren und damit politische Faktoren darstellten, ein Aspekt, den auch Gestrich hervorhebt.¹⁶ Über die deutschen Zeitungen herrschen somit kontroverse Meinungen. Um die Zeitungen auf eine mögliche propagandistische Berichterstattung zu überprüfen, muss zunächst die jeweilige Zeitung im Hinblick auf ihren historisch-politischen Kontext (I.) untersucht werden, denn das Maß der Einflussnahme auf Verleger und Redaktion durch die jeweilige Obrigkeit und somit die gezielte Nachrichtenverbreitung oder -selektion durch diese sind mit ausschlaggebend für die Charakterisierung der jeweiligen Zeitung. Zweitens (II.) muss geklärt werden, wie sich propagandistische Berichterstattung charakterisieren und systematisieren lässt, um schließlich drittens (III.) die genannten drei Zeitungen daraufhin zu überprüfen.

I.

Der *Teutsche Kriegs-Kurier* aus der Reichsstadt Nürnberg setzte im Jahr 1673 mit seiner Berichterstattung ein und war eine erfolgreiche Zeitung der Familie Felsecker, die unter verschiedenen Titeln und Ausgaben bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Bestand hatte.¹⁷ Sie erschien zweimal wöchentlich und wurde von Wolf Eberhard Felsecker gegründet und herausgegeben.¹⁸ Felsecker erwirkte für den *Teutschen Kriegs-Kurier* sowohl auf der Reichsebene als auch auf der Stadtebene

¹⁴ Johannes Weber, *Avisen, Relationen, Gazetten. Der Beginn des europäischen Zeitungswesens*, Oldenburg 1997 (Bibliotheksgesellschaft Oldenburg, Bd. 20), S. 45: Er weist diesen Charakter vor allem der Zeitschrift zu. S. auch E. Blühm, *Fragen* (Anm. 13) S. 63, der den Zeitungen eine geringe praktisch-politische Wirkung zuschreibt.

¹⁵ E. Bogel/E. Blühm, *Die deutschen Zeitungen*, Bd. 1 (Anm. 5) S. IX.

¹⁶ Andreas Gestrich, *Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1994 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 103), S. 20 und S. 175-177. Vgl. dazu außerdem Jörg Jochen Berns, *Parteilichkeit und Zeitungswesen. Eine medienpolitische Diskussion an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert*. in: Wolfgang Fritz Haug (Hg.), *Massen/Medien/Politik*, Karlsruhe 1976 (Das Argument: Argument-Sonderbd. 10), S. 202-233.

¹⁷ S. dazu die Auflistung der Titel in E. Bogel/E. Blühm, *Die deutschen Zeitungen*, Bd. 1 (Anm. 5) S. 213-222.

¹⁸ Biographische Daten zu Wolf Eberhard Felsecker, s. Deutsches Biographisches Archiv (DBA). Eine Kumulation aus 254 der wichtigsten biographischen Nachschlagewerke für den deutschen Bereich bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts – Microfiche Edition, hg. von Bernhard Fabian und Willi Gorzny, München/New York/London/Paris 1982, Nr. 313, S. 143-144 und Josef Benzing, *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im Deutschen Sprachgebiet*, 2., erg. Aufl. Wiesbaden 1982 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 12), S. 367-368.

die erforderlichen Privilegien, die ihm den Zeitungsdruck erlaubten.¹⁹ Unklar ist – wie so häufig bei deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts – die Autorenschaft des *Teutschen Kriegs-Kuriers*. Ausschlaggebend dürfte hierfür die Furcht vor den Zensurinstanzen gewesen sein.²⁰ Zu Beginn des *Teutschen Kriegs-Kuriers* im Jahr 1673 scheint Felsecker selbst die Zeitung aus so genannten ‘geschriebenen’, d.h. handschriftlich vervielfältigten Zeitungen und Briefen zusammengestellt zu haben, wie aus den bei Zimmermann abgedruckten Beschwerden der Felsecker’schen Konkurrenten hervorgeht.²¹ Verantwortlich für die Zeitungsinhalte war in jedem Fall Felsecker, wie verschiedene Maßnahmen zeigen, die die Zensur der Stadt Nürnberg der Felsecker-Zeitung zukommen ließ.²²

Während der *Teutsche Kriegs-Kurier* nur eine der vielen Zeitungen im Reich repräsentiert, verfügt die französische Zeitung, die *Gazette*, über einen gänzlich anderen politischen Hintergrund. Die *Gazette* war seit ihrer Gründung in Paris im Jahr 1631 das offiziöse Organ der Regierung. Unter aktiver Beteiligung Richelieus entstanden, begann sie „une carrière au service de la monarchie“²³ und behielt die ihr dabei verliehene Monopolstellung bis zur Revolution 1789 bei.²⁴ Sie

¹⁹ Zum Nürnberger Privileg, s. Walter Zimmermann, Entwicklungsgeschichte des Nürnberger „Friedens- und Kriegskuriers“ („Nürnberger Kurier“) von seinen ersten Anfängen bis zum Übergang an den „Fränkischen Kurier“ 1663-1865. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Zeitungswesens (Diss. Erlangen 1929), Nürnberg 1930, S. 56. Zum kaiserlichen Privileg im Jahr 1675, s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. CV Bl. [Nnnnn iiiij b] 1675.

²⁰ Obwohl Felsecker Verleger und Drucker der Werke von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen war, gibt es keinen Nachweis einer möglichen Autorenschaft von Grimmelshausen am *Teutschen Kriegs-Kurier*, wie ihn Zimmermann, gestützt auf Bechtold, vermutet, s. W. Zimmermann (Anm. 19) S. 56 und s. Arthur Bechtold, Vom Drucker des Simplizissimus, in: Die Bücherstube 4 (1925), S. 65-101, hier S. 89. Biographische Daten zu Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen (1622-1676), s. DBA (Anm. 18) Nr. 423, S. 220-226 und Deutsches Biographisches Archiv (DBA). Neue Folge bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts – Microfiche Edition, hg. von Willi Gorzny, München/New York/London/Paris 1989, Nr. 480, S. 19-67.

²¹ W. Zimmermann (Anm. 19) S. 55-56.

²² Arnd Müller, Zensurpolitik der Reichsstadt Nürnberg. Von der Einführung der Buchdruckerkunst bis zum Ende der Reichsstadtzeit, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 49 (1959), S. 66-169, hier S. 141-143: Müller führt hier mehrere Beispiele auf, jedoch nicht für die untersuchte Zeit, sondern für das Ende des 17. Jahrhunderts.

²³ François Bluche, Dictionnaire du Grand Siècle, Paris 1990, S. 647. Einen kurzen Überblick zu Armand-Jean du Plessis, Kardinal de Richelieu (1585-1642) bietet ebd., S. 1337-1341.

²⁴ S. zur *Gazette*, die sich aus den Heften *Gazette*, *Nouvelles Ordinaires* und einer Reihe von Sonderausgaben und Relationen zusammensetzt: Jean Sgard (Hg.), Dictionnaire des Journaux 1600-1789, Paris 1991, 2 Bde., hier Bd. 1, S. 443-449 und Eugène Hatin, Histoire de la Presse en France: Histoire Politique et Littéraire de la Presse en France avec

wurde von dem Arzt Théophraste Renaudot gegründet und herausgegeben und erschien unter verschiedenen Titeln bis in das 19. Jahrhundert.²⁵ Die Abhängigkeit der Presse von der königlichen Macht in Frankreich war ungleich stärker als die ihres Pendant im Heiligen Römischen Reich. Bis zur Revolution 1789 waren alle Presseerzeugnisse der absoluten königlichen Macht unterstellt. Jede neue Zeitung bedurfte eines königlichen Privilegs und unterlag einer ständigen staatlichen Kontrolle, ausgeübt durch die Zensurkommission 'Maitre de la Librairie'.²⁶ Außerdem übernahmen die so genannten „départements de la Guerre, de la Marine et des Affaires étrangères“²⁷ die Vorzensur, die sich vor allem auf diplomatische und außenpolitische bzw. ausländische Inhalte der *Gazette* erstreckte. Zentrale Figur zur Zeit Ludwigs XIV. und damit auch für den Untersuchungszeitraum 1672 bis 1679 war Jean-Baptiste Colbert, dem nicht nur die Finanz-, Wirtschafts-, Verkehrs-, Kolonial- und Baupolitik unterstand, sondern auch die Kulturpolitik. Er förderte durch Akademiengründungen Kunst, Literatur und Wissenschaft und schuf gezielt einen Kulturapparat, der in jeder Weise der Glorifizierung der Krone dienen sollte.²⁸ Dazu gehörten auch die Medien Zeitschrift und Zeitung und insbesondere die

une Introduction Historique sur les Origines du Journal et la Bibliographie Générale des Journaux depuis leur Origine, 2. Aufl. Genf 1967, 8 Bde., hier Bd. 1, S. 61-192. Hatins Werk über Frankreichs Presse hat auch heute noch, trotz mancher Einschränkung, Gültigkeit, wie von Popkin festgehalten wurde, s. Jeremy Popkin, L'histoire de la presse ancienne: bilan et perspectives, in: Henri Duranton/Claude Labrosse/Pierre Rétat (Hg.), Les Gazettes Européennes de langue française (XVII^e-XVIII^e siècles), Saint-Etienne 1992, S. 299-311, hier S. 302-305.

²⁵ J. Sgard (Anm. 24) S. 443 und Eugène Hatin, Bibliographie Historique et Critique de la Presse Périodique Française ou Catalogue systématique et raisonné de tous les écrits périodiques de quelque valeur publiés ou ayant circulé en France depuis l'origine du journal jusqu'à nos jours, [...]. Précédé d'un essai historique et statistique sur la naissance et les progrès de la presse périodique dans les deux mondes, 2. Aufl. Hildesheim 1965, S. 10.

²⁶ Henri-Jean Martin/Roger Chartier (Hg.), Histoire de l'édition française. Le livre triomphant 1660-1830, Paris 1983-1986, 4 Bde., hier Bd. 2, darin: Daniel Roche, La censure, S. 76-83, Daniel Roche, La police du livre, S. 84-91, Henri-Jean Martin, La direction des lettres, S. 65-75, bes. S. 65-66; Henri-Jean Martin, Livre Pouvoirs et Société a Paris au XVII^e Siècle, Genf 1969 (Histoire et Civilisations du Livre, Bd. 3), 2 Bde., hier Bd. 1, bes. S. 440-471 und Bd. 2, bes. S. 678-698; Ernest Lavisse, Louis XIV. Histoire d'un Grand Règne 1643-1715, 3. Aufl. Paris 1996, hier S. 241-247 und 272-280; Robert Mandrou, Staatsräson und Vernunft 1649-1775, Frankfurt a.M. 1981 (Propyläen Geschichte Europas, Bd. 3), hier S. 52-54; Joseph Klaits, Printed Propaganda under Louis XIV. Absolute Monarchy and Public Opinion, Princeton 1976 und H. C. Mc Pherson, Censorship under Louis XIV. (1661-1715), New York 1929.

²⁷ J. Sgard (Anm. 24) S. 448 und J. Klaits (Anm. 26) S. 40.

²⁸ Vgl. dazu: H.-J. Martin, La direction (Anm. 26) S. 65-66; Jürgen Voss, Mäzenatentum und Ansätze systematischer Kulturpolitik im Frankreich Ludwigs XIV., in: August Buck/Georg Kauffmann/Blake Lee Spahr/Conrad Wiedemann (Hg.), Europäische Hof-

Gazette, die schon von Anfang an durch ihren Privilegienstatus in Frankreich eine einzigartige Stellung innehatte.²⁹

Von größter Bedeutung für die Inhalte und Berichterstattung der Zeitung sind ihre diversen und meist adligen Autoren, die über eine große Nähe zur offiziellen Politik verfügten. Dies veranlasste Klaitz zu der Aussage, dass die *Gazette* unter Ludwig XIV. ein „vehicle for planted stories“³⁰ sei. So wurde die *Gazette* zwar zum Teil von Mitgliedern der Familie Renaudot verfasst, wie den zwei Söhnen und Enkeln Renaudots (1672 bis 1682), darüber hinaus aber gab es eine Reihe von ‘offiziellen’ Autoren, die mit staatlichen Pensionen bedacht waren. Beispiele dafür sind die Poeten, Dramatiker und Hofhistoriographen Jean Racine und Nicolas Boileau Despreaux, die zeitweise die Relationen und Extraausgaben der *Gazette* verfassten.³¹ Aber auch Historiker und Theologen waren im Laufe ihres Lebens an der Abfassung der *Gazette* beteiligt.³² Generell lässt sich festhalten, dass die Mehrzahl der Autoren aus aristokratischen und kirchlichen Kreisen stammten.³³

kultur im 16. und 17. Jahrhundert. Vorträge und Referate gehalten anlässlich des Kongresses des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Renaissanceforschung und des Internationalen Arbeitskreises für Barockliteratur in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 4. bis 8. September 1979, Hamburg 1981 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, Bd. 9), 3 Bde., hier Bd. 2, S. 123-132; Etienne François, Der Hof Ludwigs XIV., in: Ebd., Bd. 3, S. 725-733; Klaus Malettke, Jean-Baptiste Colbert. Aufstieg im Dienste des Königs (Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 99/100), Zürich/Frankfurt 1977; Werner Faulstich, Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400-1700), Göttingen 1998 (Die Geschichte der Medien, Bd. 3), S. 193; Peter Burke, Ludwig XIV. Die Inszenierung des Sonnenkönigs, Berlin 1993, S. 223, der auf die politische Linie Richelieu – Mazarin – Colbert hinweist. Biographische Daten zu Jean-Baptiste Colbert (1619-1683), s. F. Bluche (Anm. 23) S. 342-346 und zu Ludwig XIV. (1638-1715), s. F. Bluche (Anm. 23) S. 900-909.

²⁹ Das Privileg aus dem Jahr 1635 beinhaltete sowohl das Monopol für Druck und Nachdruck als auch die Verbreitung aller Nachrichten im Königreich bis in das 18. Jahrhundert, s. J. Sgard (Anm. 24) S. 446 und ebenso H. M. Solomon (Anm. 11) S. 114.

³⁰ J. Klaitz (Anm. 26) S. 59.

³¹ P. Burke (Anm. 28) S. 98; s. auch H.-J. Martin, La direction (Anm. 26) S. 71 und F. Bluche (Anm. 23) S. 1293-1296, hier S. 1293. Zu Jean Racine (1639-1699), s. Archives Biographiques Françaises (ABF), Fusions dans un ordre alphabétique unique de 180 de plus importants ouvrages de référence biographiques français publiés du 17^e au 20^e siècle (Microfiche), hg. von Susan Bradley, London/Paris/New York/München 1988, Nr. 867, S. 338-455, bes. S. 344 und Nr. 868, S. 1-114. Zu Nicholas Boileau Despreaux (1636-1711), s. Archives Biographiques Françaises (ABF II), Fusions dans un ordre alphabétique unique de 122 des plus importants ouvrages de référence biographiques français publiés du XIX^e au XX^e siècle Serie II (Microfiche), hg. von Tommaso Nappo, München 1999, Nr. 1054, S. 138-212 und F. Bluche (Anm. 23) S. 207-209. S. auch R. Mandrou (Anm. 26) S. 57-59 und John Lough, Writer and Public in France from the Middle Ages to the Present Day, Oxford 1978, bes. S. 68-163.

³² So beispielsweise François Eudes de Mézeray, Gabriel Daniel und Jacques Bénigne Bossuet. Darauf hat Béla Köpeczi, Staatsräson und Christliche Solidarität. Die Ungari-

Einen ähnlich offiziellen Hintergrund weist auch die englische Zeitung, die *London Gazette* auf, die während des Untersuchungszeitraumes zweimal wöchentlich erschien.³⁴ Sie war unter Karl II. (1665-1685) das offizielle Organ der Regierung – *published by authority*³⁵ – und für die untersuchte Zeit 1672 bis 1679 staatlicherseits die einzig zugelassene Zeitung in England.³⁶ Sie erscheint mit einigen Unterbrechungen seit 1665.³⁷ Der zentrale Aspekt, der das englische Zeitungswesen für die untersuchte Zeit kennzeichnet, war der königlich-staatliche Einfluss in Form zweier Institutionen: Zum einen die Einsetzung bzw. Tätigkeit von Roger L'Estranges als 'Surveyor of Press' und zum anderen das staatliche Nachrichtenmonopol unter der Aufsicht der so genannten 'Secretaries of State'.³⁸ Die bedeutendste Funktion der letztgenannten Behörde war nach Fraser „the management of

schen Aufstände und Europa in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Wien/Köln/Graz 1983, S. 234 aufmerksam gemacht. Zu François Eudes de Mézeray (1610-1683), Historiker und Hofhistoriograph, der vor allem in der 40er Jahren redaktionell an der *Gazette* beteiligt war, s. ABF (Anm. 31) Nr. 737, S. 303-384, hier S. 376 und F. Bluche (Anm. 23) S. 1026; zu Gabriel Daniel (1649-1728) Historiker, Jesuit und später Hofhistoriograph, s. ABF (Anm. 31) Nr. 278, S. 1-29 und F. Bluche (Anm. 23) S. 446; zu Jacques Bénigne Bossuet (1627-1704), Bischof und Mitglied der Academie française 1672, s. ABF (Anm. 31) Nr. 129, S. 326-438, hier S. 326-328 und Nr. 130, S. 1-119.

³³ Éric Walter, Les auteurs et le champ littéraire, in: H.-J. Martin/R. Chartier (Anm. 26), S. 383-399, bes. 383-387.

³⁴ Im Jahr 1665 wurde sie als *Oxford Gazette* kurz nach der Flucht des königlichen Hofes nach Oxford wegen der in London wütenden Pest gegründet. Sie wechselte ihren Titel in der 24. Nummer 1665/66 in *The London Gazette*.

³⁵ *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 640 1671 [1672]. Die *London Gazette* war damit auch das Organ für offizielle königliche Proklamationen: „the appointed organ for all announcement of the Executive“, s. H. Walravens (Anm. 6) S. 333 und Jürgen Enkemann, Journalismus und Literatur. Zum Verhältnis von Zeitungswesen, Literatur und Entwicklung bürgerlicher Öffentlichkeit in England im 17. und 18. Jahrhundert, Tübingen 1983 (Medien in Forschung und Unterricht, Serie A, Bd. 11), S. 62. Biographische Angaben zu Karl II. von England (1630-1685), s. F. Bluche (Anm. 23) S. 306-308.

³⁶ Peter Fraser, *The Intelligence of the Secretaries of State and their Monopoly of Licensed News 1660-1688*, Cambridge 1956, S. 1.

³⁷ *British Union Catalogue* (Anm. 6) S. 484.

³⁸ P. Fraser (Anm. 36) S. 1; Florence M. Greir Evans, *The Principal Secretary of State. A Survey of the Office from 1558 to 1680*, Manchester/London/New York 1923 (Publications of the University of Manchester: Historical Series, Bd. 43), S. 265-266; Phyllis M. Handover, *A History of 'The London Gazette' 1665-1965*, London 1965, S. 5-6; Paul Ries, Staat und Presse im 17. Jahrhundert in England, in: *Daphnis* 11 (1982), S. 351-375, hier S. 365. Zu Roger l'Estrange (1616-1704), s. George Kitchin, *A contribution to the history of press in the seventeenth century*, London 1913. S. generell zur Kontrolle über Druckschriften David Ogg, *England in the Reign of Charles II*, 2. Aufl. Oxford/New York 1984, bes. S. 514-516 und John Miller, *Public Opinion in Charles II's England*, in: *History* 80 (1995), S. 359-381.

‘the intelligence’.³⁹ Dies hatte zur Folge, dass „[...] their intelligence included functions that would today be considered more proper to a commercial news agency than to a government department.”⁴⁰ Diese spezifische Ausrichtung wurde durch die Tatsache unterstrichen, dass der Behörde auch das ‘Post Office’ unterstand.⁴¹ Damit bestimmte sie jede Form von Nachrichtenverbreitung, -beschaffung und -druck. Alle Briefe von Korrespondenten, Spionen, Gesandten wurden ebenso wie ausländische Zeitungen und Gazetten hier gesammelt und ausgewertet. Dies hatte weitreichende Konsequenzen, denn alle Nachrichten, die in die *London Gazette* aufgenommen wurden, durchliefen diese Institution und waren folglich offizielle In- und Auslandsnachrichten.⁴² Alle anderen Nachrichten, die kursierten, wurden als ‘false’ oder illegal eingestuft.⁴³ Verantwortlich für die Zeitungsinhalte waren dementsprechend die Staatssekretäre, während zwei Unterstaatssekretäre als offizielle Autoren fungierten.⁴⁴

Es dürfte aus diesem kurzen Überblick deutlich geworden sein, dass die Kontext- und Entwicklungsgeschichte der drei Zeitungen sehr unterschiedlich ist. Dementsprechend differenziert muss nun der Frage nach Propaganda in den jeweiligen Zeitungen nachgegangen werden. Während bei der französischen und englischen Zeitung deutlich die staatliche Einflussnahme zum Ausdruck kommt und beide Zeitungen viele ihrer Nachrichten von offiziellen Stellen bezogen, verhält es sich mit den Nachrichtenquellen und der Autorenschaft des *Teutschen Kriegs-Kuriers* nicht so eindeutig. Dieses Faktum ist jedoch einer der Aspekte, um von Propaganda zu sprechen. Denn das Maß der Einflussnahme durch die jeweilige Obrigkeit in Form von Bereitstellung oder Selektion von Informationen ist – wie eingangs erwähnt – mit ausschlaggebend für die Charakterisierung des Mediums Zeitung. Während im Fall der englischen und französischen Zeitung hier von offiziellen bzw. offiziösen Auftraggebern gesprochen werden kann, muss die deutsche Zeitung differenzierter betrachtet werden: So ist hier von vornherein eine direkte ‘Auftragspropaganda’ auszuschließen, jedoch sind der kaiserliche Privile-

³⁹ P. Fraser (Anm. 36) S. 1.

⁴⁰ P. Fraser (Anm. 36) S. 1.

⁴¹ P. Fraser (Anm. 36) S. 3 und S. 20-21; F. M. G. Evans (Anm. 38) S. 278-297; Joseph George Muddiman, *The Kings Journalist 1659-1689. Studies in the Reign of Charles II.*, 2. Aufl. New York 1971, S. 173.

⁴² P. Ries (Anm. 38) S. 365.

⁴³ P. Fraser (Anm. 36) S. 115.

⁴⁴ Zu den Staatssekretären, s. F. M. G. Evans (Anm. 38) S. 351. Zu den Unterstaatssekretären, s. P. M. Handover (Anm. 38) S. 19 und 21. Der Verleger, Drucker und Eigentümer der *London Gazette* für den untersuchten Zeitraum war Thomas Newcombe (1627-1681), s. *British Biographical Archive (BBA)*, A one-alphabet cumulation of 310 of the most important English-language biographical reference works originally published between 1601 and 1929 (Microfiche), hg. von Paul Sieveking, München/New York/London/Paris 1984, Nr. 812, S. 234.

gienstatus und die Nürnberger Zensurinstanzen insofern nicht zu unterschätzen, als sie nur Nachrichten und wertende Aussagen zuließen, die konform zu der 'offiziellen' politischen, d.h. kaiserlich-orientierten Haltung Nürnbergs waren.⁴⁵

II.

Bevor die Zeitungen auf ihre jeweiligen Aussagen untersucht werden, bedarf es zuerst einer detaillierten Klärung des Begriffes Propaganda. Propagandistische Formen der Berichterstattung äußern sich hauptsächlich darin, bestimmte Sachverhalte und Ereignisse aus einer nachvollziehbaren politischen Position heraus einseitig darzustellen und, dieser Position folgend, eigene Standpunkte und Rechtfertigungen darzulegen bzw. zu legitimieren.⁴⁶ Weitere Merkmale sind die Diskreditierung und Stigmatisierung des politischen Gegners und seiner Handlungen: Diese können bis hin zum Aufbau eines Feindbildes führen.⁴⁷ Der Begriff Feindbild bezeichnet an dieser Stelle im Gegensatz zum dogmatischen Feindbild ein auf militärischer Feindschaft begründetes Gegnerbild, von Wagenlehner als 'Feindlausbild' bezeichnet.⁴⁸ Für die Erzeugung und Darstellung eines Feindbildes werden verschiedene Mittel, z.B. stereotype Redewendungen und Begriffe oder metaphorische Vergleiche eingesetzt. Die hervorgerufene Wirkung ist bekannt: Gerade in den Flugblättern werden mit den solcherart erzeugten oder übernommenen Schwarz-Weiß-Bildern eine einseitige Sichtweise der Realität und feste Wertesysteme mit Gut und Böse vermittelt, da sie nicht rational, sondern emotional angelegt sind, wie Harms dargestellt hat.⁴⁹ Wirksam sind sie vor allem dann, wenn sie

⁴⁵ Rudolf Endres, Kaisertreue und Reichsbewußtsein in Nürnberg, in: Nürnberg – Kaiser und Reich. Ausstellung des Staatsarchivs Nürnberg, hg. von der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, München 1986 (Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns, Bd. 20), S. 141-154.

⁴⁶ Bei den beiden Begrifflichkeiten Legitimation und Propaganda ist zu berücksichtigen, dass sich diese beide Formen zwangsläufig immer wieder überschneiden, wie schon Reppen für Kriegsmanifeste nachgewiesen hat, s. Konrad Reppen, Was ist ein Religionskrieg?, in: Klaus Gotto/Hans Günther Hockerts (Hg.), Von der Reformation zur Gegenwart. Beiträge zu Grundfragen der neuzeitlichen Geschichte, Paderborn/München/Wien/Zürich 1988, S. 84-97, bes. S. 89-90.

⁴⁷ Alexander Heintzel, Propaganda im Zeitalter der Reformation. Persuasive Kommunikation im 16. Jahrhundert, St. Augustin 1998 (Publizistik im Gardez!, Bd. 1), S. 5. Vgl. dazu generell auch Franz Bosbach (Hg.), Feindbilder. Die Darstellung des Gegners in der politischen Publizistik des Mittelalters und der Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 1992 (Bayreuther Historische Kolloquien, Bd. 6).

⁴⁸ Günther Wagenlehner, Einführung, in: Günther Wagenlehner (Hg.), Feindbild. Geschichte – Dokumentation – Problematik, Frankfurt a.M. 1989, S. 6-16, hier S. 10-11.

⁴⁹ Vgl. dazu die Beispiele bei Wolfgang Harms, Feindbilder im illustrierten Flugblatt der Frühen Neuzeit, in: F. Bosbach (Anm. 47), S. 141-177, hier S. 158-159: Harms spricht hier von einem Wertungs dualismus.

der Rezipientenschaft bekannte Stereotype aufgreifen, z.B. die Darstellung der Türken als unchristliche Barbaren.⁵⁰ Die gleichen Aspekte haben Gültigkeit, wenn nach einem Selbstbild, d.h. dem Bild des Erscheinungslandes der Zeitung gefragt wird. Denn jedes Gegner- und Feindbild enthält entweder durch direkte oder indirekte Äußerungen und Wertungen ein Selbstbild, da negative Aussagen über den politischen Gegner meist positive Aussagen über das eigene Handeln beinhalten. In diesem Sinn übernehmen Feindbilder auch eine identitätsstiftende Funktion.⁵¹ Daraus resultiert, dass sich häufig ähnliche Argumentationsformen und -bilder, z.B. in verschiedenen Flugblättern nachweisen lassen. Dabei konnte nicht nur das schon genannte Osmanische Reich ein Feindbild darstellen, sondern auch eine Reihe von europäischen Staaten, wie Rystad und Burkhardt für die Publizistik des Dreißigjährigen Krieges aufgezeigt haben.⁵² Auf diesem Hintergrund ist nun zu klären, ob die für Propaganda typischen Merkmale, wie z.B. einseitige Darstellung und der Einsatz von Feindbildern und Stereotypen nicht nur für Flugschriften und -blätter, sondern auch für Zeitungen nachweisbar sind.

Zunächst muss jedoch der Untersuchungszeitraum 1672 bis 1679 näher beleuchtet werden. Ausschlaggebend für diese Zeit ist die kontinentale Mächtekonstellation im Rahmen des Holländisch-Schwedischen und des Dritten Englisch-Niederländischen Krieges.⁵³ Standen zu Beginn des Holländisch-Schwedischen Krieges Frankreich, England und die Reichsstände Köln und Münster den Niederlanden, dem Kaiser und einzelnen Reichsständen sowie Dänemark und Spanien gegenüber, so änderte sich die Situation mit dem Jahr 1674 – dem Friedensschluss

⁵⁰ Zur Wirksamkeit von Stereotypen, s. die Untersuchung von Walter Lippmann, *Die Öffentliche Meinung*. Reprint des Publizistik-Klassikers, 3. Aufl. Bochum 1990 (Bochumer Studien zur Publizistik und Kommunikationswissenschaft, Bd. 63), S. 67ff. Zur Definition von Stereotypen, s. Jekaterina Jegorowa, *Überwindung von Stereotypen*, in: G. Wagenlehner (Anm. 48), S. 238-244, hier S. 240: Stereotypen sind „[...] vereinfachte Vorstellungen vom Objekt, die nur indirekt aus eigener Erfahrung resultieren und stark emotional gefärbt sind.“

⁵¹ Vgl. dazu Christoph Kampmann, *Diskussionsbericht*, in: F. Bosbach (Anm. 47), S. 235-242, hier S. 238-239.

⁵² Vgl. dazu die Untersuchung von Göran Rystad, *Kriegsnachrichten und Propaganda während des Dreißigjährigen Krieges. Die Schlacht bei Nördlingen in den gleichzeitigen, gedruckten Kriegsberichten*, Lund 1960 (Publications of the New Society of Letters at Lund, Bd. 54). Hier sind Feindbilder nicht nur typisch, sondern wurden nach Burkhardt sogar zu kriegstreibenden und -verlängernden Faktoren, s. Johannes Burkhardt, *Der Dreißigjährige Krieg*, 2. Aufl. Darmstadt 1997 (Moderne Deutsche Geschichte, Bd. 2), S. 225-232, bes. S. 225, 230.

⁵³ Vgl. für einen ersten Überblick zum Ereignishintergrund Max Braubach, *Vom Westfälischen Frieden bis zur Französischen Revolution*, 9., neu bearb. Aufl. München 1988 (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 10), S. 48-59 und Theodor Schieder, *Handbuch der Europäischen Geschichte: Europa im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung*, Stuttgart 1968, 7 Bde., hier Bd. 4.

von Westminster im Englisch-Niederländischen Krieg – erheblich. Ab diesem Zeitpunkt kämpften Frankreich und Schweden allein gegen fast alle europäischen Staaten. Die politische Verbindung des westlichen Kriegsschauplatzes mit den Auseinandersetzungen im Osten und Süden Europas ergab weitere Kriegsbeteiligte: Hier sind vor allem das Osmanische Reich, Polen, Russland und Ungarn im Rahmen der türkischen Konflikte, die Einwohner Messinas und der Kirchenstaat präsent. Obwohl im Rahmen dieses Aufsatzes nur die Beteiligten des Holländisch-Schwedischen und des Englisch-Niederländischen Konfliktes näher betrachtet werden sollen, ist offensichtlich, dass es bei der Vielzahl der in den Zeitungen angesprochenen Staaten notwendig ist, vergleichbare und allgemeingültige Aussagen zu finden und zu klassifizieren, um die Frage nach der publizistischen Existenz und den Darstellungsformen von Freund und Gegner, von Selbstbild und Feindbild zu klären.⁵⁴ Im Rahmen meiner Dissertation, in der auch die Zeitungsinhalte detailliert untersucht wurden, hat sich unter anderem gezeigt, dass vor allem die europäischen Konflikte mit 70-80% der gesamten Berichterstattung in besonderem Maß berücksichtigt wurden.⁵⁵ Hier hat sich Reppens Charakterisierung des frühneuzeitlichen Krieges als „europäischer Normalzustand“⁵⁶ bestätigt. Da die zwischenstaatlichen Auseinandersetzungen vor allem militärisch ausgetragen und gelöst wurden, ist eine zentrale Argumentation in den drei Zeitungen die Behauptung der gerechten Kriegsführung für die eigene Partei und die Verurteilung der gegnerischen Seite.⁵⁷ Um letztere zu untermauern, werden eine Reihe stereotyper Vorwürfe an den jeweiligen Gegner verwendet: (1.) Intrigentum, (2.) Aggressorenvorwurf, (3.) Bestechung, (4.) Friedensunwilligkeit und Kriegsfortführung, (5.) Unchristlichkeit, (6.) Vertragsbruch, (7.) Plünderung, Raub und Mord, (8.) Disziplinlosigkeit, (9.) Bündnisuntreue, (10.) Ausübung von Joch und Tyrannei und (11.) schlecht gepflegte und ausgebildete Truppen.⁵⁸ Im Zuge eines Selbstbildes bestehen sie z.B. aus der Betonung der eigenen Friedenswilligkeit, Vertrags- und

⁵⁴ S. zum Verfahren der Klassifizierung bzw. Typologisierung als Ordnungsmöglichkeit Konrad Reppen, *Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie*, in: *Historische Zeitschrift* 241 (1985), S. 27-49, hier S. 27.

⁵⁵ Nur die *Gazette* hat außerdem dem Hof- und Gesandtschaftswesen eine größere Bedeutung zukommen lassen, vgl. dazu S. Schultheiß-Heinz (Anm. 8), in der die Zeitungsinhalte mit dem quantitativen Verfahren der Inhaltsanalyse untersucht wurden.

⁵⁶ K. Reppen, *Kriegslegitimationen* (Anm. 54) S. 30.

⁵⁷ Vgl. zur Lehre vom gerechten Krieg Wilhelm Janssen, *Krieg*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner u.a., Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 567-615. Einen Überblick bietet Antje Oschmann, *Der metus iustus in der deutschen Kriegsrechtslehre des 17. Jahrhunderts*, in: Franz Bosbach (Hg.) *Angst und Politik in der europäischen Geschichte*, Dettelbach 2000 (Bayreuther Historische Kolloquien, Bd. 13), S. 101-131.

⁵⁸ Diese Vorwürfe konnten im Rahmen der Untersuchung eruiert werden, s. S. Schultheiß-Heinz (Anm. 8).

Bündnistreue und Disziplin. Diese Vorwürfe und Bilder werden von den drei Zeitungen zu verschiedenen Gelegenheiten herangezogen und eingesetzt. Um diese für die Zeitungen vergleichbar zu machen, werden sie in vier Themenbereiche eingeteilt, die sich folgendermaßen zusammensetzen. Erstens in Aussagen zur militärischen Verpflegungs-, Material- und Truppensituation (1.), zweitens in Aussagen zum militärisch-moralischen Kriegsverhalten (2.), drittens in Aussagen zum politisch-moralischen Verhalten (3.) und schließlich viertens in Aussagen zur innenpolitischen und wirtschaftlichen Situation (4.). Bevor in der folgenden Ausführung (III.) diese Themenbereiche vorgestellt werden, ist zum einen darauf hinzuweisen, dass die Mehrzahl der Zeitungsnachrichten über einen wertungsfreien Charakter verfügt und somit hier nur ein Ausschnitt aus dem Repertoire der drei Zeitungen wiedergegeben wird.⁵⁹ Zum anderen werden nur solche Aussagen angeführt, die in den Zeitungen häufig vorkommen, also dem Postulat der stereotypen Wiederholung entsprechen. Denn nur wenn dieses erfüllt ist, kann von einem Feind- oder Selbstbild und damit gegebenenfalls von Propaganda gesprochen werden.

III.

Charakteristisch für alle drei Zeitungen ist im Zuge eines Selbstbildes die Behauptung einer jeweils positiven Truppen-, Material- und Verpflegungssituation (Themenbereich 1). So titulierte der *Teutscher Kriegs-Kurier* die kaiserlichen Truppen und Reichstruppen als *ein schön und wehrhaftes Volck*⁶⁰ und bewertet sie auch hinsichtlich ihrer Verpflegung,⁶¹ ihrer militärischen Disziplin⁶² und der geringen Desertionsrate positiv. In ähnlicher Art und Weise, wenn auch weitaus häufiger, verwendet die *Gazette* immer wiederkehrende Adjektive wie 'glorieuse', 'heureuse', 'fameux', 'grand', 'tres bon', 'avec de succes', die die französische Armee, ihre Siege, ihre Tapferkeit, ihre Disziplin und Verpflegung⁶³ bezeichnen. Bei der *London Gazette* dagegen ist diese Form der Berichterstattung nicht so ausgeprägt, obwohl auch für sie im Rahmen des zeitgleich stattfindenden Englisch-Niederländischen Krieges bei einer Reihe von Seegefechten der stereotype Einsatz

⁵⁹ Vgl. dazu S. Schultheiß-Heinz (Anm. 8).

⁶⁰ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LXXII Bl. [Cccc iiij b] 1675.

⁶¹ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Deß Sechsten [...] Bl. [(ij a] Vom 26. Septemb. u. 6. October 1673.

⁶² *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LXXVI Bl. Gggg ij [a] 1674.

⁶³ Zur Disziplin, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 12, S. 95 vom 23.I.1672; *Gazette* (Anm. 7) Nr. 62, S. 490 vom 21.V.1672. Zur Verpflegung, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 117, S. 992 vom 24.XII.1677.

der Redewendung *very good condition*⁶⁴ festzuhalten ist, die den Zustand der englischen Flotte und ihrer Besatzung bezeichnet.

Werden die Aussagen zum militärisch-moralischen Verhalten (Themenbereich 2) betrachtet, so fällt auf, dass die deutsche und französische Zeitung im Gegensatz zur englischen *Gazette* vor allem der Argumentation einer gerechten Kriegsführung großes Gewicht zukommen lassen. So drückt die deutsche Zeitung das zeitgenössische Verständnis, nach dem ein gerechter Krieg auch göttliche Unterstützung fand, im Rahmen der Kämpfe um das Elsass im Juni 1676 aus, indem sie die Hoffnung ausspricht: *Wann dann der Allmächtigste / die gerechte Waffen Ihro Röm. Kaiserl. Majestät also Glück= und Sieghafft seyn lassen/ [...]*.⁶⁵ Darüber hinaus wird das militärisch-moralische Wohlverhalten durch die Zuordnung immer wiederkehrender stereotyper Attribute, wie Heldenmut, Ehre und Tapferkeit für die kaiserlichen Truppen, Reichskontingente und deren Generäle beschrieben⁶⁶ und auch durch die Verwendung von Metaphern, die üblicherweise mehr in Flugblättern und -schriften als in Zeitungen zu finden sind, hervorgehoben.⁶⁷ Charakteristisch ist hier der Vergleich einer Person oder eines Truppenverbandes mit dem Löwen. Der traditionell verwendete Löwenbegriff symbolisiert dabei die moralische und militärische Überlegenheit des damit Ausgestatteten und wird sowohl für das Reich als auch die Niederlande herangezogen.⁶⁸ Die französische *Gazette* dagegen betont nicht nur die Disziplin und Ordnung der französischen Truppen, sondern schenkt ihre Aufmerksamkeit vor allem dem Monarchen Ludwig XIV. und seiner gottgefälligen und gerechten Kriegsführung. Dabei sind gerade für die Anfangsjahre des Holländisch-Schwedischen Krieges seitenweise Artikel und Beschreibungen typisch, die allein über die Handlungen der französischen Truppen

⁶⁴ *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 695 [Sp. 1] 1672.

⁶⁵ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. XLVIII Bl. Bbb [a] 1676.

⁶⁶ Z.B. zu den Generälen, s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LXXIX Bl. [Kkkk ij b] 1677.

⁶⁷ Vgl. z.B. die Darstellungen in W. Harms, Feindbilder (Anm. 49) S. 141-177 und Johannes Burkhardt unter Mitarbeit von Jutta Schumann, Reichskriege in der frühneuzeitlichen Bildpublizistik, in: Rainer A. Müller (Hg.), Bilder des Reiches. Tagung in Kooperation mit der schwäbischen Forschungsgemeinschaft und der Professur für Geschichte der Frühen Neuzeit der Katholischen Universität Eichstätt im Schwäbischen Bildungszentrum Kloster Irsee vom 20. März bis 23. März 1994, Sigmaringen 1997 (Irseer Schriften, Bd. 4), S. 51-95, bes. S. 60-65.

⁶⁸ Zu den bedeutungsgeschichtlichen Wurzeln dieses Begriffes, s. Silvia Serena Tschopp, Heilsgeschichtliche Deutungsmuster in der Publizistik des Dreißigjährigen Krieges. Pro- und antischwedische Propaganda in Deutschland 1628 bis 1635, Frankfurt a.M./Bern/New York/Paris 1991 (Mikrokosmos. Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung, Bd. 29), bes. S. 229-247. Zum Löwenbegriff für das Reich, s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LXXXIII Bl. [Oooo b] 1674, für die Niederlande, s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Deß Sechsten [(ij b) Vom 26. Septemb. und 6. October 1673.

unter königlicher Führung berichten und über die Gegner kein Wort verlieren, so z.B. bei der Berichterstattung zu der berühmten Rheinüberquerung bei Tolhuis am 12. Juni 1672 und der Einnahme der holländisch besetzten Festungen Rheinberg, Wesel, Büderich und Orsoy in nur vier Tagen.⁶⁹ Allein für die anstehende Rheinüberquerung im Juni setzte die Berichterstattung schon Anfang Mai ein und beschrieb die dazu eigens im ganzen Land abgehaltenen öffentlichen Gebete und Gottesdienste.⁷⁰ Die Verherrlichung Ludwigs XIV., der diesem Feldzug beiwohnte, wird im folgenden Kommentar offensichtlich: [...] *le Début est si digne des Armes du plus grand Monarque de L'Europe*.⁷¹ Boileau und Racine, die späteren Hofhistoriographen, haben hier passagenweise verantwortlich gezeichnet.⁷² Die Konzentration der *Gazette* auf die französischen Handlungen ist derart ausgeprägt, dass die französische Zeitung dem zeitgleich stattfindenden Seegefecht von Southwold-Bay (28. Mai 1672), in dem die verbündeten französischen und englischen Seestreitkräfte gegen die Niederlande auftraten, wenig Aufmerksamkeit

⁶⁹ Zu den Nachrichten, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 67, S. 525-527 vom 4.VI.1672; *Gazette* (Anm. 7) Nr. 70, S. 547-548, S. 550-551 und S. 552 vom 11.VI.1672; *Gazette* (Anm. 7) Nr. 75, S. 583-585, S. 586-587 und S. 588 vom 18.VI.1672; *Gazette* (Anm. 7) Nr. 79, S. 608-609, S. 611-613 vom 25.VI.1672. Zu den Relationen, s. beispielsweise Relation (Anm. 7) Nr. 71, S. 553-564 vom 13.VI.1672: *LES PREMIERES NOUVELLES de la Prise de Rhimberg, Orsoy, Wesel, & Burich, par le Troupes du Roy: Avec les Particularitez de la Défaite d'un Parti de la Garnison de Rimbergh*. Diese Relation enthält die bei P. Burke (Anm. 28) S. 99 genannten Redewendungen, nach denen sich der französische König nicht geschont habe (S. 562) und in denen der metaphorische Vergleich mit Gloria und Victoria (S. 564) auftritt. Relation (Anm. 7) Nr. 75, S. 569-580 vom 22.VI.1672: *LA PRISE DE GROL, sur les Hollandois, par les Troupes de l'Evesque de Munster, jointes à celles de l'Electeur de Cologne: Et le Passage du Rhin, par celles du Roy*: Hier wird beschrieben, dass Teile der französischen Armee den Rhein schwimmend überquert hätten. Relation (Anm. 7) Nr. 76, S. 581-592 vom 22.VI.1672: *LES PARTICULARITEZ de la Prise d'Orsoy, Burich, Wésel, & Rhimberg*. Zum Teil eine Wiederholung der Taten des französischen Königs findet sich in der Relation (Anm. 7) Nr. 80, S. 615-626 vom 29.VI.1672: *LA FUIITE DU PRINCE D'ORENGE, avec toute l'Armée Hollandoise, du Passage de l'Issel*: [...]. Auch in der Relation (Anm. 7) Nr. 82, S. 673-684 vom 12.VII.1672 findet noch einmal eine Zusammenfassung der Ereignisse statt: *LA LISTE DES PLACES QUI ONT ESTE' PRISES PAR LE ROY, SUR LES PROVINCES UNIES, jusques au 25 JUIN, Avec une brieve Description de chacune*. Hier findet sich auf S. 684 der bei P. Burke (Anm. 28) S. 99 angesprochene Vergleich Ludwigs mit den Cäsaren. Ein letzte Relation, die anlässlich der Rückkehr Ludwigs XIV. publiziert wurde, soll in diesem Zusammenhang genannt werden: Relation (Anm. 7) Nr. 100, S. 849-860 vom 14.VIII.1672: *LA MARCHE DU ROY, POUR LE TE DEUM, Chanté en l'Eglise Nostre-Dame, en Action de graces des Victoires de Sa Majesté, sur les Etats Généraux des Provinces Unies, & de son heureux Retour, à Paris*.

⁷⁰ *Gazette* (Anm. 7) Nr. 67, S. 527-528 vom 04.VI.1672, z.B. in Rouen und in Clermont.

⁷¹ *Gazette* (Anm. 7) Nr. 70, S. 548 vom 11.VI.1672.

⁷² Lucien Bély, *Les relations internationales en Europe (XVII^e-XVIII^e siècles)*, Paris 1992, S. 260.

schenkte.⁷³ Dies ist angesichts der von Fraser ermittelten Tatsache, dass der englische Unterstaatssekretär Joseph Williamson seine Berichte teilweise nach Frankreich weiterleitete, umso bemerkenswerter.⁷⁴ Es scheint wahrscheinlich, dass die Redakteure der *Gazette* die Berichterstattung ganz bewusst auf den erfolgreichen französischen Vormarsch gelenkt haben.⁷⁵ Ähnlich positiv ist die Berichterstattung der *Gazette* über die erfolgreiche französische Einnahme von Maastricht im Jahr 1673. Wie Burke aufgezeigt hat, wurden für den Sieg von Maastricht eine Reihe von Siegesfeiern abgehalten, Gemälde und Gedichte geschaffen, also der gesamte Medien- und Kunstapparat in Gang gesetzt.⁷⁶ Charakteristisch für die Nachrichten der *Gazette* ist wiederum die Betonung aller französischen Vorbereitungen, z.B. die Truppenverteilung und -aufstellung⁷⁷ und insbesondere die Unermüdlichkeit des französischen Königs im Camp vor Maastricht.⁷⁸ Über die Belagerten selbst wird kaum etwas berichtet. Stattdessen beschreibt die *Gazette* die für Frankreich überaus ruhmreich verlaufene Schlacht und den französischen Truppeneinzug unter Führung Ludwigs XIV., dem sich Freudenfeuer und Te Deum anschließen.⁷⁹

⁷³ S. zur o.g. Datierung D. Ogg (Anm. 38) S. 359. L. Bély (Anm. 72) S. 250 datiert die gleiche Schlacht auf den 7. Juni 1672. Diese beiden Angaben dürften aus den unterschiedlichen Datierungen des Julianischen (28. Mai) und Gregorianischen Kalenders (7. Juni) resultieren.

⁷⁴ P. Fraser (Anm. 36) S. 96. Zu Joseph Williamson (1633-1701), zuerst Unterstaatssekretär, dann Staatssekretär, s. BBA (Anm. 44) Nr. 1176, S. 44-56.

⁷⁵ So ist bei einer Relation und einigen wenigen Nachrichten, die sich auf eine Schlacht an der Küste von Suffolk beziehen, nur zu vermuten, dass es sich hier um dieses Gefecht handelt, da sowohl die beteiligten Flotten als auch die Kommandeure übereinstimmen, s. zu den Nachrichten *Gazette* (Anm. 7) Nr. 67, S. 524-525 vom 4.VI.1672: Hier wird über die ersten kleinen Gefechte und die Vorbereitungen berichtet; *Gazette* (Anm. 7) Nr. 75, S. 582-583 vom 18.VI.1672 und *Gazette* (Anm. 7) Nr. 79, S. 609-611 vom 25.VI.1672. Zur Relation (Anm. 7) Nr. 69, S. 565-576 vom 17. VI.1672: *LE COMBAT DONNÉ ENTRE LES Armées Navales, de France & d'Angleterre: Et celle de Hollande. Dans lequel l'honneur du Combat, [et] tout l'avantage sont demeurés aux premiers.*

⁷⁶ S. P. Burke (Anm. 28) S. 101-102.

⁷⁷ Zu den Vorbereitungen Ende Mai, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 64, S. 503 vom 3.VI.1673. Im Juni werden unter der Überschrift 'Du Camp devant Maëstricht' die französischen Vorbereitungen für die Belagerung selbst beschrieben, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 75, S. 550-52 vom 17.VI.1673.

⁷⁸ *Ce grand monarque est sans cesse à cheval, pour visiter les Travaux, passe toutes les nuits au Bioüac, & paroist mesmes, en des endroits où les moindres Officiers auroyent peine à demeurer: tellement qu'on ne peut attribuer la vigueur, & la conservation de sa Personne Sacrée, qu'a des soins particuliers de la divine Providence, s. Gazette* (Anm. 7) Nr. 78, S. 595-596, hier S. 596 vom 24.VI.1673. Dies ist vergleichbar zu den Beschreibungen zur Rheinüberquerung, wie P. Burke (Anm. 28) S. 99 dargestellt hat.

⁷⁹ *Gazette* (Anm. 7) Nr. 81, S. 620-621 und 621-624 vom 1.VII.1673; *Gazette* (Anm. 7) Nr. 85, S. 661-663 und S. 663-664 vom 8.VII.1673; *Gazette* (Anm. 7) Nr. 88, S. 688, S. 689, S. 689-690 und S. 692 vom 15.VII.1673; *Gazette* (Anm. 7) Nr. 91, S. 713 und S. 714-716 vom 22.VII.1673; *Gazette* (Anm. 7) Nr. 94, S. 740 vom 29.VII.1673. Auch

Allein acht Relationen mit ca. 100 Seiten bei ca. 1 200 Gesamtseiten der französischen Zeitung werden in der *Gazette* für die Beschreibung von Maastricht eingesetzt. Detailliert beinhalten auch die Relationen die militärischen französischen Vorbereitungen, die Belagerung und die Schlacht,⁸⁰ die Kapitulationspunkte und den königlichen Einzug, die Freudenfeuer und Te Deums in den verschiedenen französischen Städten und Provinzen.⁸¹ Wie Burke es formuliert hat, überwiegt ein „triumphierender Ton“⁸² in allen Berichten. Mit keinem Wort wird jedoch erwähnt, dass sich die Franzosen gleich darauf aus Holland zurückziehen mussten und sich 1674 auf die Franche Comté verlagerten.⁸³ Typisch für diese Form der Berichterstattung ist, dass die militärischen Ereignisse eine dynastische und sakrale Einkleidung erfahren, wie sie nur die *Gazette* aufweist.

Im Gegensatz dazu sind diese moralischen, sakral-religiösen oder dynastischen Komponenten in der *London Gazette* kaum vorzufinden.⁸⁴ Stattdessen lässt

wird berichtet, dass London für die schöne Aktion von Maastricht Freude bezeugt hätte, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 94, S. 738 vom 29.VII.1673.

⁸⁰ Relation (Anm. 7) Nr. 68, S. 533-540 vom 12.VI.1673: *LES PREMIERES NOUVELLES DU SIEGE DE MAËSTRICK, PAR L'ARMEE DU ROY*; Relation (Anm. 7) Nr. 79, S. 599-614 vom 28.VI.1673: *LE JOURNAL DE CE QUI S'EST passé au Siège de Maëstricht*; Relation (Anm. 7) Nr. 82, S. 625-640 vom 04.VII.1673: *LES PREMIERES NOUVELLES DE LA PRISE DE MAESTRICHT, Avec la Suite du Journal de ce qui s'est passé au Siege de cette Place*; Relation (Anm. 7) Nr. 83, S. 641-652 vom 06.VII.1673: *LA LISTE DE CEUX QUI ONT ESTE' TUEZ OU BLESSEZ DANS les Attaques de l'Ouvrage a corne, & des autres Dehors de la ville de Maëstricht: Avec les Particularitez de la Prise de cet Ouvrage.*

⁸¹ Relation (Anm. 7) Nr. 86, S. 665-680 vom 13.VII.1673: *LES ARTICLES DE LA CAPITULATION accordée à la Garnison, & aux Habitans de Maëstricht: La sortie de ladite Garnison, de cette ville-là. [&] l'Entrée des Troupes du Roy, dans la mesme Place: La suite de la Liste des Morts [&] blessez: Et les Feux de joye qui se sont faits a Paris, pour cette Conqueste*; Relation (Anm. 7) Nr. 89, S. 689-704 vom 20.VII.[1673]: *LES FEUX DE IOYE POUR LA PRISE DE MAESTRICHT*; Relation (Anm. 7) Nr. 82 [Zählung fehlerhaft], S. 745-756 vom 10.VIII.1673: *LA DEFAITE DES TROUPES DU PRINCE MAURICE DE NASSAW, proche le Fort de l'Ecluse-Noire, par celles de l'Electeur de Cologne: Et la Süite des Feux de joye fait en plusieurs Villes de France, pour la Prise de Maëstricht [...]*; Relation (Anm. 7) Nr. 117, S. 929-940 vom 28.IX.1673: *LE RENOUVELLEMENT des Capitulations, ou anciennes Alliances, entre la France, & la Porte du Grand Seigneur: Et les Réjouïssances Extraordinaires faites à Marseille, pour la Prise de Mastrich [...]*.

⁸² P. Burke (Anm. 28) S. 101.

⁸³ P. Burke (Anm. 28) S. 105.

⁸⁴ S. zum englischen Hof Peter Wende, Der englische Hof der frühen Neuzeit, in: A. Buck/G. Kauffmann/B. L. Spahr/C. Wiedemann (Anm. 28), Bd. 3, S. 717-723. Eine Ausnahme stellt in dem Konflikt auf dem Kontinent die folgende Nachricht aus dem Jahr 1676 dar. Nachdem von der niederländischen Belagerung Maastrichts berichtet wurde, geht die Nachricht folgendermaßen weiter: *The English, we hear, have gained*

die *London Gazette* dem englischen Bündnispartner Frankreich im Rahmen des Holländisch-Schwedischen Krieges eine Reihe von Aussagen zukommen, die diese militärisch-moralische Komponente beinhalten, so lobt sie z.B. bei dem französischen Einmarsch in Holland die Disziplin und Ordnung der französischen Truppen⁸⁵ oder beschreibt in einer Nachricht zur Belagerung Maastrichts in ausgesprochen ähnlicher Art und Weise zur *Gazette* die Anwesenheit und Unermüdlichkeit des französischen Königs im Camp vor Maastricht.⁸⁶

Auch bei den Aussagen zum politisch-moralischen Verhalten (Themenbereich 3) steht die behauptete gerechte Kriegsführung bei der deutschen und französischen Zeitung im Mittelpunkt ihrer Berichterstattung. So verweist der *Teutsche Kriegs-Kurier* im Vorfeld der französischen Reichskriegserklärung 1674 auf die Hilfe von Kaiser und Reich an die Pfalz, die diese aus *Väterlicher Fürsorg für das gemeine Wohlwesen / und zu Erhaltung der abnehmenden Teutschen Freyheit [...]* / dem Westfälischen Frieden / und Reichs=Satzungen gemäß [...]⁸⁷ leisten werden. Damit bescheinigt die deutsche Zeitung dem Kaiser und dem Reich eindeutig gerechte Kriegsführung, denn zum einen wehren sie einen Angriff ab – ‘Erhaltung der Freiheit’ – und zum anderen sei das oberste Ziel die Wiederherstellung des Westfälischen Friedens. Diese Position wird mehrmals hervorgehoben und die Funktion des Westfälischen Friedens als reichs- und völkerrechtliche Friedensordnung betont.⁸⁸

Im Mittelpunkt der französischen Zeitung steht die traditionelle Argumentation des französischen Anspruches auf eine europäische Vormachtstellung mit der Schutzfunktion des ‘roi très chrétien’ zugunsten der Freiheit der christlichen Staaten.⁸⁹ Dieser Anspruch wird zum einen durch die häufige Verwendung des Titels

very great Honour in these Attacks, of whom a great many were killed and wounded, with several Officers; [...], s. London Gazette (Anm. 6) Nr. 1117 [Sp. 3] 1676.

⁸⁵ *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 677 [Sp. 4] 1672.

⁸⁶ *We are told, that some of the principal Officers of the Army, observing the great danger his Majesty on all occasions exposed his Person to, by going to view the works himself, and being every where present, as the meanest Soldier, had taken the liberty to represent to his Majesty, how much they were concerned thereat, humbly praying his Majesty would have a greater regard to them, and the good of his Kingdome, then so lightly to offer himself to all the danger of the War, s. London Gazette (Anm. 6) Nr. 791 [Sp. 2-3] 1673.*

⁸⁷ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. XXVI Bl. Cc [a] 1674.

⁸⁸ Vgl. Heinz Duchhardt, *Das Zeitalter des Absolutismus*, München 1989 (Oldenbourg Grundriß der Geschichte, Bd. 11), S. 8 und 13-14: Im jüngsten Reichsabschied des Regensburger Reichstag 1653/54 wurde der Westfälische Friede noch einmal aufgenommen, um ihn auch reichsrechtlich verbindlich als Reichssatzung festzuschreiben.

⁸⁹ Winfried Dotzauer, *Macht – Politik – Diplomatie. Gedanken über die Neudimensionierung der Verständniskategorien der französischen Deutschland-Diplomatie nach 1648* unter besonderer Berücksichtigung des Rheingebiets, in: Heinz Duchhardt/Eberhard Schmitt (Hg.), *Deutschland und Frankreich in der frühen Neuzeit. Festschrift für Her-*

‘très chrétien’ hervorgehoben und zum anderen durch die Darstellung des Königs als ‘Befrieder’ europäischer Konflikte. So berichtet die *Gazette* im Rahmen des Messina-Konfliktes über die Bekundungen der unter spanischer Herrschaft stehenden Messinenser, dass diese wegen der französischen *générosité*⁹⁰ unter der königlichen Protektion leben und sterben wollten. Anders als bei der deutschen und französischen Zeitung lassen sich für die *London Gazette* im Zuge eines Selbstbildes nur wenig Aussagen zum politisch-moralischen Verhalten nachweisen. Eine Ausnahme stellt unter anderem eine Nachricht aus dem Jahr 1675 dar, die das königlich-englische Engagement dokumentiert, den Frieden für die Christenheit wiederherzustellen, und damit indirekt auf die vermittelnde Funktion und die Mediatorenrolle verweist.⁹¹ Eine Gemeinsamkeit aller drei Zeitungen ist, dass positive Aussagen zur wirtschaftlichen und innenpolitischen Situation (Themenbereich 4) gering sind.⁹²

Ein anderes Bild ergibt sich, wenn die Argumente der drei Zeitungen zu einem Gegner- bzw. Feindbild untersucht werden. Im Rahmen der Aussagen zur militärischen Berichterstattung (Themenbereich 1) ist für alle drei Zeitungen häufig eine durchgängige Abwertung des jeweiligen Gegners festzustellen. So lässt der *Teutscher Kriegs-Kurier* gleich zu Beginn seiner Nachrichten im Jahr 1673 seine antifranzösische Einstellung erkennen, die von der [...] *grausame[n] Verwüstung* [...] des Bistums Trier handelt und er bescheinigt den französischen Truppen im Rahmen des Holländisch-Schwedischen Krieges von Anfang an Proviantmangel,⁹⁴ Truppenmangel,⁹⁵ eine Vielzahl von Kranken und Toten⁹⁶ und geringe

mann Weber zum 65. Geburtstag, München 1987 (Ancien Régime Aufklärung und Revolution, Bd. 12), S. 331-359, hier S. 336.

⁹⁰ *Gazette* (Anm. 7) Nr. 57, S. 398 vom 8.VI.1675. Zu weiteren pro-französischen Äußerungen, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 57, S. 400 vom 8.VI.1675.

⁹¹ *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 1031 [Sp. 3] 1675. In einer Nachricht aus dem Jahr 1678 wird der englische Gesandte direkt als ‘Mediator’ für die kaiserliche Partei bezeichnet, s. *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 1360 [Sp. 3] 1678. S. zur Mediatorenrolle Heinz Duchhardt, Arbitration, Mediation oder bons offices? Die englische Friedensvermittlung in Nimwegen 1676-1679, in: Heinz Duchhardt (Hg.), Studien zur Friedensvermittlung in der Frühen Neuzeit, Wiesbaden 1979 (Schriften der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft, Bd. 6), S. 23-88; Christoph Kampmann, Die englische Krone als ‘Arbiter of Christendom’? Die ‘Balance of Europe’ in der politischen Diskussion der späten Stuart-Ära (1660-1714), in: Historisches Jahrbuch 116 (1996), S. 321-366; Christoph Kampmann, Arbiter und Friedensstiftung. Die Auseinandersetzung um den politischen Schiedsrichter im Europa der Frühen Neuzeit, Paderborn/München 2001.

⁹² Eine Ausnahme stellt z.B. die Nachricht der *Gazette* dar, nach der die Bourgogne Gelder bewilligt habe, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 64, S. 384 vom 12.VIII.1679.

⁹³ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Aus dem [!] Kayserlichen und Frantzösischen Feld=Lägern Bl. [(1 b] Vom 9. September 1673.

⁹⁴ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Deß Siebenden [...] Bl. ‘Kai=’ [a] Vom 1. und (11.) October 1673.

Truppenstärken.⁹⁷ Vergleichbares lässt sich auch in der *Gazette* nachweisen: So werden die Gegner durch Begriffe wie ‘mauvais’, ‘malheureux’, ‘peu de succesz’ hinsichtlich der Truppenstärke und -verpflegung, des Truppenzustandes und durch Berichte über kontinuierliche ‘desordre’, Krankheiten, Desertion und Verluste gekennzeichnet.⁹⁸ Dies gilt sowohl für die Niederlande⁹⁹ als auch für die in den Krieg eingetretenen Reichsstände, wie z.B. Brandenburg und den Kaiser,¹⁰⁰ ebenso für Spanien bzw. die spanischen Niederlande¹⁰¹ und Dänemark.¹⁰² Charakteristisch für die *London Gazette* ist, dass sie nicht nur mehr über den Holländischen Krieg berichtet, sondern auch die negative Bewertung der Niederlande mehr aus der Beschreibung des Holländischen Krieges als aus der des Englisch-Niederländischen Krieges resultiert.¹⁰³ Typisch für die beiden Konflikte sind dabei Berichte mit den klassischen Aussagen über Truppen- und Proviantmangel,¹⁰⁴ Desertion,¹⁰⁵ die Unerfahrenheit¹⁰⁶ der Soldaten, die Erfolglosigkeit der Truppenaushebung¹⁰⁷ und die immer wiederkehrende Bezeichnung der niederländischen Flotte als ‘torn’, ‘disabled’ und ‘shattered’.¹⁰⁸

Bei den Aussagen zum militärisch-moralischen Verhalten (Themenbereich 2) des jeweiligen Gegners klagten zwar alle drei Zeitungen über Brandschätzungen,

⁹⁵ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Deß Sechsten [...] Bl.](iij b] Vom 26. Septemb. u. 6. October 1673.

⁹⁶ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Deß Funffzehenden [...] Bl. ‘mee’ [a] Vom 27. October / und 6. Novemb. 1673.

⁹⁷ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. IV Bl. D ij [a]-[D ij b] 1674.

⁹⁸ Häufig werden die Vorwürfe auch den verschiedenen Truppenverbänden, bestehend aus holländischen und spanischen Truppen, gemacht, so z.B. dass sie in *desordre imaginable* leben würden, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 139, S. 1103 vom 18.XI.1673.

⁹⁹ So z.B. bei der Schlacht von Woerden, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 127, S. 1086-1087 vom 29.X.1672.

¹⁰⁰ Z.B. zu Krankheiten, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 145, S. 1231 vom 10.XII.1672. Über die ‘desordre’ und die ‘ravage’, die die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen verüben, s. *Nouvelles Ordinaires* (Anm. 7) Nr. 145, S. 1272 vom 24.XII.1672. Über die tägliche Desertion bei den Reichstruppen, s. *Nouvelles Ordinaires* (Anm. 7) Nr. 25, S. 195 vom 3.III.1674.

¹⁰¹ Zu den Niederlanden und Spanien, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 122, S. 973 vom 7.X.1673.

¹⁰² Zur Desertion bei den dänischen Truppen, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 86, S. 755 vom 20.VIII.1678.

¹⁰³ S. dazu S. Schultheiß-Heinz (Anm. 8).

¹⁰⁴ *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 674 [Sp. 3] 1672.

¹⁰⁵ *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 683 [Sp. 3] 1672.

¹⁰⁶ [...] *raw and unexperienced Men* [...], s. *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 682 [Sp. 3] 1672. Weitere Berichte beschreiben, dass deswegen auch Seeleute für den Landkampf herangezogen werden würden, s. *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 688 [Sp. 3] 1672.

¹⁰⁷ *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 667 [Sp. 4] 1672.

¹⁰⁸ *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 684 [Sp. 2 und 3] 1672.

Plünderungen, Gewalttätigkeiten und Terror,¹⁰⁹ aber die deutsche Zeitung geht über diese Vorwürfe weit hinaus. So setzt sie zum einen das Mittel der Personalisierung des Gegners ein, um das militärisch-moralische Fehlverhalten Frankreichs zu dokumentieren. In Übereinstimmung mit zeitgenössischen Flugschriften¹¹⁰ publiziert der *Teutsche Kriegs-Kurier* in einer Vielzahl von Nachrichten und Relationen¹¹¹ die verabscheuungswürdigen Taten des französischen Obristen und als Mordbrenner titulierte de la Brosse. Diese Beschreibungen erzeugen beim Leser einen direkten emotionalen Bezug zu dessen Verhalten, womit der Gegner 'greifbar' und damit umso wirkungsvoller abgewertet wird. Nach Burkhardt stellt allein schon die gegnerische Personalisierung ein Feindbild dar.¹¹² Da diese außerdem keine Ausnahmeerscheinung ist,¹¹³ wird somit auf ein gebräuchliches Stilmittel der deutschen Zeitung verwiesen. Zum anderen werden die Franzosen durch die Beschreibung ihrer Eigenschaften abgewertet: So wird ihnen Feigheit,¹¹⁴ Boshaf-

¹⁰⁹ Z.B. der Vorwurf der Brandschatzung an Frankreich, s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Deß Achten [...] Bl. ['Cölln' b] Vom 3. und (13.) October 1673; die französische Zeitung erhebt den Vorwurf des Terrors an ihre Feinde, s. *Gazette* (Anm. 7) Nr. 90, S. 764 vom 2.X.1677; die englische Zeitung beschwert sich beispielsweise über die Plünderungen durch die brandenburgischen Truppen, s. *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 736 [Sp. 3] 1672.

¹¹⁰ Vgl. dazu die bei J. Burkhardt, Reichskriege (Anm. 67) S. 68-69 und die bei Rudolf Meyer, Die Flugschriften der Epoche Ludwigs XIV. Eine Untersuchung der in schweizerischen Bibliotheken enthaltenen Broschüren (1661-1679), Basel 1955 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bde. 49-50), S. 337 angegebenen Flugschriften.

¹¹¹ Zu den Nachrichten s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. XLVII Bl. [Aaa b] 1677: *Der beruffene Land=Verderber la Brosse* hätte unter anderem Einwohner des Elsass erschossen, kleine Kinder verbrannt und geplündert; *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LIII Bl. Ggg [a] 1677; *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LIII Bl. [Ggg iij b] 1677; *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LIV Bl. [Hhh b] 1677; *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LVI Bl. [Kkk iij a] 1677; Zu den Relationen, s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Bl. [j](-) (iij b), [(Beilage 50), eingebunden zwischen Num. LVII, Bl. Ll und Num. LVIII, Bl. Mmm] 1677: *Leben und Tod Deß vielberühmten Frantzösischen Obristen und Mordbrenners De La Brosse*. Es lässt sich nicht klären, ob der genannte Obrist La Brosse mit der im ABF (Anm. 31) Nr. 158, S. 307ff. erwähnten Familie de Brosse, Seigneur de la Boussac et de Saint-Sévère oder mit der im ABF II (Anm. 31) Nr. 103, S. 237 angesprochenen Familie Brosse de la Barge verwandt ist.

¹¹² J. Burkhardt, Reichskriege (Anm. 67) S. 68.

¹¹³ Schon für das vergangene Jahr 1676 beschreibt der *Teutsche Kriegs-Kurier* den Feldherrn Monclas als den [...] *berüchtete[n] Land=Verheerer im Elsaß / Monclas / (dessen Meinung bisher gewesen zu seyn schienete / der Brand ziere so gut den Krieg / als wie die Lampen den Tempel Machomets)* [...], s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. XIX Bl. T [a] 1676. Es könnte sich bei dem erwähnten Feldherrn Monclas um Jean-Joseph Monclar, Baron de Pons et de Guimera (1625-1690) handeln, der u.a. 1675 Marchal de Camp vor Türkheim im Elsass war, s. ABF (Anm. 31) Nr. 749, S. 255-257.

¹¹⁴ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LVIII Bl. [Mmm b] 1676.

tigkeit¹¹⁵ und Undankbarkeit,¹¹⁶ Falschheit,¹¹⁷ Angeberei¹¹⁸ und Hochmut¹¹⁹ zugeschrieben. Darüber hinaus jedoch vergleicht der *Teutsche Kriegs-Kurier* die Franzosen mit den Türken: Hier manifestiert sich ein Höhepunkt in der Stilisierung der Franzosen zum Feindbild. Schon Bosbach hat auf dieses Phänomen hingewiesen, wonach eine derartige Argumentation verstärkt ab der Zeit Ludwigs XIV. einsetzte: „[...] der Rückgriff auf die traditionellen antitürkischen Vorstellungen [wurde] ein unübersehbarer Schwerpunkt in der antifranzösischen Publizistik.“¹²⁰ So prangert der *Teutsche Kriegs-Kurier* das französische Joch,¹²¹ die Tyrannei,¹²² Sklaverei¹²³ und Unmenschlichkeit¹²⁴ an, setzt also Begriffe ein, die traditionellerweise die Herrschaft der Türken charakterisieren. Jedoch lässt es der *Teutsche Kriegs-Kurier* nicht bei einer Gleichsetzung der Handlungsweisen bewenden, sondern steigert dies noch mit der Aussage, dass die französische Tyrannei noch schlimmer als die der Türken sei.¹²⁵ Galt das Osmanische Reich schon im 16. Jahrhun-

¹¹⁵ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num CIV Bl. [Mmmmm iiii a] 1675.

¹¹⁶ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Deß Neundten [...] Bl. [‘tau’ b] Vom 8. (18.) October 1673.

¹¹⁷ So z.B.: *Von Nivelle hat man / daß der Graff von Montal einige Canonen aus Charleroy dahin kommen lassen / und als gedachter Graff die Princessin allda ersuchet / ein Ballet in ihrem Hause allen Geistlichen Damen zu geben / so ließ sie es zu / weil sie wol sahe / daß man sie sonst würde darzu gezwungen haben / zu dem Ende er eine sehr herrliche Mahlzeit anrichten ließ / mittlerweile aber / als sie tanzten und frölich waren / ließ er alle Häuser der gedachten Damen durch die Soldaten ausplündern*, s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. XXI Bl. X ij [a] 1677. Zu dem genannten Graf Montal konnten keine Angaben eruiert werden.

¹¹⁸ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num XV. Bl. P ij [a] 1676.

¹¹⁹ So wird z.B. der französische Befehlshaber von Philippsburg als hochmütig bezeichnet, s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LVI Bl. [Kkk a-b] 1676.

¹²⁰ Franz Bosbach, *Der französische Erbfeind. Zu einem deutschen Feindbild im Zeitalter Ludwigs XIV.*, in: F. Bosbach, *Feindbilder* (Anm. 47), S. 117-139, hier S. 127. Nicht nachweisen lässt sich im *Teutschen Kriegs-Kurier* der Begriff Erbfeind für die Franzosen. Vgl. außerdem zu der negativen Bewertung der Franzosen durch ihre Gleichsetzung mit den Türken Jean Schillinger, *Franzosen und Türken in deutschen Flugschriften des 17. Jahrhunderts*, in: Wolfgang Harms/Alfred Messerli (Hg.), *Wahrnehmungsgeschichte und Wissensdiskurs im illustrierten Flugblatt der Frühen Neuzeit (1450-1700)*, Basel 2002, S. 169-187, hier S. 171-172.

¹²¹ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. XXXIII Bl. [Kk ij b] 1674.

¹²² *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. XIX Bl. [T ij a] 1674. Vgl. dazu auch G. Rystad (Anm. 52) S. 189, der dies als politische Propaganda bezeichnet.

¹²³ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LXXV Bl. [Ffff iij a] 1675.

¹²⁴ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LIII Bl. Ggg ij [a] 1676.

¹²⁵ *In die Frantzösische Tyranney ist [...] zu bringen die grausame That [...]*, nämlich einen Priester und seine Familie verbrannt zu haben und [...] ärger / als die Türcken mit den Leuten gehauset, s. *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. XXXVI Bl. [Nn iij b] 1674.

dert als „Inbegriff des Bösen schlechthin [...] [und] Maßstab des Bösen“,¹²⁶ so kann die Bezeichnung ‘schlimmer als die Türken’ nur als „diskriminierende Feststellung von universeller und anerkannter Gültigkeit“¹²⁷ bewertet werden. Obwohl die Klagen der deutschen Zeitung über das französische Vorgehen zum Teil durchaus berechtigt waren,¹²⁸ so kann bei den hier eingesetzten Argumenten durchaus von Propaganda gesprochen werden, da z.B. gerade die Verwendung der Türken als antifranzösisches Argumentationsmittel ein Charakteristikum der kaiserlichen Argumentation war, die dazu diente, eine antifranzösische Front im Reich aufzubauen und in diesem Zuge das Ansehen des Allerchristlichsten Königs zu demontieren.¹²⁹

Bei den Aussagen zum politisch-moralischen Verhalten (Themenbereich 3) lässt sich wiederum eine Übereinstimmung feststellen: So erheben alle drei Zeitungen den Vorwurf der Friedensunwilligkeit und Kriegsfortführung und beanspruchen für das eigene Land die gerechte Kriegsführung. Auch in diesem Kontext verweist der *Teutsche Kriegs-Kurier* zur Zeit der Nimwegener Friedensverhandlungen auf das moralisch verurteilenswerte Handeln der Franzosen, das den Gesandten in Nimwegen angezeigt werden würde, [...] *wie un=Christlich und wider aller Völcker Recht Franckreich in Teuschland mit Rauben / Brennen / Sen-gen und Morden verfahren thue / [...]*.¹³⁰ Ist der Vorwurf der französischen Unchristlichkeit schon durch den Vergleich mit den Türken direkt angesprochen worden, so stellt der angebliche französische Verstoß gegen das Völkerrecht ein weiteres Argument dar, um den Gegner Frankreich unter moralischen und rechtlichen Gesichtspunkten zu verurteilen. Aber auch die *Gazette* erhebt schwere Vorwürfe: So wird der Kaiser mit dem indirekten Vorwurf der Intrige konfrontiert. Dabei wird vor allem der in kaiserlichen Diensten stehende Diplomat Franz Paul von Lisola als Drahtzieher antifranzösischer Politik angesehen. So wird der Kaiser bzw. sein Minister Lisola vermutlich schon 1672 indirekt über die Redewendung

¹²⁶ Winfried Schulze, *Reich und Türkengefahr im späten 16. Jahrhundert. Studien zu den politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen einer äußeren Bedrohung*, München 1978, S. 54.

¹²⁷ W. Schulze (Anm. 126) S. 54.

¹²⁸ So beklagt der *Teutsche Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num XXVII Bl. [Dd iij b] 1676 z.B. die Zerstörung Bruchsals durch die [...] *mehr als Türckische Franzosen* [...], was auch tatsächlich zutrifft, wie die Untersuchung von Heinz Musall/Arnold Scheuerbrandt, *Die Kriege im Zeitalter Ludwigs XIV. und ihre Auswirkungen auf die Siedlungs-, Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur der Oberrheinlande*, in: Hans-Graul-Festschrift, zusammengestellt von Horst Eichler und Heinz Musall, Heidelberg 1974 (Heidelberger Geographische Arbeiten, Bd. 40), S. 357-378, hier S. 360-361 gezeigt hat.

¹²⁹ Vgl. dazu F. Bosbach, *Der französische Erbfeind* (Anm. 120) S. 127 und 137 und J. Schillinger (Anm. 120) S. 171.

¹³⁰ *Teutscher Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. XXIX Bl. [Ff iij b] 1677.

der [...] *mauvais conseils de la Cour de Vienne*¹³¹ angegriffen. Damit greift die *Gazette* auf den mittelalterlichen Topos der 'bösen Ratgeber' zurück, um auf diese Art und Weise die kaiserliche Politik zu kritisieren und zu verurteilen.¹³² Im Jahr 1673 wird Lisola ganz offen dafür verantwortlich gemacht, dass in Köln kein Friede zustande käme und er *Victoires fabuleuses*¹³³ publiziere. Dass Lisola tatsächlich keine frankreichfreundliche Politik betrieb und außerdem eine Reihe von antifranzösischen Flugschriften publizierte, ist von Baumanns ausführlich beschrieben worden.¹³⁴ Im Rahmen des Fürstenberg-Attentats 1674 greift die *Gazette* die damals verbreiteten Vorwürfe der französischen Propaganda auf: Die kaiserliche Verantwortung,¹³⁵ die dadurch gefährdeten Friedensverhandlungen¹³⁶ und die geistige Urheberschaft Lisolas.¹³⁷ Darüber hinaus sucht sie an dieser Stelle die gerechte Position des französischen Königs im Holländisch-Schwedischen Krieg deutlich machen. In einer Nachricht vom März 1674 wird nicht nur betont, dass dieser Vorfall schädlich für die kaiserliche Reputation sei, sondern auch den König von Frankreich zwingt, den Krieg fortzuführen.¹³⁸

¹³¹ *Nouvelles Ordinaires* (Anm. 7) Nr. 118, S. 1008 vom 8.X.1672.

¹³² Vgl. zu diesem Topos Christina Lutter, Selbstbilder und Fremdwahrnehmung des habsburgischen Kaisertums um 1500 am Beispiel der venezianisch-maximilianischen diplomatischen Kommunikation, in: Heinz Duchhardt/Matthias Schnettger (Hg.), Reichsständische Libertät und Habsburgisches Kaisertum, Mainz 1999 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung Universalgeschichte Beiheft 48), S. 25-42, hier S. 33-34.

¹³³ *Gazette* (Anm. 7) Nr. 122, S. 971 vom 7.X.1673.

¹³⁴ Vgl. dazu den bei Baumanns abgedruckten Bericht des französischen Gesandten aus Köln zur Zeit des Kölner Kongresses 1673 nach Paris, in dem Lisola der Vorwurf der Intrige gemacht wurde, s. Markus Baumanns, Das publizistische Werk des kaiserlichen Diplomaten Franz Paul Freiherr von Lisola (1613-1674). Ein Beitrag zum Verhältnis von absolutistischem Staat, Öffentlichkeit und Mächtepolitik in der frühen Neuzeit, Berlin 1994 (Historische Forschungen, Bd. 53), S. 152.

¹³⁵ *Gazette* (Anm. 7) Nr. 29, S. 222 vom 10.III.1674; *Nouvelles Ordinaires* (Anm. 7) Nr. 33, S. 254 vom 24.III.1674. Zu den Hintergründen der Entführung und der Person, s. Max Braubach, Wilhelm von Fürstenberg (1629-1704) und die französische Politik im Zeitalter Ludwigs XIV., Bonn 1972 (Bonner Historische Forschungen, Bd. 36), S. 283-291.

¹³⁶ *Gazette* (Anm. 7) Nr. 26, S. 199 vom 03.III.1674.

¹³⁷ *Gazette* (Anm. 7) Nr. 26, S. 199 vom 3.III.1674. Vgl. dazu M. Braubach, Fürstenberg (Anm. 135) S. 288; Markus Baumanns, „Die Sache trug sich zu Cöllen den 14. des Hornung in der Statt also zu“. Die Gefangennahme Wilhelms von Fürstenberg auf dem Kölner Kongress 1674 im Spiegel zeitgenössischer Chroniken und Gazetten, in: Geschichte in Köln 31 (1992), S. 51-76 und M. Baumanns, Das publizistische Werk (Anm. 134) S. 154-155, der aufzeigt, dass Lisolas Rolle hinsichtlich der Entführung nicht eindeutig geklärt ist; dennoch wird ihm zumindest – auch von den Zeitgenossen – die geistige Urheberschaft zugeschrieben.

¹³⁸ *Gazette* (Anm. 7) Nr. 36, S. 275-276 vom 31.III.1674.

Ebenso deutlich wird die *London Gazette*, wenn auch nicht gegenüber dem Kaiser, sondern gegenüber den Niederlanden. So wird den Niederlanden im Rahmen des Englisch-Niederländischen Krieges die notorisch falsche Berichterstattung vorgeworfen, die nur dem Ziel der Kriegsfortführung diene.¹³⁹ Darüber hinaus sind Frechheit und Eigensinn,¹⁴⁰ Insensibilität¹⁴¹ und Friedensunwilligkeit¹⁴² die Vorwürfe und Eigenschaften, die den Niederlanden im Rahmen der Kölner Friedensverhandlungen immer wieder zugeordnet werden. Diese Aspekte sind auch zeitgleich in englischen Flugschriften nachzuweisen¹⁴³ und lassen somit möglicherweise auf propagandistische Formen schließen.

Die Aussagen zur wirtschaftlichen und innenpolitischen Situation (Themenbereich 4) sind insofern ähnlich, als sie zum einen gering sind und zum anderen dem jeweiligen Gegner entweder wirtschaftliche Mängel¹⁴⁴ attestieren oder wie im Falle der englischen und französischen Zeitung von den Niederlanden zu Beginn der beiden Konflikte 1672 neben ihrer militärischen Unfähigkeit vor allem das Bild eines von Tumulten, Plünderungen und innenpolitischer Konfusion gezeichneten Landes vermitteln.¹⁴⁵

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die drei Zeitungen nicht kontinuierlich dem zeitgenössischen Postulat einer unparteiischen Berichterstattung folgen, sondern unterschiedliche Methoden und Stilmittel einsetzen, um – zumindest teilweise – eine wertende Berichterstattung zu präsentieren.¹⁴⁶ Bei der Frage, ob für den *Teutschen Kriegs-Kurier* propagandistische Erscheinungsformen festzustellen sind, ist zu berücksichtigen, dass er – trotz kaiserlichen Einflusses – keinen offiziellen Auftraggeber hatte. Dennoch lassen sich für ihn gerade bei der Vermittlung des Feindbildes Frankreich propagandistische Tendenzen feststellen, während die Berichterstattung über das Reich (Selbstbild) zwar eine positive, aber

¹³⁹ [...] *It being the usual practice in this Country, that whatever the success be, the Publick Prints do always proclaim Victory; For which are established publick Thanksgivings in the Churches, and the News thereof diffused in all the Courts and Countries of Christendome, accompanied with notorious Fals[e]hoods, deceiving them in the same degree they do their own poor People, that they may animate them in the prosecution of War, and render them obstinate against all Overtures of Peace, s. London Gazette (Anm. 6) Nr. 788 [Sp. 3] 1673.*

¹⁴⁰ *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 824 [Sp. 3] 1673: *insolence and obstinacy.*

¹⁴¹ *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 818 [2-3] 1673.

¹⁴² *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 843 [Sp. 1] 1673.

¹⁴³ Vgl. dazu Steven C. A. Pincus, *From Butterboxes to Wooden Shoes: The Shift in English Popular Sentiment from anti-Dutch to anti-French in the 1670s*, in: *The Historical Journal* 38 (1995), S. 333-361, hier S. 339-340.

¹⁴⁴ So beschreibt z.B. der *Teutsche Kriegs-Kurier* (Anm. 5) Num. LXXXVII Bl. [Ssss b] 1675, dass die französischen Untertanen sehr erschöpft seien.

¹⁴⁵ *Gazette* (Anm. 7) Nr. 119, S. 1014 vom 8.X.1672; *London Gazette* (Anm. 6) Nr. 691 [Sp. 1] 1672.

¹⁴⁶ Vgl. zur Fülle der unparteiischen Berichterstattung S. Schultheiß-Heinz (Anm. 8).

keine propagandistische Haltung erkennen lässt. Im Gegensatz dazu kann gerade bei der französischen Zeitung mit ihrem offiziellen Status von Propaganda 'in eigener Sache' gesprochen werden, wie die Aussagen zum Selbstbild belegen. Nach Klaitz war die traditionelle französische Propaganda darauf ausgerichtet, den König als „just, pious and brave king“¹⁴⁷ darzustellen, ein Bild, das unter Ludwig XIV. seinen Höhepunkt erreichte¹⁴⁸ und auch von der *Gazette* unterstützt wurde. Differenzierter muss die englische Zeitung bewertet werden: Obwohl sie aufgrund ihres offiziellen Status und ihrer offensichtlich zensierten Nachrichten über entsprechende Rahmenbedingungen für Propaganda verfügte, lassen sich nur sehr vereinzelt, wie im Falle der negativen Berichterstattung über die Niederlande zu Beginn des Krieges, einseitige und damit vermutlich propagandistische Tendenzen erkennen. Abschließend lässt sich konstatieren, dass im Rahmen der Frage nach frühneuzeitlicher Propaganda nicht nur die Flugschriften und -blätter, sondern auch die Zeitungen, die in enger Wechselwirkung zu den genannten Flugschriften standen, bedeutende politische Faktoren für die Meinungsbildung und -beeinflussung darstellen.

¹⁴⁷ J. Klaitz (Anm. 26) S. 12.

¹⁴⁸ Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, dass sich dazu die französische Propaganda nicht ausschließlich auf das Medium Zeitung konzentrierte, vgl. allgemein dazu R. Mandrou (Anm. 26) S. 57-59.

Kaufmännisches Nachrichtenwesen und Marktintegration: Was sich Kommunikationsgeschichte und Cliometrie zu sagen haben

Alexander Engel

Mit der Entstehung, Ausweitung und Verflechtung von Märkten setzt bereits im Mittelalter ein sich Jahrhundert um Jahrhundert beschleunigender Prozess der Kommerzialisierung der Wirtschaft ein, in dem immer größere Teile von Produktion und Konsum über immer größere Entfernungen vermittelt wurden. Dieser Übergang von einer – gleichsam in isolierten Punkten ablaufenden – vorwiegenden Subsistenzwirtschaft hin zu einer – in immer größeren Räumen, heute dem gesamten Globus ablaufenden – fast totalen Marktwirtschaft markiert einen zentralen Modernisierungsprozess unserer Zivilisation.

Beim Versuch, diese Konstruktion und Integration von Märkten zu verstehen erweist es sich als wenig fruchtbar, auf klassische ökonomische Markttheorien¹ zurückzugreifen. Sie operieren nämlich mit einer idealtypischen Vorstellung des Marktes – dem ‘vollkommenen Markt’, dessen Charakter gewissermaßen eine sterile Punkt- und Gleichförmigkeit ist: Erstens gilt vollkommene Markttransparenz, d.h. alle Marktteilnehmer verfügen jederzeit über alle für das Marktgeschehen irgendwie relevanten Informationen. Zweitens reagieren alle Akteure ohne jede Reaktionszeit auf Änderungen am Markt. Drittens wird unterstellt, dass am Markt weder Transaktions- noch Transportkosten entstehen. Viertens schließlich wird die Homogenität des gehandelten Gutes erwartet, die Ware soll also keinerlei Schwankungen hinsichtlich ihrer Beschaffenheit, besonders ihrer Qualität unterliegen. Es ist evident, dass in der Betrachtung historischer, zumal vorindustrieller Märkte diese Axiome außerordentlich problematisch sind. Dem Ideal des homogenen Gutes hat man sich erst mit den seriell produzierten Gütern der industriellen Massenfertigung etwas genähert – das Verlangen, Individualität auch in Konsumgütern auszudrücken (angefangen bei den Tausenden von Ausstattungsvarianten moderner PKW) hat diesen Trend inzwischen auch schon wieder partiell umgekehrt. Weiterhin wurde in vorindustrieller Zeit der Handel zwischen verschiedenen Orten ganz im Gegensatz zu den modelltheoretischen Annahmen gerade von den – durch Zölle noch erhöhten – Transportkosten, durch mangelnde Informationen und durch – wegen der Entfernungen z.T. tage- oder gar monatelang – verzö-

¹ Vgl. etwa Alfred Eugen Ott, Grundzüge der Preistheorie, 3. Aufl. Göttingen 1989; Susanne Wied-Nebbeling, Markt- und Preistheorie, 3. Aufl. Berlin u.a. 1997.

gerte Reaktionsmöglichkeiten charakterisiert. Nicht Vollkommenheit, sondern gerade Unvollkommenheit ist also das analytisch relevante Hauptmerkmal zumindest vormoderner Märkte.

Aus solcher Unvollkommenheit heraus wirkten Verbesserungen des Transports und Intensivierung der Kommunikation auf unterschiedlichen Ebenen in Richtung zunehmender Angleichung und Verknüpfung entfernter Märkte. Die Einrichtung und zunehmende Absicherung von Frachtverbindungen² ebenso wie der Abbau von Zöllen schuf die Voraussetzung für eine Ausweitung des Handels, indem neue und weiter gespannte Austauschbeziehungen ökonomisch zweckmäßig, d.h. unternehmerisch tragbar und lohnend wurden. Die Realisierung dieser theoretisch denkbaren Handelsbeziehungen, die tatsächliche Nutzung kalkulatorisch sinnvoller Möglichkeiten hing dann von der Fähigkeit der potentiellen Geschäftspartner ab, miteinander in Verbindung treten und auf der Basis ausreichend sicherer und genauer Informationen über Marktlage und Geschäftspartner agieren zu können – also von Mitteln und Möglichkeiten der Kommunikation.

Während sich die Entfaltung potentieller Handelsbeziehungen an der Entwicklung von Transportkosten und Zollsätzen sowie von handelspolitischen Beschränkungen illustrieren lässt, ist die Wahrnehmung dieser Möglichkeiten ein diffiziles Phänomen, das näherer Betrachtung lohnt. Diese Betrachtung kann von zwei Seiten erfolgen: Zum Ersten von den Ursachen her, also ausgehend von der Entwicklung der kommunikativen Mittel, womit der Gegenstand als Problem der Kommunikationsgeschichte betrachtet wird. Zum zweiten kann dies von den Wirkungen her, also aus der realen Marktentwicklung heraus erfolgen, die im Rahmen der so genannten Cliometrie³ – also auf ökonometrische Modelle gestützten quantifizierenden Wirtschaftsgeschichte – analysiert werden kann. Beide Perspektiven

² Entgegen landläufiger plausibler Annahme sind Transportkosten vom Mittelalter bis an die Schwelle der Industrialisierung im Allgemeinen vermutlich wenig oder gar nicht gesunken; skeptisch in diesem Sinne etwa: Russell R. Menard, *Transport Costs and Long-range Trade, 1300-1800. Was there a European „Transport Revolution“ in the Early Modern Era?*, in: James D. Tracy (Hg.), *The Political Economy of Merchant Empires*, Cambridge/New York/Melbourne 1991 (Studies in Comparative Early Modern History, Bd. 2), S. 228-275. Zwar gab es durchaus Verbesserungen in den Transportsystemen, zum einen aber verursachten diese durchaus auch Kosten (etwa Straßenbau) und zum anderen wurden durch tatsächliche Rationalisierungen erreichte Verbilligungen dadurch wieder aufgewogen, dass in die Zuverlässigkeit und Sicherheit von Transporten investiert wurde. Anreize zu verstärktem Handel rührten also weniger aus direkten Vergünstigungen, sondern vor allem aus Verbesserungen der Qualität des Transports und somit der größeren langfristigen Kalkulierbarkeit von Fernhandel (in diesem Zusammenhang ist auch an das Aufkommen des Versicherungswesens zu denken).

³ Einen (auch in seinem methodischen Herangehen selbst wieder einschlägigen) wissenschaftsgeschichtlichen Überblick über diese ‘New Economic History’ bietet Robert Whaples, *A Quantitative History of the Journal of Economic History and the Cliometric Revolution*, in: *Journal of Economic History* 51 (1991), S. 289-301.

werden im Folgenden einander gegenübergestellt. Die Betrachtung soll dabei auf die vorindustrielle Zeit beschränkt werden, da sie im Vergleich zur Epoche von Telegraf und Telefon hinsichtlich des Fortschritts im allgemeinen Prozess der Marktintegration unterschätzt wird.⁴

1. Der Blick der Kommunikationsgeschichte auf merkantile Kommunikation

Im Überblick über die kommunikativen Mittel von Marktteilnehmern in vorindustrieller Zeit lassen sich drei Grundtypen der Kommunikation unterscheiden.

1. Die älteste und grundlegendste Form von Austauschbeziehungen ist der Handel von Angesicht zu Angesicht. Solche Geschäfte sind mit einem minimalen Aufwand für die Vertrauensbildung durchführbar, da Tauschwerte und Tauschpartner immer direkt begutachtet werden können. Vor der Ausbildung genügend sicherer rechtlicher Rahmenbedingungen ist Wanderhandel die einzig denkbare Form des Fernhandels.

Die Nachteile des Wanderhandels liegen zum einen im hohen Aufwand und gerade in früheren Zeiten auch dem persönlichen Risiko für den Reisenden sowie zum anderen in der Beschränkung der Absatzmöglichkeiten: Verkauft werden kann nur an die Personen, die sich am selben Ort aufhalten wie der Kaufmann gerade selbst. Eine Minderung dieser Nachteile wurde durch die Verdichtung und 'Rhythmisierung' des Handels erreicht, indem sich eine Vielzahl von Kaufleuten regelmäßig zu einem bestimmten Termin an einem bestimmten Ort versammelten: Auf regionaler Ebene entstanden lokale Systeme von Wochenmärkten, deren Bedeutung für die städtische Lebensmittelversorgung selbst heute beachtlich geblieben ist. Auf der überregionalen Ebene begann spätestens mit der Herausbildung von Messen in der Champagne im 12. Jahrhundert⁵ die Entwicklung eines bis in

⁴ So apostrophierte Knut Borchardt das 19. Jahrhundert als „das Jahrhundert der Integration“ – da sich in keiner anderen Zeit die von ihm als für die Integration entscheidend angesehenen Faktoren, unter anderem die Einführung des elektrischen Telegrafen, so günstig entwickelt hätten: Knut Borchardt, *Integration in wirtschaftshistorischer Perspektive*, in: Erich Schneider (Hg.), *Weltwirtschaftliche Probleme der Gegenwart*, Berlin 1965, S. 388-410, Diskussion dazu: S. 411-428, S. 390. – Jüngere Studien belegen hingegen, dass schon vor der Jahrhundertmitte durch die Verbesserung der Infrastruktur Zeitgewinne in der innereuropäischen, inneramerikanischen und transatlantischen Informationsübermittlung erreicht wurden, hinter denen diejenigen des elektrischen Telegrafen teilweise weit zurückstanden (wobei auch dies wiederum als eine einzelne Phase in einem länger zurückreichenden Prozess gewertet werden sollte): Yrjö Kaukiainen, *Shrinking the world. Improvements in the speed of information transmission, c. 1820-1870*, in: *European Review of Economic History* 5 (2001), S. 1-28.

⁵ Noch immer grundlegend: Robert-Henri Bautier, *Les foires de Champagne. Recherches sur un évolution historique*, in: *La Foire*, Brüssel 1953, S. 97-147.

das frühe 19. Jahrhundert hinein relevanten, kalendarisch abgestimmten Systems von Jahrmärkten und Messen.⁶

Trotz der Entwicklung von Handelstechniken über die Distanz behielten Messebesuche bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Bedeutung: Im persönlichen Kontakt ließen sich die Vertrauensbande zu ansonsten entfernten Geschäftspartnern pflegen und zu neuen Geschäftspartnern entwickeln; auch sollte ein Bedürfnis zu sozialer Interaktion, zu vertieften Geschäftsgesprächen und letztlich auch zur Geselligkeit nicht ausgeschlossen werden. Ebendiese Zwecke erfüllen Messen, auch wenn sich der Schwerpunkt vom Verkaufen zum Ausstellen verschoben hat, noch heute. Selbst terminlich ungebundener Wanderhandel hielt sich jahrhundertlang, wenn auch nur im Verkauf en detail: Solche Geschäfte waren aber mindestens bis in das 18., vereinzelt sogar bis in das 20. Jahrhundert ein wichtiger Faktor der Versorgung gerade der ländlichen Bevölkerung mit Gewerbeerzeugnissen und Fernhandelsgütern, ehe sie vom Ladenverkauf endgültig abgelöst wurden.⁷ Insbesondere im Absatz an den Endverbraucher ist der direkte Verkauf von Angesicht zu Angesicht – trotz Versandkatalogen, Homeshopping-Sendern und Internet-Shops – bis heute die mit Abstand wichtigste Handelsform geblieben.

2. Mit dem Einzug der Schriftlichkeit in kommerzielle Aktivitäten – in Oberitalien bereits im 12., nördlich der Alpen ab dem späteren 13. Jahrhundert – begann der Rückzug des wandernden Kaufmanns in ein Kontor: Hier koordinierte er, gestützt auf eine schriftliche – wenn auch zunächst noch nicht doppelte – Buchführung mehrere Austauschbeziehungen gleichzeitig und dehnte seine Unternehmung auf diese Weise virtuell aus.⁸ Mit zunehmender Sicherheit des Reisens verlor das Problem an Bedeutung, Waren während des Transfers schützen zu müssen, und konnte Spediteuren überlassen werden. Das Hauptaugenmerk der Fernhandelskaufleute galt nun vorrangig dem Kaufen und Verkaufen von Gütern an entfernten Plätzen. Sie bewältigten dies durch den Einsatz von Agenten, die an ihrer Stelle handelten⁹ – wobei verschiedene Stufen der Abhängigkeit denkbar wa-

⁶ Vgl. z.B.: Karl Heinrich Kaufhold, Messen und Wirtschaftsausstellungen von 1650 bis 1914, in: Peter Johanek/Heinz Stoob (Hg.), Europäische Messen und Märktesysteme in Mittelalter und Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 1996 (Städteforschung: Reihe A, Darstellungen, Bd. 39), S. 239-294.

⁷ Uwe Spiekermann, Basis der Konsumgesellschaft. Entstehung und Entwicklung des modernen Kleinhandels in Deutschland 1850-1914, München 1999 (Schriftenreihe zur Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Bd. 3).

⁸ In Extremfällen wie den Augsburger Fuggern des 16. Jahrhunderts oder den Florentiner Peruzzi des 14. Jahrhunderts entstanden unter Einbeziehung anderer Geschäftszweige sogar vormoderne 'Konzerne': Edwin S. Hunt, The Medieval Super-Companies. A Study of the Peruzzi Company of Florence, Cambridge u.a. 1994.

⁹ Jürgen Schneider, Die Bedeutung von Kontoren, Faktoreien, Stützpunkten (von Kompagnien), Märkten, Messen und Börsen im Mittelalter und früher Neuzeit, in: Hans Pohl

ren. So konnte der Agent ein streng weisungsgebundener Bediensteter, ein Faktor in einer Niederlassung sein, es gab (in späterer Zeit) die Möglichkeit zum Kommissionshandel oder das Vertrauen auf assoziierte oder gar eigenständige Geschäftspartner – also die Abstützung des Handels auf Kaufmannsnetzwerken, die durch verwandtschaftliche Migration verwirklicht bzw. kontrolliert wurden.¹⁰

Für eine solche Organisation des Fernhandels war eine private, individuelle Kommunikation über die Distanz essentiell. Internationaler Briefverkehr ist so gleich in zweierlei Hinsicht der Schlüssel zur Abwicklung des frühneuzeitlichen Fernhandels: Einerseits konnten diese weiter gespannten Handelsbeziehungen nur durch den Austausch schriftlicher Nachrichten in angemessenem Zeittakt koordiniert werden, und zum Zweiten ermöglichte der Briefverkehr auch die Finanzierung des Handels – nämlich im Aufkommen des Wechselbriefs.¹¹ Die Bezahlung von Waren mit Wechselbriefen machte den mühsamen und hochgradig riskanten Transport von Münzen und Edelmetallen überflüssig, indem die zwischen den Kaufmannschaften zweier Orte auflaufenden Verbindlichkeiten in einem dezentralen Clearing-System miteinander verrechnet werden konnten. Gleichzeitig ermöglichte die – mit einem Zinsaufschlag entlohnte – Zeitspanne zwischen Ausstellung und festgesetztem Termin der Einlösbarkeit eines Wechsels faktisch eine Kreditvergabe, mit der die für den Fernhandel nötige Kapitalschöpfung bewältigt werden konnte.

Die Abwicklung des Briefverkehrs wurde im Falle größerer Unternehmungen durch von ihnen beschäftigte Mittler durchgeführt, hinzu kamen städtische Botensysteme. Im 16. und frühen 17. Jahrhundert entwickelten sich kommerzielle Dienstleister, wie etwa die Post der Thurn und Taxis.¹² Durch die Einführung und Weiterentwicklung von Postkutschenverbindungen¹³ ab dem 17. Jahrhundert wur-

(Hg.), Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft, Stuttgart 1989 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 87), S. 37-63.

¹⁰ Vgl. zum Beispiel: Claudia Schnurmann, Engländer und Niederländer im amerikanisch-atlantischen Raum 1648-1713, Köln/Weimar/Wien 1998 (Wirtschafts- und sozialhistorische Studien, Bd. 9); Sanjay Subrahmanyam (Hg.), Merchant Networks in the Early Modern World, Aldershot u.a. 1996 (An Expanding World, Bd. 8).

¹¹ Markus A. Denzel, La Practica della Cambiatura. Europäischer Zahlungsverkehr vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, Stuttgart 1994 (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 58); Raymond de Roover, L'évolution de la lettre de change, XIVe-XVIIIe siècles, Paris 1953.

¹² Wolfgang Behringer, Thurn und Taxis. Die Geschichte ihrer Post und ihrer Unternehmen, München 1990.

¹³ Wolfgang Behringer, Der Fahrplan der Welt. Anmerkungen zu den Anfängen der europäischen Verkehrsrevolution, in: Hans-Liudger Diemel/Helmuth Trischler (Hg.), Geschichte der Zukunft des Verkehrs: Verkehrskonzepte von der frühen Neuzeit bis zum 21. Jahrhundert, Frankfurt 1996, S. 40-57; Klaus Beyrer, Die Postkutschenreise, Tübingen 1985; Klaus Beyrer (Hg.), Zeit der Postkutschen. Drei Jahrhunderte Reisen 1600-1900, Karlsruhe 1992.

den Brieflaufzeiten dann ebenso einschneidend wie stetig verkürzt – ein Prozess, der sich über Innovationen wie Telegraf, Telefon und E-Mail bis heute fortsetzt¹⁴ und die stetige Beschleunigung überregionaler und schließlich weltweiter Wirtschaftsbeziehungen ermöglicht hat.

3. Aus der privaten und individuellen Kommunikation per Brief entwickelte sich im 16. und 17. Jahrhundert auch eine allgemeine und öffentliche Kommunikation über die Distanz. Kaufmannskorrespondenz innerhalb räumlich weit gespannter Unternehmungen enthielt zunehmend Kurzberichte über relevante politische und wirtschaftliche Entwicklungen, die sich allmählich zu handgeschriebenen Zeitungen verselbstständigten.¹⁵ Durch die Kombination mit der Basisinnovation des Drucks entstanden um 1610 regelmäßige, käuflich zu erwerbende Periodika: die ersten Zeitungen im modernen Sinne.¹⁶ Während sich diese Blätter zunächst noch vorrangig mit politischem Geschehen befassten, wurden schon früh auch kurze Periodika strikt ökonomischen Inhalts aufgelegt. Neben handschriftliche Messrelationen und Wechselkurszettel waren im 16. Jahrhundert Berichte über das Niveau der Großhandelspreise an einem Ort, also Preiscouranten getreten. Anfang des 17. Jahrhunderts verstetigte und intensivierete sich ihre Publikation durch den Wechsel von der handschriftlichen Notiz hin zum Druck in größeren Auflagen.¹⁷ Die nun wöchentlich erscheinenden Listen konnten andernorts abonniert werden und ermöglichten so eine allgemeine, weitreichende, umfassende und recht zuverlässige Information über die Marktlage an zentralen Umschlagplätzen.

Neben offiziellen und offiziösen Couranten finden sich auch private Preislisten, die Großkaufleute regelmäßig an potentielle Abnehmer versandten, um sie über den Stand ihrer Angebote zu informieren.¹⁸ Schon im 18., mehr noch im 19. Jahrhundert wurden Annoncen in Zeitungen geschaltet – eine Entwicklung, wel-

¹⁴ Das gilt auch für internationale und transkontinentale Informationslaufzeiten: vgl. z.B. Ian K. Steel, *The English Atlantic 1675-1740. An Exploration of Communication and Community*, New York/Oxford 1986, S. 213-220, S. 274f. – Vgl. auch Anm. 4.

¹⁵ Thomas G. Werner/Friedrich-Wilhelm Henning, *Das kaufmännische Nachrichtenwesen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit und sein Einfluß auf die Entstehung der handschriftlichen Zeitung*, in: *Scripta Mercaturae* 13 (1979), S. 3-51.

¹⁶ Michel Morineau, *Die holländischen Zeitungen des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: Michael North (Hg.), *Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts*, Köln/Weimar/Wien 1995 (Wirtschafts- und sozialhistorische Studien, Bd. 3), S. 33-43.

¹⁷ John J. McCusker/Cora Gravesteijn, *The Beginnings of Commercial and Financial Journalism. The Commodity Price Currents, Exchange Rate Currents, and Money Currents of Early Modern Europe*, Amsterdam 1991.

¹⁸ Ein Beispiel: Markus A. Denzel, *Der Preiskurant des Handelshauses Pelloutier & Cie aus Nantes (1763-1793)*, Stuttgart 1997 (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 73).

che zusammen mit der Innovation des Markenartikels die Grundlage der modernen Werbewirtschaft bildet.

Zusammenfassend ergibt sich aus einer Gliederung der Entwicklung merkantiler Kommunikationssysteme eine Gliederung des Entwicklungsprozesses der modernen Marktwirtschaft selbst. Die Bemühungen mittelalterlicher Kaufleute um Rechtssicherheit durch Privilegienvergabe und später Handelsverträge legten die Grundlage für den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Fernhandel. In diesem rechtlichen Rahmen konnten mit dem Einzug der Schriftlichkeit in das kaufmännische Arbeiten Handelsbeziehungen räumlich getrennter Anbieter und Nachfrager realisiert werden – durch die Einschaltung von Agenten und den Aufbau von Kaufmannsnetzwerken, die durch Korrespondenz organisiert und durch persönliche Bekanntschaft aufgrund verwandtschaftlicher Beziehungen und gelegentlicher Begegnungen auf Messen getragen wurden. Indem zwischen potentiellen Geschäftspartnern an verschiedenen Orten gewählt und synchron Geschäfte mit verschiedenen Orten getätigt werden konnten, konstituierte sich ein System überregionaler Marktbeziehungen. Die Möglichkeiten zu weiträumigerem Handel in diesen Marktsystemen dehnten sich mit der Evolution der Transportsysteme und dem allmählichen Abbau von Handelshemmnissen bis zur Gegenwart nahezu kontinuierlich aus, durch den parallelen Ausbau der Kommunikationssysteme wurden sie in immer größerem Maßstab realisiert. Mit der Ausweitung öffentlicher Kommunikation merkantiler Informationen – die zu Beginn des 17. Jahrhunderts ihren Durchbruch erlebte – und ihrer fortschreitenden Beschleunigung homogenisierten sich zudem die immer schnelleren Informationsflüsse zwischen den Märkten, so dass sich das Marktgeschehen überregional synchronisierte: Die Märkte integrierten sich zusehends.

2. Der Blick der Cliometrie auf die Integration von Märkten

Um die Evolution merkantiler Kommunikation nun umgekehrt von ihren Wirkungen her zu betrachten, ist zunächst die elementare Frage anzugehen, ob und wie solche Wirkungen auf einer Makroebene zu beobachten sind – ökonomisch zugespitzt: Kann Marktintegration gemessen werden? Zunächst ist zu überlegen, wie sich Marktgeschehen überhaupt quantitativ beobachten lässt. Entsprechend dem Wesen des Marktes als Zusammenspiel der ökonomischen Variablen Angebot, Nachfrage und Preis kommen zwei Arten statistischer Materials in Frage: Handelsvolumina und Preise. Für die vorindustrielle Zeit mangelt es allerdings an entsprechend detaillierten und umfangreichen handelshistorischen Angaben – historisches Preismaterial ist dagegen, z.B. in Form der Preiscouranten, reichlicher vorhanden und hier also vorzuziehen, zumal es sich in der theoretischen Betrachtung als geeigneter erweisen wird.

Die Zahl der Untersuchungen, die aus der Analyse von historischen Preismaterialien Schlussfolgerungen auf ökonomische Integrationsprozesse ziehen, ist enorm – innerhalb der deutschen Forschungslandschaft,¹⁹ aber natürlich auch außerhalb.²⁰ Weiterhin werden solche Analysen als eine von vielen Überlegungen bei der Erforschung von Wirtschaftsräumen angestellt.²¹ Allerdings ist eine derartige Vielfalt solcher Ansätze in methodischer Hinsicht anfechtbar,²² dass deren

¹⁹ Dies beginnt im 19. Jahrhundert mit Ernst Engel, *Die Getreidepreise, die Ernteerträge und der Getreidehandel im preußischen Staate*, in: *Zeitschrift des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus* 1 (1861), S. 249-289; Emil Sax, *Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirtschaft*, Bd. 2, Wien 1879, S. 20-24. – Für das 20. Jahrhundert besonders relevant: Walter Achilles, *Getreidepreise und Getreidehandelsbeziehungen europäischer Räume im 16. und 17. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 7 (1959), S. 32-55; Jürgen Kuczynski, *Zwei Studien über Handels- und Marktprobleme*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1960, Teil II, S. 113-141, bes. „II. Der nationale Markt“, S. 124-141; Rainer Fremdling/Gerd Hohorst, *Marktintegration der preußischen Wirtschaft im 19. Jahrhundert – Skizze eines Forschungsansatzes zur Fluktuation der Roggenpreise zwischen 1821 und 1865*, in: Rainer Fremdling/Richard R. Tilly (Hg.), *Industrialisierung und Raum. Studien zur regionalen Differenzierung im Deutschland des 19. Jahrhunderts*, Stuttgart 1979, S. 56-101 – dazu: Kommentar von Richard Spree, ebd., S. 101-104.

²⁰ Z.B.: Tommy Bengtsson/Lennart Jörberg, *Market Integration in Sweden during the 18th and 19th Centuries. Spectral Analysis of Grain Prices*, in: *Economy and History* 18 (1975), S. 93-106; Jean-Michel Chevet/Pascal Saint-Amour, *L'intégration des marchés du blé en France aux XVIIIe et XIXe siècles*, in: *Cahiers d'économie et sociologie rurales* 22 (1992), S. 152-173; Kenneth A. Froot/Michael Kim/Kenneth Rogoff, *The Law of One Price over 700 Years*, Cambridge/Mass. 1995. – Ein gut durchdachter neuer Ansatz ist: Mette Ejrnæs/Karl Gunnar Persson, *Market Integration and Grain Price Stabilization in Europe 1500-1900. An Equilibrium Error Correction Approach*, Copenhagen 1997; Mette Ejrnæs/Karl Gunnar Persson, *Market Integration and Transport Costs in France 1825-1903. A Threshold Error Correction Approach to the Law of One Price*, Copenhagen 1998 [letzteres auch unter gleichem Titel abgedruckt in: *Explorations in Economic History* 37 (2000), S. 149-173].

²¹ Frank Göttmann, *Getreidemarkt am Bodensee: Raum, Wirtschaft, Politik, Gesellschaft (1650-1810)*, St. Katharinen 1991 (Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 13); Walter Bauernfeind, *Materielle Grundstrukturen im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit. Preisentwicklung und Agrarkonjunktur am Nürnberger Getreidemarkt von 1339 bis 1670*, Nürnberg 1993 (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte, Bd. 50), passim; Thomas Rahlf, *Getreide in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis. 18. Jahrhundert. Das Beispiel Köln im regionalen Vergleich*, Trier 1996, S. 125-136. – Besonders ausführlich und instruktiv: Michael Kopsidis, *Marktintegration und Entwicklung der westfälischen Landwirtschaft 1780-1880. Marktorientierte ökonomische Entwicklung eines bäuerlich strukturierten Agrarsektors*, Münster 1996 (Münsteraner Beiträge zur Cliometrie und quantitativen Wirtschaftsgeschichte, Bd. 3).

²² Daher neuerdings eher vorsichtig argumentierend und den Begriff Marktintegration ganz vermeidend: Hans-Jürgen Gerhard unter Mitarbeit von Alexander Engel, *Preise als*

gründliche Diskussion eine eigene Abhandlung erfordern würde. In den allermeisten Fällen werden Fragen der Eignung der verwendeten statistischen Messinstrumente und des Preismaterials unterschätzt – dies ergibt sich daraus, dass theoretische Überlegungen bestenfalls implizit bleiben, was vor allem die Definition der zu messenden 'Marktintegration' selbst betrifft.²³ Solange aber der Begriff nur intuitiv verstanden wird, bleibt auch unklar, inwiefern und wie gut sich verschiedene Maßzahlen und Preisarten eignen, einen Zusammenhang zwischen Märkten wiederzugeben. Letztlich bestimmt dann die Messmethode, was genau unter Marktintegration zu verstehen ist – eben das, was gemessen wird: „The term economic integration is used to indicate the process which resulted in that the regional prices became increasingly uniform“.²⁴ Eine solche Definition ist theoretisch gehaltlos und für die Diskussion wirtschaftshistorischer Zusammenhänge letztlich wertlos, weil sie nur Symptome eines Integrationsprozesses als Definiens dieses Prozesses verwendet.

Um dem Mangel theoretischer Fundierung in der bisherigen Forschung zu begegnen und die Nähe der hier behandelten Fragen zu den weiter oben besprochenen Gegenständen merkantiler Kommunikationsgeschichte zu illustrieren, soll im Folgenden ein auf dem Konzept der Kommunikation basierender Zugriff entwickelt werden.²⁵ Die dem Modell zugrunde liegende Vorstellung gründet auf dem

Indikatoren für Marktverflechtungen des nordwestdeutschen Raumes 1800 bis 1850, in: Karl Heinrich Kaufhold/Markus A. Denzel (Hg.), *Der Handel im Kurfürstentum/Königreich Hannover (1780-1850). Gegenstand und Methode*, Stuttgart 2000 (Studien zur Gewerbe- und Handelsgeschichte der vorindustriellen Zeit, Bd. 22), S. 101-138; Hans-Jürgen Gerhard, *Gewürzpreise in europäischen Handelszentren im 18. Jahrhundert*, in: Markus A. Denzel (Hg.), *Gewürze in der Frühen Neuzeit: Produktion, Handel und Konsum. Beiträge zum 2. Ernährungshistorischen Kolloquium im Landkreis Kulmbach 1999, St. Katharinen 1999*, S. 149-185; Markus A. Denzel/Hans-Jürgen Gerhard/Alexander Engel, *Marktverflechtungen von Kupfermärkten des nördlichen Kontinentaleuropa im 18. Jahrhundert*, in: Christoph Bartels/Markus A. Denzel (Hg.), *Konjunkturen im europäischen Bergbau in vorindustrieller Zeit. Festschrift für Ekkehard Westermann zum 60. Geburtstag*, Stuttgart 2000 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 155), S. 237-271; Hans-Jürgen Gerhard, *Entwicklungen auf europäischen Kaffeemärkten 1735-1810. Eine preishistorische Studie zur Geschichte eines Welthandelsgutes*, in: Rainer Gömmel/Markus A. Denzel (Hg.), *Weltwirtschaft und Wirtschaftsordnung. Festschrift für Jürgen Schneider zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 2002 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 159), S. 151-168.

²³ Zur Begriffsgeschichte: Fritz Machlup, *A History of Thought on Economic Integration*, London 1977.

²⁴ T. Bengtsson/L. Jörberg (Anm. 20) Anm. 1.

²⁵ Die folgenden Ausführungen sind von Überlegungen bedingt, die am Göttinger Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Hans-Jürgen Gerhard und mir angestellt wurden, um ein einfach handhabbares Instrumentarium zur Analyse von verknüpften Märkten aufzubauen. Resultat ist die in mehreren Aufsätzen vorgestellte und weiterentwi-

Verhältnis von Anbietern und Nachfragern als konstitutivem Element des Marktes. Als ein (in sich) integrierter Markt soll im Folgenden eine Gruppe von Anbietern und Nachfragern (zunächst) desselben Gutes verstanden werden, in der jedem Anbieter alle anderen Anbieter als Konkurrenten und alle Nachfrager als potentielle Tauschpartner bekannt sind, analog jedem Nachfrager alle anderen Nachfrager als Konkurrenten und alle Anbieter als mögliche Partner. Eine solche Situation kann im Prinzip etwa für den Markt des Gutes an einem einzelnen Ort angenommen werden. Auf einem solch integrierten Markt pendeln sich die Preisvorstellungen der einzelnen Marktteilnehmer zu einem Marktpreis ein: Erwartet einer der Nachfrager einen geringeren bzw. einer der Anbieter einen höheren Preis als die Konkurrenz, so findet er keinen Tauschpartner. Umgekehrt überbietet ein Nachfrager bzw. unterbietet ein Anbieter die Konkurrenz immer zum eigenen wirtschaftlichen Schaden – so wäre solches Dumping bzw. Aufkaufen höchstens als eine befristete Maßnahme zur Bekämpfung der Konkurrenz denkbar.

Der Marktpreis verändert sich nicht, solange sich einerseits das Gefüge von Angebot und Nachfrage sowie andererseits die Rahmenbedingungen des Handels (Kosten, Recht, Präferenzen) nicht wandeln. Wenn dies aber geschieht, so ändert sich auch die Einschätzung des Tauschwertes des Gutes. In der neoklassischen Markttheorie wird dies durch eine Verschiebung von Angebots- oder Nachfragekurve – mit der Folge eines neuen Schnittpunkts der Kurven, also eines neuen Marktpreises und eines neuen Handelsvolumens – modelliert. Diese Kurven, die einen Zusammenhang zwischen anzubietenden und nachzufragenden Mengen und dem dafür jeweils erzielbaren Preis herstellen, sind aber ein theoretisches Konstrukt – und zwar eines mit strikter Ceteris-Paribus-Klausel, d.h. die Rahmenbedingungen des Handels werden als im Grundsatz konstant angesehen. Diese Rahmenbedingungen, besonders die Präferenzen der Marktteilnehmer, befinden sich im Großen und Ganzen aber im Gegenteil beständig im Fluss. Die Festsetzung eines neuen Preises ist von daher kein gesetzmäßig ablaufender, aus geänderten Mengenverhältnissen von Angebot und Nachfrage vorhersagbarer Automatismus – das ist (in vielen Zusammenhängen durchaus sehr nützliche) neoklassische Abstraktion. Sie ist vielmehr ein wesentlich von psychologischen Elementen bedingter, von subjektiven Einschätzungen geprägter Aushandlungsprozess zwischen Anbietern und Nachfragern, die sich auf die Nachricht der veränderten Bedingungen hin in ihrer Einschätzung des Tauschwertes korrigieren – und zwar solange, bis wieder ein Marktpreis ‘eingependelt’ ist. Zentraler Analysegegenstand sind hier somit nicht die Güterflüsse, sondern die dahinter liegenden Informationsflüsse.

ckelte ‘Verflechtungsanalyse’ (vgl. Anm. 22). Ausgehend von ähnlichen Kerngedanken wird hier der Ansatz zu einem stärker an Kommunikation und Marktintegration orientierten theoretischen Konzept vorgestellt.

Ein Vorteil dieses pragmatischeren Ansatzes ist, dass die problematische Annahme der Homogenität des betrachteten Gutes – die im Rahmen klassischer Markttheorie wesentlich ist – dabei nicht gemacht werden muss. Entscheidend ist nicht, ob die Beschaffenheit des betrachteten Gutes an beiden betrachteten Märkten und über die Zeit hinweg tatsächlich gleich ist – es muss nicht einmal nur ein einzelnes Gut in den Blick genommen werden. Relevant ist, ob die Akteure selbst eine Verbindung zwischen Gütern sehen, so dass nun zwei vorher unbemerkte Klassen von Marktverknüpfungen stärker in den Blick rücken: Zum einen zwischen partiell untereinander substituierbaren Gütern und zum anderen zwischen Vorprodukten und Folgeprodukten. Im Hinblick auf den ersten Fall verbietet die ökonomische Modellannahme den sprichwörtlichen Vergleich zwischen Äpfeln und Birnen, der aber pragmatisch gewendet durchaus statthaft ist – immerhin handelt es sich in beiden Fällen um Obst. Genauer: Äpfel und Birnen teilen eine Reihe von Eigenschaften (süß-fruchtiger Geschmack, ungefähre Charakteristik der Nährwerte, zumeist auch Größenordnung des Preises, etc.), so dass man sich in vielen Fällen auch mit einem Apfel statt einer Birne oder umgekehrt trösten kann. Verschiebungen der Struktur von Apfelmärkten werden also, wenn auch vielleicht beschränkt, einen Einfluss auf die Struktur von Birnenmärkten haben. Im zweiten Fall sind die Güter noch unähnlicher, die Beziehungen aber noch evidenter: Preis- und Mengenveränderungen bei einem Produkt werden Einfluss auf den Markt eines anderen Produktes haben, sofern beide unterschiedliche Verarbeitungsstufen entlang einer 'Produktionskette' bilden: Es besteht offensichtlich ein Zusammenhang zwischen einem Markt für Garkupfer und dem Markt der aus diesem Kupfer fabrizierten Kupferkessel.²⁶ Der Begriff der Marktintegration muss also nicht strikt auf ein einzelnes Gut beschränkt sein.

Die Integration zweier (in sich) integrierter Märkte bedeutet dem Wortsinn nach, dass sich die beiden Konstrukte zu einem einzigen Konstrukt zusammenfügen. Da die konstituierenden Bestandteile des Marktes Anbieter und Nachfrager sind, ist Marktintegration auf Basis der vorhergehenden Überlegungen nun in elementarer Weise dahin gehend definierbar, dass die Akteure des einen Marktes die Akteure des anderen Marktes als Anbieter und Nachfrager auch für ihren eigenen Markt, also als potentielle Konkurrenten bzw. Tauschpartner wahrzunehmen beginnen.²⁷ Somit werden die Akteure des einen Marktes ihr Verhalten all-

²⁶ Vgl. zu diesem Beispiel konkret: M. A. Denzel/H.-J. Gerhard/A. Engel (Anm. 22).

²⁷ Im Sinne obiger Überlegungen kommt es dabei nicht darauf an, dass alle Akteure das selbe Gut anbieten oder nachfragen! Weiterhin ist es zweitrangig, ob dieses 'einander bemerken' nur die Nachfrager und/oder Anbieter untereinander betrifft, oder ob nur die Anbieter des einen und Nachfrager des anderen Marktes einander als Tauschpartner wahrnehmen, oder ob dies auch umgekehrt gilt (was normalerweise unwahrscheinlich ist, da durch den Gütertransport ein Preisgefälle existiert und Anbieter-Nachfrager-Kontakte nur in eine Richtung entstehen dürften), oder alles zusammen zutrifft.

mählich an den Aktionen der Akteure des anderen Marktes ausrichten, Angebot und Nachfrage der sich integrierenden Märkte beginnen sich aneinander zu kopeln.²⁸

Diese Angleichungsbewegung kann sich im Hinblick auf die Preisbildung an beiden Märkten in dreierlei Weise äußern: Zum Ersten nähert sich im Fall von partiell untereinander substituierbaren Gütern, zumindest sofern die Akteure die Preisdifferenz zwischen den Märkten durch die Aufnahme von Handelsbeziehungen ausnutzen, das Preisniveau an beiden Orten aneinander an (Preiskonvergenz): An demjenigen der beiden Teilmärkte, an denen das Angebot im Vergleich zur Nachfrage knapper ist, wird ein höherer Preis für diese Güter gezahlt. Dies motiviert Anbieter des anderen Marktes, ihre Ware am Ort des höheren Preises anzubieten, so dass dort das Angebot steigt und der Preis sinkt. Umgekehrtes geschieht auf dem anderen Markt.

Zum Zweiten sollten mit zunehmender Integration zu anderen Märkten die Preisschwankungen abnehmen, da plötzlich auftretende Missverhältnisse von Angebot und Nachfrage an einem Ort durch das Angebot oder die Nachfrage der anderen Märkte gedämpft werden (abnehmende Volatilität). Diese Konsequenz ist wiederum auf den Fall partiell untereinander substituierbarer Güter, und spezieller noch auf Märkte mit über die Zeit schwankendem Verhältnis von Angebot und Nachfrage beschränkt.

Zum Dritten wird – und dies geschieht in jedem Fall – der Impuls zu einer Preisänderung bei zumindest partiell integrierten Märkten eine Wirkung auf beide Märkte haben, so dass Preisveränderungen zunehmend parallel auftreten (Preis-synchronität).

Bei der Analyse konkreter Preisreihen auf diese Effekte hin gilt es, zweierlei zu beachten: Die Effekte können erstens nur dann beobachtet werden, wenn Veränderungen in den Rahmenbedingungen des Handels auch tatsächlich als Impulse zu Preisveränderungen wirken können – sofern etwa Preise im Rahmen einer Marktordnung als unveränderlich festgesetzt werden, geht der Zusammenhang aus synchronen Veränderungen des Marktgeschehens und synchronen Marktpreisen verloren. Daraus folgt keineswegs, dass für die Anwendbarkeit der Theorie eine

²⁸ Marktintegration wird auf diese Weise an der Information über Güter der Märkte festgemacht, nicht am Austausch der Güter selbst. Wenn Anbieter und Nachfrager (von zumindest partiell untereinander substituierbaren Gütern) einander als potentielle Partner für ökonomisch vernünftige Tauschgeschäfte wahrnehmen, werden solche Tauschgeschäfte auch durchgeführt und folglich entstehen und intensivieren sich auch direkte oder indirekte Güterströme – dies wird hier aber als Resultat, nicht als Definiens von Marktintegration betrachtet. Die Definition über die Kommunikation erscheint tatsächlich sogar als die einzig sinnvolle, denn bei einer Definition über den realen Güteraus-tausch müsste auf einem perfekt integrierten Markt jeder einzelne Anbieter mit jedem einzelnen Nachfrager Tauschgeschäfte durchführen – eine Erwartung, welche Ökonomen nicht einmal an den idealtypisch ‘vollkommenen Markt’ richten.

absolut freie Preisbildung unabdingliche Voraussetzung ist – doch je reglementierter die Preise sind, desto weniger sichtbar werden Zusammenhänge, desto mehr unterschätzt die Messung das tatsächliche Ausmaß der Marktintegration. Zweitens kann es für Konvergenz, fallende Volatilität und Synchronität von Preisen noch andere Ursachen geben als Marktintegration – im Falle der Synchronität etwa ein „gemeinsames Ernteschicksal“ zweier naher, aber wirtschaftlich voneinander isolierter Orte.²⁹ Durch die Definition geeigneter statistischer Kennzahlen lassen sich immerhin Messinstrumente konstruieren, die in begrenztem Umfang die Ursachen der Effekte zu differenzieren ermöglichen.³⁰ Dies muss jedoch an dieser Stelle unterbleiben und kann es auch, da es nur um die Diskussion theoretischer Prinzipien geht. Entscheidend ist, dass prinzipiell bei geeignetem Preismaterial brauchbare Indikatoren für Marktintegration bestimmt werden können.

3. Der Blick auf das Ganze: Lassen sich beide Perspektiven vermitteln?

Wenngleich Kommunikationsgeschichte und Cliometrie recht disparat nebeneinander stehen – diesen Eindruck kann man sicher schon aus den beiden skizzenhaften Überblicken gewinnen –, sind ihre Interessen und Ergebnisse zumindest im Hinblick auf den hier behandelten Gegenstand unzweifelhaft aufeinander verwiesen. Die cliometrisch protokollierbaren, langfristigen Integrations- bzw. Desintegrationsbewegungen von Märkten bleiben reine Deskription, sofern nicht ihre Bedingungen betrachtet werden, die, wie gezeigt, wesentlich in den Informationsflüssen der merkantilen Kommunikationssysteme aufscheinen. Umgekehrt hätten ein engeres technikhistorisches Betrachten von Kommunikationsmitteln, das Katalogisieren merkantiler Kommunikationssysteme und das Nachzeichnen kaufmännischer Korrespondentennetze eher dokumentarischen Charakter im Sinne des Nietzscheanischen ‘antiquarischen’ Geschichtsverständnisses, wenn nicht auch

²⁹ R. Fremdling/G. Hohorst (Anm. 19) S. 102.

³⁰ Dies lässt sich handlungstheoretisch begründen: Anderswo als vor Ort zu handeln erhöht Risiko und Aufwand – institutionenökonomisch gesprochen die Transaktionskosten –, so dass eine Wahrnehmung potentieller Tauschpartner erst erfolgt, wenn die potentiellen Vorteile signifikant groß sind – nämlich den Aufwand einer Geschäftsanbahnung übersteigen. Also erfolgt der Eintritt von Akteuren in den Markt an einem anderen Ort um so eher, je stärker Veränderungen in der Struktur von Angebot und Nachfrage eines Marktes, d.h. Preisausschläge sind. Durch Marktintegration bedingte Preissynchronitäten zeigen sich also umso stärker, je stärker die Preisausschläge sind. Nicht durch Marktintegration bedingte Preissynchronitäten – wie etwa beim ‘gemeinsamen Ernteschicksal’ – werden dagegen im Allgemeinen unabhängig von der Stärke der Preisänderungen auftreten und lassen sich so im Prinzip von ersteren unterscheiden.

die gesellschaftlichen Wirkungen und ökonomischen Effekte einbezogen würden, welche erst auf die Bedeutung der kaufmännischen Kommunikation verweisen.

Dieses im hier behandelten Fall komplementäre Verhältnis von Kommunikationsgeschichte und Cliometrie lässt sich scheinbar zunächst einmal ganz schmerzfrei mit dem Verweis auf die akademische Arbeitsteilung auflösen: Beide Disziplinen üben sich in verschiedenen Methodologien und leuchten damit unterschiedliche Felder historischen Erkenntnisdrangs aus – hier die eher hermeneutische Kommunikationsgeschichte, die induktiv nach Sinnzusammenhängen qualitativer Erkenntnisse sucht, und da die fast szientistische Cliometrie, die deduktiv theoretische Modelle mit ihren quantitativen Stellschrauben auf die Abbildung der historischen Tatsächlichkeiten hin abstimmt, indem sie empirisch Parameter ausmisst.

Ein solches Abstecken von Claims lässt sich aber nicht mehr durchhalten, wenn im Bereich gemeinsamer oder zumindest benachbarter Untersuchungsgegenstände nach Erklärungen gesucht wird, wie etwa: Was trieb den Prozess der weiträumigen Marktintegration an? Respektive: Was trieb den Ausbau merkantiler Kommunikationssysteme an? Zwei solch allgemeine Fragen lassen sich noch mit einer beide verknüpfenden Generalthese beantworten: Es ist – wie in Adam Smiths Denkmodell von der unsichtbaren Hand – im Kern der Eigennutz der Marktteilnehmer. Händler, die Transporte zuverlässiger bzw. billiger realisieren konnten oder vor allem besser informiert waren, waren gegenüber der Konkurrenz im Vorteil – also war jeder Marktteilnehmer bemüht, seine Position am Markt zu verbessern: Zum einen, indem er Gelegenheiten suchte oder zumindest wahrnahm, die Kosten eines Geschäfts zu verringern; zum anderen, indem er seinen Informationsstand verbesserte, um schneller als die Konkurrenz reagieren und um Risiken minimieren und folglich knapper kalkulieren zu können.³¹ Obwohl solche Bemühungen vorrangig den relativen Vorteil vor der Konkurrenz suchten, fragte doch die Gesamtheit aller Marktteilnehmer die Weiterentwicklung von Transport und Kommunikation nach. Diese gleichsam kollektiven egoistischen Bemühungen resultierten somit in einer zunehmenden Intensivierung, Beschleunigung und Verknüpfung des Marktgeschehens.

Kritisch wird es nun aber, falls konkrete Befunde erklärt werden sollen: Warum steigt der Integrationsgrad zwischen zwei bestimmten Märkten in diesem Jahrzehnt schneller als in jenem? Welche ökonomischen Effekte hat eine bestimmte kommunikationstechnische Innovation? Mit solchen Fragen ist die Cliometrie direkt an die Kommunikationsgeschichte bzw. die Kommunikationsgeschichte direkt an die Cliometrie verwiesen – jedoch ohne Hoffnung, eine direkte Antwort zu erhalten. Da es noch andere Einflüsse gibt, sind Verbesserungen kommunikativer Möglichkeiten in ihrer Wirkung auf das Marktgeschehen kaum

³¹ Zur Illustration vgl. etwa: I. K. Steel (Anm. 14) S. 213-220.

direkt einschätzbar; umgekehrt ist bei der Veränderung von Integrationsgraden schwer ableitbar, was genau sie nun bedingt hat. Somit bleibt nur ein indirekter Nachweis mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit: die zeitliche Koinzidenz von Entwicklungen auf beiden Ebenen. Vereinfacht gesagt ist die Hauptaufgabe des Forschers damit der Nachweis, dass diese Koinzidenz eben nicht reiner Zufall ist. Aus diesem Dilemma gibt es nur zwei Auswege – einen auf eine Mikroebene und einen auf eine Makroebene.

Der mikroperspektivische Weg besteht darin, für einen aus nahe liegenden Gründen eng umrissenen Wirtschaftsraum die quantitativ feststellbaren Zusammenhänge nicht nur mit generellen Entwicklungen kaufmännischer Kommunikation abzugleichen, sondern möglichst den gesamten Bereich der Kommunikations-, Transport- und Handelsgeschichte dieses Raumes aufzuarbeiten. Auf diese Weise geraten alle denkbaren Einflüsse auf Marktintegrations- oder -desintegrationsprozesse in den Blick und können im Vergleich untereinander und zu den ökonomischen Befunden gewichtet werden. Denkbar wäre dies z.B. für die Handelsachse Amsterdam/Hamburg, für die auf beiden Seiten für den Zeitraum 1736 bis 1914 mit Ausnahme weniger Jahre reichhaltiges, marktnahes Preismaterial vorliegt.³²

Andererseits dürfte auch gerade die umgekehrte Strategie zu Erkenntnissen führen. Zwar kann die Betrachtung des Integrationsprozesses von zwei konkreten Märkten kaum Aufschluss über die Wirksamkeit genereller Innovationen merkantiler Kommunikationssysteme bringen, da dieser Prozess ja auch durch die individuelle Entwicklung des Kommunikationswesens, des Verkehrswesens und der Handelsbeziehungen beider Märkte beeinflusst sein wird. Betrachtet man dagegen die Verknüpfungen einer möglichst großen Anzahl von Märkten untereinander über längere Zeiträume, werden allgemeine Entwicklungen der Marktintegration deutlicher sichtbar und lassen sich mit den allgemeinen kommunikations-, transport- und handelshistorischen Entwicklungslinien vergleichen. Denkbar wäre dies

³² Einzelne Preiscuranten für Amsterdam liegen schon ab 1609 vor (zum Bereich der Preiscuranten vgl. Anm. 17 oben). Eine einigermaßen dichte Folge ergibt sich ab 1731, auch wenn öfters einige Monate oder – vor allem zwischen 1800 und 1830 – auch Jahre fehlen. 223 Preisreihen sind veröffentlicht bei N. W. Posthumus, *Inquiry into the History of Prices in Holland*, 2 Bde., Leiden 1946. – Für Hamburg sind alle offiziell publizierten Exemplare zugänglich, d.h. von 1736 bis 1913 durchlaufende Reihen konstruierbar. Der komplette Bestand liegt in der Commerzbibliothek Hamburg, Kopien bis 1859 befinden sich in den Preis- und Lohngeschichtlichen Sammlungen der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen. Für 129 Waren jahresweise aggregiert bei Hans-Jürgen Gerhard/Karl Heinrich Kaufhold (Hg.), *Preise im vor- und frühindustriellen Deutschland. Nahrungsmittel – Getränke – Gewürze. Rohstoffe und Gewerbeprodukte*, Stuttgart 2001 (Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 19/20).

für die europäischen Getreidemärkte, da Getreidepreise die mit Abstand am häufigsten überlieferten Güterpreise der vorindustriellen Zeit darstellen.

Wenn somit nun Ansätze zu einer Verknüpfung der beiden scheinbar antagonistischen Disziplinen denkbar sind, sollte Interdisziplinarität auch nicht nur eine Möglichkeit bleiben. Cliometrie und Kommunikationsgeschichte sollten – auf die eine oder auf die andere Weise – tatsächlich miteinander ins Gespräch kommen, denn eine Geschichte kaufmännischer Kommunikation, die nichts Bestimmtes über deren ökonomische Effekte zu sagen weiß, und eine Geschichte ökonomischer Integrationsprozesse, die nichts Konkretes über deren Ursachen vermelden kann, sind zwar nicht per se sinnlos – aber auf lange Sicht unbefriedigend.

Die Anfänge der historisch-politischen Zeitschrift am Beispiel des ‘Monatlichen Staats-Spiegels’

Susanne Friedrich

Ende des 17. Jahrhunderts erschien mit der Zeitschrift ein neues Medium auf dem Markt, das sich schnell einen festen Platz in Wissenschaft und Gesellschaft eroberte. Es handelte sich dabei um eine Publikationsform, die Informationen nicht nur vermittelte, sondern teilweise auch bewertete. Gesondert zu betrachten ist dabei die historisch-politische Zeitschrift, deren verschiedene Typen bei aller Vielgestaltigkeit eines gemeinsam haben: sie unterscheiden sich von den wissenschaftlichen Zeitschriften. Schon Christian Juncker, der 1692 eine Zeitschriftenbibliographie erstellte, separierte sie von diesen, da sie eher den *Novellistas* als den Gelehrten zuzurechnen seien.¹ Im Folgenden werden zuerst einige übergreifende Fragen zur historisch-politischen Zeitschrift angerissen, dem sich dann die genauere Betrachtung einer ihrer hervorragendsten Vertreter, des ‘Monatlichen Staats-Spiegels’, anschließen soll.

Die Zeitschriften haben sich, wie es Rudolf Stöber treffend formulierte, „allen Definitionsversuchen erfolgreich widersetzt.“² Problematisch ist schon der Begriff ‘Zeitschrift’, der erstmals 1751 gebraucht wurde.³ Anfangs wurden Zeitschriften als Journale, Ephemeriden, Monatsschriften oder ähnlich bezeichnet.⁴ Besonders seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts bemühten sich viele Forscher um eine Definition. Die bisherigen Definitionsversuche lassen sich in mehrere Richtungen unterteilen. Erstens gibt es rein beschreibende Ansätze, zweitens wird der Zugriff ausgehend von der Unterscheidung der Merkmale der Zeitschrift von denen anderer Medien, insbesondere der Zeitung versucht. Als dritte Gruppe sind unterschiedliche Versuche zu werten, der Zeitschrift Merkmale zuzuweisen, wel-

¹ Zu den Zeitschriften, die sich auf das Tagesgeschehen beziehen heißt es: *Novellistas potius, veluti hodiè vocantur, quàm Eruditos attinent.* Christian Juncker, SCHEDIASMA HISTORICUM, De EPHEMERIDIBUS Sive DIARIIS ERUDITORUM In Nobilioribus Europae partibus hactenus publicatis, Leipzig 1692, fol. 8r.

² Rudolf Stöber, Deutsche Pressegeschichte. Einführung, Systematik, Glossar, Konstanz 2000 (Reihe Uni- Papers, Bd. 8), S. 81.

³ Hansjürgen Koschwitz, Der früheste Beleg für das Wort „Zeitschrift“, in: Publizistik 13 (1968), S. 41-43.

⁴ Joachim Matysiak, Die publizistische und kulturgeschichtliche Bedeutung der deutschen Zeitschriftentitel, ihre Entwicklung seit den Anfängen des Journalwesens bis zum jungen Deutschland, Berlin 1955; Erich Straßner, Zeitschrift, Tübingen 1997 (Grundlagen der Medienkommunikation, Bd. 3), S. 2.

che die Zeitungen nicht haben. Als vierte Richtung sind verschiedene Ansätze zusammenzufassen, die die Dichotomie Zeitung – Zeitschrift auflösen wollen, indem sie diese unabhängig zu definieren suchen.⁵ Als Ergebnis kann man festhalten, dass es zwar fast so viele Definitionen wie Forscher gibt, es bis heute aber nicht gelungen ist, gültig festzulegen, was für das 17. und 18. Jahrhundert als ‘Zeitschrift’ oder gar als ‘politische Zeitschrift’⁶ zu gelten hat.

Fragt man, was um 1700 unter einem Journal verstanden wurde, ist das Ergebnis ähnlich unklar. Die Zeitschrift fand relativ früh Beachtung in der theoretischen Literatur, wobei sich diese v.a. auf die wissenschaftliche konzentrierte.⁷ Die politischen Journale wurden hauptsächlich in der volkssprachlichen Literatur behandelt. Kaspar Stieler interpretierte sie 1695 als Sonderform der Zeitungen, *die man Reflexiones oder Rück-gedanken nennet/ welche die vormals ausgegangene Novellen aus Wochen/Monate/ halbe Jahre etc. vor sich nehmen/ examinieren und prüfen/ auch darüber ihre politische Meinungen eröffnen.*⁸ Ähnlich äußerte sich

⁵ Beispiele für Definitionen und allgemeine Anmerkungen zum Definitionsproblem: Hans Bohrmann/Peter Schneider, *Zeitschriftenforschung. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Versuch*, Berlin 1975 (Schriftenreihe zur Publizistikwissenschaft, Bd. 9), S. 17-20; Wolfgang Duchkowitsch, Um zu erfassen, was schwer zu fassen ist. Zur Bilanz der Mühe Zeitschrift zu definieren, in: Wolfgang Hackl/Kurt Krolop, *Wortverbunden – Zeitbedingt. Perspektiven der Zeitschriftenforschung*, Innsbruck 2001, S. 11-20; Heinz-Dietrich Fischer, Die Zeitschrift im Kommunikationssystem, in: Heinz-Dietrich Fischer, *Deutsche Zeitschriften des 17. bis 20. Jahrhunderts*, Pullach 1973 (Publizistik-historische Beiträge, Bd. 3), S. 11-27; Günter Kieslich, Zur Definition der Zeitschrift, in: *Publizistik* 10 (1965), S. 314-319; Carl Wolfgang Müller, Die Zeitschrift als Gegenstand der Publizistikwissenschaft, in: Peter Heilmann, *Materialien zur Einführung in die Publizistikwissenschaft*, T. 1, Berlin 1966, S. 214-222, S. 214-216; R. Stöber (Anm. 2) S. 80f. Auch der neueste Versuch von Werner Faulstich, *Die Bürgerliche Mediengesellschaft (1700-1830)*, Göttingen 2002 (Geschichte der Medien, Bd. 4), S. 225f., durch einen Vergleich mit anderen Medienformen Merkmale zu isolieren, ist unbefriedigend. Es werden zwar fünf Schlagworte gebildet, deren Inhalt ist jedoch weder ‘neu’ noch weiterführend.

⁶ Wilmont Haackes 209 Seiten lange Suche mündete in eine Definition, die aber nicht ohne Schwächen ist. Wilmont Haacke, *Die politische Zeitschrift 1665-1965*, Bd. 1, Stuttgart 1968, S. 207f.

⁷ Karl d’Ester, Zur Geschichte der Zeitschriftenforschung vor 1800, in: *Literarischer Handweiser* 49 (1911), Sp. 258-262, 307-312, 373-376, 533-536, *Literarischer Handweiser* 50 (1912), Sp. 9-14, 281-284, *Literarischer Handweiser* o. Nr. (1914/15), Sp. 453-460, *Literarischer Handweiser* 49, Sp. 258-262, 307-312; Robert E. Prutz, *Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet*, Teil 1, Hannover 1845, Faksimile Göttingen 1971, S. 36f.; Joachim Kirchner, *Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens. Mit einer Gesamtbibliographie der deutschen Zeitschriften bis zum Jahre 1790*, 2 Bde., Leipzig 1928/31, Bd. 1, S. 4-7.

⁸ Kaspar Stieler, *Zeitungs Lust und Nutz/ Oder: derer so genannten Novellen oder Zeitungen/ wirkende Ergetzlichkeit/ Annut/ Notwendigkeit und Frommen; Auch was bei de-*

1726 Paul Jacob Marperger. Er verstand darunter gedruckte oder geschriebene Periodika, *welche wöchentlich oder monatlich [...] den Kern von confirmirten Novel- len, [...] zuweilen mit Hinzufügung vernünftiger und politischer Staats-Gedancken und gegründeten Raisonementen referieren.*⁹ Eine klare Trennung von Zeitung, Zeitschrift, Zeitschriftenextrakt, Meßrelation und Chronik wurde bis ins 19. Jahrhundert nicht für nötig gehalten.¹⁰ Üblicherweise wird heute 'Zeitschrift' nicht definiert, sondern pragmatisch als Sammelbegriff für 'Nicht-Zeitungen' verwandt.

¹¹ Da eine allgemeingültige Definition unmöglich ist, wird hier nur kurz beschrieben, was unter einer frühen 'Zeitschrift' verstanden sein soll: Die Zeitschrift erscheint als ein auf eine längere Dauer angelegtes, in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen erscheinendes, drucktechnisch vervielfältigtes Periodikum. Die meist in Oktavformat gehaltenen Teile umfassen häufig mehrere Bögen und weisen einen wiederkehrenden Titel auf. Inhaltlich sind sie als Stücke eines einheitlich konzipierten Ganzen erkennbar, wobei für gewöhnlich ein bestimmtes Fach- oder Wissensgebiet behandelt wird, was einen begrenzten Interessentenkreis zur Folge hat. Erklärte Ziele können Information, Meinungsbildung und Zerstreuung sein.

Die Vielzahl der unter dem Begriff 'Zeitschrift' zusammengefassten Veröffentlichungen veranlasste verschiedene Versuche, diese zu typologisieren. Weil aber sämtliche Typologien empirisch formuliert werden, ist auch hier keine Übereinstimmung zu erzielen. Die Gliederung wird meist nach der Periodizität, dem

ren Lesung zu lernen/ zu beobachten und zu bedencken sey?, Vollständiger Neudruck der Ausgabe 1695, hg. von Gert Hagelweide, Bremen 1969, S. 54.

⁹ Paul Jacob Marperger, *Anleitung Zum rechten Verstand und nutzbarer Lesung Allerhand so wohl gedruckter als geschriebener, Post – Täglich aus unterschiedlichen Reichern, Ländern und Städten, in mancherley Sprachen und Format einlauffender Ordentlicher und Außerordentlicher Zeitungen oder Avisen Wie auch Der so gennanten Journalen, Und der nunmehr fast in allen Städten, zu Nutzen und Vergnügen des Publici, wöchentlich ein oder mehr mahl heraus kommender Diariorum, Avertissementen, Notitz-Zetteln und mancherley Listen*, [1726], S. 6-8.

¹⁰ Hans Bohrmann, *Forschungsgeschichte der Zeitschrift*, in: Joachim Felix Leonhard/Hans-Werner Ludwig/Dietrich Schwarze/Erich Straßner, *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*, Bd. 1, Berlin/New York 1999, S. 892-895, S. 892; R. Stöber (Anm. 2) S. 80.

¹¹ H. Bohrmann (Anm. 10) S. 892f; Joachim Kirchner, *Gedanken zur Definition der Zeitschrift*, in: Joachim Kirchner, *Ausgewählte Aufsätze aus Paläographie, Handschriftenkunde, Zeitschriftenwesen und Geistesgeschichte*, Stuttgart 1970, S. 96-106, S. 97; Margot Lindemann, *Geschichte der deutschen Presse*, Bd. 1, Berlin 1969 (Abhandlungen und Materialien zur Publizistik, Bd. 5), S. 131; Jürgen Wilke, *Literarische Zeitschriften des 18. Jahrhunderts (1688-1789)*, Teil I: *Grundlegung*, Stuttgart 1978, S. 27; Carsten Winter, *Zeitschrift*, in: Werner Faulstich, *Grundwissen Medien*, 3. Aufl. München 1998, S. 413-432, S. 414.

Inhalt, dem Rezipientenkreis oder der Funktion vorgenommen.¹² Die Bezeichnung 'historisch-politische Zeitschrift' verweist darauf, dass die Typisierung hier über inhaltliche Kriterien erfolgte.

Die historisch-politischen Zeitschriften können nochmals in rasonierende und rein dokumentierende unterscheiden werden. Zu letzteren gehörte z.B. die seit 1697 erscheinende 'Europäische Staats-Cantzley', die sich ausschließlich auf die Wiedergabe politischer Dokumente beschränkte. Daneben gab es Journale, die wie der 'Monatliche Staats-Spiegel' zwar eine Vielzahl von Dokumenten abdruckten, diese aber mit Kommentaren und Rasonnements versahen. Zum Typ der politisch-unterhaltenden Zeitschriften zählen solche, die stark personalisierte Nachrichten verbreiteten und teilweise satirischen Einschlag aufwiesen.¹³ Im Laufe des 18. Jahrhunderts erfolgte eine weitere Ausdifferenzierung, gekennzeichnet durch eine klarere Trennung von politischen, historischen und juristischen Themen.¹⁴

Die Zeitschrift war das erfolgreichste neue Medium auf dem deutschen Markt des 18. Jahrhunderts. In Joachim Kirchners überholter aber bisher noch nicht ersetzter 'Bibliographie der Zeitschriften des deutschen Sprachgebiets' sind bis 1790 ca. 3 500 Titel nachgewiesen. In der Forschung sind noch einige hundert weitere bekannt. Die Auswertung von Joachim Kirchners Angaben macht den generellen Aufschwung des Zeitschriftenwesens ersichtlich. Die historisch-politische Zeitschrift erlebte jedoch anders als die Mediengattung im 18. Jahrhundert kein kontinuierliches Wachstum. Gehörten bis 1700 noch etwa ein Drittel al-

¹² H. Bohrmann/P. Schneider (Anm. 5) S. 21-23; J. Wilke (Anm. 11) S. 31f.; Otto Groth, Die unerkannte Kulturmacht. Grundlegung der Zeitungswissenschaft (Periodik), Bd. 1: Das Wesen des Werkes, Berlin 1960, S. 440-457; E. Straßner (Anm. 4) S. 20-25; C. Winter (Anm. 11) S. 414-417.

¹³ R. E. Prutz (Anm. 7) S. 390-397; M. Lindemann (Anm. 11) S. 197; Andreas Gestrich, Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1994 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 103), S. 191-193; Hubert Max, Wesen und Gestalt der politischen Zeitschrift. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Erziehungsprozesses des deutschen Volkes bis zu den Karlsbader Beschlüssen, Essen 1942 (Pressestudien, Bd. 1), S. 64-68; Jürgen Wilke, Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien 2000.

¹⁴ Otto Dann, Vom Journal des Scavants zur wissenschaftlichen Zeitschrift, in: Bernhard Fabian/Paul Raabe (Hg.), Gelehrte Bücher vom Humanismus bis zur Gegenwart, Wiesbaden 1983 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 9), S. 51-80, S. 69-71; Horst Walter Blanke, Historische Zeitschriften, in: Ernst Fischer/Wilhelm Haefs/York-Gothart Mix, Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700-1800, München 1999, S. 71-88; Otto Dann, Die Zeitschrift im Rahmen der deutschen Aufklärungsgesellschaft, in: Michael Stolleis, Juristische Zeitschriften. Das neue Medium des 18.-20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 1999 (Ius Commune, Sonderheft 128), S. 1-13.

ler Zeitschriften zu diesem Typ, sank der Anteil in den ersten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auf etwa ein Viertel, um danach weiter abzusacken. In der Folgezeit gewannen die unterhaltenden Zeitschriften an Boden, wohingegen das politische Journal nach der Jahrhundertmitte einen gewaltigen Einbruch erlebte, um dann ab Mitte der achtziger Jahre unter aufgeklärten Vorzeichen wieder kometenhaft aufzusteigen.¹⁵ Die politische Zeitschrift der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist besser erforscht als die frühe historisch-politische Zeitschrift, für die noch Grundlagenforschung anzumachen ist.

Die Angaben zu den meist geschätzten Auflagenhöhen schwanken für die frühen Zeitschriften zwischen 300 und 1 000 Exemplaren, wobei der Durchschnitt bei 500 bis 700 Stück gelegen haben dürfte.¹⁶ Den in der Literatur zu findenden Rezipientenzahlen gegenüber scheint Skepsis angebracht, da sie auf mehrfachen Hypothesen beruhen, doch selbst wenn man etwas zu optimistisch annimmt, dass eine Zeitschrift von bis zu zehn Personen gelesen wurde,¹⁷ so ergibt sich, dass sie im 17. und 18. Jahrhundert kein Massenmedium war.¹⁸

¹⁵ J. Kirchner (Anm. 7) Bd. 2, S. 323, 340; Joachim Kirchner, *Bibliographie der Zeitschriften des deutschen Sprachgebiets bis 1900, Teil 1: Die Zeitschriften des deutschen Sprachgebietes bis 1830*, Stuttgart 1969. Kirchners Bibliographie ist nicht unproblematisch. Die Typologisierung und teilweise auch die Zuschreibung einzelner Zeitschriften zu den Kategorien ist fragwürdig. Die Dezennien der statistischen Auswertung sind zu weit, da nur wenige Zeitschriften die ersten Ausgaben überlebten (Martin Welke, *Zeitung und Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert. Betrachtungen zur Reichweite und Funktion der periodischen deutschen Tagespublizistik*, in: *Presse und Geschichte. Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung*, München 1977 (Studien zur Publizistik, Bd. 23), S. 71-99, S. 72f.). Ein weiteres Problem ist, dass die Bibliographie nicht vollständig ist, wie ein Vergleich mit den bisher nur für Hamburg und Altona vorliegenden Erfassung der deutschen Presse zeigt, s. dazu Holger Böning/Emmy Moepps, Hamburg, Bd. 1, Stuttgart/Bad Cannstatt 1996 (Deutsche Presse, Bd. 1.1); Holger Böning/Emmy Moepps, Altona: Bergedorf, Harburg, Schiffbek, Wandsbek, Stuttgart/Bad Cannstatt 1997 (Deutsche Presse, Bd. 2).

¹⁶ J. Kirchner (Anm. 7) Bd. 1, S. 42-56; M. Welke (Anm. 15) S. 73f.; J. Wilke (Anm. 11) S. 123f.; W. Faulstich (Anm. 5) S. 227; H. W. Blanke (Anm. 14) S. 74 rechnet vorsichtig mit nur 300 Exemplaren pro Auflage.

¹⁷ Hans Erich Bödeker, *Zeitschriften und politische Öffentlichkeit. Zur Politisierung der deutschen Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, in: Hans Erich Bödeker/Etienne François (Hg.), *Aufklärung/Lumières und Politik. Zur politischen Kultur der deutschen und französischen Aufklärung*, Leipzig 1996 (Deutsch-Französische Kulturbibliothek, Bd. 5), S. 207-231, S. 219.

¹⁸ So auch: A. Gestrich (Anm. 13) S. 185, 188; Johannes Weber, *Avisen, Relationen, Gazetten: der Beginn des europäischen Zeitungswesens*, Oldenburg 1997 (Bibliotheksgesellschaft Oldenburg. Vorträge – Reden – Berichte, Bd. 20), S. 45f.; Astrid Blome, *Das deutsche Rußlandbild im frühen 18. Jahrhundert. Untersuchungen zur zeitgenössischen Presseberichterstattung über Rußland unter Peter I.*, Wiesbaden 2000 (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, Bd. 57), S. 21.

Über ihre Verfasser, Herausgeber und Leser ist wenig bekannt. Soweit die Autoren benannt werden können, zeichnet sich ab, dass sie als akademisch Gebildete und vielfach im Staatsdienst Tätige zu oberen bürgerlichen Schichten gehörten.¹⁹ Die historisch-politische Zeitschrift erschien überwiegend in deutscher Sprache, war also für den inländischen Markt bestimmt. Die Preise lagen nach dem bisherigen spärlichen Material bei etwa sechs Pfennigen pro halben Bogen.²⁰ Als Leser sind Angehörige des gehobenen Bürgertums und Adels zu vermuten.²¹ Vielfach sind Zeitschriften in Herrschafts-, Universitäts- und Gelehrtenbibliotheken zu finden. Für Professoren, Studenten, Mitglieder der Hofgesellschaft, Diplomaten, Politiker und Bürger kann die Lektüre konkret nachgewiesen werden.²² Die eigentliche, bisher noch nicht zu beantwortende Frage ist, bis in welche gesellschaftlichen Schichten hinein die Lektüre verbreitet war. Es scheint jedoch, dass sie ein Elitephänomen war.²³

¹⁹ Viele der frühen historisch-politischen Zeitschriften waren Produkte eines einzelnen Autors. Daneben gab es solche, die wie die 'Europäische FAMA' oder die 'Nutz- und Lust-erweckende Gsellschaft' mehrere Autoren hatten. Vgl. H. Max (Anm. 13) S. 275-277; Johannes Weber, *Götter-Both Mercurius. Die Urgeschichte der politischen Zeitschrift in Deutschland*, Bremen 1994, S. 95f., 136, 138, 145; R. E. Prutz (Anm. 7) S. 381, 384, 387; A. Blome (Anm. 18) S. 21, S. 22, Anm. 22; H. W. Blanke (Anm. 14) S. 85.

²⁰ Wolfgang Martens, *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*, Stuttgart 1971, S. 119; R. Stöber (Anm. 2) S. 87f.

²¹ O. Dann, *Die Zeitschrift* (Anm. 14) S. 1-13, S. 3, 11; O. Dann, *Vom Journal* (Anm. 14) S. 68; A. Blome (Anm. 18) S. 21; J. Weber (Anm. 18) S. 46.

²² Zu den Bibliotheken neben den Bibliothekskatalogen: *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland*, hg. von Bernhard Fabian, Bde. 1-22, Hildesheim/Zürich/New York 1996-2000. Die Bibliothek Eucharius Gottlieb Rincks enthielt unter anderem die „Historischen Remarques“, „Europäische Fama“, „Europäische Staats-Cantzley“, den „Monatlichen Staats-Spiegel“ u.a., Eucharius Gottlieb Rinck, *Bibliotheca Rinckiana seu Supellex Librorum tam Impressorum, quam Mstrorum [!] quas per omnia scientiarum genera collegit*, Leipzig o.J., S. 355, 632, 830. Zu den Lesern: Rolf Engelsing, *Die periodische Presse und ihr Publikum. Zeitungslektüre in Bernen von den Anfängen bis zur Franzosenzeit*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 4 (1963), Sp. 1481-1534, Sp. 1513f.; Rolf Engelsing, *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800*, Stuttgart 1974, S. 78; Mechthild Raabe, *Leser und Lektüre im 18. Jahrhundert. Die Ausleihbücher der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1714-1799*, Bd. 3, München/London/New York/Paris 1989, S. 134f., 474, 517, 522, 606, 615f.; Johann Peter Ludewig, *Von Gebrauch Und Mißbrauch Der Zeitungen Bey Eröffnung Eines COLLEGII geführet*, 1700, in: Johann Peter Lud[e]wig, *Gesamte Kleine Teutsche Schrifften*, Halle 1705, Reprint Hamburg 1964, S. 90; Andreas Würzler, *Unruhen und Öffentlichkeit. Städtische und ländliche Protestbewegungen im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1995 (Frühneuzeit-Forschungen, Bd. 1), S. 222f.

²³ So auch: J. Weber (Anm. 18) S. 46; A. Blome (Anm. 18) S. 21. Das Gleiche gilt für die ein breiteres Publikum ansprechenden Moralischen Wochenschriften. W. Martens (Anm. 20) S. 145-149.

Die historisch-politische Zeitschrift taucht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf. Es gab zwar vielfache Versuche, ältere Zeitschriften zu finden, doch halten diese einer kritischen Überprüfung nicht stand.²⁴ Während die wissenschaftlichen und rezensierenden Organe vom 1665 gegründeten 'Journal des Scavans' abgeleitet werden,²⁵ hat Johannes Weber diese Abhängigkeit für das politische Journal zu Recht bestritten. Er postuliert aufgrund der Entstehungsgeschichte der ältesten historisch-politischen Zeitschrift 'Der Verkleidete Götter-Both/MERCURIUS', der 1674/75 in Nürnberg erschien, dass die Grundlagen und Vorläufer für diese das Zeitungswesen, der monatliche Zeitungsextrakt und die Meßrelationen gewesen seien.²⁶ Die politische Zeitschrift entstand damit nicht wie die übrigen Zeitschriftentypen als Kommunikationsforum für Wissenschaftler, als Ersatz des gelehrten Briefwechsels²⁷ oder aus der Verdichtung eines Streitschriftenwechsels,²⁸ sondern war das Produkt eines Bedürfnisses nach fundierter und beurteilter politischer Information.

'Der Verkleidete Götter-Both/MERCURIUS' hatte für historisch-politische Zeitschriften ebenso archetypische Funktion wie der 'MERCURE HISTORIQUE & POLITIQUE', den Courtilz des Sandras seit 1686 in Den Haag veröffentlichte. Darin waren die Nachrichtenblöcke nach Ländern gegliedert, denen ein Teil mit Raisonsnements angefügt war.²⁹ Das gilt auch für eine der herausragendsten histo-

²⁴ Eine knappe Zusammenfassung bietet J. Wilke (Anm. 11) S. 36-41.

²⁵ O. Dann, Vom Journal (Anm. 14); J. Wilke (Anm. 11) S. 42-53.

²⁶ J. Weber (Anm. 19). Zu „Der Verkleidete Götter-Both/MERCURIUS“, S. 23-84; Johannes Weber, Deutsche Presse im Zeitalter des Barock. Zur Vorgeschichte öffentlichen politischen Raisonsnements, in: Hans-Wolf Jäger (Hg.), „Öffentlichkeit“ im 18. Jahrhundert (Das achtzehnte Jahrhundert, Supplementa, Bd. 4), Göttingen 1997, S. 137-149, S. 148; W. Faulstich (Anm. 5) S. 229 hält dagegen an einer Ableitung vom 'Journal des Scavants' fest.

²⁷ Beispielsweise bei: O. Dann, Vom Journal (Anm. 14) S. 72; J. Wilke (Anm. 13) S. 74; W. Faulstich (Anm. 5) S. 228f.

²⁸ Martin Gierl, Pietismus und Aufklärung. Theologische Polemik und die Kommunikationsreform der Wissenschaft am Ende des 17. Jahrhunderts, Göttingen 1997 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 129), S. 396-407, weist nach, dass einige pietistische Zeitschriften aus einem Streitschriftenwechsel hervorgingen. Der Abdruck von politischen Streitschriften nimmt zwar in einigen historisch-politischen Zeitschriften breiten Raum ein, doch war dies nicht die primäre Veröffentlichungsart dieser Schriften und sie wurden auch nicht durch die Zeitschrift ersetzt. Streitschrift und Zeitschrift stehen somit zwar in enger Beziehung, doch kann die Zeitschrift nicht generell aus der Streitschrift abgeleitet werden, wie dies die Kapitelüberschrift „Von 'Streitschriften' zu Zeitschriften“ in Rudolf Stöbers 'Deutsche Pressegeschichte' (Anm. 2) S. 80 suggeriert. Im Hinblick auf die historisch-politische Zeitschrift wäre dies eine Verwechslung von Inhalt und Ursache.

²⁹ Zum MERCURE HISTORIQUE & POLITIQUE und seiner Nachfolge vgl. Hermann Runge, Courtilz de Sandras und die Anfänge des Mercure historique et politique. Ein

risch-politischen Zeitschriften, den von Mai 1698 bis Juni 1709 in Augsburg verlegten ‘Monatlichen Staats-Spiegel’.

Im Vorwort zum ersten Heft wurde ausdrücklich auf den ‘MERCURE HISTORIQUE & POLITIQUE’ rekurriert. Man habe beobachtet, *mit was geneigter Hand und Begierde die in Holland heraus gekommene Monatliche Mercures und Lettres auch in Teutschland angenommen/ und debitirt werden*. Ursache für die Gründung war also die Existenz eines Marktes, der seinerseits politisches Interesse bei den Käufern voraussetzte. Da die holländischen Produkte wenig aus dem Reich berichteten und nicht jeder der fremden Sprache mächtig sei, halte man es für *dem Publico nicht undienlich*, monatlich zu berichten. Dabei sei *erstens das vornehmste aus allen Avisen; zweytens/ die vorfallende Affaires samt denen darzu gehörigen und neuesten Beylagen untermenget/ und Drittens über einige der vornehmsten Sachen ein kurtz Raisonnement* enthalten.³⁰ Die Regionen nach denen die Berichte gegliedert wurden, waren Deutschland, Spanien, Frankreich, England und Holland, Dänemark und Schweden, Polen und Moskau, Italien und die Schweiz. Ab dem Jahrgang 1700 folgte jeweils noch ein Register. In der ersten Nummer vom Mai 1698 wurden die *Reflexiones* als Extrateil ebenfalls nach Ländern gegliedert gebracht. In den zwei folgenden Monaten wurden sie direkt nach dem jeweiligen Nachrichtenblock eingeschoben. Danach wurde nicht mehr in einen berichtenden und rasonierenden Teil getrennt. Mit einer Änderung des Titels im Januar 1701 wurden die Vorzüge der Zeitschrift zusätzlich hervorgehoben, nämlich dass eine Vielzahl von Dokumenten enthalten sei und sie sich auf zuverlässige Quellen stütze.³¹

Alleiniger Autor soll Stanislaus Reinhard Axtelmeier gewesen sein. Über ihn ist fast nichts bekannt. Christian Gottlieb Jöcher berichtet wenig aussagekräftig, er habe *in Physicis und sonderlich Oeconomicis ein ziemliches gethan* und sei viel gereist. Er starb vermutlich im April 1708.³² Wer die Zeitschrift bis 1709 fortsetz-

Beitrag zur Geschichte der periodischen Presse im 17. Jahrhundert, Berlin 1887; J. Weber (Anm. 19) S. 114-124; H. Max (Anm. 13) S. 61.

³⁰ Monatlicher Staats-Spiegel; Worinnen der Kern aller Avisen; Ein Begriff der vornehmsten im H. Röm. Reich vorfallenden Affairen/ mit vilen curiosen Beylagen/ Samt einigen politischen Reflexionen repraesentirt und vorgestellt wird Auf den Monat May 1698, Vorwort.

³¹ Ab 1701: Monatlicher Staats-Spiegel; Worinnen alles Merkwürdige/ so in Europa vorgehet/ Absonderlich die im Heil. Röm. Reich vorfallende Geschäfte/ Solennitaeten und Ceremonialien, Mit dazu gehörigen curiosen Beylagen/Als Memorialien, Schreiben/ Vorstellungen/ Informationen; Mandatis, Responsis- Kriegs- und Friedens-Tractaten/ entweder in forma oder per Extractum aus besonders guten Correspondentzen und Nachrichten/ Samt einigen Politischen Reflexionen zu sehen und anzutreffen.

³² Michael Holtmann/Hans Bohatta, Deutsches Anonymen Lexikon 1501-1850, Bd. 4, Weimar 1907, S. 2; E. G. Rinck (Anm. 22) S. 830; Christian Gottlieb Jöcher, Compendioses Gelehrten-Lexicon, Darinne Die Gelehrten aller Stände so wohl männ- als weib-

te, ist unbekannt. Axtelmeier zeichnete sich bei einer dem Reich und Kaiser freundlichen Grundeinstellung durch ein ausgewogenes Urteil aus.

Verlegt wurde der 'Monatliche Staats-Spiegel' anfangs von Andreas Maschenbauer und Jakob Koppmayer, ab 1701 von Maschenbauer allein und ab 1702 von diesem und Daniel Walder.³³ Als Druckort war bis zur Oktoberausgabe 1703 Augsburg angegeben. Danach wurde die Zeitschrift, die wegen der bayerisch-französischen Besetzung der Stadt mehr als ein halbes Jahr ausgeblieben war, bis Anfang 1709 wohl nicht mehr beim Verleger gedruckt, seit April 1706 nicht einmal mehr in Augsburg.³⁴

Der 'Monatliche Staats-Spiegel' hatte einen ausgezeichneten Ruf. Johann Peter Ludewig bezeichnete ihn 1700 als *gar löbliches Werck*.³⁵ Christian Juncker empfahl ihn 1706³⁶ und Christian Gottfried Hoffmann galt er 1714 für *ohnstreitig eines von denen ersten und allerbesten Schrifften*.³⁷ Dem Lob der Gelehrten stehen kritische Töne von Seiten der Politiker gegenüber. So meldete der Augsburger Kanzlist in Regensburg im November 1706, die Reichstagsgesandten wunderten sich sehr über den vorletzten 'Monatlichen Staats-Spiegel', da dieser den Reichsstädten das Recht abgesprochen habe, in Introduktionsfällen gefragt zu werden.

lichen Geschlechts, welche vom Anfang der Welt bis auf ieszige Zeit gelebt, 3. Aufl. Leipzig 1733, Sp. 2030, dort das Zitat.

³³ Zu den Verlegern: Hans-Jörg Künast, Augsburger Buchdrucker und Verleger, in: Helmut Gier/Johannes Janota, Augsburger Buchdruck und Verlagswesen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Wiesbaden 1997, S. 1205-1340, S. 1249, 1259f. Zu Walder auch: Franz M. Eybl, Konfession und Buchwesen. Augsburgs Druck- und Handelsmonopol für katholische Predigtliteratur, insbesondere im 18. Jahrhundert, in: Helmut Gier/Johannes Janota, Augsburger Buchdruck und Verlagswesen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Wiesbaden 1997, S. 633-652, S. 645-649, 651f.

³⁴ Monatlicher Staats-Spiegel (Anm. 31) November/Dezember 1703, S. 3f.; Stadtarchiv Augsburg (im Folgenden StadtAA), Reichstagsakten 368, Korrespondenzschreiben vom 13. Dez. 1706.

³⁵ J. P. Ludewig (Anm. 22) S. 81-111, S. 90.

³⁶ Christian Weise/Christian Juncker, Herrn Christian Weisens Curieuse Gedancken von den Nouvelles oder Zeitungen, Leipzig/Coburg 1706, S. 44. Die Empfehlung kann nicht von Weise sein, da dessen Schrift vor dem Erscheinen des 'Monatlichen Staats-Spiegels' 1685 veröffentlicht wurde.

³⁷ [Gottfried Christian Hoffmann], Aufrichtige und unpartheyische Gedancken, über die Journale, Extracte und Monaths-Schrifften, Worinnen dieselben extrahiret, wann es nützlich suppliret und wo es nöthig emendiret werden, 1. Stück, Freiburg 1714, S. 105; identisch: M. P. H. [Marcus Paul Hunold], Curieuse Nachricht von denen Heute zu Tage grande mode gewordenen JUORNAL- [!] QUARTAL und ANNUAL-Schrifften/ Darinnen Die einige Jahr her in Teutscher/ Lateinischer/ Französischer/ Italiänischer und Holländischer Sprache häufig geschriebenen JOURNALE erzehlet/ Und bey denen meisten gemeldet/ Wer selbige verfertiget/wenn sie angefangen/ aufgehöret/ oder ob sie noch biß itzo continuiret werden, Nebst beygefügeten unpartheyischen Urtheilen und andern curieusen Observationibus, Freyburg 1716, S. 35.

Der Mainzer Gesandte habe diesen sogar *widerholter einen Schelmen Spiegel getauft*.³⁸ Im April 1709 riet der Abgesandte seinen Herrn, sie sollten dem Buchdrucker bedeuten, den ‘Staats-Spiegel’, den man *allhier gar nicht leyden kan*, nicht in seiner Zeitung zu inserieren, da ansonsten erneute Ahndungen zu erwarten seien.³⁹ Wie kam man zu derart unterschiedlichen Einschätzungen?

Eine genauere Betrachtung des Inhalts, und speziell was aus Regensburg berichtet wurde, soll dies klären. Regensburg war als Sitz des ‘Immerwährenden Reichstags’ ein Ort, an dem Nachrichten aus ganz Europa zusammenliefen.⁴⁰ Der Verleger Maschenbauer unterhielt deshalb auch eine Regensburger Korrespondenz. Der ‘Monatliche Staats-Spiegel’ berichtete über politische Ereignisse des In- und Auslandes. Der Anteil der Nachrichten aus dem Reich lag zwischen einem Drittel und über Dreiviertel des Gesamtumfangs. Der Reichstag war fast in jeder Ausgabe vertreten. Etwa 10-100% der Nachrichten über *Teutschland* kamen von dort. Memoriale, Conclusa, Reichsschlüsse und andere offizielle Dokumente waren meist im Volltext abgedruckt und in kurzen Meldungen wurden sonstige Vorkommnisse referiert. Zwar finden sich nicht alle offiziellen Schreiben des Reichstags, doch war die Quote sehr hoch. Der Spitzenwert bei Memorialen und Schreiben waren beispielsweise 92, 6% (1707), der Durchschnitt lag bei vollständigen Jahrgängen bei 70%.

Ähnliches gilt für die seit 1697 von Christian Leonhard Leucht unter dem Pseudonym Anton Faber herausgegebene ‘Europäische Staats-Cantzley’, die es auf meist zwei Lieferungen pro Jahr brachte. Bei ihr lag der Anteil der Dokumente, die zwischen 1697 und 1713 vom Reichstag kamen zwischen 20 und 90% einer Ausgabe, also noch höher. Dass der Reichstag eine so prominente Rolle spielte, gilt aber nicht für alle frühen historisch-politischen Zeitschriften. In der 1702 begonnenen, sehr erfolgreichen ‘Europäischen Fama, Welche den gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Höfe entdeckt’ wurde er beispielsweise nur selten thematisiert, und abgedruckte Dokumente finden sich kaum. Das lag an der an den Höfen orientierten Gesamtausrichtung der Zeitschrift, die schon der Titel ankündigt.

Von den Quellen und Korrespondenten der frühen Zeitschriften ist wenig bekannt. Der Verleger des ‘Monatlichen Staats-Spiegels’ verantwortete sich 1698 bei einem Zensurvorfall unter anderem mit dem Argument, zur Unterhaltung seines ausgedehnten Korrespondenznetzes sei *ein ohnglaubliches geldt* nötig, dessen

³⁸ StadtAA, Reichstagsakten 368, Korrespondenzschreiben vom 16. Nov. 1706.

³⁹ StadtAA, Reichstagsakten 371, Bericht vom 30. Apr. 1709.

⁴⁰ A. Gestrich (Anm. 13) S. 96-100; Martin Dallmeier, Kommunikation und Publikation am Immerwährenden Reichstag zu Regensburg, in: Reichsstadt und Immerwährender Reichstag (1663-1806), 250 Jahre Haus Thurn und Taxis in Regensburg, Kallmünz 2001 (Thurn und Taxis-Studien, Bd. 20), S. 35-51. Die Verfasserin arbeitet an einer Dissertation zum Immerwährenden Reichstag als Informationszentrum.

er samt des Verlags verlustig ginge, falls er die Herausgabe nicht fortsetzen dürfe.⁴¹ Aus Regensburg berichtete ihm z.B. der Kanzlist des Celler Gesandten,⁴² der aufgrund seiner Arbeit Zugang zu den offiziellen Dokumenten des Reichstags hatte. Die übrigen Informanten muss man sich wohl in ähnlichen Positionen vorstellen. Maschenbauer musste sein Informantennetz nicht völlig neu aufbauen, sondern konnte, wie er 1698 in seinem erfolgreichen Ansuchen um ein kaiserliches Privileg angab, auf das seines Schwiegervaters Jacob Koppmeyer zurückgreifen, der die 'Wochentlich-Ordinari-Post-Zeitung' herausgab.⁴³ Daneben nutzte der Autor Zeitungen als Quellen.⁴⁴ Die historisch-politische Zeitschrift ist jedoch nicht, wie behauptet wurde, vollständig von der Berichterstattung der Zeitungen abhängig gewesen.⁴⁵ Vielmehr waren sie beide auf handgeschriebene Korrespondenzen angewiesen. Hinsichtlich der Reichstagsberichterstattung zeigt sich klar, dass hier zumindest für den 'Monatlichen Staats-Spiegel' und die 'Europäische Staats-Cantzley' von einer Abhängigkeit von Zeitungen keine Rede sein kann. Die zeitgleichen Zeitungen berichteten nicht so umfangreich und der Abdruck von Dokumenten, wie er die genannten Zeitschriften auszeichnete, findet sich ausgesprochen selten. Einige der historisch-politischen Zeitschriften lieferten also durchaus

⁴¹ Wolfgang Wüst, Censur und Censurkollegien im frühmodernen Konfessionsstaat, in: H. Gier/J. Janota (Anm. 33), S. 569-586, S. 584. Das darin zitierte Aktenstück war nicht zu finden, so dass nicht sicher ist, worauf sich die Zensur bezog. Einerseits wird auf die Veröffentlichung eines *compendij* Bezug genommen, was auf das wöchentliche 'Compendium Evantum Negociorumque publicorum' verweisen würde, andererseits wird von *allmonatlicher edirung* gesprochen, was nur auf den 'Staats-Spiegel' zutrifft. Zum 'Compendium': Hildegard Mahler, Das Geistesleben Augsburgs im 18. Jahrhundert im Spiegel der Augsburger Zeitschriften, Augsburg 1934, S. 8, 11.

⁴² StadtAA, Reichstagsakten 368, Korrespondenzschreiben vom 7. Dez. 1706. Wahrscheinlich handelte es sich um Johann Hellwig Elenbrecht, der auch mit dem evangelischen Ratsteil Augsburgs korrespondierte und Legationskanzlist der Braunschweigisch-Celler Gesandtschaft war. Vgl. StadtAA, Reichstagsakten 286, Schreiben vom 15. März 1695.

⁴³ Das Privilegiengesuch Maschenbauers von 1698 ist zitiert bei: M. Lindemann (Anm. 11) S. 196; Zur Zeitung: Johannes Weber, Neue Funde aus der Frühgeschichte des deutschen Zeitungswesens, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 39 (1993), S. 321-360, S. 326-331; Josef Mančal, Zu Augsburger Zeitungen vom Ende des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts: Abendzeitung, Postzeitung und Intelligenzzettel, in: H. Gier/J. Janota (Anm. 33), S. 683-733, S. 693-693.

⁴⁴ Der Autor berief sich in der Dezemбераusgabe 1700, S. 22 auf die *Holländischen gedruckten Zeitungen*, im Monatlichen Staats-Spiegel Februar 1701, S. 9 auf einen Bericht der *Frantzösischen Zeitung aus Leiden* und im November 1701, S. 28 auf das *Frankf. Journal*.

⁴⁵ So J. Weber (Anm. 26) S. 148.

ein Mehr an Information⁴⁶ und deckten zudem Bereiche ab, die in den Zeitungen nicht im Vordergrund standen.

Die Kritik der Reichstagsgesandten am ‘Monatlichen Staats-Spiegel’ richtete sich im Wesentlichen gegen den Abdruck von Dokumenten, auch, aber in geringem Umfang, gegen das geübte Raisonement. Die Zeitschrift veröffentlichte z.B. Memorialie, die im Zuge der Auseinandersetzungen am Reichskammergericht eingereicht wurden, die aber nach Meinung des Mainzer Kurfürsten *ad status Imperii allein* gehörten.⁴⁷ Der Magdeburger Gesandte verurteilte die Veröffentlichung einer kaiserlichen Vorstellung zur bayerischen Besetzung Regensburgs während des Spanischen Erbfolgekrieges.⁴⁸ Man sprach der Zeitschrift das Recht ab, *auch unratificirte Reichs-Schlüss bey zutruckn, und de juribus statuum decisivé zu raisonniren*.⁴⁹ Dabei waren die Kommentare stets reichsfreundlich.⁵⁰ Der Hauptkritikpunkt war von weitaus grundsätzlicherer Natur. Das wird in einer Anzeige des Mainzer Gesandten an den Reichstag im Dezember 1704 deutlich, die eine bessere Geheimhaltung anmahnte. Der Reichserzkanzler habe wahrgenommen, dass *das secretum bey dem Reichs-Convent und sonst in keine weiß mehr observiert, sonder allen, waß dasebst nur vorgehet, [...] anderwerthßhin geschrieben [...] und nachgehends solche sacht in die öffentliche gemein-getruckte zeittungen und sonsten gesetzt werden, welche ein iede privat-persohn, auch der gemaine mann nicht wissen solte, massen dann dergleichen [...] in dem sogenandtn Staaths-Spiegel [...] reichß bekhandter massen geschehen ist*.⁵¹ Es ging also nicht nur um unerlaubtes Raisonieren über Angelegenheiten des Reiches, sondern um deren Veröffentlichung an sich. Der Vorwurf lautete: Geheimnisverrat.

In einer Vorrede zu Jahresbeginn 1705 beteuerte der Autor, dass er keine Arcana veröffentliche, da er nur das bringe, was ohnehin bekannt sei. Er stellte sich

⁴⁶ Zu einem anderen Ergebnis kommt Hans Bots, *Quelques gazettes de Hollande en langue française et le Mercure Historique et politique: une analyse coparative*, in: Henri Duraton/Pierre Rétat, *Gazettes et Information politique sous l’Ancien Régime*, Saint-Étienne 1999, S. 159-168, der hinsichtlich der Berichterstattung zum Tod Wilhelms III. feststellte, dass die Zeitschrift nicht mehr Informationen brachte als die holländischen Zeitungen, diese aber kommentierte.

⁴⁷ Mainzer Vorstellung zur besseren Wahrung des Geheimnisses, StadtAA, Reichstagsakten 364, Beilage zum Bericht vom 16. Dez. 1704. Der Monatliche Staats-Spiegel (Anm. 31) druckte die Memorialie in den Ausgaben Juli 1704, S. 58-108, August 1704, S. 3-34, September 1704, S. 56-71, Oktober 1704, S. 46-61.

⁴⁸ StadtAA, Reichstagsakten 364, Bericht vom 16. Dez. 1704. Es handelte sich wohl um das kaiserliche Schreiben an Mainz, das in der Septemбераusgabe des Monatlichen Staats-Spiegels (Anm. 31) S. 93-104 erschien.

⁴⁹ StadtAA, Reichstagsakten 368, Korrespondenzschreiben vom 16. Nov. 1706.

⁵⁰ Dies und das kaiserliche Privileg ließ Max (Anm. 13) S. 52, sogar vermuten, der Monatliche Staats-Spiegel sei von der kaiserlichen Regierung für ihre Zwecke genutzt worden, wofür es jedoch keinen Anhaltspunkt gibt.

⁵¹ StadtAA, Reichstagsakten 364, Beilage zum Bericht vom 16. Dez. 1704.

in eine Reihe mit den *Opera Goldasti, Hortleleri, Lehmanni, Londorpii, Theatri & Diarii europaei, item die Frankfurter Relation, Nürnbergische Staats-Cantzley* und forderte auch für sich, *was anderen/ in Frankfurt/ Nürnberg/ Leiptzig und sonst erlaubt und zugelassen ist.*⁵² Wohlweislich verschwie er, dass der Erscheinungsturnus der angeführten Werke im besten Fall ein halbes Jahr war. Außer bei der 'Staats-Cantzley' handelte es sich nicht um Zeitschriften, sondern um Akteneditionen, Chroniken und Meßrelationen. Das Erscheinungsdatum des Journals war dagegen einige Wochen nach Ablauf des besprochenen Monats.⁵³ Die abgedruckten Akten waren wenige Wochen alt und teilweise, besonders wenn es sich um Reichstagsachen handelte, noch nicht einmal verhandelt. Es hatte zwar schon vorher Editionen von Dokumenten gegeben, doch setzt man die Geschwindigkeit, mit der diese fundierte Informationen und insbesondere wichtige Dokumente an ein größeres Publikum weitergaben in Relation zu der der historisch-politischen Zeitschriften, so ist eine Beschleunigung festzustellen.

Diese Verkürzung des Abstandes zwischen Entstehung und Veröffentlichung eines Dokuments erklärt die unterschiedliche Beurteilung des 'Monatlichen Staats-Spiegels' durch Juristen und Diplomaten. Die lehrenden Juristen sahen, wie es Johann Peter Ludewig formulierte, die Kenntnis der Reichstagsdokumente als eine *demjenigen, der die publica Germaniae jura in einer connexion halten will/ allerdings nöthige Sache.*⁵⁴ Anders ausgedrückt: als Jurist benötigte man Kenntnisse über die Vorgänge am Reichstag, der neues Recht setzen, sowie altes interpretieren konnte und an dem, nach Christian Gottlieb Hoffmann, *gleichsam wie in dem Centro die Staats-Wissenschaft von denen teutschen Reichs-Ständen zusammen kommt.*⁵⁵ Bisher habe man sich diese Dokumente durch Abschriften besorgen müssen, nun aber veröffentlichten sie der 'Staats-Spiegel' und die 'Staats-Cantzley'.⁵⁶ Die unmittelbar für die Regierung tätigen Diplomaten hielten dagegen das für eine erfolgreiche Regierung nötige Geheimnis bedroht.

Folglich sah sich der Augsburger Vertreter auf dem Reichstag mit Klagen über die anscheinend zu nachlässige Zensur konfrontiert. Auch die frühe politische Zeitschrift unterlag entgegen der bisherigen Forschungsmeinung⁵⁷ prohibiti-

⁵² Monatlicher Staats-Spiegel (Anm. 31) Januar 1705, S. 3-5, Zitate auf S. 4f.

⁵³ Monatlicher Staats-Spiegel (Anm. 31) Januar 1705, S. 5.

⁵⁴ J. P. Ludewig (Anm. 22) S. 89.

⁵⁵ [G. C. Hoffmann] (Anm. 37) Teil 3, S. 247f.

⁵⁶ J. P. Ludewig (Anm. 22) S. 89f.

⁵⁷ Günter Bialowons, *Geschichte der deutschen Presse von den Anfängen bis 1789*, Leipzig 1969 (Beiträge zur Geschichte des deutschen Journalismus, Bd. 1), S. 175; M. Lindemann (Anm. 11) S. 196; A. Gestrich (Anm. 13) S. 189; W. Faulstich (Anm. 5) S. 227; Volker Schulze, *Geschichte der Zeitungs- und Zeitschriftenverlage*, in: J. F. Leonhard/H.-W. Ludwig/D. Schwarze/E. Straßner (Anm. 10), S. 831-836, S. 832; Erich Straßner, *Kommunikative Aufgaben und Leistungen der Zeitschrift*, in: J. F. Leon-

ven und restriktiven Maßnahmen der Obrigkeit. Die Kurzlebigkeit vieler Zeitschriften gründete nicht nur im Misserfolg. So endete der 'Europäische Mercurius' 1690 nach einem Zusammenstoß mit der Nürnberger Zensur, und auch die Nachfolgeschrift wäre 1692 beinahe daran gescheitert.⁵⁸ Die Konfiskation einer Ausgabe der 'Nutz- und Lust-erweckenden Gsellschaft Der Vertrauten Nachbarn am Isarstrom' 1704 beendete wahrscheinlich deren Existenz.⁵⁹ Bei der Verleihung des kaiserlichen Privilegs für den 'Monatlichen Staats-Spiegel' 1698 wurde die ordentliche Zensur, wie es die Stadt gewünscht hatte, als Voraussetzung angegeben.⁶⁰ Der Autor betont denn auch in der Vorrede 1705, er veröffentliche nur nach *der ordentlichen Obrigkeit dazu verordneter genauer Censur*.⁶¹

Das Verhältnis der Regierungen zu den Journalen war, wie das zur Publizistik allgemein, ein gespaltenes. Geheimnisse sollten gewahrt bleiben, trotzdem gab es in der Regierungspraxis Anlässe, in denen eine offensive Öffentlichkeitspolitik geboten erschien. Die Zeitschrift war somit nicht nur eine Gefahr, der mit Zensur zu begegnen war, sondern sie bot die Chance, sie zu nutzen. So beschloss die Ansbacher Geheime Konferenz 1702 die Beilage eines Württemberger Memorials an den Reichstag, in dem dieses gegen die freie Ritterschaft klagte, *dem Buchtrucker zu Schwabach [...] zu dem end zuschicken, daß selbiger dem 5ten theil der Staats-Cantzley beygetrucket* werde. Um selbst im Hintergrund bleiben zu können, ließ man den Druck vom Sohn des Silberboten überbringen.⁶² Da Ansbach ähnliche Probleme mit der freien Ritterschaft hatte, war es daran interessiert, die Württemberger Argumentation publik zu machen. Tatsächlich wurde das Schriftstück in die 'Europäische Staats-Cantzley' aufgenommen.⁶³ Das Einrücken von Staatsschriften in eine Zeitschrift konnte nicht nur als gehorsame Pflichterfüllung, sondern auch als Dienstleistung dargestellt werden. So machte der Autor der Zeitschrift 'Des Teutschen MERCURII Monatliche Unterredungen' allen Herrschenden das Angebot, *wenn sie etwas von ihren Stats Anliegenheiten gern in diese monatliche Erzählungen wollen bringen lassen/ dasselbe dem Verlärer mit darzu gehörigen Umständen zu communiciren/ darauf dann/ was sich der Sachen Be-*

hard/H.-W. Ludwig/D. Schwarze/E. Straßner (Anm. 10), S. 852-864, S. 861; J. Wilke (Anm. 13) S. 94; J. Weber (Anm. 18) S. 45f.; A. Blome (Anm. 18) S. 21.

⁵⁸ J. Weber (Anm. 19) S. 139, 144.

⁵⁹ Uwe Puschner, Der Beginn des Zeitschriftenwesens in Kurbayern. „Nutz- und Lust-erweckende Gsellschaft Der Vertrauten Nachbarn am Isarstrom“ (1702-1704), in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 46 (1983), S. 559-592, S. 591f.

⁶⁰ StadtAA, Censuramt XVIII/11, Kaiserliches Mandat vom 2. Dez. 1698.

⁶¹ Monatlicher Staats-Spiegel (Anm. 31) Januar 1705, S. 3.

⁶² Staatsarchiv Nürnberg, Fürstentum Ansbach, Rep. 136, Reichstagsakten 190, Protokoll der Geheimen Konferenz vom 24. Nov. 1702.

⁶³ Anton Faber [= Christian Leonhard Leucht], Europäischer Staats-Cantzley Neundter Theil, 1705, S. 591-595. Der fünfte Teil der Staats-Cantzley war bereits 1701 erschienen.

*schaffenheit nach wird fügen/ gebührend beobachtet werden soll.*⁶⁴ Die Unterstützung der Politik der heimatlichen Regierung konnte über ein bloßes Einrücken von Dokumenten hinausgehen. Gerade da der 'Monatliche Staats-Spiegel' ansonsten sehr zurückhaltend war, fällt die Werbung für eine Entschädigung des 1703/04 von Franzosen und Bayern stark mitgenommenen Augsburgs umso mehr auf.⁶⁵ Daneben gab es Zeitschriften, die wie die 'Nutz- und Lust-erweckende Gesellschaft Der Vertrauten Nachbarn am Isarstrom' die Politik ihres Landesherrn ständig unterstützten. Soweit die Autoren bekannt sind, rekrutierten sie sich aus bayerischen Bediensteten. Die Zeitschrift rezensierte auch andere Journale, wie den 'Monatlichen Staats-Spiegel' und die 'Europäische Staats-Cantzley', die als parteiisch beziehungsweise überflüssig dargestellt wurden.⁶⁶ Der 'Staats-Spiegel' setzte daraufhin im Vorwort zur November- und Dezemberausgabe 1703 zum Angriff gegen die *liederliche Gesellschaft am Isar-Strom* an.⁶⁷ Dies ist eines der wenigen Beispiele einer gegenseitigen Bezugnahme in den frühen Zeitschriften.⁶⁸

Die Obrigkeiten betrieben einen gewissen Protektionismus gegenüber den 'eigenen' Buchdruckern. Ahndungen, wie sie auf missliebige Nachrichten an die Territorialherrn des betreffenden Druckers ergingen, hatten zwar üblicherweise Verhöre der Buchdrucker zur Folge, doch zu schweren Strafen kam es selten. Nach außen nahm man die Drucker so gut wie möglich in Schutz. Doch war man bestrebt, Ahndungen zu vermeiden. Daher riet der Augsburger Agent in Regensburg 1706, es solle den Zensoren bedeutet werden, den Abdruck einiger Schreiben, die der Celler Gesandte auf dem Reichstag bekannt gemacht hatte und deren Druck in Regensburg verboten worden war, im 'Monatlichen Staats-Spiegel' zu unterbinden, da dies unweigerlich zu Problemen führe.⁶⁹ Es zeigten sich auch Tendenzen zur Distanzierung, wie sie in der Bitte Augsburgs an die Regensburger Stadtregierung, man möge dem Buchhändler Seidel, der den 'Monatlichen Staats-Spiegel' dort vertrieb, verbieten, zu sagen, dieser käme aus Augsburg, zum Ausdruck kommt.⁷⁰ Für die Obrigkeiten war die historisch-politische Zeitschrift also ein zweiseitiges Schwert.

Die Zeitschrift war potentiell von jedem zu erwerben, der sie sich leisten konnte. Das war sicher noch kein Massenpublikum, aber darunter befanden sich

⁶⁴ Des Teutschen MERCURII Monatliche Unterredungen mit APOLLINE in dem PAR-NASSO, über die wichtigste Staats- und Kriegs-Sachen, Mai 1692, S. 2.

⁶⁵ Vgl. Monatlicher Staats-Spiegel, November 1704, S. 3.

⁶⁶ U. Puschner (Anm. 59); Karl von Reinhardtstöttner, Die Nutz- und Lusterweckende Gesellschaft der Vertrauten Nachbarn am Isarstrom, in: Forschungen zur Geschichte Bayerns 8 (1900), S. 253-291.

⁶⁷ Monatlicher Staats-Spiegel (Anm. 31) November/Dezember 1703, Vorrede, S. 4.

⁶⁸ Ein weiteres Beispiel bei: Würgler (Anm. 22) S. 222.

⁶⁹ StadtAA, Reichstagsakten 368, Korrespondenzschreiben vom 7. Dez. 1706.

⁷⁰ StadtAA, Reichstagsakten 368, Korrespondenzschreiben vom 13. Dez. 1706. Die Zeitschrift wurde angeblich seit April 1706 nicht mehr in Augsburg gedruckt.

doch Personen, die gewisse politische Dinge einfach nicht wissen sollten. Anfangs war den Regierenden anscheinend die zu frühzeitige Veröffentlichung von Dokumenten gefährlicher erschienen als das Raisonement, das man zwar für eine Anmaßung hielt, das in den frühen Journalen aber kaum oppositionell auftrat. Das seltsame Verhalten der Obrigkeit gegenüber den historisch-politischen Zeitschriften, sie einerseits durch Lancieren und Kontrollieren von Information nutzen zu wollen, in der Veröffentlichung von Dokumenten aber andererseits vor dem Hintergrund der 'Arcana' eine Gefahr zu sehen, stellt sich als ein aus diesem Interessenkonflikt resultierendes Schwanken zwischen den Polen einer strikten Theorie und einer flexibleren Praxis dar. Insofern gilt auch für die politische Zeitschrift, was Andreas Gestrich für die Entstehung einer neuen Öffentlichkeit allgemein feststellte, dass sie nicht nur in Opposition zum Absolutismus entstanden sei, sondern auch mit dessen Hilfe „as indirect and unwilling this may have been.“⁷¹

Gegründet wurden viele dieser frühen Zeitschriften, wie auch am 'Monatlichen Staats-Spiegel' deutlich wurde, aufgrund einer klaren Marktanalyse, die das Vorhandensein eines Bedürfnisses nach fundierter und beurteilter politischer Information erkannte. Die historisch-politischen Zeitschriften waren dabei noch kein großes Diskussionsforum, Zuschriften fanden keinen dauerhaften Platz und eine gegenseitige Bezugnahme war selten. Der Standpunkt rasonnierender Zeitschriften wie des 'Monatlichen Staats-Spiegel' und der 'Europäischen Fama' war distanziert. Das Urteil wurde dem Rezipienten vorgetragen, an eine Diskussion mit ihm oder mit Vertretern anderer Meinungen war nicht gedacht. Kritiker sahen die Zeitschriften dennoch als Förderer von Meinungsvielfalt. Falls jemand *eine Opinion zuwege gebracht* habe, schlossen sich viele an, andere aber setzten ihre eigene Meinung dagegen.⁷² Im Vorwort zu 'Des Teutschen MERCURII Monatliche Unterredungen' von 1692 wurde die Absicht, meinungsbildend zu wirken, sogar ausdrücklich formuliert. Ziel sei, *mit modesten considerations zu vernünfftiger Gedancken Erweck und Nachsetzung/ auch Benehmung oder Bevorkommung der irrigen oder voreiligen unbedachten Meynungen aus den Begebenheiten den Kern kürztlich* darzustellen. Aus dem Kontext geht hervor, dass politische 'Aufklärung' beabsichtigt war, wobei man den Regierenden nicht vorgreifen wolle und stets objektiv zu bleiben gedenke, es gehe nur darum, *daß man das Licht gleichsam anzündet.*⁷³

Durch die überregional verteilte Zeitschrift wurde auch die darin transportierte Meinung überregional. Dabei bestand, wie die Forschungen Andreas Würglers gezeigt haben, zwischen den Meinungen vor Ort und den in den Journalen

⁷¹ Andreas Gestrich, The Early Modern State and the Public Sphere in 18th Century Germany, in: Peter Eckhard Knabe, Opinion, Berlin 2000, S. 1-13, S. 13.

⁷² [G. C. Hoffmann] (Anm. 37) Teil 1, S. 5.

⁷³ Des Teutschen MERCURII (Anm. 63) Mai 1692, beide Zitate auf S. 2.

verbreiteten durchaus ein Zusammenhang.⁷⁴ Meinungsbildung gab es zwar schon vorher und durch die Flugschriften war sie teilweise schon überregional. Was die Zeitschrift dagegen auszeichnete, war die Verbindung der 'Überregionalisierung' von Meinung mit Kontinuität. Johannes Weber hielt dies für wichtig genug, zu postulieren, mit der Zeitschrift beginne eine durch den aktiven politischen Meinungs- und Willensbildungsprozess gekennzeichnete Öffentlichkeit. Die Zeitung habe der absolutistische Staat noch verkraften und in gewisser Weise adaptieren können, nicht so die Zeitschrift.⁷⁵ Ein Vorgang wie die Entwicklung moderner Öffentlichkeit(en) erscheint jedoch zu komplex, um ihn allein mit dem Auftreten der Zeitschrift zu erklären, obwohl sie sicher daran Anteil hatte. Welche Rolle die historisch-politische Zeitschrift dabei spielte, ist noch nicht genau zu bestimmen. Was sie aber leistete, war eine Verstetigung und Intensivierung politischer Information, verbunden mit einer 'Überregionalisierung' von Meinungen.

⁷⁴ Andreas Würzler, Veröffentlichte Meinungen – öffentliche Meinung. Lokal-internationale Kommunikationsnetze im 18. Jahrhundert, in: Peter Eckhard Knabe, *Opinion*, Berlin 2000, S. 101-135.

⁷⁵ J. Weber (Anm. 26) S. 142-145. Abwägender und die Rolle anderer Medien einbeziehend: Holger Böning, *Welteroberung durch ein neues Publikum. Die deutsche Presse und der Weg zur Aufklärung. Hamburg und Altona als Beispiel*, Bremen 2002 (*Presse und Geschichte – Neue Beiträge*, Bd. 5), v.a. S. 178-187, 277-284.

Die Rückführung Herzog Ulrichs von Württemberg 1534/35 als mediales Ereignis

Katrin Ziegler

1. Einleitung

Im Frühling 1534 führt der ehemalige Herzog von Württemberg – Herzog Ulrich – zusammen mit Landgraf Philipp von Hessen ein Heer Richtung Württemberg. Durch diesen Feldzug, der schnell erfolgreich ist, erobert Ulrich das Herzogtum zurück, aus dem er fünfzehn Jahre vorher vertrieben worden war.

Über dieses Ereignis wird im Vorfeld, während des Feldzugs und kurz nach dessen erfolgreicher Beendigung mittels verschiedener Medien öffentlich kommuniziert. Die medial vermittelte Darstellung des Ereignisses formt die Wahrnehmung desselben. Was als Wirklichkeit erfahren wird, setzt sich aus unendlich vielen Facetten zusammen, entsteht ständig neu, ist nur in Ausschnitten erfassbar und als geteilte Wirklichkeit ohne Kommunikation nicht denkbar. Jeder einzelnen Äußerung liegt dabei eine bestimmte Wirklichkeitswahrnehmung zugrunde, jede Äußerung erzeugt gleichzeitig eine bestimmte Wirklichkeitswahrnehmung: Kommunikation beruht auf einem andauernden dialektischen Prozess, der Wirklichkeit hervorbringt.¹ Das Ereignis, das sich in der medialen Vermittlung widerspiegelt, lässt sich nicht auf eine Deutung festlegen. Es erscheint vielfach multipliziert, in der Form eines komplexen Interaktionsprozesses. Anhand der Medien, die unmittelbar im Zusammenhang mit der Rückeroberung Württembergs 1534 und 1535 erschienen – neben einer Medaillenprägung acht Flugschriften (zum Teil in mehreren Auflagen) und sieben Liedflugschriften² – soll versucht werden, die Aufarbeitung eines militärisch ausgetragenen Konfliktes in den Medien der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nachzuvollziehen, um Kommunikation als ein vielschichtiges Gewebe sichtbar werden zu lassen.

Schon auf den ersten Blick zeigt sich, dass die Schriften, die Lieder und die Medaille dasselbe Ereignis sehr unterschiedlich darstellen, dass die Autoren- und Rezipientenkreise differieren und dass mit Hilfe der Kommunikationsmittel ganz unterschiedliche Ziele verfolgt wurden. Gemeinsam ist ihnen, dass sie alle in direkter oder indirekter Form auf die Herrschaft Herzog Ulrichs über Württemberg

¹ Vgl. Peter L. Berger/Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a.M. 1980.

² Karl Steiff/Gebhard Mehring (Hg.), *Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs*, Stuttgart 1912, S. 253-325.

Bezug nehmen. Der Erhalt der Herrschaft, die Herzog Ulrich verloren gegangen war und die er nun zurückforderte, verlangte mehr als militärische Siege und Bündnisverträge – nur die legitime Herrschaft ist von Dauer. Drei Phasen, die Herrschaft mit medialer Hilfe ins rechte Licht zu rücken, lassen sich ausmachen: Bevor der militärische Sieg sicher war, musste der Herrschaftsanspruch als legitim gekennzeichnet und die anzweifelnde Version der Gegenpartei, die natürlich auf Illegitimität beharrte, abgewehrt werden. Nach dem siegreichen Feldzug musste die wiedergewonnene Herrschaft über Württemberg die passende Form finden und sich etablieren, um schließlich in die 'memoria', die geteilte Erinnerung, eingehen zu können. Es soll daher auch die Frage nach den unterschiedlichen Funktionen der medialen Formen gestellt werden, die genutzt wurden, um Ulrichs Herrschaft Legitimität zu- oder abzusprechen bzw. um der Herrschaft eine bestimmte Form zu geben.

Nach einem kurzen ereignisgeschichtlichen Abriss sollen nacheinander drei Mediengruppen in chronologischer Reihenfolge gemäß ihrem Erscheinen betrachtet werden, die an jeweils unterschiedliche Öffentlichkeiten adressiert sind: dabei handelt es sich zunächst um die Gruppe der Kriegsmanifeste, die sich an die politische Öffentlichkeit richtete und vor dem Feldzug publiziert wurde. Eine 'neue Zeitung' und die Liedflugschriften fanden erst während und kurz nach dem Feldzug ihre Verbreitung und richteten sich an die Öffentlichkeit des gemeinen Mannes. Die Medaille und die lateinischen Lobgedichte, adressiert an die Öffentlichkeit der Gelehrten, die erst nach dem vollständigen Sieg erschienen, bilden die abschließende Gruppe.

2. Herzog Ulrichs Restitution in Württemberg

Herzog Ulrich von Württemberg (1487-1550) wird allgemein als ein wenig umgänglicher Zeitgenosse beschrieben – als ein misstrauischer, gewalttätiger und tyrannischer Mensch.³

Im Jahr 1515 verübte Ulrich eigenhändig einen Mord an seinem Stallmeister Hans von Hutten. Im selben Jahr gelang Ulrichs Gattin Sabine von Bayern mit Hilfe des Edelmannes in württembergischen Diensten Dietrich Spät, Erbtruchsess und Obervogt zu Urach, und mehreren Rittern die Flucht vor ihrem Ehemann zu ihren Brüdern, den regierenden Herzögen von Bayern. Kaiser Maximilian erkannte Herzog Ulrich im November 1515 aufgrund seiner Verbrechen in die Acht und Aberacht. Bevor das Urteil in Kraft treten konnte, kam es im letzten Moment unter der Vermittlung der Landstände zu einem Ausgleich, der im Blaubeurer Vertrag festgeschrieben wurde und vorsah, dass Ulrich die Regierung Württembergs

³ Zum Folgenden vgl. Franz Brendle, *Dynastie, Reich und Reformation. Die württembergischen Herzöge Ulrich und Christoph, die Habsburger und Frankreich*, Stuttgart 1998.

auf sechs Jahre befristet an eine landständische Regierung abzutreten hatte. Herzog Ulrich hielt sich nicht an die Vereinbarung. 1518 erneuerte der Kaiser die Reichsacht unter Verweis auf den Bruch des Blaubeurer Vertrags, die endgültigen Beratungen wurden auf den kommenden Reichstag verschoben. Der Tod Kaiser Maximilians im Januar 1519 unterbrach die Urteilsfindung.

Das Machtvakuum nach dem Tod des Kaisers ausnutzend belagerte Herzog Ulrich im Frühjahr 1519 die freie Reichsstadt Reutlingen und eroberte sie. Er erkannte der Stadt ihre Rechte ab und machte sie zu einem Teil seines Herrschaftsgebiets. Der Schwäbische Bund, dessen Mitglied die Stadt Reutlingen war, legte Ulrich daraufhin Landfriedensbruch zur Last und überrannte Württemberg mit seinen Truppen.⁴ Herzog Ulrich konnte fliehen. Die folgende Zeit lebte er an verschiedenen Orten im Exil.

Die Bundesstände verkauften das Land 1520 an die Habsburger. Württemberg wurde unter eine Selbstregierung von adligen Räten und Ehrbarkeit gestellt und Ferdinand – der Bruder des Kaisers – zum erblichen Landesherrn erklärt.

Ulrich war währenddessen im Exil in der Schweiz in den Kontakt mit reformatorischem Denken gekommen und bekannte sich zum reformierten Glauben.

1519 und 1524 unternahm er zwei erfolglose Versuche Württemberg mit militärischer Hilfe zurückzuerobern. Doch erst die Bekanntschaft mit Landgraf Philipp von Hessen eröffnete Ulrich neue Perspektiven. Landgraf Philipp war ein Anhänger der lutherischen Lehre, ein kluger Taktiker und geschickter Politiker. Er gewährte Herzog Ulrich ab 1526 Exil in Hessen und nahm sich seiner Sache an. Philipp gelang es durch umfängliche diplomatische Aktivitäten, nach mehrjährigen Verhandlungen verschiedene Parteien über Glaubensgegensätze hinweg zur offenen oder verdeckten Unterstützung der Rückeroberungspläne Ulrichs zu bewegen. Im Frühjahr 1534 war es schließlich soweit. Der Feldzug war schnell erfolgreich: Nachdem das Heer am 1. Mai 1534 von Hessen aus Richtung Württemberg aufgebrochen war, kam es am 13. Mai zur Schlacht mit den unterlegenen königlichen Truppen bei Lauffen am Neckar. Zwei Tage später huldigte Stuttgart. Am 17. Mai 1534 war das gesamte Territorium bis auf die vier Landesfestungen Hohentübingen, Hohenurach, Hohenasperg und Hohenneuffen erobert. Diese fielen jedoch nacheinander am 19. Mai, 29. Mai, 2. Juni und Hohenneuffen schließlich am 6. Juni.

Den militärischen Sieg auch in einen bleibenden politischen Erfolg zu verwandeln dauerte etwas länger. Am 29. Juni 1534 schlossen König Ferdinand und Johann Friedrich von Sachsen im Namen Ulrichs von Württemberg und Philipps von Hessen in Kaaden bei Eger einen Vertrag, der festlegte, dass Ulrich sein Land als so genanntes Aferlehen, als erbliches Lehen vom Hause Habsburg statt vom

⁴ Horst Carl, Der Schwäbische Bund 1488-1534. Landfrieden und Genossenschaft im Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation, Leinfelden-Echterdingen 2000.

Kaiser erhalten sollte. Ulrich ließ sich mit der Ratifikation des Vertrages bis zum Februar 1535 Zeit. Er akzeptierte schließlich, empfand die Bestimmungen aber als eine Degradierung zur „Fürstenwürde zweiter Klasse“.⁵

Nach seiner Rückkehr machte sich Ulrich an die Durchsetzung der Reformation in Württemberg. Bereits am 15. Mai 1534 hatte er in Stuttgart einen protestantischen Gottesdienst gefeiert. Zur Reformierung des Landes setzte Ulrich zwei Theologen ein: Ambrosius Blarer, welcher der oberdeutschen Richtung des reformierten Glaubens nahe stand und den lutherischen Erhard Schnepf. Württemberg sollte so als Brücke zwischen den beiden Richtungen fungieren. Doch die Abendmahlsfrage wurde bald zum Streitpunkt. Nach verschiedenen Kompromissversuchen setzte sich die lutherische Anschauung durch.

1536 trat Württemberg als lutherisches Herzogtum dem Schmalkaldischen Bund bei.

3. Kriegsmanifeste

Die ersten Flugschriften, die sich im Jahr 1534 zur Württembergfrage äußerten und sämtlich vor der Militäraktion erschienen, waren so genannte Kriegsmanifeste. Dabei handelt es sich nach einer Definition von Konrad Reppen um als Flugschriften erschienene Staatsschriften, die in direktem Zusammenhang mit kriegesischem Geschehen stehen, indem sie den Beginn, den Wiederbeginn oder die Ausweitung eines Feldzuges oder eines Krieges begründen.⁶

Zehn verschiedene Ausgaben dieser Drucke finden sich allein in den Stuttgarter Archiven. Bei der ersten Flugschrift in diesem Zusammenhang handelt es sich um ein Schreiben Herzog Ulrichs und Landgraf Philipps an Ferdinand, das gleichzeitig auch – mit einer Vorrede versehen – als *öffentliches Ausschreiben* gerichtet an *Allen und yeden den dieser briefe furkompt*⁷ gedruckt wurde. Brief und Ausschreiben formulieren Herzog Ulrichs Anspruch darauf, *die naturlich Posses des entsetzten Furstenthumbs Wirtemberg vermög des heiligen Reichs Landtfriden und recht widerumb wie gemelt mit Gottes hilff und erlaupen mitteln zu recuperirn unnd zuerlangen*. Die Argumentation dient dazu, die bevorstehende Militäraktion gegenüber den Habsburgern juristisch zu legitimieren und Ulrich als den

⁵ Volker Press, Ein Epochenjahr der württembergischen Geschichte. Restitution und Reformation 1534, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 47 (1988), S. 203-234, S. 219.

⁶ Vgl. Konrad Reppen, Der Westfälische Friede und die zeitgenössische Öffentlichkeit, in: Historisches Jahrbuch 117 (1997), S. 38-83, S. 54.

⁷ Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 84 Bü 28, Grund und ursach des // fürgenommen Zugs inn das // Land Wirtemperg / Durch die // Durchleüchtigen Hochge=//bornen Fürsten unnd // Herren / Herrn // Ulrichen Hertzogen zu Wirt=//temperg / zc. Und Philipsen Landt= //grauen zu Hessen / zc. // Anno M.D.XXXIII. // [o.O.].

rechtmäßigen Herrscher über Württemberg auszuweisen. Die Fürsten beriefen sich dabei auf fehderechtliche Bestimmungen.⁸ Indem Ulrich sich und seine Vorfahren ausführlich als treue Lehensmänner des Kaisers und gerechte Herrscher über Württemberg in Szene setzt, ist es der Kaiser, der, offensichtlich aufgrund eines Mißverständnisses, das vormals intakte Lehensverhältnis bricht, als Ulrich von den Truppen des Schwäbischen Bundes angegriffen und aus seinem Land verjagt wird. Trotz Ulrichs ausdrücklichen Wunsches, *das ich mich des heiligen Römischen Reichs recht gutwilligklig underwarff zurecht erpott und rechts begerte*, war ihm anschließend rechtliches Gehör verweigert worden.

Rechtsverweigerung und Bestrafung ohne Rechtsgrund werden als Herrenfelonie gewertet, was dem Verletzten ein Widerstandsrecht zugesteht. Sich auf das Recht auf Gegenwehr gegen unrechte Fehde zu berufen, das auch Gewaltanwendungen gegen Kaiser oder König als Lehensherrn rechtfertigen konnte, war das Ziel der Ausführung.

Ferdinand antwortete Philipp und Ulrich auf ihr Schreiben zunächst brieflich per Boten. Ohne Wissen und gegen den Willen Ferdinands ließ Ulrich auch dieses Schreiben öffentlich im Druck ausgehen.⁹ Die Zurückhaltung und Kompromissbereitschaft in Ferdinands Antwort hatte es möglich gemacht, dass ihre Veröffentlichung den Argumenten Ulrichs eher eine größere Glaubwürdigkeit verlieh als dass sie sie entkräftete. In einer zweiten – für die Öffentlichkeit bestimmten – Antwort lieferte Ferdinand daraufhin eine Gegendarstellung. Sie richtete sich ebenfalls an *allen und yeden [...] denen dises unser offen Libell zu lesen oder zu hören fürkompt* mit der Absicht, *das der recht grund und die warheit in diesem fal wie sie an ir selbs ist an den tag und aller menigklich zu wissen komm* und sollte dazu dienen: *das sy nit allain gedachts Hertzog Ulrichs unnd Landgraf Philipsen außschreiben kain glauben geben, sich noch vil weniger irer kriegsempörung [...] nit anmassen noch tailhafftig machen*.¹⁰

Die Argumentation ist in allen Fällen eine rechtliche. Dennoch berufen sich die beiden Parteien auf unterschiedliches Recht: Die Fürsten führen mittelalterlich-fehderechtliche Bestimmungen an, die Teil des so genannten ‘göttlichen und natürlichen Rechts’ sind.¹¹ In diesem Sinne erfüllt das gedruckte Ausschreiben Ulrichs selbst die Funktion einer Fehdeansage. Kaiser und König verweisen dagegen

⁸ Vgl. Diethelm Böttcher, Ungehorsam oder Widerstand? Zum Fortleben des mittelalterlichen Widerstandsrechtes in der Reformationszeit (1529-1530), Berlin 1991, S. 25ff.

⁹ Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 1 Bü 3, König Ferdinandi // Antwort / auff die Ansu=//chung Hertzog Ulrichs // zu Wirtemberg / unnd // Landgraff Philip=//sen zu Hessen.// Item.// Hertzog Ul=//richs / und Lant=//graff Phi//lipsen// Gegenantwort.// [Marsburg, 23. Mai 1534].

¹⁰ Zweite Antwort König Ferdinands, Tübingen, Universitätsbibliothek, L I 13.4.

¹¹ Vgl. Otto Brunner, Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter, 5. Aufl. Darmstadt 1965, S. 17ff.

auf neue (schriftlich gesetzte) reichische Rechtsordnungen: [...] *und diese ordnung ist auffgericht mit wissen willn und zugeben unserer vorfaren am reich Rö:Kaysern und Künigen und von den selben unnd uns von anfang biß auff disen tag confirmiert und bestatt.*¹² Ein übergeordnetes göttliches und natürliches Recht, auf das sich die Fürsten so gerne berufen, um eine gewisse Unabhängigkeit von Kaiser und Reich zu unterstreichen, wird nicht zitiert. Konfessionelle Argumente werden nicht verwendet.

Es wurde allerdings nicht ausschließlich mit juristischen Argumenten operiert: Um Ulrich gegenüber der Öffentlichkeit zusätzlich zu diffamieren, legt die Gegendarstellung Ferdinands dem württembergischen Herzog neben dem Vorwurf des Rechtsbruchs außerdem moralische Verstöße gegen den Ehrenkodex zur Last. Gewöhnlicher Diebstahl, unfaires Verhalten im Kampf (das Ausschlagen von Rebstöcken während der Belagerung Reutlingens) und Wortbrüchigkeit werden u.a. genannt. So wird zum Beispiel der Raub am Vermögen der Reutlinger Bürger erwähnt: *als Er in die Statt kommen, haben Sy Ime die Schlüssel zu Iren Gwelben und gehaymnussen geben müssen. Als bald hat Er die selben öffnen lassen, darauß vil eherlicher Personen, Prelaten und vom Adel Ire kleynat Silbergeschirr Gelt unnd Brief [...] zu seinen handen genommen, im selbs geaignet und behalten.*¹³ Ein Angriff auf die Ehre war schwer zu kompensieren und konnte in der frühneuzeitlichen Gesellschaft aufgrund der in sich vielgestaltigen und widersprüchlichen Rechtsordnung unter Umständen wirksamer als eine rechtliche Konsequenz den Entzug der Herrschaftslegitimation bewirken.

Als Empfänger erscheinen im Fall dieser Flugschriften in erster Linie die Herrschaftsträger im Reich. Die Drucke richten sich vorwiegend an jene, die selbst eine politische Wirkmächtigkeit entfalten konnten, die sich in diesem Machtkampf zwischen Fürst und Kaiser (bzw. König) auf die eine oder andere Seite schlagen konnten. Zudem war ein adäquates Verständnis dieser Schriften ohne gewisse juristische Kenntnisse nicht möglich. Trotzdem erreichten diese Drucke eine breitere Öffentlichkeit als die einer politisch aktiven Elite. Im Volk verfasste Lieder (auf die noch genauer eingegangen werden wird) zeigen, dass der gemeine Mann den Inhalt dieser öffentlichen Kontroverse durchaus kannte: so werden die Ausschreiben in den Liedern zum Teil explizit erwähnt, auch finden sich manche Rechtsfloskeln wieder. Dennoch war ein angemessenes Verständnis für den gemeinen Mann nicht möglich. Das zeigt sich unter anderem daran, dass politische Zusammenhänge nicht erkannt werden. Die Rolle des Schwäbischen Bundes wird wie folgt kommentiert: *vil fürsten und vil herren die haben sich zuzamen ton hertzog Ulrichen zu einer ere und haben in wißen lon, ir schwäbischer*

¹² Wie Anm. 10.

¹³ Wie Anm. 10.

*bund der sei auß, sie wöllen im wider helfen gen Württemberg in sein haus.*¹⁴ Die mit juristischen Argumenten geführten Auseinandersetzungen werden zu rein persönlichen Konflikten umgeformt: Ulrich treibt die Sehnsucht nach der Heimat zurück, der Topos der 'falschen Räte' erklärt die Vertreibung Ulrichs, Philipp hilft Ulrich aus verwandtschaftlicher Verbundenheit etc.

In einem weiteren öffentlichen Schreiben, das auch den Kriegsmanifesten zuzuordnen ist, wendet sich Herzog Ulrich explizit an seine Untertanen. Er kündigt darin die Rückeroberung seines Herzogtums an und fordert die Bewohner Württembergs unter Strafandrohung zum Gehorsam auf. Im Gegensatz zu den anderen Schriften im Vorfeld der Rückeroberung hält es Herzog Ulrich in diesem Zusammenhang nicht für notwendig, den geplanten Feldzug auf eine rechtliche Grundlage zu stellen. Hier geht es ihm allein darum, deutlich zu machen, dass alles was geschieht der väterlicher Fürsorge zum Besten des Volkes entspringt:

*Nach dem wir in vergangen Jaren von euch und ir von uns thatlicher weis und widder billigkeit gedrunge worden sein, und nicht zweifeln, das solchs dem meherertheill unser frommen Landschafft herzlich leid gewesen, [...] unnd demnach unser Landschafft bisheer uns vorenthalten und mitlerzeit mancherley beschwerung leiden unnd ubersehen müssen, so haben wir uns derselben auch unser, unser nachkommen und Stams elend bewegen lassen Und mit Gottes, auch des Hochgepornen Fursten Hern Philipsen Landgrave zu Hessen Graven zu Catzenelnbogen unsers freundlichen lieben vettern und andere unsere Hern und freunde hilff, uffgemacht, Inn willen die unsern von solcher beschwerung widerumb zuentledigen unnd zum haus Wirttemberg zubringen.*¹⁵

Das Herrschaftsverhältnis, das Ulrich bei dieser Gelegenheit entwirft, enthält Züge einer Patrimonialherrschaft von familiärem Charakter. Ulrich stilisiert sich zum Hausvater, der als Gegenleistung für landesväterliche Fürsorge den Gehorsam seiner Untergebenen erwartet. Seine Herrschaft legitimiert sich auch hier durch göttlichen Willen. Von den Untertanen erwartet er die Anerkennung als *ewern angebornen Landtsfursten von Wirtembergk und dem ir von Gott recht zusteet*. Das Gottesgnadentum und die Betonung des dynastischen Erbrechts verleihen ihm die Möglichkeit einer autonomen Herrschaftsmacht, im Gegensatz zu einer vom Kaiser delegierten Befugnis.¹⁶

¹⁴ K. Steiff/G. Mehring (Anm. 2) Lied Nr. 65, Str. 6, S. 298f.

¹⁵ Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 84 Bü 28, Wir Ulrich von Gots gnaden/ // Hertzog zu Tegk unnd Wir=/temberg / Grave zu Mumpelgart / Geben allen yeden // unsern Lehenleuthen und unterthanen / unsers Fursten=/thumbs zu Wirtemberg die darinn wonen / Auch allen burgern und // bawersleuthen / unsern underthanen / zuerkennen.//.

¹⁶ Vgl. dazu Fritz Kern, Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter. Zur Entwicklungsgeschichte der Monarchie, Darmstadt 1962, S. 12; Dietmar Willoweit,

Dass die strenge Aufforderung Wirkung zeigte, lässt sich an den Liedern ablesen, auf die im Folgenden eingegangen wird.

4. 'Neue Zeitung' und Liedflugschriften

Im Gegensatz zu den Kriegsmanifesten zielen die 'neue Zeitung' und die Lieder auf die von Michael Schilling so bezeichnete „Öffentlichkeit des gemeinen Mannes“.¹⁷

So genannte 'Newe zeittungen' versprechen ihren Käufern die Behandlung eines neuen, in dieser Form bisher unbekanntes Ereignisses, sie befriedigen die Nachfrage nach Neuigkeiten über aktuelles Zeitgeschehen. In diesem Fall handelt es sich dem Titel nach um eine *Newe zeittung von des Landtgrafen zu Hessen und Hertzog Ulrichs von Wiertenberg kriegshandlung und gehaltenem Scharmützel gemelter Fürsten mit Pfalzgraff Philipsen und Rö Königlicher Maiestat zc. kriegsvolck Auch von der eroberung des wiertenbergischen Lands zc. 1534*.¹⁸

Die Flugschrift erscheint kurz nach dem militärischen Sieg. Durch angebliche Augenzeugenschaft des anonymen Autors verbürgt, erfährt der Leser (bzw. Hörer) einiges über den Hergang der Schlacht, die Befehlshaber, die Truppenstärke und den Verlauf der Aktion. Exakte Maßangaben sollen die Authentizität der Augenzeugenschaft bestätigen: so wurden pro Tag 532 Kanonenschüsse abgegeben, 12 000 Landsknechte waren aufmarschiert, 60 Wagen gingen verloren, 200 Gefallene waren zu beklagen...

Der Autor bemüht sich dabei, eine möglichst wertfreie Schilderung der Ereignisse zu liefern. Die Anekdoten jedoch, die er dem Geschehen beigibt, ordnen den Akteuren verschiedene Qualitäten zu: Gnade und Milde dem Herzog und dem Landgrafen, Stolz und Würde ihrem Gegenspieler. Der Autor verfügt über keine höhere Bildung, seine Sprache ist einfach. Der Erzählmodus der Schrift orientiert sich an den Merkmalen einer 'face-to-face'-Kommunikation. Zustandsbeschreibungen gelingen ihm nur mit Hilfe illustrierender Beispiele. Informationen auszulassen, hinzuzufügen oder zu übertreiben waren die einzigen taktischen Mittel, die ihm zu Gebote standen.

Auffallend ist, dass die Darstellung der Ereignisse nicht in einen übergeordneten Zusammenhang gestellt wird, es handelt sich vielmehr um eine lose Aneinanderreihung einzelner Szenenbeschreibungen ohne kausale Verknüpfungen. Weder die Schauplätze und Handlungen noch die handelnden Personen erhalten eine in-

Rechtsgrundlagen der Territorialgewalt. Landesobrigkeit, Herrschaftsrechte und Territorium in der Rechtswissenschaft der Neuzeit, Köln 1975, S. 99 und S. 131ff.

¹⁷ Michael Schilling, Bildpublizistik der frühen Neuzeit. Aufgaben und Leistungen des illustrierten Flugblatts in Deutschland bis um 1700, Tübingen 1990.

¹⁸ Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HBF 1681.

dividuelle Gestalt. Ebenso wenig will der Holzschnitt auf der Titelseite der Druckschrift einen authentischen Eindruck des Schauplatzes und des Geschehens vermitteln: er zeigt ein Gemetzel gerüsteter Landsknechte vor dem Hintergrund einer auswechselbaren Landschaft. Statt einer jeweils individuellen Ausformung greift der Autor auf typisierte Darstellungsmuster zurück. Gleiches lässt sich auch bei der Darstellung des Geschehens in den Liedern beobachten.

Die Lieder verbreiteten sich ebenfalls indem sie gedruckt und als Flugschrift öffentlich verkauft wurden. Darüber hinaus wurden die Texte mündlich weitergegeben – in der mnemotechnisch günstigen Form des Reimes lässt sich der Inhalt gut erinnern und erreicht so auch den Nicht-Lesekundigen. Die meisten dieser Lieder waren Kontrafakturen – d.h. der neue Text bediente sich einer bereits bekannten Melodie. Die Lieder sind sämtlich schlicht und schmucklos, die Reimform und die Sprache sind einfach. Häufig wird im jeweiligen Dialekt gedichtet. Die Autorenschaft kann oder soll dem gemeinen Mann zugeschrieben werden. Dass die ‘Stimme aus dem Volk’ auch eine geschickte, propagandistische Inszenierung darstellen kann, legt zumindest eines der folgenden Lieder nahe.

Inhaltlich unterscheiden sich die Lieder, die während oder unmittelbar nach der Eroberung entstanden (bis Anfang Juni) von denen, die erst in den folgenden drei Monaten verbreitet wurden. Gemeinsam ist ihnen allen, dass sie sich ausschließlich zugunsten Herzog Ulrichs äußern, nicht wider ihn. Der Grund könnte zum einen in möglichen Zensurmaßnahmen zu suchen sein, zum anderen ist auch eine gezielte Beeinflussung der öffentlichen Meinung von obrigkeitlicher Seite her denkbar.

Die frühen Lieder beschäftigen sich vorrangig mit zwei Themen: Das sind das persönliche und allgemeine Leiden unter der Fremdherrschaft und die allgemeine Kritik an der Herrschaft der Habsburger. Das besondere Anliegen dieser Lieder war es offensichtlich, Distanz zur Habsburger Herrschaft zu demonstrieren. Wer sich so äußerte, stellte seinen Gehorsam unter Beweis, sogar rückwirkend. Das klingt zum Beispiel so:

Ich dorft nicht von ihm sagen, man hett mich sonst verjagen und mir mein kopf abschlagen, ich het kein fried noch gleit, turn, wag was mir bereit! Wann ich von im wolt sagen, so was mein sorg dabei, daß mich keiner tet außtragen, und forcht verreterei mit klaffen und mit schwetzen vor den gelüpten herzen.¹⁹

Oder auch so:

Aber's stündlin ist wider kommen, das lang im land verboten war, daß man herzog Uolrich den frommen wider kecklich nennen darf und sprechen, er

¹⁹ K. Steiff/G. Mehring (Anm. 2) Lied Nr. 60, Str. 2 und 3, S. 264.

*kompt, will sein erbland han; wans einer im jar darvor het gsait, und hetts ain canzleischer gehört, so muß er har han glon.*²⁰

Der Ich-Autor der Texte, der sich als ‘Mann aus dem Volk’ zu erkennen gibt und seine Stellungnahmen scheinbar aus einem persönlichen Empfinden und Beobachten heraus formuliert, aber anonym bleibt, bietet sich als Identifikationsfigur für jedermann an.

Wo auf die Ereignisse der Rückeroberung selbst eingegangen wird, zeigt sich, dass sie einem festen Deutungsschema unterliegen: Die Auseinandersetzung um Württemberg wird zu einem Kampf ‘gut gegen böse’ stilisiert. Während Ulrich und Philipp die klassischen Fürstenqualitäten Milde, Frömmigkeit, Edelmut und Ehrenhaftigkeit besitzen, werden der Gegenpartei der Habsburger (wobei es vermieden wird, Ferdinand oder gar Karl direkt zu nennen) Verschwendung und Eitelkeit zur Last gelegt – die klassischen Topoi zur Kennzeichnung schlechter Herrschaft. Aus dem politischen Konflikt wird eine rein personale Auseinandersetzung – ein Zweikampf, den der Gerechte gewinnt. Häufig dargestellt als Auseinandersetzung zwischen Ulrich und dem Verräter aus dem württembergischen Volk namens Dietrich Spät, der auch 1515 an der Flucht Sabine von Bayern maßgeblich beteiligt gewesen war. Die wertende Schwarz-Weiß-Zeichnung unterlegt dem Ganzen eine apokalyptische Dimension: Die mittelalterlich-religiöse Deutung macht aus der Auseinandersetzung zwischen den Parteigängern König Ferdinands und Herzog Ulrich ein Stück Heilsgeschichte. Der Sieg Ulrichs ist ein Gottesurteil, dieses Urteil legitimiert seine Herrschaft.

Die reformatorischen Absichten des Herzogs werden zu diesem Zeitpunkt noch nicht erwähnt. Das ändert sich in den folgenden Monaten.

Die Lieder, die erst in den auf die Eroberung folgenden Monaten – Juli, August, September – geschrieben wurden, zeigen erste Reaktionen auf die Durchsetzung der Reformation im Land. Daneben wird das Geschehen der Rückeroberung weiter ausgeschmückt. Die heilsgeschichtliche Konnotation verfestigt sich in Bildern und Metaphern (z.B. der gute Hirsch [Ulrich], der von den bösen Jägern gejagt wird).²¹ Einzelne Ulrich-Gegner der vergangenen Jahre werden in den Liedern öffentlich diffamiert.

Die Reformation des Herzogtums macht sich zunächst vor allem in antiklerikalen Äußerungen bemerkbar – dem kleinsten gemeinsamen Nenner aller reformatorischen Strömungen, die beim gemeinen Mann auf breite Zustimmung stießen.²² Der Schritt von einer heilsgeschichtlich-apokalyptischen Deutung zu einer

²⁰ K. Steiff/G. Mehring (Anm. 2) Lied Nr. 63, Str. 15, S. 284.

²¹ Vgl. z.B. K. Steiff/G. Mehring (Anm. 2) Lied Nr. 64, Str. 3, S. 290; Lied Nr. 62, Str. 1 und 29, S. 275ff.

²² Vgl. Hans-Jürgen Goertz, Antiklerikalismus und Reformation. Sozialgeschichtliche Untersuchungen, Göttingen 1995.

reformatorisch inspirierten war zudem nicht weit: mit Ulrich siegt durch Gottes Hilfe so nicht nur das Gute, sondern auch der richtige Glauben.

Dass es auch im Interesse der Obrigkeit war, die neue/alte Herrschaft des Herzogs durch die Zustimmung der Untertanen zu festigen und darüber hinaus, ihn nicht nur als Fürst sondern auch als Reformator zu bestätigen, zeigt ein Lied, das mit großer Wahrscheinlichkeit von Ulrich bzw. seinen Beratern in Auftrag gegeben wurde, aber die Fiktion eines einfachen Autors aufrechterhält. So wird Ulrich von einem Bäckergesellen gepriesen, der über erstaunliche Kenntnisse des Alten und Neuen Testaments verfügt. Sein Lied betont den göttlichen Auftrag Württemberg zu reformieren, den Ulrich erhalten hat:

O edler fürst so hochgeborn,/ wie hand sie deine schefflin bschorn / so gar uf dirrer heide! / du hast das schwert in deiner hand, / das dir Gott vom himmel hat gesant, / für sie uf gute waide / nach Christi wort und seiner ler, / so samlest dir ein großes her;/ den wolf treib aus dem lande, / der seine schefflin hat verfür, / verjagt, verbißen und ermirdt; / raich inen dein gnedig hande!²³

Als 'Werkzeug Gottes' soll der Herzog tätig werden und sich als guter Hirte seinen Schäfchen annehmen: an die altbekannte Verpflichtung des Herrschers zu Schutz und Schirm schließt sich so die väterliche Sorge um das Seelenheil der Untergebenen an – auf diese Weise wird der geforderte Gehorsam moralisch untermauert.

Auf eine ganz andere Art und Weise formen die humanistisch gebildeten Dichter das Bild des Herrschers.

5. Lateinische Panegyrik und eine Medaille

Im Sommer 1534 erschienen zwei Lobgedichte auf die erfolgreiche Rückeroberung Württembergs in lateinischer Sprache im öffentlichen Druck, verfasst von Theodor Reysmann (1503[?]-1543)²⁴ und Helius Eobanus Hessus (1488-1540),²⁵ ein weiteres Lobgedicht von einem Autor namens Michael August²⁶ im Jahr darauf.²⁷ Diese Texte unterscheiden sich in mehrerlei Hinsicht von den Liedern. Angefangen natürlich bei der Sprache: das verwendete Latein schloss den gemeinen

²³ K. Steiff/G. Mehring (Anm. 2) Lied Nr. 61, Str. 17 und 18, S. 268f.

²⁴ Gustav Bossert, Dietrich Reysmann, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 53, 1971 (Nachdruck der ersten Auflage von 1907), S. 325ff.

²⁵ Gerhard Taddey, Helius Eobanus Hessus, in: Gerhard Taddey (Hg.), Lexikon der deutschen Geschichte bis 1945, 3. überarb. Aufl. Stuttgart 1998, S. 553.

²⁶ Über diesen Autor sind m.E. keine Daten verfügbar.

²⁷ Alle drei Texte befinden sich in Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, (Theodor Reysmann) Fr.D.qt.504; (Eobanus Hessus) Fr.D.qt.322; (Michael August) HBF 2821.

Mann von der Rezeption aus. Die Lobgedichte wenden sich an die Elite der Gelehrten. Auch die Form des Gedichts hielt sich streng an die Vorgaben antiker Redekunst hinsichtlich des Einsatzes der Stilmittel, der Stilhöhe etc. – das Gedicht ist so selbst schon Ausweis humanistischer Gelehrsamkeit. Aber auch die inhaltliche Gestaltung weicht von der in den Liedern ab:

Die Lieder hatten das Geschehen der Rückeroberung aus einer mittelalterlich-heilsgeschichtlichen Perspektive als Sieg des Guten gegen das Böse mit göttlicher Hilfe verstanden. Die Fürsten Ulrich und Philipp waren dabei letztlich nicht mehr als die Ausführenden eines göttlichen Beschlusses. Die lateinischen Lobgedichte nach antikem Muster widmen sich dagegen dem Tatenlob. Die vorangegangene Konfliktsituation wird weitgehend ausgeblendet. Wo von der Kriegsmotivation gesprochen wird, machen sich die Dichter die Argumentationsweise Ulrichs zu Eigen, die er in seinen Ausschreiben verbreitet hatte.

Der selbstbestimmte, tätige Fürst steht inhaltlich im Mittelpunkt. Die Gedichte zeigen die vielseitige, facettenreiche Person des Fürsten (im einen Fall Ulrich, im anderen Philipp) – seine herausragenden Eigenschaften, die ihn zum Herrscher prädestinieren. Mit Hilfe einer Fülle von antikem Vergleichspersonal – Landgraf Philipp z.B. ist ein zweiter Alexander, ein Pompeius, Odysseus, Cäsar und Moses – wird der Fürst zur vielseitigen Kunstfigur. Militärische Niederlagen und Ulrichs Vertreibung ins Exil werden durch Vergleiche – wie zum Beispiel mit den Irrfahrten des Aeneas und des Odysseus – aufgewertet und erhalten so eine positive Konnotation. Der Fürst erscheint nicht nur in der einen Rolle als guter Herrscher, seine Person enthält viele ganz verschiedene Seiten, die ihn jeder Situation gewachsen sein lassen. Der militärische Sieg ist daher in diesem Fall das Ergebnis der Taten einer herausragenden Persönlichkeit wie Ulrich bzw. Philipp.

Dennoch wäre es falsch anzunehmen, dass humanistische Bildung automatisch bedeutete, die heilsgeschichtliche Sichtweise zu überwinden: der Autor des dritten Lobgedichts sieht im Sieg der Fürsten erneut ein Gottesurteil.²⁸

Auf die Reformation wird dagegen in allen Fällen nur am Rande Bezug genommen.

Die Autoren, denen ein ganz neues künstlerisches Selbstbewusstsein zu Eigen ist, verzichten nicht auf eine angemessene Selbstpräsenz im Text und die Zurschaustellung ihres Wissensschatzes. Sie empfehlen sich mit diesem Tatenlob ihren Fürsten. Mindestens eines der drei Gedichte wurde vom Fürsten selbst in Auftrag gegeben. Kunst ist eine Dienstleistung, indem sie Identifikationsmodelle für den öffentlichen Gebrauch produziert.

Als ein weiteres Medium der Selbstinszenierung vor einem exklusiven Publikum stellt sich auch die Porträtmedaille dar.

²⁸ Lobgedicht von Michael August.

Medaillen waren kein Zahlungsmittel. Sie wurden häufig als Geschenk überreicht und dienten als Gedenkstücke im privaten Bereich.²⁹ Fürsten und gelehrte Bürger begannen im 16. Jahrhundert, in erstaunlichem Umfang Medaillen zu sammeln.³⁰

Herzog Ulrich gab die Medaille mit seinem Porträt 1535 in Auftrag, zu einem Zeitpunkt als er den Friedensvertrag in Kaaden ratifizierte.³¹ Ein Vertrag, den er – wie bereits erwähnt – gerne abgelehnt hätte, da er die Tatsache, sein Lehen als so genanntes Aferlehen aus den Händen der Habsburger zu empfangen statt direkt vom Kaiser, als Demütigung empfand.

Die Medaille zeigt auf der einen Seite das Brustbild des Herzogs.³² Ulrich ist in Dreiviertelansicht dargestellt, er trägt zivile Kleidung: einen Federhut, Hemd, Pelzmantel und eine Kette. Sein Bart verleiht ihm die Dignität eines gereiften Mannes in den besten Jahren. Indem sich der neue alte Herrscher in akzeptierte Ordnungen einfügt und deren allgemeinverständliche Zeichen gebraucht – sei es das Muster der Porträtmedaille, seien es ziviler Federhut und Pelzkragen – profitiert die wiedergewonnene Herrschaft von der Stabilität des ‘Systems, nimmt deren Konstanz auch für sich in Anspruch und erweckt den Anschein ungestörter Kontinuität, als wäre es nie anders gewesen. Keine herrschaftslegitimierenden Insignien weisen auf die Mittelbarkeit der Macht hin. Allein die Gestalt des siegreichen Fürsten verkörpert die Herrschaft über Württemberg. Eingerahmt wird die Darstellung von seinem Titel: *Von Gottes Gnaden Ulrich Herzog zu Württemberg und zu Teck Graf zu Mömpelgard etc.* Die andere Seite der Medaille zeigt das württembergische Wappen umrundet von einem Bibelzitat: *verbum Domini manet in aeternum* (Gottes Wort bleibt in Ewigkeit). Es handelt sich dabei um einen weit verbreiteten Wahlspruch der reformatorischen Partei.³³

Wie im Falle des humanistischen Tatenlobs steht auch hier das erfolgreiche Individuum im Mittelpunkt. Der individuell gezeichnete Fürst bezieht seine Legitimation trotz des Hinweises auf göttliche Gnaden aus der Immanenz, die Medaille zeigt den Herrscher, unverwechselbar Ulrich, der die Herausforderung der sich wandelnden Zeit tatkräftig angenommen hat und hier seinen ungeschmälerten Herrschaftsanspruch formuliert.

²⁹ Ulrich Klein/Albert Raff, Die württembergischen Medaillen von 1496-1797, Stuttgart 1995, S. 10.

³⁰ Hugo Schnell, Martin Luther und die Reformation auf Münzen und Medaillen, München 1983, S. 13.

³¹ Vgl. Ludwig Friedrich Heyd, Ulrich, Herzog zu Württemberg, hg. von Karl Pfaff, Bd. 3, Tübingen 1844, S. 26 und 28f.

³² Vgl. U. Klein/A. Raff (Anm. 29) S. 20.

³³ Vgl. F. J. Stopp, *Verbum Domini manet in Aeternum. The Dissemination of a reformation slogan, 1522-1904*, in: Siegbert S. Praver/R. Hinton Thomas/Leonard Forster (Hg.), *Essays in German Language, Culture and Society*, London 1969, S. 123-135.

Von großer Aussagekraft ist besonders das bekannte Bibelzitat, mit dem Ulrich deutlich eine konfessionspolitische Aussage trifft. Als Reaktion auf die durch den Friedensvertrag verschlechterte Rechtsstellung der württembergischen Dynastie wird die Rückeroberung Württembergs in eine reformatorisch-konfessionelle Perspektive gerückt. Das offene Bekenntnis zum Protestantismus eröffnete Ulrich neue politische Handlungsoptionen.

Mit dieser Medaille machte Ulrich selbstbewusst seine Stellung im Machtgefüge des Reiches deutlich. Er präsentiert sich als 'vollwertiger' Fürst, der zudem die Macht der protestantischen Partei hinter sich weiß. Gegenüber der politischen Öffentlichkeit des Reiches wird so der Erinnerung an das Geschehen in einer Art und Weise Dauer verliehen, die den Herrschaftsanspruch des Hauses Württemberg nachdrücklich unterstreicht.

6. Zusammenfassung

Die vorgestellten Medien sind im Wesentlichen Zeugnisse einer medial vermittelten, öffentlichen Auseinandersetzung, welche die Legitimation, die Ausgestaltung und das Verständnis von Herzog Ulrichs Herrschaft über Württemberg verhandelte. Dabei zeigte sich die Vielgestaltigkeit des Mediums Flugschrift. Sie ist 1534/35 ein fest etabliertes und viel genutztes Medium.

Es wird deutlich, dass verschiedene Bevölkerungsgruppen die Medien unterschiedlich handhaben und unterschiedlich verstehen. Dennoch werden die Medien stets reflektiert benutzt. Die Wahl des Mediums und die Gestaltung der Information sind dem jeweiligen intendierten Rezipienten angepasst. Obgleich die Rezeption auch über die anvisierten Kreise hinausgeht.

Die Flugschrift ist ein politisches Mittel, das taktisch klug eingesetzt werden konnte. Herzog Ulrich nutzte die Veröffentlichung seiner Ausschreiben und die seiner Gegner, um seinem Herrschaftsanspruch eine rechtliche Legitimationsbasis zu schaffen. Er richtete sich dabei an die gesamte politische Öffentlichkeit des Reiches. Ferdinand begegnete ihm mit der entsprechenden öffentlichen Gegendarstellung.

Ganz gezielt wirkte Ulrich in einem Schreiben auf seine Untertanen ein, obwohl der mediale Aufwand, der für die gelehrten Kreise und den politisch wirkmächtigen Adel getrieben wurde, sehr viel größer war. Als es nach der Rückeroberung um die Definition und die Konsolidierung von Ulrichs Herrschaft ging und das Argument des reformierenden Fürsten erstmals Verwendung fand, benutzte der neue/alte Herrscher zwar geschickt das Lied – das Medium des Volkes – um sich in seinem hausväterlichen Status zu etablieren, im Mittelpunkt des Interesses standen jedoch wieder die gesellschaftlichen Eliten. Die Darstellung des Fürsten in lateinischen Versen oder als Medaillenprägung sollte ihnen das ge-

wünschte Bild des Herzogs näher bringen und die zukünftige Erinnerung an das Ereignis gestalten.

Doch nahm auch der gemeine Mann an der öffentlichen Kommunikation teil. Auch er war Produzent, Rezipient und Konsument. Flugschrift und Lied wurden gezielt eingesetzt, um die Württemberger Untertanen zu beeinflussen, Lieder dienten der Bevölkerung ihrerseits dazu, Stellung zu beziehen. Die *newen zeittungen* befriedigten schließlich die Neugier Jedermanns.

Dennoch trennte Volk und Elite eine unterschiedliche Wirklichkeitswahrnehmung: Im Gegensatz zu den gebildeten Autoren konnte sich der einfache Lieddichter kaum von der sinnlichen Wahrnehmung lösen. Der Interpretationsraum dahinter kannte nur ein einziges Muster: das der heilsgeschichtlichen Erlösung. Die Grenzen zwischen den verschiedenen Wirklichkeitsdeutungen sind aber dennoch nicht als statisch zu betrachten. Die Übergänge zwischen Altem und Neuem, zwischen mittelalterlich-fehderechtlichem Denken und modernen reichsrechtlichen Bestimmungen, zwischen einer statischen, heilsgeschichtlichen und einer linearen, offenen und individuellen Zeit- und Wirklichkeitswahrnehmung müssen fließend gedacht werden.

Neben der Vielseitigkeit der öffentlichen Kommunikation in den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts zeigt sich auch, dass der selbstbewusste und selbstbestimmte neuzeitliche Fürst in einem großen Maße auf die medial vermittelte Darstellung seiner Herrschaft angewiesen ist. Wachsende Distanz kennzeichnet das Verhältnis zwischen Herrscher und Untertan ebenso wie eine zunehmend wahrgenommene Differenzierung der Rezipientenkreise.

Die Medien selbst und ihre Produzenten stehen dabei erst am Anfang ihrer Karriere, ihre Bedeutung für sämtliche Herrschaftsträger hat sich bis zum heutigen Tag bestätigt.

Die Publizistik des Siebenjährigen Krieges

Manfred Schort

Der Siebenjährige Krieg (1756-63) bewegte die Gemüter wie kaum eine andere Auseinandersetzung zuvor, was sich in einer ungeheuren Flut von Presseerzeugnissen niederschlug. So enthält beispielsweise die von dem Regensburger Buchhändler Leopold Montag herausgegebene zeitgenössische Flugschriftensammlung, die 'Teutsche Kriegs-Canzley', insgesamt 1 556 Titel in 18, jeweils etwa 1 000 Seiten starken Quartbänden.¹ Das mag mit ein Grund dafür sein, dass es bis heute keine Gesamtdarstellung zur Publizistik gibt. Die meisten Arbeiten beschränken sich entweder auf den Beginn des Krieges, behandeln nur eine Kriegspartei oder greifen bestimmte Einzelthemen heraus.² Im Rahmen meiner Dissertation habe ich

¹ 'Teutsche Kriegs-Canzley', Bd. 1-18, Frankfurt u. Leipzig 1757-63; Sie war übrigens die Fortsetzung der in Format und Umfang identischen (einbändigen) 'Sammlung der neuesten Staats-Schriften zum Behuf der Historie des jezigen Krieges in Teutschland auf das Jahr 1756. Frankfurt und Leipzig, 1757'. Außerdem wurden die 'Acta Publica, oder Sammlung aller Staatsschriften, welche seit denen im Jahr 1756 zu London und Versailles geschlossenen Allianz-Tractaten an das Licht gekommen sind und noch kommen werden. Erster bis Fünfter Theil. Wien und Prag, gedruckt und verlegt bey Johann Thomas Trattner, kaiserl. königl. Hof-Buchdruckern und Buchhändlern, 1756-58', herangezogen, die bemerkenswerterweise selbst vom Reichshofrat indizierte (pro)preußische Staats- und Flugschriften abdruckten.

² Die Preussische[n] Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II., Bd. 3, hg. von Heinrich v. Sybel u. Gustav Schmoller, bearb. von Otto Krauske, Berlin 1892 können aufgrund der Quellenbasis nach wie vor als Standardwerk gelten. Sie brechen aber ungefähr mit dem Jahreswechsel 1756/57 ab und verbreiten ein, wenn auch gemäßigtes, borussisches Geschichtsbild. Während für Sachsen mit Paul Müller, Der Ursprung des siebenjährigen Krieges im Lichte der sächsischen Publizistik 1756-1758, Leisnig 1911 ein Gegenstück existiert, das allerdings derselben Epoche entstammt, ebenfalls nur die erste Phase des Krieges behandelt und, ganz zu unrecht, bisher nur wenig Beachtung gefunden hat, gibt es für die österreichische/kaiserliche Publizistik noch nichts vergleichbares. Daneben fand die Publizistik, die im Umfeld des Achtprozesses entstand, v.a. in der älteren Forschung eine gewisse Beachtung. Während allerdings Friedrich Thudichum, Der Achtsprozeß gegen Friedrich den Großen und seine Verbündeten 1757 und 1758, in: Festschrift der Tübinger Juristenfakultät für Rudolph von Ihering, Tübingen 1892, S. 159-185 und Arnold Schäfer, Zur Geschichte der katholischen Propaganda in der Zeit des siebenjährigen Krieges, in: Historische Zeitschrift 25 (1871), S. 108-118, die preußische Argumentation kritiklos übernahmen, bemühte sich Hermann Meyer, Der Plan eines evangelischen Fürstenbundes im siebenjährigen Kriege, Celle 1893 um eine objektivere Beurteilung der verschiedenen Rechtspositionen. Neue-

mich mit dem Teil der Publizistik beschäftigt, den der Konflikt Preußens mit Österreich bzw. dem Reich hervorbrachte, und der bereits den Zeitgenossen als 'Dritter Schlesischer Krieg' bewusst war.³ Da die Flugschriften fast ausnahmslos anonym erschienen, galt es zu ermitteln, ob es sich um eine offizielle bzw. offiziöse Staatsschrift oder um eine auf private Initiative eines Gelehrten erschiene Abhandlung handelte. Anhand der Presseerzeugnisse und archivalischer Quellen lässt sich zeigen, mit welchen Argumenten und propagandistischen Mitteln beide Seiten um die öffentliche Meinung rangen, wie sie sie durch den Einsatz einer gezielten Nachrichtenpolitik zu steuern versuchten und inwieweit sie damit auf der Rezipientenebene erfolgreich waren. Dazu wurden bei ausgiebigen Archivstudien in Berlin und Wien u.a. die Gesandtenberichte aus den wichtigsten damaligen Nachrichtenzentren – Regensburg, Hamburg und Den Haag – ausgewertet.⁴

re Arbeiten bedienten sich der Flugschriftenliteratur, um die Idee des Gleichgewichts der Mächte als Mittel der Friedenssicherung zu analysieren, dem Phänomen nachzuspüren, wie es Preußen gelingen konnte, sich gegen militärisch und ökonomisch weit überlegene Feinde zu behaupten, die weit ins 18. Jahrhundert zurückreichenden Wurzeln des modernen Patriotismus und Nationalismus freizulegen und schließlich deutlich zu machen, wie die von preußischer Seite auf die Spitze getriebene antikaiserliche Publizistik des Siebenjährigen Krieges entscheidend bei der Zersetzung des Reichsbewusstseins mitgewirkt hat, vgl. dazu Harald Kleinschmidt, *The Balance of Power. An Historical Caveat III u. IV*, in: *Rekishijinrui* 21 (1993), S. 3-77, S. 15f. und 22 (1994), S. 3-45, S. 4f., Johannes Kunisch, *Mirakel des Hauses Brandenburg. Studien zum Verhältnis von Kabinettpolitik und Kriegführung im Zeitalter des Siebenjährigen Krieges*, München/Wien 1978, Harm Klüeting, *Die Lehre von der Macht der Staaten. Das außenpolitische Machtproblem in der „politischen Wissenschaft“ und in der praktischen Politik im 18. Jahrhundert*, Berlin 1986, Hans-Martin Blitz, *Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert*, Hamburg 2000 und Wolfgang Burgdorf, *Reichskonstitution und Nation. Verfassungsreformprojekte für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation im politischen Schrifttum von 1648 bis 1806*, Mainz 1998, S. 135ff.

³ Eine sechsbändige 'Geschichte des dritten Schlesischen Kriegs, entworfen von F***, Frankfurt u. Leipzig 1759-63' kam in zweiter Auflage in Breslau bei Johann Ernst Meyer heraus, vgl. *Catalogus Universalis Oder Verzeichniß Derer Bücher, welche in der Frankfurter und Leipziger Michael-Messe 1759, entweder ganz neu gedruckt, oder sonst verbessert, wieder aufgelegt worden sind, auch inskünftige noch herauskommen sollen*. Leipzig, in der Weidmannischen Handlung, Mikrofiche-Edition, hg. von Bernhard Fabian, Hildesheim/New York 1980.

⁴ Neben den weiter unten näher spezifizierten Archivalien wurden als Primärquellen die Zeitungen der beiden Kriegsgegner, die 'Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen' und 'Wienerisches Diarium', sowie der weit verbreitete 'Christian-Erlangerischer Zeitungs-Extract. Auszug der neuesten Welt-geschichte und schönen Wissenschaften' herangezogen, die allesamt als Mikrofilm über den Standortkatalog der deutschen Presse, einer Abteilung der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, zu beziehen sind. An Sekundärliteratur zur Nachrichtenpolitik der beiden Seiten seien erwähnt: Martin Welke, „... zu Österreichs Gloria durch Publicität mitzuwürcken.“ Zur Pressepolitik des Kaiserhofes im Reich im 18. Jahrhundert, in: Wolfgang Duchkowsch

Damit kommen wir zu Umfang und Art der Öffentlichkeit. Meiner Meinung nach setzt schon allein die ungeheure Menge an Publikationen das Vorhandensein einer interessierten Öffentlichkeit voraus, die sich keineswegs nur auf den relativ kleinen Kreis der Höfe, politischen Entscheidungsträger und akademisch Gebildeten erstreckte. Vielmehr lassen neuere Untersuchungen zur Alphabetisierung sowie Vergleiche der Preise und Löhne darauf schließen, dass nicht nur weite Teile des Bürgertums sondern bisweilen sogar der Unterschichten als potentielle Rezipienten in Frage kamen. Dazu trugen nicht zuletzt die in der Zeit weit verbreiteten kollektiven Rezeptionsformen bei, so dass selbst die Analphabeten durch das Vorlesen an den Informationen teilhaben konnten.⁵

(Hg.), Mediengeschichte. Forschung und Praxis, Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhausen zum 65. Geburtstag, Wien/Köln/Graz 1985, S. 173-193, Martin Welke, Das Pressewesen, in: Jürgen Ziechmann (Hg.), Panorama der fridericianischen Zeit. Friedrich der Große und seine Epoche. Ein Handbuch, Bremen 1985, S. 424-436, Martin Dallmeier, Die kaiserliche Reichspost zwischen Zeitungsvertrieb und Zensur im 18. Jahrhundert, in: Presse und Geschichte II. Neue Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung, München/London u.a. 1987, S. 233-258, Rainer Ramcke, Die Beziehungen zwischen Hamburg und Österreich im 18. Jahrhundert. Kaiserlich-Reichsstädtisches Verhältnis im Zeichen von Handels- und Finanzinteressen, Hamburg 1969 und Anton Ernstberger, Johann Gottfried Gross 1703-1768. Maria Theresias politischer Agent bei der Reichsstadt Nürnberg, München 1962.

⁵ Spätestens seit Andreas Gestrich, Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1994, S. 130f., kann die veraltete und durch keinerlei empirische Forschungen belegte These von Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied/Berlin 1962, wonach sich in Deutschland, im Gegensatz zu England und Frankreich, die literarische Öffentlichkeit erst unter dem Eindruck der Französischen Revolution in eine politische verwandelt habe, als endgültig widerlegt gelten. Übrigens konnte Michael Schilling, Illustrierte Flugblätter der frühen Neuzeit als historische Bildquellen. Beispiele, Chancen, Probleme, in: Brigitte Tolkmitt/Rainer Wohlfeil (Hg.), Historische Bildkunde. Probleme – Wege – Beispiele, Berlin 1991, S. 107-119, S. 117/118, anhand bildlicher Darstellungen ebenfalls nachweisen, dass sich jenes Raisonement, das Habermas als Kennzeichen der so genannten bürgerlichen Öffentlichkeit erst am Ende des 18. und im 19. Jh. ansiedelt, bereits in der frühen Neuzeit entwickelt hat. W. Burgdorf (Anm. 2) S. 26, bestätigt, dass das – der Intention nach – für die politischen Entscheidungsträger im Reich gedachte Schrifttum keineswegs auf diesen Kreis beschränkt blieb, sondern zur Politisierung einer breiten bürgerlichen Öffentlichkeit beitrug. Für den Bereich der Presse hat Martin Welke das in zahlreichen Arbeiten deutlich gemacht, vgl. u.a. Die Presse und ihre Leser. Zur Geschichte des Zeitungslesens in Deutschland von den Anfängen bis zum frühen 19. Jahrhundert, in: Klaus Beyrer/Martin Dallmaier (Hg.), Als die Post noch Zeitung machte, Frankfurt a.M. 1994, S. 140-147, Gemeinsame Lektüre und frühe Formen von Gruppenbildungen im 17. und 18. Jahrhundert: Zeitungslesen in Deutschland, in: Otto Dann (Hg.), Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich, München 1981, S. 29-53, sowie Die Legende vom „unpolitischen Deutschen“. Zeitungslesen im 18. Jahrhundert als Spiegel des politischen Interesses, in: Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 25

Die Kriegslegitimation

Nachdem Friedrich der Große mit seinem Einmarsch in Sachsen (29. August 1756) und dem Angriff auf Böhmen die Feindseligkeiten eröffnet hatte, musste es ihm darum gehen, seinen Präventivschlag vor der europäischen Öffentlichkeit zu rechtfertigen. Dabei ging es nicht nur darum, Verbündete zu werben oder dem adeligen Ehrenkodex der Zeit Genüge zu leisten, auch das Aufgreifen aufgeklärten Gedankengutes erhöhte den Legitimationsdruck, zumal im Reich die Beurteilung eines Fürsten vom Rechtsbeweis abhing.⁶ Deshalb ließ Friedrich in einer Aufsehen erregenden Aktion das Geheime Archiv in Dresden aufbrechen, um Beweise für ein Komplott des Wiener Hofes mit dem Ziel, Preußen zu zerschlagen, und den angeblich kurz bevorstehenden Angriff auf seine Länder vorlegen zu können.⁷ Es gelang ihm aber nur kurzfristig, die Empörung zu dämpfen, bevor der

(1981), S. 161-188. An älteren Arbeiten über die kollektive Rezeption von Zeitungen vgl. die wegen ihrer zahlreichen Beispiele nach wie vor wertvolle Arbeit von Irene Jentsch, *Zur Geschichte des Zeitungslesens in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts*. Mit besonderer Berücksichtigung der gesellschaftlichen Formen des Zeitungslesens, Leipzig 1937; Gegen die Behauptung von Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910*, Frankfurt a.M. 1970, S. 443 und Rolf Engelsing, *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*, Stuttgart 1973, S. 54, dass im 18. Jahrhundert in Mitteleuropa höchstens 10% der Bevölkerung lesen konnten, vgl. Marie-Louise von Wartburg-Ambühl, *Alphabetisierung und Lektüre. Untersuchung am Beispiel einer ländlichen Region im 17. und 18. Jahrhundert*, Bern/Frankfurt a.M./Las Vegas 1981 sowie Wilhelm Norden, *Die Alphabetisierung der oldenburgischen Küstenmarsch im 17. und 18. Jahrhundert*, in: Ernst Hinrichs/Wilhelm Norden (Hg.), *Regionalgeschichte. Probleme und Beispiele*, Hildesheim 1980, S. 103-164, und Ernst Hinrichs, *Zum Alphabetisierungsstand in Norddeutschland um 1800. Erhebungen zur Signierfähigkeit in zwölf oldenburgischen ländlichen Gemeinden*, in: Ernst Hinrichs/Günter Wiegelmann (Hg.), *Sozialer und kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts*, Wolfenbüttel 1982, S. 21-42, die nachweisen, dass 1750 über 50% der Bevölkerung alphabetisiert waren, trotz eines deutlichen Stadt-Land- sowie schichtenspezifischen Gefälles.

⁶ A. Gestrich (Anm. 5) S. 78ff. u. 194f.; Ulrike Müller-Weil, *Absolutismus und Außenpolitik in Preussen. Ein Beitrag zur Strukturgeschichte des preussischen Absolutismus*, Stuttgart 1992, S. 152f.; Heinz Duchhardt, *Balance of Power und Pentarchie. Internationale Beziehungen 1700-1785*, Paderborn/München u.a. 1997, S. 71; Silvia Mazura, *Die preußische und österreichische Kriegspropaganda im Ersten und Zweiten Schlesischen Krieg*, Berlin 1996, S. 41/42.

⁷ Mit der Auswahl der Urkunden und der Ausarbeitung des 'Mémoire Raisononné Sur La Conduite Des Cours De Vienne Et De Saxe, Et Sur Leurs Dessesins Dangereux Contre Sa Majesté Le Roi De Prusse, Avec Les Pieces Originales Et Justificatives Qui En Fournissent Les Preuves. Berlin 1756' wurde der Legationsrat v. Hertzberg betraut. Die Drucklegung war am 16. Okt. 1756 beendet, vgl. *Preussische Staatsschriften* (Anm. 2) S. 318f. u. 348-389.

Wiener Hof sowohl die Glaubwürdigkeit als auch die Beweiskraft der vorgelegten Dokumente erschütterte. Insbesondere der offensive Charakter des Petersburger Vertrages (1746), der die Aufteilung der preußischen Länder für den Fall eines Angriffes auf Österreich oder Russland vorsah, konnte damit widerlegt werden, dass es nur an Preußen gelegen hätte, den Frieden zu wahren. Mit seinem Präventivschlag spielte Friedrich somit der Propaganda des Wiener Hofes in die Hände, ihn als notorischen Friedensbrecher zu brandmarken, um die erstrebte Wiedergewinnung Schlesiens als für den Frieden im Reich und in Europa notwendige Schwächung der preußischen Macht legitimieren zu können.⁸

Die Reichspropaganda

Neben dem Rechtsbeweis gehörte es zum üblichen Kanon der Reichspropaganda, vor den reichsverfassungswidrigen und despotischen Maßnahmen und Absichten der Gegenseite eindrücklich zu warnen. Gleichzeitig nahmen beide Seiten für sich in Anspruch, im Interesse des Reiches und seiner Freiheiten und Grundgesetze zu handeln, um die aktive Unterstützung des Reiches zu gewinnen bzw. gegen entsprechende Versuche der Gegenseite zu immunisieren.⁹ Dabei griff die preußische Publizistik historisch weit zurück, um dem Haus Habsburg vorzuwerfen, seit jeher ein despotisches Regime im Reich anzustreben. Denn als Beweis wurde regelmäßig auf 'Hippolithus a Lapide, De Ratione Status in Imperio nostro Romano-Germanico' (1647) verwiesen, eine der schärfsten antikaiserlichen Propagandaschriften des Dreißigjährigen Krieges, die von dem in schwedischen Diensten stehenden Kanzler von Pommern, Bogislaus Philipp von Chemnitz, stammte.¹⁰ Des-

⁸ Anmerkungen über die von Anbeginn des gegenwärtigen Kriegs bis anhero zum öffentlichen Druck gediehene Königl. Preussische Kriegs-Manifesten, Circularien und Memoires. Wien und Prag, gedruckt bey Johann Thomas Trattner, Kaiserl. Königl. Hofbuchdrucker und Buchhändler. 1756, in: Sammlung der neuesten Staats-Schriften (Anm. 1) Nr. 80, S. 604-649; Sie waren in der Reichskanzlei, vermutlich von dem mit dem Verfahren wegen Landfriedensbruch gegen Friedrich den Großen betrauten Reichshofrat Baron v. Borié, entworfen worden und kamen Anfang Dez. 1756 aus dem Druck. Wenig später wurden sie in Umlauf gebracht, vgl. Haus- Hof- und Staats-Archiv Wien Reichskanzlei Notenwechsel Staatskanzlei Fasz. 8., Nota v. 5. Dez. 1756, Staatskanzlei Regensburg Österreichische Gesandtschaft Berichte Karton 136, Nr. 51 v. 11. Dez. 1756 sowie St.K. Staatenabteilung Holland Karton 57 (Berichte 1756), fol. 511f.; Für die Verfasserschaft Boriés vgl. Preussische Staatsschriften (Anm. 2) S. 347.

⁹ S. Mazura (Anm. 6) S. 235f.

¹⁰ Der Vorwurf wurde sowohl mit Zustimmung Finkensteins von dem Rechtskandidaten Ludwig Olivier v. Marconnay in seiner 'Lettre D'Un Ami De Leyde A Un Ami D'Amsterdam Sur L'Exposé des Motifs qui ont obligé Le Roi de Prusse à prévenir les desseins de la Cour de Vienne. Leyde MDCCLVI' erhoben, die ab Anfang Okt. 1756 in den Buchhandel kam, wie auch von dem seit Beginn des Jahres 1756 in Diensten des Auswärtigen Departements stehenden Ludwig Martin Kahle in seinem 'Schreiben eines

halb war es nur konsequent, dass ein Frankfurter (Oder) Professor, Johann Ludwig Uhl, auf dem Höhepunkt des Siebenjährigen Krieges (1761) mit ausdrücklicher Billigung der preußischen Regierung eine deutsche Fassung des 'Hippolithus' veröffentlichte, in der mit ausführlichen Anmerkungen die Parallelen zu den gegenwärtigen Umständen gezogen wurden. Dabei ging Uhl bezüglich des Charakters der Reichsverfassung noch über seinen Vorgänger hinaus. Während das Reich für Chemnitz eine Aristokratie war, in der zwar ein Mitglied als Prinzeps einen Vorrang genoss, die Souveränität jedoch bei der Gesamtheit der im Reichstag versammelten Stände lag, war es für Uhl nur mehr eine Konföderation der Reichsstände, wobei dem Kaiser lediglich die Repräsentation zukam. Somit lag die Souveränität bei den einzelnen Ständen, für die gegenüber dem Reichsganzen kein Untertänigkeitsverhältnis mehr bestand. Damit wäre die Anerkennung der Reichsgesetzgebung und der gemeinsamen politischen Entscheidungen in das Belieben der einzelnen Stände gestellt und damit die Auflösung des Reiches befördert worden.¹¹

Die Religionskriegpropaganda

In engem Zusammenhang damit stand die preußische Propaganda vom Kampfbund der katholischen Mächte Österreich und Frankreich zur Vernichtung der protestantischen Religion. Sie machte es sich zunutze, dass das Misstrauen der Pro-

Freundes aus L** an einen Freund in Cölln am Rhein, über das Kayserliche Hof-Decret vom 14ten Sept. 1756. und die darin befindlichen Avocatorien. 1756.', das Ende Nov. 1756 verbreitet wurde, vgl. dazu Preussische Staatschriften (Anm. 2) S. 211f. u. S. 215-222 bzw. S. 534f. u. S. 537-552; Zur Person Chemnitz' und zur Einordnung seines Werkes vgl. Johann Stephan Pütter, Litteratur des Teutschen Staatsrechts. Erster Theil, Göttingen 1776 (Nachdr. Frankfurt a.M. 1965), S. 207f.

¹¹ Für das auf Initiative von Uhl und mit Unterstützung des Ministeriums verwirklichte Editionsprojekt, 'Hippolithi a Lapide Abriss der Staats-Verfassung, Staats-Verhältniß, und Bedürfniß des Römischen Reichs Deutscher Nation; nebst einer Anzeige der Mittel zur Wiederherstellung der Grund-Einrichtung und alten Freyheit nach dem bisherigen Verfall. Aus Bogislav Philipps von Chemnitz vollständiger lateinischer Urschrift; mit Anmerkungen, welche die gegenwärtigen Umstände im Reich betreffen. Mainz und Coblenz, 1761', vgl. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem I. Hauptabteilung Repositur 63 2317; Neben Uhl, der zumindest die Anmerkungen verfasste, waren der Professor Johann Philipp Carrach und Samuel Formey als Übersetzer tätig, vgl. Reinhold Koser, Die ersten Lebensbeschreibungen Friedrichs des Großen, in: Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde 14 (1877), S. 218-255, S. 237f. und Reinhold Koser, Brandenburg-Preußen in dem Kampf zwischen Imperialismus und reichsständischer Libertät, in: Historische Zeitschrift 96 (1906), S. 193-242, S. 229 sowie [Johann Heinrich Samuel Formey], Souvenirs D'Un Citoyen, Tome I, A, Berlin 1789, S. 119/120; Für den Vergleich des Originals mit der Neuedition vgl. zuletzt W. Burgdorf (Anm. 2) S. 56f. u. S. 148ff.

testanten gegenüber dem Kaiser aufgrund verschiedener Religionsbeschwerden in der jüngeren Vergangenheit (Konfessionswechsel des Erbprinzen von Hessen-Kassel, Dierdorfer Klosterbausache) so groß geworden war, dass bereits im Vorfeld des Siebenjährigen Krieges Gerüchte von einer katholischen Reichsliga kursierten und man jederzeit mit dem Ausbruch eines Religionskrieges rechnete.¹² Deshalb ließ Friedrich den Kammergerichtsrat Ludwig Martin Kahle noch vor Beginn des Krieges eine Abhandlung anfertigen und unter der Hand verbreiten, in der nachgewiesen wurde, dass *die Erzherzöge von Österreich seit den ersten Zeiten der Reformation bis jetzo jederzeit beschäftigt gewesen sind, die Evangelischen womöglich mit Feuer und Schwert zu vertilgen und diese jetzo mehr als jemals Ursach haben, auf ihre Erhaltung bedacht zu sein*.¹³ In der Folge wurde Friedrich der Große von der preußischen Publizistik zum Beschützer des Protestantismus und zu einem zweiten *Gustav Adolph* [hochstilisiert], *der die Bande, welche das Haus Oesterreich denen Protestanten schon vor zweyhundert Jahren geschmiedet hatte, so glücklich durchhieb, und die Fessel entzwey brach*, wie der ehemalige königlich preußische Feldprediger und damalige Inspektor in Beelitz, Adolf Dietrich Ortmann, in seinem auf eigene Initiative veröffentlichten ‘Schreiben eines Brandenburgers’ (1757) ausführte.¹⁴ Der Gegenseite erschien es freilich als *rechte Mord-Posaune zu einem allgemeinen Religions-Krieg*, das gerade deshalb reißenden Absatz gefunden hatte und *unter den Pövel allgemein bekannt* geworden war.¹⁵

¹² Gabriele Haug-Moritz, Württembergischer Ständekonflikt und deutscher Dualismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsverbands in der Mitte des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1992, S. 164/165; Johannes Burkhardt, Abschied vom Religionskrieg. Der Siebenjährige Krieg und die päpstliche Diplomatie, Tübingen 1985, S. 66-99.

¹³ ‘Unbilliges Verfahren des Ertz-Hauses Oesterreich gegen die Evangelische’; Vgl. dazu Preussische Staatsschriften (Anm. 2) S. 249f. u. S. 256-317.

¹⁴ ‘Schreiben eines Brandenburgers an einen Ausländer betreffend das Verhältnis des jetzigen Reichszustandes und Krieges gegen die Kirchen- und Gewissensfreiheit der Protestanten’, in: ‘Teutsche Kriegs-Canzley’, 2. Bd. 1757 (Anm. 1) Nr. 50, S. 502-532, S. 504; Obwohl die Schrift anonym erschien, war die Autorschaft Ortmanns den Zeitgenossen nicht verborgen geblieben, vgl. [Johann Ludwig Uhl], ‘Verzeichniß der Berichte, Briefe, Capitulationen, Conventionen, Declarationen, Deductionen, Edicte, Instructionen, Manifeste, Memoiren, Kaiserl. Hof-Decrete, Patente, Placate, Pro Memoria, Protestationen, Reichs-Hof-Raths-Conclusorum, Reichs-Schlüsse, Relationen, Rescripte, und übrigen Staats-Schriften, welche bey Gelegenheit des jetzigen Krieges in denen Jahren 1756 und 57 zum Vorschein gekommen, Franckfurt und Leipzig 1761’, S. 57.

¹⁵ H.H.St.A.W. RK Prinzipalkomm. Berichte Fasz. 100, Bericht v. 24. April 1757 sowie St.K. Regensburg Kurböhm. Gesandtschaft Berichte Karton 27, Relatio XI v. 27. April 1757.

Der Nationalismus

Ortmann ist übrigens ein Paradebeispiel für die von der preußisch-protestantischen Geistlichkeit betriebene unheilvolle Verknüpfung von Religion und Politik. Denn er verklärte den preußischen Verteidigungskrieg gegen den traditionellen Despotismus des Wiener Hofes in seinem 'Schreiben eines Brandenburgers' nicht nur zur *Pflicht christlicher Fürsten* und versprach allen, die dabei mithalfen, den göttlichen Segen, sondern propagierte auch einen Patriotismus bis zur Selbstaufopferung: *Wir, die wir Unterthanen des Königs sind, sind alle bereit, für seine gerechte Sache den letzten Blutstropfen aufzuopfern*.¹⁶ An anderer Stelle, in seinen auflagenstarken 'Patriotischen Briefen' (1759), führte sein übersteigerter Patriotismus dazu, die Gegner, insbesondere die Russen, wegen ihrer Übergriffe auf die Zivilbevölkerung als Barbaren zu diffamieren.¹⁷ Anscheinend ließ die Opferbereitschaft der Untertanen aber dennoch zu wünschen übrig, was in den Krisenjahren nach Kunersdorf, als selbst Friedrich ein 'Mirakel' für nötig hielt, um den drohenden Untergang abzuwenden, besonders schwer wog. Jedenfalls lässt sich der eindrückliche Appell des damaligen Professors der Philosophie in Frankfurt/Oder, Thomas Abbt, an die Prediger, von der Kanzel herab den 'Tod fürs Vaterland' zu propagieren, nur so interpretieren.¹⁸

Das brachte ihnen nach Beendigung des Krieges die Kritik des mittlerweile die Sache des Kaisers vertretenden Friedrich Carl von Moser ein, ihr Amt als Prediger bzw. Schriftsteller zur parteipolitischen Einflussnahme, und das in äußerst aggressiver Form, missbraucht und mit der Propaganda vom Religionskrieg den Fanatismus gefördert zu haben.¹⁹ Dagegen widersprach es der aufgeklärten Staatsauffassung des Wiener Hofes, den Fanatismus des einfachen Volkes als politische Waffe einzusetzen, und er hatte es anscheinend auch weit weniger nötig, an den Patriotismus der Bevölkerung zu appellieren. Stattdessen wurde er nicht müde zu beteuern, das Bündnis mit Frankreich habe rein politische Gründe. Außerdem gehe es bei dem Krieg auch gar nicht um die Religion, die von Friedrich nur als Vorwand benutzt werde, um die protestantischen Mächte auf seine Seite zu ziehen, zumal seine distanzierte Haltung zur Religion bekannt war.²⁰ Vor allem

¹⁶ 'Schreiben eines Brandenburgers [...]' (Anm. 14) S. 530/531; Dieselbe Haltung kam in seinen Predigten anlässlich der preußischen Siege zum Ausdruck, vgl. z.B. 'Adolph Dieterich Ortmanns, Inspectoris zu Beelitz Sieges-Predigt wegen der Schlacht bey Lissa über Jesaia 26 V. 21, Berlin, 1758', S. 3f.

¹⁷ 'Adolph Dieterich Ortmanns, Inspectoris zu Belitz patriotische Briefe, Zweyter und Dritter Theil, Berlin 1759', S. 28/29; Vgl. dazu H.-M. Blitz (Anm. 2) S. 181f.

¹⁸ Thomas Abbt, Vom Tode für das Vaterland, in: Fritz Brüggemann (Hg.), Der Siebenjährige Krieg im Spiegel der zeitgenössischen Literatur, Leipzig 1935, S. 47-94.

¹⁹ H.-M. Blitz (Anm. 2) S. 186f.

²⁰ 'Anmerkungen über die von Anbeginn [...]' (Anm. 8) S. 609/610; 'Freymüthige Gedanken über die angeblichen Verdienste Sr. jetzt regierenden Königl. Majestät in Preußen

die sächsische Publizistik beklagte die moralische Verwerflichkeit des unter falschen Freundschaftsbeteuerungen erfolgten Einmarsches und die rücksichtslose Behandlung des neutralen Landes und seines Herrscherhauses. Außerdem verwies man auf die Unvereinbarkeit des Anspruches, die protestantische Religion und die Vorrechte der Reichsstände beschützen zu wollen, mit der „Ecrasirung“ des ersten protestantischen Staates; Sachsen stellte nämlich das Direktorium des *Corpus evangelicorum*.²¹

Während der Reichshofrat Karl Wilhelm von Gärtner die Behandlung Sachsens in einer offiziösen Verlautbarung mit den *vor Seculis Teutschland betroffenen Hunnischen und Tartarischen Einfällen* verglich und den Landfriedensbruch Friedrich des Großen als *wahre Empörung im Herzen des teutschen Vaterlandes, mithin ein Pflichtvergessener Aufstand, gegen das Reichs-Oberhaupt und dessen sämtliche Glieder* gehandelt wissen wollte, meinte der im sächsischen Sold stehende Franzose Jean Henri Maubert de Gouvest, dass es *sich sehr wohl für den Türkischen Divan schickte*. [...] *Wird man aber wohl ein solches Türkisches Verfahren einem Staats-Rathe verzeihen können, den der nordische Salomon erwählet hat?* Außerdem forderte er die völkerrechtswidrig in preußische Dienste gezwungenen sächsischen Soldaten auf, sich der Gewalt des *Tyrannen* zu entziehen.²² An

um das gesamte teutsche Reich als ein Antwort-Schreiben eines Schwaben an einen seiner Freunde in Franken. Anno 1757', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 3. Bd. 1757 (Anm. 1) Nr. 62, S. 339-356, S. 340f.

²¹ 'Memoire des Königl. Polnischen und Chursächsischen Ministers Herrn von Kauderbach an Ihro Hochmögenden Herren General-Staaten wegen des Preußischen Einmarsches in Sachsen. Haag den 11ten Octobris 1756', in: 'Acta Publica', 1. Th. (Anm. 1) Nr. 36 (o.P.); Die vermutlich von dem sächsischen Komitialgesandten stammende 'Die gerechte Sache Chur-Sachsens. Erfurt im November 1756', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 1. Bd. 1757 (Anm. 1) Nr. 82, S. 653-672, S. 667/668 u. S. 672, wurde im Auftrag des Dresdner Hofes veröffentlicht, vgl. P. Müller (Anm. 2) S. 15 u. 135/136 sowie H.H.St.A.W. St.K. Regensburg Kurböhm. Gesandtschaft Berichte Karton 26, Relatio XXXIV v. 22. Dez. 1756.

²² 'Die wahre Gestalt und Beschaffenheit des Königlich Preussischen Betragens bey dem am 29. Aug. 1756 unternommenen feindlichen Einfall in Sachsen, darauf erfolgten und bis jetzt fort-gesetzten Vergewaltigungen sämtlicher Chur-Sächsischen Erblande und Unterthanen, auch gegen Seine Königliche Majestät in Pohlen und Dero Königliches Chur-Haus ausgeübten Thathandlungen. Mense Januarii 1757' sowie 'Das Systeme und Verfahren Preußens oder Briefe eines Sächsischen Generals an einen Schlesischen Edelmann unter der Preußischen Armee zu einer Antwort auf die Manifeste, Memoiren und andere dergleichen Schriften des Preußischen Ministerii. Aus dem Französischen übersetzt. 1757', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 1. Bd. 1757 (Anm. 1) Nr. 38, S. 337-378, S. 340/341 sowie Nr. 64, S. 867-915, S. 869f. u. S. 885/886. Beide wurden von sächsischen Geschäftsträgern verbreitet, vgl. H.H.St.A.W. RK Prinzipalkomm. Berichte Fasz. 100, Bericht v. 24. Febr. 1757, St.K. Staatenabt. Holland Karton 58 Berichte, fol. 1f.; Zu Person und Verfasserschaft Gärtners bzw. Mauberts vgl. P. Müller (Anm. 2) S. 12/13, S. 133 u. S. 137.

anderer Stelle zerpfückte Maubert die vermeintliche Beschützerrolle Friedrichs: *Gustav Adolph unterfieng sich eher nicht, sich unser anzunehmen, [...] als bis wir schon angegriffen waren. Unser itziger Beschützer, [...] setzet zum Grunde, daß wir werden angegriffen werden, wünschet es, und thut alles, was er kan, um uns dieses Unglück zuzuziehen. Eben so verhält sich ein Arzt, welcher einem gesunden Menschen das Fieber wünschet, um das Vergnügen zu haben, ihn zu curiren.* In schonungsloser Offenheit wies er anhand der bisherigen Politik Friedrich des Großen nach, dass ihm sowohl die Religion wie auch die Freiheit der Reichsstände nur als Vorwand für sein eigentliches Ziel dienten, die rücksichtslose Machterweiterung Preußens.²³

Die Auswirkungen der Publizistik

Während die Wirkung der preußischen Religionspropaganda vor allem auf den protestantischen 'Gemeinen Mann' nicht zu unterschätzen ist, so scheinen die Argumente des Wiener Hofes im Verein mit den wirkungsvoll vorgetragenen Klagen Sachsens über sein unschuldig erlittenes Leid zumindest auf der Ebene der Entscheidungsträger überzeugender gewesen zu sein. Jedenfalls entschied die Reichsversammlung im Januar 1757 mit deutlicher Mehrheit gegen Brandenburg und für eine Reichsexekution. Gleichzeitig wurde ein Achtverfahren gegen Friedrich den Großen eingeleitet, gegen das die preußischen Publizisten Sturm liefen.²⁴ Dazu gehörten insbesondere die Professoren der Universitäten Halle und Frankfurt/Oder, Carrach und Steck, sowie der Kammergerichtsrat Kahle, die sich vor allem auf die Souveränität des Königs von Preußen beriefen und für den Fall der

²³ 'Betrachtungen eines Schweitzers über die Bewegungs-Gründe des gegenwärtigen Krieges. Zürich, 1757', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 1. Bd. 1757 (Anm. 1) Nr. 63, S. 815-866, S. 816/817 u. S. 864f.; Für die Biographie dieses literarischen Abenteurers vgl. Les Lettres Iroquoises De J.-H. Maubert De Gouvest, hg. von Enea Balmas, Milano 1962, Introduction S. 7-25, Jerom Vercruysse, Candide journaliste. J. H. Maubert de Gouvest Gazetier à Bruxelles 1758-1761, in: Cahiers bruxellois Tome XIX (1974), S. 46-83 sowie P. Müller (Anm. 2) S. 13/14.

²⁴ Der kurböhmische Komitialgesandte fürchtete, dass solche, *die aufwieglung des Protestantischen Publici zum Gegenstand habende Schriften, [...] fast täglich von Preußischer Seite aller Orten, und sonderlich in Sachßen ausgebreitet* [wurden, da sie] *hauptsächlich in dasigen Landen bey dem des Lesens und Schreibens kündigen, und ohnehin mit Vorurteilen eingenommenen gemeinen Mann einen widrigen Eindruck zuruck laßen dörrften*, vgl. H.H.St.A.W. St.K. Regensburg Kurböhm. Gesandtschaft Berichte Karton 26, Relatio XXXI v. 2. Dez. 1756; Für die Verhandlungen auf dem Reichstag vgl. Karl Otmar v. Aretin, Das Alte Reich 1648-1806, Bd. 3: Das Reich und der österreichisch-preußische Dualismus (1745-1806), Stuttgart 1997, S. 87-111.

Achterklärung die Absetzung des Kaisers forderten.²⁵ Dagegen pochte die Gegenseite auf die Allgemeinverbindlichkeit der Reichsgesetze.²⁶ Der Wiener Hof überspannte jedoch den Bogen, als er das Achtverfahren auf die Verbündeten Friedrichs des Großen und deren in preußischen Kriegsdiensten stehende Agnaten ausdehnte. Der Versuch, das Achtverfahren unter Missachtung des in der kaiserlichen Wahlkapitulation vorgeschriebenen, aus allen drei Reichskollegien paritätisch nach der Religion zusammengesetzten Ausschusses zu Ende zu führen, ermöglichte es der preußischen Partei, die Mehrheit des Corpus evangelicorum dafür zu gewinnen, dem Kaiser ihren Widerstand in Form einer *Itio in partes* anzukündigen. Anstatt die Sache ruhen zu lassen, verschärfte der Kaiser den Konflikt, indem er den protestantischen Ständen das im Westfälischen Frieden begründete Recht absprach, auch in politischen Angelegenheiten nach der Religion in *partes* zu gehen. Außerdem erklärte er das *Votum commune evangelicorum* auch formal für ungültig, da es Einstimmigkeit voraussetze. Obwohl Kaunitz auf Druck der fran-

²⁵ Kahle unterstützte die Propagandaoffensive der preußischen Regierung mit einem 'Gründliche[n] Beweis, daß der wider Se. Königliche Majestät in Preußen als Churfürsten zu Brandenburg wegen Dero genommenen Maaß-Regeln gegen den Wiener und Dreßdner Hof bedrohte Achts-Proceß unstatthaft sey, und Allerhöchst-Dieselben nach Vorschrift der Reichs-Gesetze keineswegs in die Acht erklärt werden können, 1758', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 1. Bd. 1758 (Anm. 1) Nr. 46, S. 237-253, vgl. Geh.St.A. PK Berlin-Dahlem I. HA Rep. 10 Nr. 79 Fasz. 119, Schreiben von Hertzberg v. 24. Sept., Schreiben von Kahle an Finkenstein u. Podewils v. 8. u. 14. Okt. sowie Weisung v. 8. Nov. 1757; Von Carrach stammte sowohl der im Dez. 1757 anonym veröffentlichte 'Gründlicher und aus denen Reichs-Gesetzen gezogener Beweis, daß die Achts-Erklärung wider den König in Preußen unmöglich sey', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 4. Bd. 1757, Nr. 46, S. 903-946, wie auch im Juni 1758 der 'Reichs-Grund-Gesetz- und Observanz-mäßiger Bericht von der Reichs-Acht abgefasst von Johann Philipp Carrach Hochfürstlich Isenburgischen, auch Hochgräflich Isenburg-Büdingischen würcklichem Hof-Rath, Professorn der Rechte und Assessorn der Juristen-Facultät zu Halle, unterschiedener Gesellschaften der Wissenschaften und freyen Künste Ehren- und ordentlichem Mitgliede. Halle, Druck und Verlag Johann Jacob Curts. 1758'; Die auf Anordnung Plothos von Johann Christoph Wilhelm Steck verfasste 'Abhandlung eines aufrichtigen Publicisten von Absetzung eines Römischen Kaisers. gedruckt auf einer unkaatholischen deutschen hohen Schule 1759' wurde vom Auswärtigen Departement aus politischer Rücksichtnahme unterdrückt, vgl. Geh.St.A. PK Berlin-Dahlem I. HA Rep. 63 2229.

²⁶ 'Gründlicher und aus denen Reichsgesetzen gezogener Beweis, daß die Achts-Erklärung wider den Churfürsten von Brandenburg nicht nur möglich, sondern auch gültig sey, wobey zugleich die vornehmsten dagegen gemachte Einwürffe bestritten, und hinlänglich widerleget werden. Mit Röm. Kaiserl. Majestät allergnädigstem Privilegio. Gedruckt im Monat August, 1759. Zu haben auf des Hochlöbl. Kaiserl. Reichs-Ober-Post-Amts Zeitungs-Expedition in Nürnberg', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 2. Bd. 1759 (Anm. 1) Nr. 40, S. 549-639; Mit dem angemaaßten kaiserlichen Privileg erregte der Anonymus Unmut, vgl. H.H.St.A.W. RK Prinzipalkomm. Berichte Fasz. 104, Bericht v. 14. Aug. 1758.

zösischen Diplomatie davon Abstand nahm, die kaiserlich-katholische Rechtsauffassung mit einer in der Staatskanzlei entworfenen anonymen Flugschrift zu untermauern, war damit das Achtverfahren an der konfessionellen Blockbildung gescheitert.²⁷ Und als der Wiener Hof den Versuch unternahm, auf dem geplanten Augsburger Friedenskongress (1761) wenigstens eine entscheidende wirtschaftliche Schwächung Preußens durchzusetzen, büßte er durch politische Ungeschicklichkeiten die Unterstützung einiger 'gutgesinnter' Stände ein und scheiterte erneut am Widerstand des von Brandenburg und Hannover dominierten *Corpus evangelicorum*.²⁸ Anschließend lieferte sich der Rektor des Regensburger Gymnasiums, Johann Henrich Drümel, der sich bereits seit längerem dazu erboten hatte und besonders *in unserem teutschen Jure publico sonderbahre Wißenschaft besitzet*, eine publizistische Auseinandersetzung mit Johann Heinrich Gottlob Justi, der im Auftrag des Auswärtigen Departements und auf ausdrücklichen *Wunsch derer Evangelischen Gesandten* tätig wurde, wobei es hauptsächlich darum ging, ob das *Corpus evangelicorum* gegen den Widerstand einiger namhafter protestantischer Stände mit Mehrheitsbeschluss in partes gehen dürfe.²⁹

²⁷ H.H.St.A.W. St.K. Regensburg Österreich. Gesandtschaft Berichte Karton 140, Nr. 16, 18 u. 20 v. 31. Mai, 17. Juni u. 2. Juli 1759 sowie RK Notenwechsel Staatskanzlei Fasz. 8, Nota an Kaunitz v. 8. Juli und dessen Antwort v. 11. Juli 1759; K. O. v. Aretin (Anm. 24) S. 101f.

²⁸ Alois Schmid, Der geplante Friedenskongress zu Augsburg 1761, in: Andreas Kraus (Hg.), Land und Reich, Stamm und Nation. Probleme und Perspektiven bayerischer Geschichte, Festgabe für Max Spindler zum 90. Geburtstag, Bd. 2, München 1984, S. 235-258, S. 243f.

²⁹ Drümel's 'Gesetzmäßige Beurtheilung des Betragens, welches, bey den angestellten Reichs-Deliberationen zu Kaiserlicher Majestät Bevollmächtigung im Namen des Reichs den Friedens-Congreß zu Augsburg zu beschicken, von den widrigen Gesandtschaften geäußert worden ist. 1762', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 2. Bd. 1761 (Anm. 1) Nr. 64, S. 632-640 u. S. 845-916, erschien Ende März 1762, während Justi's 'Erwiesene und ferner erläuterte Rechtmässigkeit der Itionis in Partes auf denen Teutschen Reichstäggen durch die meisten Stimmen eines jeden Religionscorporis, worinnen zugleich eine im Druck erschienene Catholische Schrift, unter dem Titul: Gesetzmäßige Beurtheilung des Betragens, welche bey denen angestellten Reichs-Deliberationen zu Kayserl. Bevollmächtigung, im Nahmen des Reichs den Friedens-Congreß zu Augspurg zu beschicken, von den widrigen Gesandtschaften geäußert worden; geprüft und deren Ungrund klar gezeiget wird. Frankfurt und Leipzig, 1762', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 2. Bd. 1762 (Anm. 1) Nr. 14, S. 69-252, erst im Nov. 1762 herauskam. Bereits zuvor hatte Justi mit Unterstützung Finkensteins den 'Beweiß, daß die bey denen Reichstäglichen Berathschlagungen über das bevorstehende Friedens-Geschäfte von denen Evangelischen ergriffene Itio in Partes rechtmäßig, und in dem Westphälischen Frieden vollkommen gegründet sey: Nebst verschiedenen neuen und wichtigen Betrachtungen und Entdeckungen über das Betragen und die Absichten des Hauses Oesterreich und Seiner meisten Anhänger gegen die Evangelische Religion. Gedruckt im Monath December 1761', veröffentlicht; Vgl. dazu H.H.St.A.W. RK Prinzipalkomm. Berichte

Die völkerrechtliche Problematik des Krieges

Die militärische Publizistik lässt sich grundsätzlich danach unterscheiden, ob primär die Kriegereignisse oder die völkerrechtliche Problematik im Vordergrund stand. Für Preußen konzentrierten sich die Vorwürfe, gegen das Kriegsvölkerrecht verstoßen zu haben, vor allem auf die gewaltsame Eingliederung der sächsischen Armee. Denn die Soldaten sollten durch Hunger und Schläge zu einem Meineid gegenüber ihrem rechtmäßigen Herrn, dem König von Polen, genötigt worden sein, während das Völkerrecht – zumindest nach Ansicht der aufgeklärten Vertreter Montesquieu und Emer de Vattel – lediglich ihre sichere Verwahrung vorsah.³⁰ Ein weiterer Vorwurf betraf die systematische Ausbeutung besetzter Gebiete. Das bezog sich neben den wiederholten preußischen Einfällen in Franken und Mecklenburg vor allem auf Sachsen, das mit immer neuen Ausschreibungen die preußische Kriegsführung zu einem nicht unerheblichen Teil mitfinanzieren musste.³¹ Zusätzlich fügte Friedrich der Große der sächsischen Wirtschaft – und nicht nur dieser – schweren Schaden zu, indem er die sächsischen Münzstätten gegen einen laufend erhöhten Schlagschatz an ein jüdisches Konsortium verpachtete, Veitel Ephraim und Söhne. Denn mit der durch den Gebrauch der alten sächsischen Stempel verschleierte minderwertigen Ausmünzung betrieb er praktisch staatlich

Fasz. 110b, Nr. 926 u. 979 v. 20. Aug. 1761 u. 25. Jan. 1762, Fasz. 111a, Nr. 1012 v. 30. März 1762 sowie Geh.St.A. PK Berlin-Dahlem I. HA Rep. 10 Nr. 79 Fasz. 158, fol. 186, 231 u. 354 sowie Rep. 63 2418.

³⁰ H. Duchhardt (Anm. 6) S. 73f. sowie Lutz Voigtländer, Die preußischen Kriegsgefangenen der Reichsarmee 1760/1763, Duisburg 1995, S. 7f.; Für die Flugschriftenkontroverse zu diesem Thema vgl. u.a. 'Das Verhalten derer Soldaten und Unterthanen eines in Krieg verwickelten Staats in denen gewöhnlichen Fällen bestimmt von P. L. ab Imagine mentis noto. Dresden, 1756', in: 'Sammlung der neuesten Staats-Schriften' (Anm. 1) Nr. 118, S. 932-952, sowie 'Kurze nach denen bekannten Regeln des Natur- und Völker-Rechts angestellte Prüfung einer Schrift, welche das Verhalten derer Soldaten [...]', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 1. Bd. 1757 (Anm. 1) Nr. 40, S. 428-456.

³¹ Vgl. u.a. 'Kurzgefaßte Nachricht derer Preußischer Seits denen Chur-Sächsischen Landen seit dem Anfang des abgewichenen 1758. Jahres zugefügten Bedrückungen. 1759 Mense Martio', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 2. Bd. 1759 (Anm. 1) Nr. 1, S. 1-48; Nach preußischen Angaben hatte das besetzte Sachsen mit insgesamt 48 Mio. Talern mehr als ein Drittel der preußischen Kriegskosten gedeckt, eine Summe, die man erst richtig einzuschätzen vermag, wenn man sie zu den 670 000 Pfund Sterling (= 4 Mio. Taler) in Relation setzt, die das reiche England jährlich an Subsidien an Preußen zu zahlen hatte. Insgesamt wurden die Kriegsschäden von Sachsen mit 300 Mio. Talern beziffert, vgl. Walter Fellmann, Heinrich Graf Brühl. Ein Lebens- und Zeitbild, Leipzig 1989, S. 347f. sowie Ernst Kroker, Leipzig im siebenjährigen Kriege. Quellen zur Geschichte Leipzigs, Leipzig 1895, S. 387-502, S. 488f.

sanktionierte Falschmünzerei, wie ihm abermals Maubert de Gouvest in einer Flugschrift, 'Der gerechtfertigte Ephraim' (1758), vorhielt.³²

Während das alles aus preußischer Sicht durch das Kriegsrecht legalisiert sein sollte, warf man seinerseits insbesondere den leichten Truppen der Russen und Österreicher Grausamkeiten gegen die Zivilbevölkerung vor und beschuldigte sie, die Kriegsverträge nicht einzuhalten. Der bereits erwähnte Staatswissenschaftler und -ökonom Justi, der sich aus Hoffnung auf eine spätere Indienstnahme als eifriger Propagandist der preußischen Sache betätigte, äußerte in einer Flugschrift gar die Befürchtung, dass die von den Gegnern zu verantwortende Verrohung der Sitten letztlich dazu führen würde, auf das Niveau von Barbaren abzusinken.³³ Dagegen versuchten die Alliierten, die Übergriffe ihrer leichten Truppen entweder als Greuelpropaganda abzutun oder mit mangelnder Disziplin zu entschuldigen, während sie auf die auf ausdrücklichen Befehl Friedrichs des Großen bzw. unter seinem Kommando erfolgte systematische Zerstörung der Güter des sächsischen Premierministers Graf Brühl und die mutwillig herbeigeführte (teilweise) Zerstörung Dresdens (1760) verweisen konnten.³⁴ Den Hintergrund zu dieser propagan-

³² 'Der gerechtfertigte Ephraim, oder historische und beurtheilende Nachrichten über den vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Zustand des Sächsischen Finanz-Wesens; nebst einer Vergleichung der Preußischen und Sächsischen Oeconomie. Ein sehr nützlich Werk vor alle Gläubiger, Correspondenten, Freunde und Feinde von Preußen und Sachsen; durch den Juden Ephraim zu Berlin an seinen Vetter Manasses in Amsterdam. 1758', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 2. Bd. 1758 (Anm. 1) Nr. 12, S. 61-161, S. 67f.

³³ 'Untersuchung, ob etwa die heutigen Europäischen Völker Lust haben möchten, dereinst Menschen-Fresser, oder wenigstens Hottentotten, zu werden. Aus Veranlassung der jetzigen grausamen Art Krieg zu führen, der gebrochenen Capitulation von Dreßden, und verschiedener anderer Verletzungen des Völker-Rechts, von einem ehemaligen Europäer, welcher sich nach America begeben hat, weil er dereinst seine Nachkommen mit stinkenden Schaafs-Därmen nicht gerne ausgezieret wissen möchte. Philadelphia in Pensilvanien' (Schwerin 1759), in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 1. Bd. 1760 (Anm. 1) Nr. 21, S. 276-351, S. 276f. u. 308f.

³⁴ 'Beweis daß derjenige, der schon ein Hottentotte ist, nicht erst einer werden dürfe, zur Antwort auf des Pensilvanisirten Preußen witzige Frage: Ob etwan die heutigen Europäischen Völker Lust haben möchten, dereinst Menschen-Fresser, oder wenigstens Hottentotten zu werden? Nebst der Geschichte, wie man Preußischer Seits in gegenwärtigem Kriege der Menschlichkeit Ehre zu machen äusserst bemühet ist. Frankfurt am Mayn, 1760', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 2. Bd. 1760 (Anm. 1) Nr. 84, S. 587-650, S. 587f.; Gegen die Verwüstung seiner Güter protestierte Brühl in einem 'Schreiben eines Reisenden an Milord H.', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 1. Bd. 1759 (Anm. 1) Nr. 24, S. 376-396, S. 381f.; Für die Kontroverse um die Zerstörung Dresdens vgl. die 'Preußische Relation von der Belagerung und dem Bombardement von Dreßden, de dato Hauptquartier Leubnitz den 23. Julii 1760', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley' (Anm. 1) 2. Bd. 1760, Nr. 28, S. 170-173, die es als Unfall darstellte und dem österreichischen Kommandanten die Schuld gab. Dagegen betonten die 'Nachricht aus Dreßden vom 9. Augusti 1760 zu Beantwortung derjenigen, welche der Berliner Zeitung de dato 29. Julii

distischen Kontroverse bildete die völlig unterschiedliche Auffassung über den Charakter des Krieges. Während es sich aus preußischer Sicht um einen Krieg zwischen souveränen Mächten und ihren Verbündeten handelte, die üblicherweise die Regeln des Krieges respektierten, war es für Österreich eine Reichsexekution gegen einen erklärten Landfriedensbrecher, so dass man sämtliche Übereinkünfte mit ihm (Kapitulationen, Wechselschreibungen etc.) für null und nichtig erklären konnte.

Die militärische Propaganda

Die eigentliche militärische Propaganda lag den Regierenden besonders am Herzen, da die möglichst vorteilhafte Darstellung ihrer Erfolge und Misserfolge sowohl für die Mobilisierung der eigenen Bevölkerung, der Verbündeten wie auch der Öffentlichkeit im Reich wichtig war; man denke nur daran, dass insbesondere die preußische Armee zu einem nicht geringen Teil auf den Zulauf 'ausländischer' Offiziere und Mannschaften angewiesen war. Dem wurde dadurch Rechnung getragen, dass die Kriegsberichte nicht zuletzt in den auflagenstarken Zeitungen veröffentlicht wurden. Andererseits spielten sie auch auf der Rezipientenebene eine wichtige Rolle und wurden von dem bisweilen in verschiedene Parteien zerfallenden Publikum, das sich in diesem Fall zweifelsfrei bis auf den 'Gemeinen Mann' erstreckte, ungeduldig erwartet. Dort lösten sie des öfteren heftige Reaktionen aus, denen die Obrigkeiten vergeblich mit immer wieder erneuerten Verordnungen, *unziehmliches Raisonnieren* und *Parteinehmen* zu unterlassen, Herr zu werden suchten.³⁵ Die Kriegsberichte, die von den Oberbefehlshabern verfasst wurden, u.a. wie bereits in den ersten beiden Schlesischen Kriegen von Friedrich dem Großen persönlich, bedienten sich der bis heute aktuellen Propagandamethoden: Siege wurden grundsätzlich aufgebauscht, Niederlagen heruntergespielt und unliebsame Umstände verschwiegen.

Zur Illustration sei ein Beispiel vom Beginn des Krieges herausgegriffen, als der Staatskanzler Kaunitz auf österreichischer Seite aktiv in die Nachrichtengestaltung eingriff, während später die Kriegsberichte zumeist unverändert veröffentlicht wurden. Da ihm die 'Ausführliche Relation' General von Brownes über die

1760 No. 91 einverleibt gewesen, die Belagerung und das Bombardement der Königl. Residenz-Stadt Dreßden betreffend' und das von Brühl verfaßte 'Memoire, das Bombardement der Chur-Sächsischen Residenz-Stadt Dreßden betreffend. Oder, nach dem Original: Memoire, sur le bombardement de Dresde', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 2. Bd. 1760 (Anm. 1) Nr. 38 u. 69, S. 250-253 u. S. 456-472, dass der Beschuss nicht den Wällen, sondern ausschließlich der Stadt galt und dass die ganze Aktion militärisch unsinnig war, da Daun mit der österreichischen Armee bereits in der Nähe stand.

³⁵ Erich Everth, Die Öffentlichkeit in der Außenpolitik von Karl V. bis Napoleon, Jena 1931, S. 354.

Schlacht von Lobositz in verschiedenen Punkten nicht aussagekräftig genug schien, musste der Hofkriegsrat das taktische Ziel ergänzen, der eingeschlossenen sächsischen Armee den Ausbruch zu erleichtern. *Hingegen [sollte] von der eigentlichen Stärke des Feinds, dan von dem Verlust der zwey Etendarts und 3 Stücken* nichts erwähnt, sondern lediglich der angeblichen Übermacht des Feindes die Schuld dafür gegeben werden, dass sich die Infanterie zurückziehen musste. Aufgrund der Tatsache, dass der Gegner weit höhere Verluste erlitten hatte und man das Schlachtfeld bis zum nächsten Morgen behauptete, wertete man den Ausgang der Schlacht als unentschieden. Deshalb empfand man es als Affront, dass die Preußen lautstark die Nachricht von einem *vollkommenen Sieg* verbreiteten, und ließ eine von dem Grafen Brühl stammende Flugschrift veröffentlichen, in der dem König süffisant vorgehalten wurde: *Sollte wohl ein Prinz, der sich wirklich in dem letzten Kriege einen großen Ruhm erworben, eines erdichteten Sieges nöthig haben, um denselben zu behaupten?* Denn gemäß der österreichischen Relation hatte sich lediglich ein Teil der Truppen *Schritt vor Schritt in der besten Ordnung* zurückgezogen. *Und dieses ist es alles, worinnen der Triumph des Königs von Preußen besteht. Er hat selbigen mit dem Verluste von 7 bis 8000 Mann seiner besten Truppen erkaufte.*³⁶ Dagegen verwies Friedrich auf die Folgen der Schlacht, den Rückzug des Feindes über die Eger nach Budin und die Tatsache, dass er sein taktisches Ziel, die sächsische Armee zu befreien, nicht erreichte. Den Blutzoll, den seine Truppen dafür bezahlen mussten, versuchte Friedrich jedoch mit stark geschönten Verlustzahlen zu verschleiern.³⁷

³⁶ Ö.St.A.W. Kriegsarchiv Alte Feldakten 1756 (HKR) Karton 597 1756. 10. 4, 4a u. 4b; 'Ausführliche Relation Von dem den 1sten October 1756 zwischen der unter Commando des Hrn. Feld-marchallen Grafens von Broun stehenden Kaiserl. Königl., dann der Königl. Preussischen Armee in dem Königreich Böhme bey Loboschitz vorgefallenen Treffen', vgl. 'Wienerisches Diarium', Erstes Extrablatt zu Num. 83 v. 16. Okt. 1756; 'Wienerisches Diarium', Num. 84 v. 20. Okt. 1756; 'Sendschreiben des Herrn von [...] an den Herrn N. N. aus dem Lager bey Budin, vom vierten des Weinmonats 1756. Leipzig und Dreßden', in: 'Acta Publica', 2. Th. (Anm. 1) Nr. 4 (o.P.); Für die Zuschreibung vgl. Geh.St.A. PK Berlin-Dahlem I. HA Rep. 10 Nr. 79 Fasz. 122, Berichte Nr. 84 v. 18. Okt. 1756.

³⁷ 'Nähere Umstände von dem bey Lowositz, in Böhmen, am 1sten dieses Monaths durch Se. Königl. Maj. Truppen über die Oesterreichische Armee erfochtenen herrlichen Siege', vgl. 'Berlinische Nachrichten', No. 126 v. 19. Okt. 1756 sowie Politische Correspondenz (PC) Friedrichs des Grossen, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, 13. Bd., Berlin 1885, Nr. 8151, S. 484f.; 'Ausführliche Nachricht von dem Feldzuge des Jahres 1756 so wohl in Böhmen als in Schlesien und Sachsen', in: 'Sammlung derer neuesten Staats-Schriften' (Anm. 1) Nr. 11, S. 861-875 sowie PC, 14. Bd., Berlin 1886, Nr. 8378, S. 85f; Während Friedrich maximal 3 Generale und 1 370 Mann verloren haben wollte, schwankten die tatsächlichen Verluste zw. 2 873 u. 7 512 Mann, vgl. Die Kriege Friedrichs des Großen, Dritter Theil: Der Siebenjährige Krieg 1756-63,

Noch deutlicher werden die sich bereits hier abzeichnenden Propagandamethoden an eindeutigen Niederlagen. Diese waren grundsätzlich der Überlegenheit des Feindes und/oder unglücklichen Zufällen zuzuschreiben. War es bei Prag ein angeblich plötzlich auftretender Wirbelsturm, so war es bei Kolin die *unzeitige Hitze der preußischen Infanterie* oder man schob die Hauptschuld auf die mangelnde Standhaftigkeit der württembergischen Hilfstruppen, wie bei Leuthen, um von der taktischen Fehlleistung des Prinzen Karl von Lothringen abzulenken.³⁸ Zur Beruhigung des Publikums und um von den Folgen der Niederlage abzulenken, folgte zumeist der Topos vom geordneten Rückzug, der des öfteren mit der angeblich geretteten Artillerie kombiniert wurde, selbst dann, wenn davon, wie nach Roßbach, Leuthen oder Kunersdorf, wirklich nicht die Rede sein konnte und z.B. selbst der Oberkommandierende der Reichsarmee, der Herzog von Sachsen-Hildburghausen, offen eingestand, *totaliter* geschlagen worden zu sein.³⁹ Um das Fiasko vor Prag zu beschönigen, ließ Kaunitz verbreiten, ein Teil der Armee habe sich mit der Reserveartillerie, der Ausrüstung und der Kriegskasse nach Benschau zurückgezogen, obwohl die 10-12 000 Mann in Wirklichkeit völlig demoralisiert waren, weder über Zelte noch Equipage, kaum über Waffen und Ausrüstung verfügten und nur sechs Kanonen retten konnten, wie er dem Kaiser in einem Begleitschreiben eingestand. Friedrich war aber nicht minder zimperlich und verschwieg ebenfalls, dass der Rückzug aus Böhmen in die Lausitz nach seiner Niederlage bei Kolin und der Aufhebung der Belagerung von Prag zu einem Desaster wurde, da die Fahnenflucht so bedenklich zunahm, dass sie den Gefechtsverlust bei weitem überstieg und der größte Teil der Ausrüstung sowie mehrere Geschütze verloren gingen.⁴⁰ Die Verluste des Feindes wurden grundsätzlich über die eigenen untertrieben bzw. selbst dann für nicht erheblich erklärt, wenn man, wie die kombinierte französische und Reichsarmee bei Roßbach, fast ein Viertel seines

hg. vom Großen Generalstabe Kriegsgeschichtliche Abtheilung II., 1. Bd., Berlin 1901, S. 259 u. 285 sowie Ö.St.A. K.A. A.F.A. 1756 Karton 591 1756. 10. 6 u. 6e.

³⁸ 'Wienerisches Diarium', Extrablatt zu Num. 39 v. 14. Mai 1757; 'Berlinische Nachrichten', No. 84 v. 14. Juli 1757 sowie PC (Anm. 37) 15. Bd., Berlin 1887, Nr. 9151, 9152 u. 9153, S. 203f.; 'Relation von der zwischen der Kaiserl. Kön. und der Königl. Preußischen Armee den 5. Decemb. 1757 zwischen Neumark und Lissa hauptsächlich in der Gegend von Leuthen vorgefallenen Bataille', vgl. 'Wienerisches Diarium', Extrablätter zu Num. 100 u. 101 v. 14. u. 17. Dez. 1757.

³⁹ 'Wienerisches Diarium', Extrablatt zu Num. 92 v. 16. Nov. 1757 sowie Alfred Ritter v. Arneht, Maria Theresia und der siebenjährige Krieg 1756-1763, 1. Bd., Wien 1875, S. 250/251; Der Entwurf des Artikels findet sich ausdrücklich als 'Journal der Reichsarmee de 15 9bris 1757 über die Bataille von Roßbach für die hiesige fremde Minister und hiesige Zeitung' im H.H.St.A.W. Kriegsakten Karton 388, fol. 415f.

⁴⁰ Ö.St.A.W. K.A. A.F.A. 1757 (HA) Karton 600 1757 5-A 273, ad 273 sowie 5-A 274; Für das tatsächliche Ausmaß der preußischen Verluste vgl. Die Kriege Friedrichs des Großen (Anm. 37) 3. Bd., Berlin 1901, S. 148f.

Bestandes (10 000 Mann) oder wie Friedrich bei Hochkirch fast ein Drittel (9 000 Mann) eingebüßt hatte. Nach Leuthen und Hochkirch behalf man sich österreichischerseits mit dem Kunstgriff, nur die Anzahl der Toten und Verwundeten, nicht aber die teilweise weit größere der in Gefangenschaft geratenen bzw. Vermissten zu veröffentlichen.⁴¹

Die Nachrichtenpolitik

Beide Parteien waren sich über den Einfluss der Zeitungen und Flugschriften auf die öffentliche Meinung im Klaren und versuchten, sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zu steuern. Während die eigenen Zeitungen ohnehin der staatlichen Nachrichtenpolitik unterworfen waren, versuchten beide Seiten über ihre Gesandtschaften Einfluss auf die Berichterstattung der wichtigsten Zeitungen im Reich und im europäischen Ausland auszuüben. Der Wiener Hof verfügte bei den Restriktionsmaßnahmen aufgrund der kaiserlichen Autorität über besondere Machtmittel, vor allem in den Reichsstädten. Der Entzug des Privilegs oder das Vertriebsverbot durch die Thurn und Taxis'sche Reichspost hatte weitreichende Folgen, während der preußische Machtbereich relativ beschränkt war.⁴²

⁴¹ Für Roßbach (5.11.1757), Hochkirch (14.10.1758) und Leuthen (5.12.1757) vgl. 'Wienerisches Diarium', Extrablatt zu Num. 92 v. 16. Nov. 1757, 'Berlinische Nachrichten', No. 126 v. 21. Okt. 1758 sowie 'Wienerisches Diarium', Extrablatt zu Num. 84 v. 21. Okt. 1758; Für die faktische Ebene vgl. das nach wie vor unverzichtbare Standardwerk, Die Kriege Friedrichs des Großen (Anm. 37) 5. Bd., Berlin 1903, S. 207f.; 6. Bd., Berlin 1904, S. 149; 8. Bd., Berlin 1910, S. 276f.; Die veröffentlichte Verlustliste von Leuthen wies 1 983 Tote und 4 591 Verwundete aus, während die interne einen Gesamtverlust der kaiserlichen Armee von 19 917 Mann auflistete, vgl. 'Wienerisches Diarium', Num. 104 v. 28. Dez. 1757 sowie H.H.St.A.W. Kriegsakten Karton 388, fol. 577f.

⁴² Am 5. Okt. 1756 wies der Reichsvizekanzler v. Colloredo den Fürsten von Thurn und Taxis als Reichsgeneralpostmeister an, diejenigen Zeitungen, die das landfriedensbrüchige Vorgehen des Kurfürsten von Brandenburg beschönigten, nicht mehr von den Reichspostämtern verteilen zu lassen. Die übrigen wurden angewiesen, in Zukunft alles wegzulassen, was dem König von Preußen dienen könnte. Praktisch zeitgleich (7. Okt. 1756) erließ die preußische Regierung ein Importverbot des 'Wienerischen Diariums' für die Dauer des Krieges und ordnete eine strenge Kontrolle anderer österreichischer Presseerzeugnisse an, vgl. H.H.St.A.W. Reichshofrat Denegata recentiora, Karton 974, Beilage zu dem Schreiben des Fürsten an den Kaiser, Regensburg v. 1. Febr. 1757 sowie Geh.St.A. PK Berlin-Dahlem I. HA Rep. IX F2a1 Fasc. 4, fol. 115f; Auf eine Beschwerde der württembergischen Regierung hin, wurde am 28. April 1759 der Vertrieb der Leipziger und Berliner Zeitungen durch die Reichspost untersagt. Daraufhin dehnte die preußische Regierung ihr Vertriebsverbot auf sämtliche Zeitungen des Reiches aus, mit Ausnahme der Hamburger und Altonaer, vgl. H.H.St.A.W. RK Prinzipalkomm. Weisungen Fasz. 9a, Kaiserliches Rescript an den Fürsten v. Thurn u. Taxis v. 28. April 1759 u. Weisung v. 4. Aug. 1759 sowie Geh.St.A. PK Berlin-Dahlem Rep. 63 2233,

Bei den Flugschriften verhielt es sich ähnlich. Auch hier kam den Gesandtschaften eine wichtige Rolle bei der Distribution der offiziellen und offiziösen Staatschriften zu. Außerdem griffen manche Diplomaten insgeheim selbst zur Feder, wie z.B. der überaus rührige preußische Komitialgesandte Freiherr von Plotho, sein sächsischer Gegenspieler von Ponickau oder dessen Kollege in Den Haag, Kauderbach.⁴³ Der kaiserliche Hof verfügte mit dem Reichshofrat als oberster Zensurinstanz im Reich und der kaiserlichen Bücherkommission in Frankfurt als ausführendes Organ zwar nominell über die größeren Machtmittel, die von einem Verkaufsverbot über die Konfiskation bis hin zur öffentlichen Bücherverbrennung reichten.⁴⁴ Allerdings waren die kaiserlichen Organe zumeist auf die Mitwirkung der Behörden einer Reichsstadt oder eines Landesherrn angewiesen, so dass ihr Einfluss spätestens dort endete, wo der des Königs von Preußen und seiner Verbündeten begann.⁴⁵ Außerdem war aufgrund der Struktur des Buchhandels in

Weisung an das Generalpostamt v. 12. Juni 1759; Vgl. dazu auch M. Dallmeier (Anm. 4) S. 241f.; Neben Drohungen gegen ihre Person und mit dem Vertriebsverbot ihrer Zeitung, gehörte es auch zum Maßnahmenkatalog der preußischen Gesandten, den Redakteuren der holländischen Zeitungen *petites gratifications* zukommen zu lassen, vgl. Geh.St.A. PK Berlin-Dahlem I. HA Rep. 34 Nr. 227aa Fasz. 302, Weisung an Hellen v. 12. Febr. 1760 sowie Rep. 63 2412.

⁴³ Von Plotho stammten u.a. 'Patriotische Gedancken über das wider Se. Königl. Majestät in Preussen den 20. Septembr. zur öffentlichen Reichs-Dictatur gekommene Kayserliche Hof-Decret. 1756', vgl. Preussische Staatschriften (Anm. 2) 3. Bd., Berlin 1892, S. 455f. u. S. 458-463; Kauderbach verfasste u.a. die 'Antwort eines gebornen Schweden auf den Brief eines Reisenden aus Danzig, den gegenwärtigen Krieg betreffend. Stralsund, 1757', in: 'Teutsche Kriegs-Canzley', 2. Bd. 1757 (Anm. 1) Nr. 17, S. 293-312, vgl. P. Müller (Anm. 2) S. 13; Ponickau war für 'Die gerechte Sache Kur-Sachsens' verantwortlich, vgl. Anm. 21.

⁴⁴ Nachdem die kaiserliche Bücherkommission zunächst sogar offizielle preußische Staatschriften beschlagnahmt hatte, ließ der Reichshofrat in der Folge nur noch von ihm indizierte Schmähschriften konfiszieren und am 18. Nov. 1758 in Frankfurt, am 16. Dez. 1758 in Nürnberg, am 1. Aug. u. 24. Sept. 1760 in Hamburg, Anfang September desselben Jahres in Regensburg und am 5. Mai 1761 in Dresden öffentlich durch den Henker verbrennen, vgl. H.H.St.A.W. RHR Resolutionsprotokolle Bd. 134, fol. 420; RHR Den. rec. Karton 979, Bericht des Frankfurter Magistrats v. 21. Nov. 1758 und des Nürnberger Magistrats v. 19. Jan. 1759; RK Prinzipalkomm. Berichte Fasz. 109a, Nr. 760 v. 24. Juli, Nr. 764 v. 4. Aug. und Fasz. 109b, Bericht v. 13. Sept. 1760 sowie Nr. 184 v. 14. Okt. 1760; Agatha Kobuch, Zensur und Aufklärung in Kursachsen. Ideologische Strömungen und politische Meinungen zur Zeit der sächsisch-polnischen Union (1697-1763), Weimar 1988, S. 227.

⁴⁵ Die Regierung des mit Preußen verbündeten Hessen-Kassel reagierte nicht auf das Ansinnen der Bücherkommission, gegen Hanauer Buchdrucker vorzugehen, vgl. H.H.St.A.W. RHR Den. rec. Karton 974, Rescript an die ausschreibenden Fürsten des Oberrheinischen Kreises, Wien 25. Aug. 1758 mit beiliegendem Schreiben des Bücherkommissars an den Kaiser, Frankfurt 7. Juni 1757; Karton 978, Schreiben des kaiserlichen Bücherkommissionsactuarius Ernst August Koch an den Reichshofrat mit beilie-

Deutschland keine wirkliche Kontrolle möglich. Denn die Buchhändler schickten sich die Neuigkeiten anonym und unaufgefordert zu, druckten sie gegebenenfalls nach und verkauften sie unter der Hand, so dass indizierte Schriften nur umso begehrt wurden.⁴⁶ Übrigens gelang es auch den preußischen Zensurbehörden nicht, die Verbreitung unliebsamer Schriften, vor allem die Maubert de Gouvests, völlig zu unterbinden, obwohl die öffentliche Bücherverbrennung auch zum Maßnahmenkatalog eines aufgeklärten Herrschers wie Friedrich dem Großen gehörte.⁴⁷

gendem 'Extractus Protocolli', Frankfurt den 12. März 1757; H.H.St.A.W. RHR Res. Protocolle Bd. 139, fol. 187f.

⁴⁶ Die Berichte der kaiserlichen Bücherkommission in dem bisher noch nie ausgewerteten Bestand, H.H.St.A.W. RHR Denegata recentiora, legen darüber beredtes Zeugnis ab.

⁴⁷ Friedrich der Große ließ nicht nur die Schriften Mauberts konfiszieren, sondern auch den 'Kurzer doch Gründlicher Beweis, daß das Königreich Böhmen Sr. Königl. Majest. in Preussen zustehe' am 16. Jan. 1757 öffentlich durch den Scharfrichter in Dresden verbrennen, um sich demonstrativ von jedweden Eroberungsabsichten zu distanzieren, vgl. Geh.St.A. PK Berlin-Dahlem I. HA Rep. 63 2080, Schreiben Uhdes an den König v. 16. Juni 1758 sowie Weisung von Finkenstein v. 24. Juni 1758; H.-M. Blitz (Anm. 2) S. 149 u. 167; PC (Anm. 37) 14. Bd., Berlin 1886, Nr. 8528, S. 205/206; 'Berlinische Nachrichten', No. 9 v. 20. Jan. 1757.

Aktuelle Perspektiven der (historischen
und gegenwartsbezogenen) informations-
wissenschaftlichen Forschung

Popkultur und Popliteratur: alltagsästhetische Generatoren pluraler Identitäten. Mit einem Ausblick auf die Wiederkehr der Mündlichkeit

Michael Jaumann

Popkultur und Popliteratur – dies sind keine ganz neuen, sondern vielmehr spätestens seit den sechziger Jahren des gerade vergangenen Jahrhunderts rekurrente Themen auch der Kulturwissenschaften. Ihre Relevanz lässt sich schon quantifizierend erhärten: Nach groben Schätzungen waren 1998 auf dem Gebiet der Bundesrepublik über 20 000 Bands aktiv,¹ zugleich fällt den großen Unterhaltungskonzernen die Rolle einer Schlüsselindustrie zu. Noch Mitte der neunziger Jahre gaben weltweit Konsumenten ungefähr 300 Milliarden Dollar für Filmtickets, Musikaufnahmen, Videos und andere Unterhaltungsprodukte aus; die weitgehend poporientierten Tonträger belegten dabei hinter Computerspielen und Fernsehproduktionen einen stabilen dritten Platz,² bis die neuesten digitalen Verbreitungsformen von Musik die Profiterwartungen in diesem Marktsegment dämpften. Doch gerade diese Verschiebung der Verbreitungsmedien und die öffentlichen Reaktionen darauf belegen – und dies wäre ein erster wesentlicher Befund – eine grundsätzlich gewandelte Rolle von Pop: Aller Randständigkeit entkleidet und allen Trivialitätsvorwürfen entzogen rückt er in nahezu staatstragende Positionen auf. Im August dieses Jahres eröffnete der Musikkonzern Universal unter der Adresse 'www.popfile.de' die erste legale (und kostenpflichtige) Tauschbörse für Popmusik – begleitet wurde der Start dieser Internetseite von niemand anderem als dem bekennenden Deutsch-Rock-Fan und Bundeskanzler Gerhard Schröder.³

Trotz dieser gesellschaftlichen und medialen Zentrierungen von Pop wird immer noch die intellektuelle Ungreifbarkeit des Phänomens behauptet, Pop geriert sich besonders in der Perspektive seiner Akteure als Sphäre absoluter Innerlichkeit, die sich jeder distanzierenden Betrachtung entzieht und sich nur auf einer

¹ Vgl. Ansgar Jerrentrup, Populärmusik als Ausdrucksmedium Jugendlicher, in: Dieter Baacke (Hg.), Handbuch Jugend und Musik, Opladen 1998, S. 59-91, S. 59.

² Zu diesen Zahlen Christoph Gurk, Wem gehört die Popmusik? Die Kulturindustriethese unter den Bedingungen postmoderner Ökonomie, in: Tom Holert/Mark Terkessidis (Hg.), Mainstream der Minderheiten. Pop in der Kontrollgesellschaft, Berlin 1996, S. 20-40, S. 32 und 40.

³ Vergleiche <http://www.universal-music.de/index1>, Stand: 10.8.2002.

ursprünglichen Erlebnisebene erschließt. Exemplarisch formuliert diese Argumentation der Kultlitterat und Techno-Anhänger Rainald Goetz: *Pops Glück ist, daß Pop keine Probleme hat. Deshalb kann man Pop nicht denken, nicht kritisieren, nicht analytisch schreiben, sondern Pop ist Pop leben, fasziniert betrachten, besessen studieren, maximal materialreich erzählen, feiern. Es gibt keine andere vernünftige Weise über Pop zu reden, als hingerissen auf das Hinreißende zu zeigen, hey, super. Deshalb wirft Pop Probleme auf, für den denkenden Menschen, die aber Probleme des Denkens sind, nicht des Pop.*⁴ Die These dieser literarisch-programmatischen Äußerung stimmt schon für den internen Zusammenhang der Popkultur nicht mehr, ihr entspricht aber eine eigentümlich zaghafte und zerklüftete Forschungslandschaft, die selten genug den Gesamtzusammenhang 'Popkultur' in den Blick nimmt. Es gilt also, mit einer bewusst elementar formulierten Merkmalsreihe den Gegenstand zu umreißen und zu sondieren. Nach der Lage der Dinge muss dies aber konträr formuliert sein, Widersprüche werden somit sichtbar, Spannungspole, zwischen denen sich Popkultur bewegt.⁵

Pop steht in diesem Sinne zunächst in einem 'Spannungsfeld von Einfachheit und Virtuosität'. Evidenterweise setzt das typische Pop-Produkt auf Eingängigkeit, simple musikalische und textuelle Strukturen, hörbar im klassischen Zweieinhalb-Minuten-Song mit seinen hohen Werten an Wiedererkennbarkeit – genau diese forcierte Simplizität wird oft genug zum kulturkritischen Vorwurf gegen Pop generell erhoben. Tatsächlich stellt dies aber eine sehr bewusste Praxis der Akteure dar; der Techno-Produzent und -DJ Westbam meinte dazu im Gespräch mit Rainald Goetz: Pop brauche nicht mal mehr einen *Song* noch eine *schöne Melodie*, müsse *aber auf jeden Fall eines sein: nämlich unglaublich signifikant*, und dies vor allem für die *Leute* im Plattenladen; und gerade weil diese Definition von Pop *so allgemein* sei, so Westbam weiter, sei sie *gut*.⁶ Dem stehen andererseits in anderen Spektren des Popbereichs außerordentlich komplexe und überlegte Strukturen gegenüber, die eine beträchtliche musikalische Intelligenz (oder wenigstens das Streben danach) verraten: Zahlreiche Beispiele von den unendlichen Verzweigungen der gegenwärtigen elektronischen Musik über die Rockopern und Gitarrenvirtuosen der Siebziger bis hin zu Frank Zappa drängen sich hier auf.

⁴ Rainald Goetz, *Hirn*, Frankfurt a.M. 1986, S. 188.

⁵ Die folgende Merkmalsreihe versucht, eigenständige begriffliche Schwerpunkte zu setzen, auf der Sachebene ist sie u.a. informiert durch folgende Publikationen: Thomas Ernst, *Popliteratur 2000*, hg. von Martin Hoffmann, Hamburg 2001; Martin Büsser, *Popmusik*, Hamburg 2000; Peter Kemper/Thomas Langhoff/Ulrich Sonnenschein (Hg.), 'but I like it'. *Jugendkultur und Popmusik*, Stuttgart 1998; Johannes Ullmaier, *Pop Shoot Pop. Über Historisierung und Kanonbildung in der Popmusik*, Rüsselsheim 1995.

⁶ Westbam, *Mix, Cuts & Scratches*. Mit Rainald Goetz, Berlin 1997, S. 59.

Pop schwebt zum zweiten zwischen 'vitalistischer Gegenwärtigkeit' und 'historisierender Bearbeitung'. Selbstverständlich werden die Produkte des Pop vorzugsweise in Augenblickserfahrungen rezipiert, in zeitlichen Modi der Plötzlichkeit und unmittelbaren Gegenwärtigkeit; sie werden zeitenthoben beim Tanzen und im Konzert ekstatisch und körpernah erlebt, bis hin zum Riff oder Song, der nicht mehr aus dem Kopf gehen will. Pop wertet man demzufolge – wiederum auch auf der intentionalen Ebene der Akteure, man vergleiche das oben stehende Zitat – als nichtabstrakt, vergangenheitslos und reflexionsfern. Konträr dazu – und dies deckt sich mit den postmodernistischen Wurzeln eines gegenwärtigen Pop-Begriffs – verliert Pop zusehends seine zeitliche Unschuld: Er historisiert und zitiert, macht die eigene Geschichte zum Thema – dies erfolgt in den zahllosen Revivals und gipfelt etwa in der verspielten Trash-Ästhetik des 'Easy Listening', die zum prägnanten Elaborat der 'popshopping'-Alben führte: Diese versammeln Werbejingles der Siebziger – sie werden aus ihrem ursprünglichen Warenkontext herausgelöst und nun als neues popkulturelles Artefakt vermarktet.⁷

Drittens: Pop stellt zum einen eine genuine 'Massenkultur' oder besser eine 'Kultur forcierter Öffentlichkeit' dar. Über den Jugendsektor hinaus prägt er mittlerweile nicht nur ganze Generationen von mitlebenden Erwachsenen und deren Erinnerung, sondern hat auch die Tendenz, universal zu werden, das heißt nichtintendierte Rezipienten zu erreichen (was ihn tatsächlich zu einem Phänomen makroökonomischer Globalisierung werden lässt). Darüber hinaus feiert er geradezu die quantitative Verbreitung seiner Produkte, macht diese zu einem Konstituens seiner eigenen kulturellen Praxis: Dies geschieht etwa im Stadionkonzert, in der Omnipräsenz des Super- und Megastars, im dramatisierten Verkaufswettbewerb der Hitparade. Zum anderen, und ganz im Gegensatz dazu, fungieren Pop, einzelne Popstile als 'esoterisches Wissen', Musik und andere Konsumgüter dienen hier als Erkennungszeichen für Eingeweihte und erfüllen damit alle Funktionen der Elitenabgrenzung. Sichtbar wird dies in der wahrhaft antiquarischen Plattensammlerkultur und ihrer sich ewig überbietenden Jagd nach immer entlegeneren Tonmaterialien – in ihrem ganzen Autismus zuletzt beschworen in Nick Hornbys Roman 'High Fidelity'.

Viertens schwankt Pop natürlich zwischen 'Dissidenz' und 'Kommerzialisierung'. Dies ist nicht neu, lässt sich im übrigen aber bereits an der Physiognomie der Akteure ablesen. Elvis' Hüftschwung in den Fünfzigern symbolisierte Rebellion, anarchische Erotik, interkulturelle Vermischung – der verlebte Hollywood-

⁷ Various Artists, popshopping. Vol. 1, erschienen bei Crippled Dick Hot Wax CDHW 069/EFA 04422-2, 2000. Vergleiche die informative Plattenkritik von Thomas Willmann, Werbung ist ein Virus. Die CD 'popshopping' und wie man Leute dazu bringt, Komplizen bei der eigenen Infektion zu werden (erstellt 8.2.2001), unter: <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/musik/4882/1.html>, S. 1-4, Stand: 29.7.2002.

Elvis der Siebziger bezeugt, wie schnell noch je die 'counterculture' Pop kulturindustriell vereinnahmt und verwässert wurde.

Damit stellt Pop, fünftens, einerseits einen 'trendorientierten Konsumartikel' dar, der seine Reizwirkung gerade durch den schnellen Wechsel der Moden erzielt, von den Konsumenten umgehend verbraucht und folgenlos abgelegt wird. Doch andererseits erwählen sich Individuen immer wieder einen bestimmten Popstil als Kommunikationsmittel in sozialen Ordnungen – und erschaffen sich damit erst als Individuen. Pop fungiert hier als 'Mittel für Lebensstilentwürfe' bzw. als Instrument der 'Bildung von Einzel- und Gruppenidentität': Scheinbar spielerisch, nach den Prinzipien der Bricolage gebildete Konglomerate bestimmter Musikrichtungen, Kleidungsstücke, Tanzschritte, Freizeitaktivitäten und vieles andere erzeugen Lebensstildesigns, die zu existenzieller Gültigkeit tendieren. Gefragt sind hier tatsächlich Distinktionsgewinne – auf elementarer Ebene zwischen Jugendlichen und Erwachsenen, zwischen 'beats' und 'squares', unendlich weiterverästelt in den vielfältigen Subkulturen von den Mods bis zu den Punks, die in der Perspektive der britischen 'cultural studies' klassische Modelle dieser identitätsbildenden Funktion von Pop darstellen.⁸

Sechstens und letztens hat Pop (und ebenso ein Großteil der neuesten Pop-Literatur) als 'multimedialer Zusammenhang' schlechthin zu gelten. Dies gilt bereits für die medientechnologischen Verschiebungen in der Verbreitung populärer Musik, die stets auch – dies aber oft ungewollt – die Produktionspraktiken dieser Musik mitveränderten: Die neue Reproduktionstechnologie der Lithographie im 19. Jahrhundert, um einmal ein frühes Beispiel zu wählen, erlaubte erstmals die massenhafte Verbreitung von Musik im Notendruck und ermöglichte dadurch erst die „Klavierseuche“, also den Aufstieg der sentimental-bürgerlichen Salon- und

⁸ Vergleiche hierzu die klassischen Studien der britischen 'cultural studies', unter anderem Dick Hebdige, *Subculture – The Meaning of Style*, London 1979; Stuart Hall/Tony Jefferson (Hg.), *Resistance through Rituals. Youth subcultures in post-war Britain*, 2. Aufl. London 1976; John Clarke u.a., *Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen*, hg. von Axel Honneth u.a., dt. von Thomas Lindquist und Susi Büttel, Frankfurt a.M. 1979, zur Umwertung von Lévi-Strauss' Begriff der 'bricolage' dort S. 136-144. Geradezu verabsolutiert wird die Identitätsbildungsthese bei Simon Frith, *Musik und Identität*, in: Jan Engelmann (Hg.), *Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader*, Frankfurt/New York 1999, S. 149-174, vergleiche dort S. 151: „Es geht nicht um die Frage, auf welche Weise ein Musikstück (bzw. seine Aufführung) die Menschen widerspiegelt, sondern wie es diese Menschen produziert [sic]; in welcher Weise es eine musikalische Erfahrung, eine ästhetische Erfahrung herstellt und konstruiert, die wir nur verstehen können, indem wir sowohl eine subjektive als auch kollektive Identität *annehmen*. Um es anders auszudrücken: Die Ästhetik beschreibt die Qualität einer Erfahrung (nicht die Qualität eines Objekts); sie bringt uns dazu, *uns* (nicht nur die Welt) auf jeweils unterschiedliche Weise zu erfahren.“

Unterhaltungsmusik;⁹ im 20. Jahrhundert hingegen perfektionierten medientechnologische Formate wie Kassettenrekorder, Vierspurgerät oder sequenzgesteuerte Bass- und Rhythmusmaschinen nicht nur die Aufzeichnung und Konservierung von Klängen, sondern auch deren kreatives 'mixing' und 'sampling'.¹⁰ Pop muss aber zusätzlich, um seine Erlebnisqualitäten zu wahren, offensichtlich über das rein Akustische hinaus die visuelle Repräsentanz seiner Produkte pflegen, geschehe dies nun im Videoclip oder im eher traditionellen Rahmen der Bühnenszenierung.

Besonders die letzten beiden Merkmale werfen Fragen auf, die im Weiteren zu diskutieren sind: Besteht die einfache dichotomische Setzung von Identität in neuesten Strömungen der Popkultur weiter? Ist der Identitätsbegriff an sich hier nicht wesentlich zu differenzieren? Inwieweit sind die Subkulturmodelle der britischen 'cultural studies' nun noch tragfähig? Des Weiteren, eher medientheoretisch betrachtet: Ist der Begriff einer 'Pop-Literatur' nicht schlechthin aporetisch? Immerhin kann man eine Divergenz von abstrahierender Schriftkultur und audiovisueller Unmittelbarkeit feststellen, die zu weitläufigen Thesen von einer Bedrohung des Buches geführt haben: In dieser Sicht bleibt Literatur als vorzugsweise schriftlicher Text an abstrakte und decodierungsabhängige Schriftzeichen gebunden, richtet sich also nicht auf den pluralen Erlebniszusammenhang der Sinne, sondern orientiert sich auf die Erzeugung von singularisiertem Sinn.¹¹ Dem

⁹ Peter Wicke, *Von Mozart zu Madonna. Eine Kulturgeschichte der Popmusik*, 2. Aufl. Frankfurt a.M. 2001 (1. Aufl. Leipzig 1998), S. 15-19 und S. 26-44.

¹⁰ P. Wicke (Anm. 9) S. 253-255 (zur Vierspurtechnik bei der Aufnahme der Alben 'Revolver' und 'Sergeant Pepper's Lonely Hearts Club Band') und S. 271-276 (frühe 'mixing'-Techniken und die kreativitätsfördernde Wirkung eigentlich veralteter Synthesizer-Technologie der Firma Roland).

¹¹ So die These von Jochen Hörisch, *Vom Sinn zu den Sinnen. Zum Verhältnis von Literatur und neuen Medien*, in: *Merkur* 55 (2002) H. 2, S. 105-116. Hörisch forciert die Rolle von Sinn als „Singularetantum“ im Gegensatz zu den Sinnen als nur schwer zu singularisierendem Pluralbegriff (S. 114); die Aufgabe der Schrift- und Buchkultur besteht grundsätzlich darin, „Sinn zu machen (wie der Anglizismus lautet), statt unmittelbar die Sinne zu erfreuen“, was sie zugleich zu einem – allerdings erkenntnisträchtigen – „medialen Anachronismus“ (ebd. S. 112) macht. Zu dieser zunehmenden Exzentrizität des Buches vergleiche Jochen Hörisch, *Ende der Vorstellung. Die Poesie der Medien*, Frankfurt a.M. 1999. – Eine ausführliche Kritik von Hörischs Thesen kann hier nicht gegeben werden. Verwiesen sei aber darauf, dass er offensichtlich von einer standardisierten und normierten Konzeption des Leseverhaltens ausgeht, die der internen Hermeneutik zumindest literarischer Texte nicht entspricht: Diesen eignet eine konzeptuelle Ebene von Intertextualität, sie durchkreuzen die Vorstellung von einheitlichen Sinngefügen produktiv durch Spannungsverhältnisse z.B. des 'dialogischen Wortes', die sich kompetenten Lesern durchaus erschließen (siehe dazu, mit den hier fälligen Bezügen zu M. Bachtin: Renate Lachmann (Hg.), *Dialogizität*, München 1982 (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste. Reihe A, Bd. 1); Ulrich Broich/Manfred

scheint der erstaunliche Erfolg von Pop-Autoren der neunziger Jahre wie Rainald Goetz, Benjamin von Stuckrad-Barre, Thomas Meinecke u.a. zu entsprechen, denn deren textuelle Aktivitäten beruhen nicht nur auf intermedialer Vermittlung, sondern gerade auf der offensiven Aneignung schriftexterner Medien. In einem ausgeweiteten kultur- und literaturhistorischen Rahmen ist somit nach den ästhetischen Gewinnen und Verlusten der medialen Modeströmung Pop-Literatur zu fragen.

Der Bezug zur Identitätsfrage jedoch stellt sich schnell über einen Begriff her: Stil. Die gegenwärtige Pop-Literatur beweist größte Aufmerksamkeit für visuelle Oberflächen, Details der Kleidung, der Konsumartikel, der alltäglichen Körpersprache, der Geschmacksvorlieben im Bereich der populären Unterhaltungsangebote. Notwendig prägt dieses Interesse für alltagsästhetische Stilorientierungen den Textstil; er verkommt mitunter zu Katalogen und Auflistungsstrukturen, ergeht sich aber jedenfalls in einer engen, optisch verstandenen Mimesis, die Archive der Gegenwartskultur¹² anlegt und im besten Fall durchaus die Qualität einer quasi-ethnographischen, dichten Beschreibung gewinnt:

Bernds Wohnung liegt in einer Neubausiedlung am Rande der Stadt. Zwei Zimmer, Küche, Bad. Im Schlafzimmer stehen ein großer Schrank und ein großes Bett. Auf dem Nachttisch liegen die beiden letzten Ausgaben von Max ('Obwohl sie früher besser war') und die TV Spielfilm ('Eigentlich ist mir die Zeit zu schade, um Fernsehen zu schauen') sowie eine Waschbrettbauch- sofort-Zeitung, dazu einige Bücher, Geschenke von Weihnachten und dem letzten Geburtstag, die Bernd demnächst einmal weiterlesen möchte, wenn ihm nicht nur immer schon nach der ersten Seite die Augen zufallen würden. [...] Das Schlafzimmer sieht so aus wie die Hotelzimmer in Heilbronn und Wolfsburg, in denen Bernd schläft und Pay TV guckt, wenn er auf Dienstreisen ist: weiß und praktisch. Auch beim Wandschmuck hat sich Bernd an diesem Vorbild orientiert. Er hat sich zwar gewundert, warum das große Schwarzweißposter mit frühstückenden Arbeitern auf einem Hochhausgerüst

Pfister u.a. (Hg.), Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien, Tübingen 1985).

¹² Der beständig durchgeführte Archivvergleich setzt einen überzeugenden Interpretationsschwerpunkt bei Moritz Bäbler, *Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten*, München 2002. Bäbler versteht unter Archivierung Prozesse, in denen profane und tendenziell dem Vergessen anheim fallende Kulturgegenstände in valorisierte Gedächtnisräume wie zum Beispiel dem der Literatur überführt werden, siehe dort S. 21 (mit dem Bezug auf die entsprechenden Theoreme bei Boris Groys, *Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie*, Frankfurt 1999). Die eigentliche soziale Funktion dieser Archivierungen wird bei Bäbler jedoch nicht ganz klar, wie so oft scheint die Rede vom kollektiven bzw. kulturellen Gedächtnis hier zum Selbstzweck zu geraten.

*in New York 680 Mark gekostet hat, aber der Verkäufer im Poster-Shop in der Fußgängerzone hatte ihm gesagt, dieses Poster sei ein echter Klassiker.*¹³

Dieses Zitat stammt aus dem Erfolgsbuch 'Generation Golf. Eine Inspektion' des – laut Selbstauskunft – FAZ-Redakteurs und Golfers Florian Illies, das erklärtermaßen – laut Klappentext – die Alltagszusammenhänge der zwischen 1965 und 1975 Geborenen aufarbeiten will. Im Sinne einer traditionellen Gattungslehre schwankt der Text unentschieden zwischen autobiographischer Erinnerungsprosa, Essayistik und kulturkritischem Feuilleton, er gewinnt aber seinen Reiz durch den genauen Blick auf die Bedeutungshaltigkeit von Konsum- und Alltagskultur und deren durchaus existenzprägende Dimensionen. Von den komischen Verschiebungen wie etwa hier des Augenblickskompositums abgesehen, erinnert die Exaktheit des Beobachtergestus bei Illies fast verstörend an die in den Text von Pierre Bourdieu 'Die feinen Unterschiede' eingeschobenen Fallstudien.¹⁴ Dies sind zugegebenermaßen nur Analogien, nicht direkte Vergleichsebenen zwischen literarischer und wissenschaftlicher Rede, die sich im Falle der britischen 'cultural studies' aber noch weiterführen lassen: Bei Illies wie auch bei Dick Hebdige besteht offensichtlich gleichermaßen ein Interesse an „Stil als absichtliche[r] Kommunikation“ bzw. als „bedeutende[r] Praxis“.¹⁵ Hier wie dort werden Artikel des alltäglichen Konsums ihres konventionellen Warencharakters letztlich entkleidet und im folgenden durch die Konsumentensubjekte semiotisiert, mit Bedeutungs- und Kommunikationsgehalten aufgeladen. In den frühen Studien von Hebdige und anderen Theoretikern des 'Centre for Contemporary Cultural Studies' gewann dies eine subversive Note; bei Hebdige überschreiten die „Subkulturen die Gesetze der 'zweiten Natur' des Menschen. [...] Sie öffnen die Welt der Objekte für neue und offen gegensätzliche Lesarten. Damit steckt hinter den Stilen aller auffälligen Subkulturen der primäre Sinn, einen bedeutungsvollen *Unterschied* (und parallel dazu eine Gruppenidentität) mitzuteilen.“¹⁶

Nun ist aber der 'Bernd' des obigen Zitats nichts weniger als der Vertreter einer Subkultur. Und ganz dementsprechend erhält der popliterarische Blick auf die Individuationschancen durch alltagsstilistische Kommunikation, die in den weiteren Forschungen der 'cultural studies' zunehmend die Interpretation von populärer

¹³ Florian Illies, *Generation Golf. Eine Inspektion*, 11. Aufl. Berlin 2000, S. 105f.

¹⁴ Diese Analogie erstreckt sich bis auf den tendenziellen Übergang zum Gesprächsprotokoll, der beiden Texten eignet. Vergleiche bei Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Übers. von Bernd Schwibs und Achim Ruser, Frankfurt a.M. 1987 etwa die Abschnitte „Ein warmer, bequemer Raum“, S. 418f. oder „Eine 'lebensfrohe' Krankenschwester“, S. 556-560.

¹⁵ Dick Hebdige/Diedrich Diederichsen/Olaph-Dante Marx, *Stile und Moden der Subkultur*, Reinbek b.H. 1983 (der Band umfasst eine Teilübersetzung von Hebdige, *Subculture – The Meaning of Style*, London 1979), S. 92 und 108.

¹⁶ D. Hebdige/D. Diederichsen/O.-D. Marx (Anm. 15) S. 93f.

Kultur im Allgemeinen bestimmten,¹⁷ bei aller Genauigkeit der Beobachtung eine differenzierte und ausgesprochen pessimistische Note. Bernds missglückter Poster-Kauf zeigt: Die vormalig subversive, subkulturelle Setzung von Identitäten durch Stilentscheidungen besteht weiter und hat nun den Mainstream der Gesellschaft erreicht; angesichts der Masse von bereits konsumfertig aufbereiteten Stilangeboten kann aber die produktive Umwertung von Konsumartikeln durch die Individuen eben auch grotesk scheitern.¹⁸ In diesem Fall versagt der Voluntaris-

¹⁷ Besonders deutlich und mit durchaus glorifizierender Note geschieht dies bei einem prominenten amerikanisch-australischen Vertreter der Richtung. John Fiske, *Understanding Popular Culture*, 2. Aufl. London/New York 1990, legt nahezu kategorisch fest: „A homogeneous, externally produced culture cannot be sold ready-made to the masses: culture simply does not work like that. Nor do the people behave or live like the masses, an aggregation of alienated, one-dimensional persons whose only consciousness is false, whose only relationship to the system that enslaves them is one of unwitting (if not willing) dupes. Popular culture is made by the people, not produced by the culture industry.“, S. 23f. Bei aller berechtigten Kritik an einem verkürzend aus Adorno und Horkheimer hergeleiteten Massenbegriff scheint hier die Möglichkeit einer misslingenden Aneignung kulturindustrieller Produkte, die sich letztlich gegen die Interessen der betreffenden Individuen richtet, gar nicht mehr vorgesehen zu sein. Vollends fragwürdig dürfte Fiskes Begriff der „popular discrimination“ (also der populärkulturellen Urteilskraft oder Auswahlkompetenz gegenüber den Angeboten der Kulturindustrie, S. 129) sein, die sich durch ihre scharfe Abgrenzung gegenüber der klassegebundenen und wohl hochkulturellen „aesthetics“ manifestieren soll: „Aesthetics is a disciplinary system, an attempt by the bourgeoisie to exert the equivalent control over the cultural economy that it does over the financial. [...] Aesthetics is naked cultural hegemony, and popular discrimination properly rejects it.“, S. 130. Diese an Bourdieu geschulten Dichotomien können hier nicht ausführlich diskutiert werden, zu fragen bleibt aber doch, wie sich zahlreiche Avantgarden in der Literatur der Moderne oder auch dezentrierende Lesepraktiken der neueren Literaturwissenschaften (dagegen Fiske: „Aesthetics requires the critic-priest to control the meanings and responses to the text [...]“, S. 130) zu dieser verengt-machtorientierten Bestimmung von Ästhetik verhalten.

¹⁸ Zahllose weitere Beispiele finden sich in Illies' Text, sie gewinnen besondere Prägnanz im Erinnerungsfeld der Kindheit und Pubertät in den achtziger Jahren: *Nun gut. Wenn ich heute in einer sächsisch-anhaltinischen Kleinstadt in das Schaufenster von Petra's Modestübchen schaue und Stonewashed-Jeans mit Veilchenaufdruck sehe, muß ich immer an Nicole denken und daran, was wohl aus Frauen wird, die schon als Mädchen helle Jeans mit Veilchen tragen. Große Chancen haben wir ihnen damals jedenfalls nicht gegeben. Der Spruch hieß: Doof bleibt doof, da helfen keine Pillen*, F. Illies (Anm. 13) S. 30. Trotz des humorig-kolloquialen Tons scheint in dieser Erinnerung an eine Schulkameradin durch, wie sehr stilistische Missgriffe als Lebensirrtum, als existenzielles Vergehen gewertet werden, dazu an anderer Stelle im gleichen Text: *Es gab auf dem Lande damals ein Verkehrszeichen, das man überall sehen konnte. Oben war ein Traktor-Piktogramm, und drunter stand 'Dürfen überholt werden'. Damals war einem noch nicht ganz klar, was damit gemeint ist. Denn es waren ja gerade die Traktorfahrer, die als erste zur Schule fahren konnten und dann auch als erste Geld hatten, weil sie eine Lehre machten. Später dann, auf den Klassentreffen zehn Jahre drauf, als sie immer*

mus und die fröhliche Willkür von stilbasierten Lebensentwürfen, und ebenso die pop-kompatible Oberflächenfixierung der neuesten Erfolgsliteraten: Die harte ökonomische Basis, die fortbestehenden Zwänge der Existenzsicherung, wie sie offensichtlich auch den Lebenszusammenhang des übermüdeten Bernd bestimmen, können nur noch eher beiläufig – und hilflos – erwähnt werden.

Noch ein weiteres Zitat aus einem Erfolgsroman des wohl erfolgreichsten neuen deutschen Pop-Autors mag belegen, wie literarische Rede zentrale Thesen des CCCS durch Umkehrung bestätigt. Beim Ich-Erzähler in Benjamin von Stuckrad-Barres Debütroman 'Soloalbum' steigert sich der alltagsästhetisch geschulte Blick zu misanthropen Halluzinationen, die auf Fiktionsebene nur vordergründig durch die Trennung des Erzählspektrals von seiner Freundin begründet werden:

Auf solchen Parties bin ich immer schnell traurig über die horrenden Anzahl von schönen Frauen, die man niemals sprechen oder gar küssen wird. Mit einer ziemlich schrecklichen Frau komme ich dann ins Gespräch über den Film. Ich schätze mal, über ihrem Bett hängt in DIN-A0 der sterbende Soldat, auf dem Boden steht eine Lavalampe. Sie hört gerne Reggae. Scheiß Pearl Jam findet sie 'superintensiv', auf ihre CDs von Tori Amos und PJ Harvey hat sie mit Edding geschrieben '♀-Power rules', selbst einem Comeback von Ina Deter stünde sie aufgeschlossen gegenüber. Als Nachthemd dient ihr treu ein zerschlissenes 'Abi 1987'-T-Shirt, neben ihrem Bett (einer Matratze!) liegen lauter Armbändchen aus Ecuador oder so, solche, die auch zuhauf an Wolfgang Arschgesicht Petry dranhängen, die sie aber zum Großteil hat ablegen müssen, weil sie auf den Dreck allergisch reagiert.¹⁹

Diese apodiktischen Stilnormierungen setzen sich dann über eine Seite hinweg fort und gipfeln in allerdings vernichtenden Urteilen wie [...] *Herbert Grönemeyer mag sie nicht mehr so wie aber früher mal. Sie trinkt Apfelsaftschorle.* Solche hysterischen Überdehnungen der Ich-Erzählperspektive, die narrativ kaum ausbalanciert werden, zeigen sozusagen die dunkle Kehrseite des Widerstandspaths der Subkulturen, das von den 'cultural studies' fortlaufend beschworen wird: Der alltagsästhetische Stil als existenzbegründender Bedeutungsträger bleibt in dieser Funktion erhalten, nun geht es aber nicht mehr um die positive Inklusion von

noch Traktor fahren und noch immer T-Shirts zu Trainingshosen tragen, wurde mir klar, daß wir die Erlaubnis, die Traktorfahrer zu überholen, längst in einem ganz umfassenden Sinne verstanden hatten., S. 48.

¹⁹ Benjamin von Stuckrad-Barre, Soloalbum. Roman, 10. Aufl. Köln 1999 (1. Aufl. Köln 1998), S. 32. Parallele Textpassagen sind zahlreich, der alltagsstilistisch richtende Blick, der sofort in überspannte Mutmaßungen über die Lebensverhältnisse der Betrachteten umschlägt, wendet sich in der Art einer negativen Flanerie schließlich gegen anonyme und ohne jedes Urbanitätspathos beobachtete Passanten, so in der Schilderung eines Buspassagiers S. 83 oder in der katalogartigen Reihung S. 99-101.

Gruppenmitgliedern durch Stilhomologien,²⁰ sondern um harte Distinktion, die forcierte Exklusion beliebiger – als Gegner gesehener – Anderer. Stil erzeugt nicht mehr Kommunikation, quasi willkürlich gesetzte Stilzuschreibungen stigmatisieren vielmehr. Die unzähligen, allein schon durch die Geschichte von über 80 Jahren Popkultur vervielfältigten Stil- und Konsumangebote erlauben nun nicht mehr, die von einer dominanten Umgebungskultur abgegrenzten semantischen Welten festumrissener Subkulturen zu schaffen, sie tragen stattdessen zu einer verschärften Zerstreung der Individuen bei. Anders gesagt: Indem Pop in seiner allgemeinsten Definition als bedeutungstragende Oberfläche ubiquitär wird, setzt er die durch ihn ermöglichten Identitätsangebote einem verschärften Pluralisierungsdruck aus. Wer seinen Lebensstilentwurf auf die Konsumtion von Pop-Produkten gründet, hat beständig mit der Zuschreibung alternativer Bedeutungspotenziale an diesen Entwurf zu rechnen. Gerade das Studium der Popkultur bietet somit allen Anlass, das „Plastikwort“ und „konnotative Stereotyp“²¹ Identität – so zwei warnende Begriffe Lutz Niethammers – oder die beständige, auch in den ‘cultural studies’ vorherrschende Rede von „Identitätspolitik“²² grundlegend zu

²⁰ D. Hebdige/D. Diederichsen/O.-D. Marx (Anm. 15) S. 105-108, die gruppenstabilisierende Wirkung kann sich wie bei den Punks gerade durch das auffällige Fehlen zentraler Stilsymbole, also „*elliptisch*“ (S. 109) ergeben.

²¹ Lutz Niethammer (unter Mitarbeit von Axel Doßmann), Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbek b.H. 2000, S. 33 und S. 37, zu den drei Hauptwidersprüchen des semantischen Feldes der Identität S. 54f. Niethammers Kritik an Begriffen der kollektiven Identität und deren inflationärer Verbreitung ist in einem traditionelleren Sinne macht- und ideologiekritisch motiviert und wendet sich somit etwa gegen die Konflikthaltigkeit und Abgrenzungsdynamik nationaler Identitätskonstrukte (siehe den abschließenden Abschnitt S. 625-632). Zentrale Bestimmungen Niethammers lassen sich jedoch durchaus kritisch auf alle forcierten Versuche von Identitätssetzung übertragen, die gesellschaftliche Problemlagen und Machtverhältnisse eher zu verdecken drohen, anstatt diese freizulegen: „Psychosoziale Identität ist ein Konstrukt aus der Mitte des 20. Jahrhunderts, um angesichts zunehmend diskontinuierlicher Vergesellschaftung des Menschen seine lebensgeschichtliche Kontinuität zu Bewußtsein zu bringen und bewußt zu balancieren, wenn schon nicht steuern zu können.“ (S. 63).

²² Vergleiche etwa das Gespräch zwischen Stuart Hall und Christian Höller, Ein Gefüge von Einschränkungen, in: J. Engelmann (Anm. 8), S. 99-122, die hier aufscheinenden selbstkritischen Perspektiven dürfen allerdings nicht unterschlagen werden: Schon in den sechziger und siebziger Jahren, in „dieser Phase, der ‘Identity Politics Two’, entdeckte man, daß jede Identität immer auch ein Ausschluß ist und *in sich* Differenzen enthält.“ (S. 102); dies führte laut Halls Darstellung konsequent zur Ausbildung eines erweiterten, auf „Hybridität“ basierten Konzepts von Identität (S. 105-108). – Zur selbstkritischen Teilrevision seines eigenen Subkulturmodells angesichts der schweren Jugendunruhen im England der frühen achtziger Jahre vergleiche Dick Hebdige, Versteckspiel im Rampenlicht, in: Rolf Lindner/Hans-Hermann Wiebe (Hg.), Verborgene im Licht. Neues zur Jugendfrage, Frankfurt a.M. 1985 (Beiträge der Englisch-Deutschen

problematisieren.²³ Identität ist – wenn überhaupt – nur noch als performative zu denken. Die fortgeschrittensten Strömungen der Popliteratur erkennen und reflektieren genau dies: Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auf den Radio-DJ, Popmusiker und Autor Thomas Meinecke, der in seinen Romanen intertextuelle Versatzstücke aus den Bereichen postmoderner gender-Theorie (und deren Rezeption in deutschen Universitätsstädten der neunziger Jahre), deutsch-amerikanischer und jüdisch-afroamerikanischer Interkulturalität, Detroit-Techno und anderer Strömungen des Pop produktiv nach Prinzipien vermischt, die er selbst musikanalog als DJ-Technik, als ‘sampling’ wertet.²⁴ Diese Analogie übersieht sicherlich die produktive Auflösung geschlossener Textbegriffe, die Literaturavantgarden des 20. Jahrhunderts mit ihren Collage- und Montagetechniken bereits erreicht hatten, mit ihr erzielt Meinecke trotzdem ästhetischen Zugewinn. „Es gibt eigendynamische Prozesse“, so sagt Meinecke, „die der Sprache innewohnen und anfangen rückzukoppeln, komische Geräusche zu machen – und dem wohne ich mit meinem Laptop bei“²⁵ – an dieser Stelle zeigt sich eine Materialästhetik, die Eigengewicht und Ausstrahlungspotenzial vorgefundener sprachlicher Artefakte Ernst nimmt und somit jenen Dimensionen von Intertextualität, Reflexivität und Selbstreferentialität gerecht wird, die noch jeder innovativen Konzeption von Literatur eignen.²⁶ In hier nicht näher darstellbarer Weise überwinden Meineckes

Konferenz für Jugendforschung/Evangel. Akademie Nordelbien, Bad Segeberg, Nov. 1984), S. 186-205, dort besonders S. 202.

²³ Die bis jetzt vorgestellten Textinterpretationen verstehen sich somit auch als Versuch, Theoreme der frühen ‘cultural studies’ durch Anwendung kritisch zu überprüfen, dies folgt in einem allgemeinen Sinne dem kritischen Tenor verschiedener Beiträge in: Andreas Hepp/Rainer Winter (Hg.), *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*, Opladen 1997, siehe dort vor allem: Friedrich Krotz, *Gesellschaftliches Subjekt und kommunikative Identität: Zum Menschenbild der Cultural Studies*, S. 117-126 sowie Lothar Mikos, *Die Rezeption des Cultural Studies Approach im deutschsprachigen Raum*, S. 159-169.

²⁴ Thomas Meinecke, *Hellblau*, Frankfurt a.M. 2001; Thomas Meinecke, *Tomboy*, Frankfurt a.M. 2000 (1. Aufl. Frankfurt a.M. 1998); Thomas Meinecke, *The Church of John F. Kennedy*, Frankfurt a.M. 1996. Zur programmatischen Selbstdarstellung des Autors vergleiche sein Gespräch mit Martin Büsser, *Ich finde Musik eigentlich besser als Literatur*, in: *testcard. Beiträge zur Popgeschichte* 6 (1998), S. 130-135.

²⁵ Mündliche Äußerung, dokumentiert in der zuverlässigen und materialreichen Darstellung von Johannes Ullmaier, *Von Acid nach Adlon und zurück. Eine Reise durch die deutschsprachige Popliteratur*. Mit 1 CD, Mainz 2001, S. 120.

²⁶ Zugleich wird mit dieser Konzeption des Inventarisierens und Neuarrangierens (populär)kulturellen Materials der Rückfall in bei weitem überholte werk- und genieästhetische Entwürfe von Autorschaft vermieden, die bis heute gleichwohl im literarischen Feld virulent sind; für einen hier relevanten Überblick zu literaturhistorisch greifbaren Autorschaftskonzeptionen vergleiche die Einleitung der Hg., *Rede über den Autor an die Gebildeten unter seinen Verächtern. Historische Modelle und systematische Perspektiven*, in: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matias Martinez u.a. (Hg.), *Rückkehr des*

Texte damit nicht zuletzt jene Verkürzung der Identitätsproblematik auf hysterisch übersteigerte und vordergründig autobiographische Ich-Perspektiven, die zahlreiche Texte der literarischen Pop-Strömung auch erzähltechnisch verarmen lassen.

Mit der Analogisierung von DJ-Technik und intertextuellem Schreibprinzip, die letztendlich immer nur metaphorisch bleiben kann, wird verstärkt die Frage nach medienästhetischen und -historischen Einschätzungen des Pop-Phänomens aufgeworfen. Es dürfte evident sein, dass sich Popkultur an vielfältigen medialen Orten vollzieht und scheinbar besonders von dem Gegensatz zwischen versuchten Re-Auratisierungen (wie z.B. im 'live'-Konzert) und der reproduzierten „Auditivität“ des Radios²⁷ oder des kommerziellen Tonträgers bestimmt wird. Musik als leitende mediale Größe bleibt hier dominant, doch im weiteren hat sich besonders die Sparte der Popliteratur zu einem genuin intermedialen Zusammenhang entwickelt. Dies belegen so genannte 'Hörbücher' von Literaten wie Meinecke oder Albert Ostermaier, die über die auditive Dokumentation der schriftlichen Vorlage hinaus spannungsträchtige Überblendungen von Text und musikalischem Ton anstreben, ebenso aber die Erweiterung der traditionellen literarischen Wasserglas-Lesung zur aktionsreichen multimedialen Performance bei Stuckrad-Barre.

Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs, Tübingen 1999 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 71), S. 3-35. Für differenzierte Wertungsperspektiven auf Texte der Popliteratur plädiert aus literaturwissenschaftlicher Sicht am ehesten Hubert Winkels, Grenzgänger. Neue deutsche Pop-Literatur, in: Sinn und Form 51 (1999) H. 4, S. 581-610, der einsichtige Grenzzlinien zwischen bloß motivischen Aufnahmen von Populärkultur und avancierteren Schreibmodellen im Sinne Meineckes zieht: „[...] es gibt ein geradezu klassisches Kriterium, das einen deutlichen Schnitt ermöglicht zwischen populärer Literatur, die mit Pop-Versatzstücken umgeht, und einer Pop-Literatur im eminenten Sinn. Es ist der Grad an Reflexivität, über den ein Pop-Text gebietet, ohne aus dem Zusammenhang der zeitgenössischen populären Ikonographie auszuscheren und ohne den eigenen, an Pop angelehnten Sound zu vernachlässigen.“, S. 585.

²⁷ Werner Faulstich, Radiotheorie. Eine Studie zum Hörspiel 'The War of the Worlds' (1938) von Orson Welles, Tübingen 1981 (Medienbibliothek, Serie B: Studien, Bd. 1), S. 40. In Erweiterung der im Titel genannten Interpretation strebt Faulstich eine allgemeine Theorie der medialen Wirkungen des Hörfunks an. Auditivität meint, dass das gesprochene Wort im Rundfunk seinen Status als Sprachzeichen verliert und als unmittelbar repräsentiertes sprachliches Artefakt zu werten ist; ungleich der Fiktionen in Printmedien und ungeachtet der technologischen Distanz zum Publikum vermittele der Rundfunk „immer und nur sinnliche Zeichen“ (S. 55), er erzeugt somit Vergegenwärtigungssillusionen: Das 'live'-Prinzip des Rundfunks schuf „eine völlig neue mediale Beziehung zur Wirklichkeit [...], indem er diese sowohl produzierte als auch reproduzierte: auch als reproduzierte produzierte.“, S. 35. Dies lässt sich auf das Hörerlebnis von Popmusik im Radio übertragen, trotz ihres konservierten Charakters wird sie als nicht-reproduziert und unmittelbar gegenwärtig gehört; abweichend von Walter Benjamins Thesen dürfte die Omnipräsenz der technisch-medial vermittelten Musik den Hörersubjekten beständig neue private Auratisierungschancen eröffnen.

All diese Beispiele beziehen sich aber gleichermaßen auf – medial überrepräsentierte, etablierte und vergleichsweise prominente – Autorpersönlichkeiten wie auf kulturindustriell kontrollierte und technologisch formierte „Verbundsysteme von Medien“.²⁸ Nicht unterschlagen werden darf jedoch die mediale und literatursoziologische Unterseite der neueren Popliteratur: Sie wird besetzt durch die ‘poetry slam’-Szene, also jene ursprünglich aus den USA stammenden Dichterwettbewerbe, die sich abseits etablierter Kulturstätten an Orten des Nachtlebens vollziehen und grundsätzlich jedem erlauben, seine Texte für zehn Minuten dem mitunter rüden Urteil des anwesenden Publikums auszusetzen. Zu Beginn der Veranstaltungen tragen sich die Autoren in eine Leseliste ein, per Los werden die Auftretenden ermittelt, über den Wert oder Unwert ihrer Texte entscheidet in der Regel das Saalpublikum durch Lautstärke des Beifalls. Begründet wurde die Bewegung bekanntlich von dem ehemaligen Bauarbeiter Mark Kelly Smith in Chicago, ihre wesentlichen Vorläufer lagen im puertoricanisch geprägten Literaturuntergrund des ‘Nuyorican Poets Cafe’ sowie sicherlich in der mächtigen oralen Literaturtradition der afroamerikanischen Kultur. Über diese klandestinen Anfänge und alle Subversionsmythen hinaus ist ‘poetry slam’ zu einer Massenbewegung geworden, die weiterhin Anspruch auf einen eigenständigen und kollektiv formierten Literaturbegriff erhebt, auch wenn sie inzwischen zu Hierarchisierungen und Professionalisierungen neigt: Der ‘slam’ verschriftlicht sich mittlerweile – man ist versucht zu sagen: unnötigerweise – in sorgsam zusammengestellten Anthologien, es gibt nationale Meisterschaften, schnell haben sich Stars und Führungsfiguren der Szene gebildet, die zu regelrechten Tourneen eingeladen werden. Doch selbst die eingeladenen Chefpoeten müssen sich im ‘challenging’-Modus des Slams stets mit spontan auftretenden Autoren aus dem Publikum messen – der Dichterwettbewerb bleibt ein prinzipiell beteiligungs-offenes Phänomen.²⁹

Die in der Diskussion um die Popliteratur oft übersehene Relevanz und Vitalität des Phänomens zeigt sich demnach auf mehreren Ebenen: Subkultur schlägt hier in eine offene, aber dennoch szenenartig ausdifferenzierte Massenkultur um; der (literarische) Stil verfällt nicht in ausgrenzende Normierungen, sondern integriert die unterschiedlichsten textuellen Strategien vom ‘story-telling’ bis zu den

²⁸ Rainer Winter/Roland Eckert, *Mediengeschichte und kulturelle Differenzierung. Zur Entstehung und Funktion von Wahlnachbarschaften*, Opladen 1990, S. 65. Der Begriff bezieht sich hier gerade auf Verwertungsmechanismen von „Rockmusik“, die in ihrer Weiterentwicklung in der Tanz- und Clubszene allerdings „Spezialisierungen von Selbstdarstellung“ (S. 65) zunächst bei Jugendlichen erlaubt habe.

²⁹ Über Geschichte und Selbstverständnis der Slam-Bewegung, die in ihr wirksamen Spielregeln und Rituale und über ihre allmähliche Etablierung in bestehenden Medienkonglomeraten informieren die Kommentare in der Anthologie von Ko Bylanzky/Rayl Patzak (Hg.), *Planet Slam. Das Universum Poetry Slam*, Riemerling bei München 2002, S. 7ff., S. 152-158, S. 159-171 (chronikalischer Überblick).

beschleunigten Sprechgedichten der ‘rap-poetry’; der Slam und der durch ihn vertretene Literaturbegriff wirken schließlich auf etablierte Kulturinstitutionen und Medienverbände vom Goethe-Institut bis zum Bayerischen Rundfunk zurück, ohne den Distinktionscharakter als ‘andere’ Literatur zu verlieren. Damit unterläuft die Szene die für die populäre Kultur typische Pendelbewegung zwischen Dissidenz und Kommerzialisierung, eine apriorische und kulturkritisch wertende Unterscheidung zwischen Amateurkunst und etablierter Dichtung stellt sich angesichts des direkten Publikumsurteils nicht mehr. Die orale Wortkunst ‘poetry slam’ lässt sich im schriftlichen Medium nur ausschnittsweise und immer verfälschend dokumentieren, das folgende Zitat verdeutlicht den durchgängig wirksamen sprachspielerischen Gestus noch am besten:

*Jeder kann rappen – dudu-dududu!
ein paar Silben verschleppen – dudu-dududu!
durch Gemeinplätze zappen.*

*Ich will nicht nur Reime,
wenn ihr wißt, was ich meine.
Was ich will, ist ein Thrill,
ist ein Sprachoverkill!
Ich will mich weiterwagen,
viel weiter als das, was nur Worte sagen.
Ich rufe heraus aus dem Dschungel der Klänge,
der versprengten Gesänge,
wo die Welt nicht nur Wort ist,
sondern auch ein Akkord ist,
denn die Welt ist alles, was im All ist,
auch wenn der Dativ nicht mein Fall ist.³⁰*

Über das Populäre, aber auch Vielfältige dieser Pöpliteratur, über ihre forcierte Wendung ins Alltägliche, ihre lustvoll-libertären obszönen Züge, ihre inter- und hochkulturellen Anspielungen, ihre spektakelhafte und agonale Inszenierungssituation wäre noch viel zu sagen. Gerade der letzte Punkt verweist natürlich auf die ästhetische Grenze, der sich nahezu alle Slam-Texte unterwerfen: Es gilt das rhetorische Diktat des unmittelbaren Publikumsbezugs, Gefallen findet das, was unmittelbare Effekte erzeugt. Schwächere Slam-Texte verfallen mit ihrer effektorientierten Häufung einzelner Stilmittel – besonders der Alliteration – nur allzu häufig jenem Kumulationsdruck, der im Bereich der Schriftliteratur gemeinhin als Merkmal des Trivialen gilt. Entscheidend dürfte aber dennoch die ehrwürdige und

³⁰ Dieser Textauszug von Hamburg Team/Tracey [auch: Tracy] Splinter ist zusammen mit Texten sieben anderer Slam-Poeten dokumentiert bei J. Ullmaier, Von Acid nach Adlon (Anm. 25) S. 150-155, auf der dort beiliegenden CD vergleiche Nr. 45.

grundsätzliche mediale Schwelle sein, die hier erneut überschritten wird: Zu hören sind bei einem Slam Ketten-, Binnen- und Schlagreime, Apostrophen, lautmaleri-sche Interjektionen, durch Assonanzen und Alliterationen gebildete Wiederho-lungsmuster, klangorientierte Wortspiele, alltagssprachliche Solözismen und Anakoluthe und überhaupt Kolloquialismen aller Art – es handelt sich mit einem Wort um eine phonetisch orientierte Sprachkunst, die Literatur aus den Schranken der Schriftlichkeit befreit und sie ganz wesentlich als sinnlich erfahrbaren Zu-sammenhang von Klängen begreift. Literarisches Verstehen erfährt hier Abstrak-tionsentlastungen, tiefgründende Sinnsuche und der Nachvollzug hochfahrender Bedeutungsansprüche treten in der Rezeption zurück zugunsten des elementaren Genusses phonetischer Spielformen.³¹

In einer weiten kulturhistorischen Perspektive bedeuten diese und andere me-diale Öffnungen der Literatur im Pop-Bereich in zweierlei Hinsicht ein – aller-dings relatives – Korrektiv. Überwunden wird erstens die dominante Schriftzent-rierung der Literatur, wie sie seit der Hochaufklärung oder frühestens dem mittlere-n 18. Jahrhundert besteht,³² die Wiederkehr von Mündlichkeit im literarischen Bereich ist zu verzeichnen.

In Frage gestellt wird zweitens die These von der systemischen Autonomisie-rung der Literatur seit dem 18. Jahrhundert.³³ Die Literatur tritt aus ihrem

³¹ Versuchsweise ließe sich der Sprechstil der ‘poetry slams’ mit einigen der Kategorien erfassen, die für die Rede in archaischen, primär-oralen Kulturen formuliert worden sind, vergleiche die klassische Studie von Walter J. Ong, *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. Übers. von Wolfgang Schömel, Opladen 1987 (*Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*, London 1982); die Sprechkultur der ‘slams’ wiese somit ebenfalls eine „Nähe zum menschlichen Leben“ (ebd. S. 47/48) auf, in ihr zeigte sich aufgrund des Wettbewerbscharakters wohl gleichfalls ein „kämpferi-scher Ton“ (S. 48-50), sie ginge mit ihrem bevorzugten Reihungsstil und der Dominanz von Sprachformeln und festen Fügungen ebenso eher „additiv“-parataktisch und „ag-gregativ“ als „subordinierend“ und „analytisch“ (S. 42-44) vor.

³² Hierzu v.a. Erich Schön, *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Les-ers. Mentalitätswandel um 1800*, Stuttgart 1987 (*Sprache und Geschichte*, Bd. 12), S. 113-122 („Verlust und Gewinn“ beim Verschwinden des lauten Lesens) und S. 223-232 (zum Aufstieg des „einsamen“ Lesens). Der hier thematisierte Gegensatz zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit betrifft wohl gemerkt Interna des ästhetischen Feldes Literatur und wird von der Kritik an allgemeinen ‘great divide’-Hypothesen zur Ablö-sung von oralen durch literale Kulturen nicht berührt; zu diesen kritischen Ansätzen sie-he Ludwig Jäger, *Sprache und Schrift: Literalitäts-Mythos und Metalanguage Hypothe-sis*, in: Vittoria Borsò/Gertrude Cepl-Kaufmann/Tanja Reinlein u.a. (Hg.), *Schriftge-dächtnis – Schriftkulturen*, Stuttgart/Weimar 2002 (*M & P-Schriftenreihe für Wissen-schaft u. Forschung*), S. 197-217.

³³ Prominent vertreten bei Siegfried J. Schmidt, *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 1989, der mit engsten Bezügen zu N. Luh-mann die Entstehung des literarischen Feldes auf die Ausdifferenzierung der entspre-chenden Rollen wie Rezipient, Literaturvermittler und -verarbeiter gründet; bis zum

abgeschlossenen Dignitionsrahmen, ihrer Auratisierungssphäre heraus und stellt sich allgemeinkulturellen und sehr alltäglichen Existenzzusammenhängen: Die Wendung zur bedeutungsgeladenen Konsumoberfläche, der angebliche Markenfetischismus der Popliteratur, der nur die Markenvergessenheit vorhergehender Literaturströmungen überwindet, deuten genau darauf hin. Ebenso zeigen sich innovative Entgrenzungen der Autorenrolle: Im 'poetry slam' gerät sie zu einem universal offenen Beteiligungsphänomen, bei Rainald Goetz oder in dem dandyesken Gesprächsbuch 'Tristesse Royal'³⁴ wird sie versuchsweise erneut mit der Kritikerrolle kontaminiert.

Dies alles sind wohl gemerkt doch nur relative Korrekturen: Denn die systemtheoretische Interpretation der Literatur, wie sie durch die Schule der empirischen Literaturwissenschaft vorangetrieben wurde, verabsolutiert letztendlich autonomieästhetische Postulate der Klassik, welche diese selbst wesentlich als regulative Ideen auffasste.³⁵ Ebenso konterkarierte die Literatur noch stets ihre einseitige Verschriftlichung mit eigenen Mitteln, der Gegensatz zwischen Oralität und Literalität bildet eine ihrer grundlegenden Ambivalenzen, die schon von der Romantik und andernorts produktiv gemacht wurden.³⁶

Jahrhundertende wird für den Literaturproduzenten das literarische Werk und dessen Auratisierung (diese vermittelt durch Begriffe des Genies und des autonomen Kunstwerks) zum einzigen Bezugspunkt: „Literatur definiert Literatur“, S. 310-313.

³⁴ Dies bei Goetz vor allem in einem Text wie Celebration. 90s Nacht Pop, Frankfurt a.M. 1999, der Interviews mit Vertretern der Techno-Szene, reflexive und narrative Passagen durchmischt; Tristesse Royale. Das popkulturelle Quintett mit Joachim Bessing, Christian Kracht, Eckhart Nickel, Alexander v. Schönburg und Benjamin v. Stuckrad-Barre, 3. Aufl. Berlin 1999 löst jeglichen Kunst- und Narrationsanspruch in geradezu didaktisch-katechetischen Dialogen auf, die alle denkbaren Themen der Alltagskultur erschöpfend abhandeln.

³⁵ Im Hinblick auf noch komplexere Selbstreflexionen der Romantik überwindet die systemtheoretische Interpretation folgerichtig die Zwänge ihres eigenen Ansatzes und postuliert erneut eine systemferne, ästhetische Reflexionsautonomie der Literatur, vergleiche nicht zuletzt den Aufsatz von Niklas Luhmann, Eine Redeskription 'romantischer Kunst', in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), Systemtheorie der Literatur, München 1996, S. 325-344: „Autonomie wird zum Schicksal, das als Abwehr externer Intervention interpretiert wird; [...] Die Romantik sieht und behandelt das Problem der Autonomie deshalb auf der Ebene des Kunstwerks, und der daraus abgeleiteten Schaffensfreiheit des Künstlers, aber nicht auf der Ebene eines sozialen Funktionssystems Kunst; denn nur so kann sie sich selbst dazu in Position bringen. Das soziale System der Kunst läßt sich durch die Idee der Kunst vertreten.“, S. 335.

³⁶ Vergleiche unter anderem: Detlef Kremer, Romantik, Stuttgart/Weimar 2001, dort S. 210 (zur Simulation der Stimme im romantischen Drama); Cornelia Epping-Jäger, Szenarien der Literalisierung. Formen intermedialer Kommunikation zwischen Oralität und Literalität, in: V. Borsò/G. Cepl-Kaufmann/T. Reinlein (Anm. 32), S. 175-196 (zu einem frühneuzeitlichen Beispiel: Hans Sachs); Paul Goetsch (Hg.), Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England

Das ästhetisch Innovative des Modephänomens Pop liegt also nicht darin, die Literatur selbst zu verändern; verändert wird vielmehr die Wahrnehmung von Literatur. Medientheoretisch gesehen scheint Literatur als Schrift- und Buchkultur angesichts der Dominanz des elektronisch vermittelten Audiovisuellen in eine exzentrische Position geraten zu sein, in der sie allerdings gerade die ihr eigenen Erkenntnispotenziale entwickeln kann,³⁷ die vielfältigen Oberflächeneffekte der Popliteratur jedoch erinnern möglicherweise an elementarere, naivere und emotionale Werte literarischer Rede. Sie stellt eben auch einen Lustzusammenhang³⁸ dar, kann unter Umständen, um die eingangs zitierten Worte aufzugreifen, wie Pop „leben, fasziniert betrachten, besessen studieren, maximal materialreich erzählen, feiern.“

und Frankreich, Tübingen 1994 (ScriptOra, Bd. 65), dort besonders die Beiträge von Joseph Jurt, Lesen und Schreiben bei Rousseau, S. 241-250 (zu Rousseaus Distanzierung von der Schriftlichkeit) und Albrecht Koschorke, Die Verschriftlichung der Liebe und ihre empfindsamen Folgen. Zu Modellen erotischer Autorschaft bei Gleim, Lessing und Klopstock, S. 251-264 (zu phantasmatischer Mündlichkeit und imaginärer Körperlichkeit in der Anakreontik); R. P. Lessenich, Mündlichkeit in der englischen Literatur und Literaturtheorie des 18. Jahrhunderts, in: Wolfgang Raible (Hg.), Erscheinungsformen kultureller Prozesse. Jahrbuch 1988 des Sonderforschungsbereichs 'Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit', Tübingen 1990 (ScriptOra, Bd. 13), S. 219-237, mit Ausführungen zu mündlichkeitsfixierten Urpoesie-Thesen und deren Einfluss auf Herder.

³⁷ So die Thesen bei J. Hörisch, Vom Sinn zu den Sinnen (Anm. 11) und Lothar Müller, Zeit der Bastarde. Anmerkungen zu Literatur und Literaturkritik, in: Merkur 55 (2001) H. 2, S. 93-104.

³⁸ Zur Diskussion dieser auch in der intermedialen Konkurrenz weiterbestehenden Qualitäten von schriftgebundener Literatur siehe Klaus Maiwald/Peter Rosner (Hg.), Lust am Lesen, Bielefeld 2001 (Schrift und Bild in Bewegung, Bd. 2), dort die Beiträge von Thomas Anz, Lesen, Lust und emotionale Intelligenz, S. 9-34, sowie Martin Hielscher, Die Lust kommt aus dem Ausland – Vom Problem des Geschichtenerzählens in der neueren deutschen Literatur, S. 131-150, der auf neueste Popliteraten eingeht, deren zu verzeichnende narrative Schwächen unter Bevorzugung amerikanischer Vorbilder (Don DeLillo, ebd. S. 131f.) allerdings übersieht.

Mythos Internet? Zur historischen Verortung eines utopischen Mediums

Stefan W. Römmelt

Wir leben in einem Zeitalter der Schnelligkeit, das geprägt ist von radikaler Veränderung, vom Zusammenwachsen, ja vielleicht eher vom Zusammenwuchern der Welt. Viele Erzählungen stoßen hart und unvermittelt aufeinander, deren Konfliktpotential die Existenz der Erde zu bedrohen scheint – die Rede ist vom Zusammenstoß der Kulturen.¹ Das Internet, das jüngste globale Medium, erfasst all die unterschiedlichen Lebensformen, die sich seiner zur Kommunikation bedienen, es verändert sie, und die Inhalte wiederum prägen das Netz selbst.²

Doch was vermag das Netz wirklich zu leisten, dessen Karriere selbst die Börsen der Welt zu vorher nie geahnten Höhengschwüngen beflügelte, bevor die Blase vor zwei Jahren jäh zerplatzte und sich erstmals große Ernüchterung einstellte? Das Kapital, das in den Tiefen des Internet verschwand, geht in die Milliarden. Zumindest die wirtschaftliche Bedeutung des Internet erfuhr dadurch einen nachhaltigen Rückschlag, der in den letzten Jahren nicht wettgemacht werden konnte.

Gilt diese 'Entmythisierung' aber auch für das Internet als Medium der Kommunikation, der Wissensspeicherung und der Wissensvermittlung? Das Phänomen der immer schneller voranschreitenden Globalisierung³ des Wissens ist eine Tatsache, die zu einem guten Teil auf die rasante Vernetzung der Welt zurückgeht. Doch was kann das Internet tatsächlich leisten?

Mein Beitrag wird versuchen, das Internet in die Tradition der Wissenskultur einzuordnen. Dies bedeutet, die Institutionen kurz zu skizzieren, deren Funktionen das Internet übernommen hat oder übernehmen kann. Die Optionen, die das Inter-

¹ Vgl. Samuel P. Huntington, *Der Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*, 5. Aufl. München 1997.

² Vgl. Nils Zurawski, *Virtuelle Ethnizität. Studien zu Identität, Kultur und Internet*, Frankfurt a.M. u.a. 2000.

³ Zur Globalisierung vgl. Martin Albrow, *Abschied vom Nationalstaat. Staat und Gesellschaft im globalen Zeitalter*, Frankfurt a.M. 1998; Peter Barth, *Globalisierung. Chancen und Risiken*, München 1999; Manfred Faßler, *Cyber-Moderne. Medienevolution, globale Netzwerke und die Künste der Kommunikation*, Wien/New York 1999; Rainer Tetzlaff, *Weltkulturen unter Globalisierungsdruck. Erfahrungen und Antworten aus den Kontinenten*, Bonn 2000.

net als 'ortloser' Pfad auf dem Weg zur Wissensgesellschaft⁴ bietet, sollen hier ebenso thematisiert werden wie die Grenzen des Netzes.

Der Krieg als Vater des Netzes

Der Kalte Krieg ist der Vater des Internet.⁵ Bereits in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts hatten die USA ein dezentrales Kommunikationsnetz entwickelt, um die Verteidigungsfähigkeit auch bei einem russischen Atomschlag gewährleistet zu wissen. Dessen Karriere als globales Medium begann allerdings erst nach dem Ende der Spaltung des Globus in Ost und West.

Mit der Entwicklung immer schnellerer Rechner bahnte sich in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts eine dritte – digitale – Revolution an.⁶ Die schnelle und von räumlicher und zeitlicher Präsenz unabhängige Kommunikation im Rahmen des Internet ermöglichte eine rasant zunehmende Vernetzung der weltweiten Informationsgesellschaft.⁷

Generell bietet das Netz die Möglichkeit, einer potenziell unbegrenzten Öffentlichkeit Informationen übermitteln zu können. Insofern ist das Internet das demokratische Medium par excellence. Wissen besitzt hier keinen exklusiven Charakter. Dies stellt allerdings ein Ideal dar, da sich in der Realität 'Wissenseliten' konstituiert haben, ist doch die Nutzung des Internet abhängig von der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben bzw. von der Zugriffsmöglichkeit auf einen Computer mit Netzzugang. Faktisch konzentriert sich die Internet-Community auf die USA, Europa und einige asiatische Länder wie Indien und China, während die übrigen Länder kaum am Internet partizipieren. Die emanzipatorische Kraft, die dem Internet als grundsätzlich unzensurierbarem Medium potenziell innewohnt, zeigt sich in Staaten, die von autoritären Regimen oder Diktaturen beherrscht werden; dort eröffnet das Netz den Benutzern die Möglichkeit zu freier Information, was z.B. in China staatliches Eingreifen in Form von Zensur provoziert.

Doch nicht nur Privatpersonen greifen auf das Netz als Instrument der Wissensvermittlung zurück. Auch Institutionen, die der Wissensspeicherung und

⁴ Klaus Mainzer, Computernetze und virtuelle Realität. Leben in der Wissensgesellschaft, Berlin u.a. 1999; Peter Weingart, Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft, Weilerswist 2001.

⁵ Vgl. Gwilym Beckerlegge, From sacred text to internet, Aldershot 2001; John Bray, Innovation and the communications revolution. From the Victorian pioneers to broadband Internet, London 2002.

⁶ Zur Dritten Industriellen Revolution vgl. Dieter Balkhausen, Die dritte industrielle Revolution. Wie die Mikroelektronik unser Leben verändert, München 1980.

⁷ Zum Begriff Informationsgesellschaft vgl. Daniel Bell, Die nachindustrielle Gesellschaft, Reinbek b.H. 1979.

-vermittlung dienen, bedienen sich des Internet. Archive und Bibliotheken, Schulen und Universitäten haben dessen Möglichkeiten erkannt. Inwieweit das Netz selbst Funktionen der genannten Institutionen fortschreiben kann, wird im Folgenden behandelt.

Weiterhin stellt sich auch die Frage nach Grundsätzen, die es bei der praktischen Umsetzung des Wissens zu befolgen gilt: Soll und muss es eine Ethik des Wissens geben? Welche Verantwortung besitzen 'Wissensträger' für Staat und Gesellschaft? Hat die Globalisierung des Wissens eine Globalisierung der 'Loyalitäten' der Wissensebenen zur Folge, oder führt diese Globalisierung nicht vielmehr zu einer radikalen Individualisierung? Im Folgenden sollen diese Fragen kurz entfaltet werden.

Ein veränderliches Medium aus Text und Bild – eine historische Verortung des Internet

Versucht man das Internet in die historische Entwicklung der Informations- und Wissenskultur einzuordnen, so lässt sich diese als Entwicklungsmodell begreifen, das auf einer stetig zunehmenden Emanzipation des Wissen Erwerbenden von dem Wissen Produzierenden beruht – Raum⁸ und Zeit spielen als grundlegende Kategorien eine immer weniger wichtige Rolle. Wir scheinen uns tatsächlich dem Ende der Gutenberg-Galaxis zu nähern. Das Internet als im wahrsten Sinne des Wortes „utopisches“ Medium, das sich einer Verortung entzieht, stellt den vorläufigen Endpunkt dieses Prozesses dar.⁹ Grundlegend für die Konstituierung der Informations- und Wissenskultur ist das Verhältnis von Bild und Text. Auch das Internet lebt von der Kombination von Bildern und Texten und stellt insofern kein grundsätzlich neuartiges Phänomen dar.

Am Anfang der menschlichen Informations- und Wissenskultur stand allein die mündliche Weitergabe, das Lernen vor Ort – wenn ein Mensch der Steinzeit die Herstellung von Steinwerkzeugen erlernen wollte, tat er dies unter den Augen eines Lehrers, der hierin bereits Erfahrung besaß. Dass die ersten Schritte in Richtung einer Wissensgesellschaft bereits in der Antike nicht nur positiv gesehen wurden, belegt der Prometheus-Mythos, der über den Erwerb des Feuers durch den Halb Gott Prometheus berichtet. Dieser stahl den Göttern das Feuer, musste da-

⁸ Vgl. Margaret Wertheim, *Die Himmelstür zum Cyberspace. Eine Geschichte des Raumes von Dante zum Internet*, Zürich 2000.

⁹ Vgl. Marshall McLuhan, *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*, Düsseldorf/Wien 1968; Norbert Bolz, *Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse*, München 1993.

für aber insofern büßen, als er an die Felsen des Kaukasus gekettet wurde, wo der Adler des Zeus täglich an seiner Leber fraß.¹⁰

Einen ersten bedeutsamen Sprung vollzog die menschliche Wissenskultur mit der Erfindung der Schrift.¹¹ Der „Take-Off“ der Erfolgsgeschichte der Schrift¹² erfolgte im alten Orient, wo die ägyptische Schrift¹³ und die Keilschrift als „Schrift-Urschöpfungen“ entwickelt wurden.¹⁴

Die herausragende Bedeutung der Erfindung der Schrift war den Ägyptern sehr wohl bewusst, die den Göttern Thot und Isis die Erfindung der Schrift und der Hieroglyphen zuschrieben – Innovation wurde als göttliche Offenbarung gedeutet.¹⁵ Nunmehr war nicht mehr die Präsenz des Lehrers notwendig, um Wissen zu vermitteln, sondern vielmehr die Beherrschung der Kulturtechniken des Schreibens und Lesens.¹⁶ Die Bedeutung des griechischen Alphabetes¹⁷ liegt darin, dass hier erstmals Zeichen für Vokale eingeführt wurden, die in den Vorgängeralphabeten nicht zur Verfügung standen.

Der Ablösungsprozess der Mündlichkeit durch die Schriftlichkeit¹⁸ stieß bereits in der Antike auf Kritik. So lehnte etwa Plato in seinem Dialog ‘Phaidros’ die

¹⁰ Zu Prometheus vgl. Edgar Pankow (Hg.), Prometheus. Mythos der Kultur, München 1999.

¹¹ Vgl. hierzu etwa Jack Goody/Ian P. Watt/Kathleen Gough, Entstehung und Folgen der Schriftkultur, Frankfurt a.M. 1986; Helmut Glück, Schrift und Schriftlichkeit. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie, Stuttgart 1987; Aleida Assmann, Aspekte einer Materialgeschichte des Lesens, in: Hilmar Hoffmann (Hg.), Gestern begann die Zukunft. Entwicklung und gesellschaftliche Bedeutung der Medienvielfalt, Darmstadt 1994, S. 3-16; Aleida Assmann, Die Schrift und ihre Materialien, in: Schrift-Stücke. Informationsträger aus fünf Jahrtausenden. Eine Ausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek und des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, München 2000, S. 11-25.

¹² Vgl. Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, 2. Aufl. München 1999.

¹³ Vgl. Adelheid Schlott, Schrift und Schreiber im Alten Ägypten, München 1989.

¹⁴ Vgl. Johannes Friedrich, Geschichte der Schrift unter besonderer Berücksichtigung ihrer geistigen Entwicklung, Heidelberg 1966.

¹⁵ Vgl. Wolfgang Speyer, Das Buch als magisch-religiöser Kraftträger, in: Peter Ganz (Hg.), Das Buch als magisches und als Repräsentationsobjekt, Wiesbaden 1992, S. 59-86, hier S. 64f.

¹⁶ Vgl. Otto-Joachim Grüsser, Neurobiologie und Kulturgeschichte des Lesens und Schreibens, in: H. Hoffmann (Anm. 11), S. 167-197; Roger Chartier/Guglielmo Cavallo (Hg.), Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm, Frankfurt/New York 1999.

¹⁷ Vgl. Eric Alfred Havelock, Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution, Weinheim 1990.

¹⁸ Zum Komplex Mündlichkeit – Schriftlichkeit vgl. Hans Ulrich Gumbrecht, Schriftlichkeit in mündlicher Kultur, in: Aleida Assmann/Jan Assmann (Hg.), Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation, München 1983, S. 158-174; Walter J. Ong, Orality and Literacy. The technologizing of the world, Lon-

schriftliche Vermittlung von Wissen ab, da er das gesprochene Wort, den Dialog, als hierfür angemessen betrachtete.¹⁹ In derselben Zeit begann auch der Siegeslauf des geschriebenen Wortes – zuerst in der Form der Buchrolle,²⁰ dann seit der Spätantike in Gestalt des Codex,²¹ des heutigen Buches. Freilich wurden Bücher nicht nur als Speicher rationaler Erkenntnis, sondern auch als magische Objekte betrachtet.²²

Bis zum nächsten Sprung der Evolution der Wissenskultur verging nun ein großer Zeitraum.²³ In der Mitte des 15. Jahrhunderts erfand der Mainzer Johannes Gutenberg den Buchdruck mit beweglichen Lettern; dessen Vorteil war die nahezu unbegrenzte Vervielfältigungsmöglichkeit von Texten in kurzer Zeit – die erste Medienrevolution hatte begonnen.²⁴ Aus diesem Grund kann man Gutenberg ohne weiteres als 'Millennium-man' bezeichnen. Die Reformation, welche die neuzeitliche Wissenskultur maßgeblich beeinflusste, wäre ohne Gutenbergs Erfindung nicht möglich gewesen²⁵ – Gott und sein Wort wurden mittels des gedruckten Bu-

don/New York 1982; Paul Goetsch, Der Übergang von Mündlichkeit zur Schriftlichkeit. Die kulturkritischen und ideologischen Implikationen der Theorien von McLuhan, Goody und Ong, in: Wolfgang Raible (Hg.), Symbolische Formen, Medien, Identität, Tübingen 1991, S. 113-129.

¹⁹ Zum Phaidros vgl. Thomas Alexander Szlezák, Platon und die Schriftlichkeit der Philosophie, Berlin/New York 1985; Wolfgang Kullmann, Hintergründe und Motive der platonischen Schriftkritik, in: Wolfgang Kullmann/Michael Reichel (Hg.), Der Übergang von der Mündlichkeit zur Literatur bei den Griechen, Tübingen 1990, S. 317-334; Albrecht Dihle, Griechische Literaturgeschichte, Darmstadt 1991, S. 209.

²⁰ Zur Buchrolle vgl. Horst Blanck, Das Buch in der Antike, München 1992, S. 75-86.

²¹ Zum Medienwechsel von der Buchrolle zum Codex vgl. H. Blanck (Anm. 20) S. 97-101.

²² Vgl. P. Ganz (Anm. 15).

²³ Vgl. Werner Faulstich, Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter. 800-1400, Göttingen 1996.

²⁴ Vgl. Michael Giesecke, Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Frankfurt a.M. 1991; Michael North (Hg.), Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts, Köln/Weimar 1995, darin: Erdmann Weyrauch, Das Buch als Träger der frühneuzeitlichen Kommunikationsrevolution, S. 1-13; Stephan Füssel, Johannes Gutenberg, Reinbek b.H. 1999; Eva-Maria Hanebutt-Benz/Wolfgang Dobras (Bearb.), Gutenberg – Aventure und Kunst. Vom Geheimunternehmen zur ersten Medienrevolution. Katalog zur Ausstellung der Stadt Mainz anlässlich des 600. Geburtstages von Johannes Gutenberg, 14. April-3. Oktober 2000, Mainz 2000.

²⁵ Zum Zusammenhang von Buchdruck und Reformation vgl. Winfried Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1987, S. 121-127; Mark U. Edwards Jr., Printing, Propaganda, and Martin Luther, Berkeley/Los Angeles/London 1994; Holger Flachmann, Martin Luther und das Buch. Eine historische Studie zur Bedeutung des Buches im Handeln und Denken des Reformators, Tübingen 1996; Johannes Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517-1617, Stuttgart 2002.

ches Teil des Informationskreislaufes.²⁶ Zugleich nahm auch die Lese- und Schreibfähigkeit erheblich zu, die sich im Hochmittelalter weitestgehend auf die Geistlichkeit beschränkt hatte.²⁷ Die Dynamik der „Kommunikationsmaschine“²⁸ Buch beschränkte sich nicht auf die Wissenskultur, sondern sollte auch Staat und Gesellschaft nachhaltig verändern. Im Spätmittelalter übte auch die zunehmende Verschriftlichung ökonomischer Vorgänge wesentlichen Einfluss auf die Gestalt der Wissenskultur aus.

Um 1500 konstituierte sich auch das frühneuzeitliche Postwesen.²⁹ Der Informations- und Wissensaustausch in Form von Briefen³⁰ bildete eine wesentliche Grundlage der internationalen Wissenskultur der Neuzeit; der elektronische Brief, die E-Mail,³¹ scheint die Nachfolge des herkömmlichen Briefes anzutreten. Freilich ist die Vergänglichkeit der Mail deutlich größer als die eines Briefes. Denn wer macht sich die Mühe, Mails auszudrucken, und erliegt nicht der Versuchung, mit einem Knopfdruck scheinbar irrelevante Nachrichten aufzubewahren? Vermutlich werden die Historiker der nächsten Jahrhunderte beim Schreiben der Geschichte unserer Gegenwart mit dem Problem zu kämpfen haben, dass ein großer Teil der täglichen Kommunikation buchstäblich in den Tiefen des Netzes verschwunden ist. Auch hier schreibt das Internet gewissermaßen die Entwicklungen der Vergangenheit fort – das neue Medium übernimmt die Funktion der alten Kommunikationsmittel.

Eine zweite Kommunikationsrevolution³² – die elektrische Revolution³³ – erfolgte im 19. Jahrhundert: Vierhundert Jahre nach der Erfindung des Buchdrucks ermöglichte die Entwicklung des Telegraphen³⁴ nun auch eine schnelle schriftliche Übertragung von Wissen ohne räumliche Präsenz. Gedruckte Texte erfuhren jetzt die Konkurrenz der elektronischen Wissensvermittlung.³⁵ Das Telefon³⁶ brachte

²⁶ So E. Weyrauch, *Das Buch als Träger* (Anm. 24) S. 12.

²⁷ Vgl. Utz Maas, *Lesen – Schreiben – Schrift. Die Demotisierung eines professionellen Arkanums im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit*, in: *LiLi* 15 (1985), S. 55-81.

²⁸ Zitiert bei E. Weyrauch, *Das Buch als Träger* (Anm. 24) S. 13.

²⁹ Zur Geschichte des Postwesens vgl. Wolfgang Behringer, *Thurn und Taxis. Die Geschichte der Post und ihrer Unternehmen*, München u.a. 1990.

³⁰ Zur Geschichte des Briefes vgl. Reinhard M. Nickisch, *Brief*, Stuttgart 1991.

³¹ Zur E-Mail vgl. Robert H. Anderson, *Universal access to e-mail. Feasibility and societal implications*, Santa Monica 1995.

³² Vgl. Rolf Walter, *Die Kommunikationsrevolution im 19. Jahrhundert und ihre Effekte auf Märkte und Preise*, in: M. North (Anm. 24), S. 179-190.

³³ Zum Begriff Elektrische Revolution vgl. Dieter Balkhausen, *Die elektrische Revolution*, Düsseldorf 1985.

³⁴ Vgl. Jorma Ahvenainen, *The Role of Telegraphs in the 19th Century Revolution of Communications*, in: M. North (Anm. 24), S. 73-80; ebd.: Robert Boyce, *Submarine Cables as a factor in Britain's Ascendancy as a world power, 1850-1914*, S. 81-99.

³⁵ Zu den elektronischen Medien vgl. Catherine Bertho Lavenir, *Offre scientifique et demande technique dans les applications d'électricité aux télécommunications de 1820 à*

die Möglichkeit mit sich, Wissen unabhängig von physischer Gegenwart fernmündlich weiterzugeben.

Versucht man den Charakter des Internet von den traditionellen Medien abzugrenzen, so ergibt sich, dass die Schriftlichkeit des Internet insofern etwas Neues darstellt, als sie stetem Wandel unterworfen ist. Dies ist dadurch bedingt, dass die Texte der einzelnen Seiten beliebig veränderbar sind – ganz im Gegensatz zum gedruckten Text, dessen Gestalt sich jeder Veränderung entzieht. Einen Ausweg bietet die Datierung der entsprechenden Seitenangabe (URL), die zumindest eine zeitliche Festlegung erlaubt.

Das Bild als Speicher und Medium des Wissens blickt ebenfalls auf eine lange Tradition zurück. Das Verhältnis von Text und Bild war keineswegs frei von Spannungen.³⁷ Das Bilderverbot im Judentum und Islam zeugt wohl am deutlichsten von der Problematik des Bildes, die in dessen potenzieller Identifizierung mit dem Dargestellten begründet ist. Auch im Christentum besaß das Bild unterschiedliche Wertigkeiten: Im Zeitalter der Konfessionalisierung gelangte das Bild im Kontext der katholischen Wissenskultur verstärkt zum Einsatz, die protestantische Wissenskultur hingegen prägte nicht das Bild, sondern die Schrift. Dies manifestierte sich in der Verehrung des Bibel, des 'Heiligen Buches' schlechthin.³⁸ 300 Jahre später, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, wurde die Photographie entwickelt; die authentische optische Übermittlung von Ereignissen wurde hierdurch möglich.³⁹

Der jüngste Schritt der Entwicklung vereint im Internet Text und Bild zu einem interaktiven, sich selbst ständig verändernden „Supermedium“.⁴⁰ Auch die Bilder des Internet sind keineswegs eindeutig, ganz zu schweigen von glaubwürdig. Es stellt sich die Frage nach der Authentizität des Bildes, die allein durch die Verifizierung von dessen Herkunft beantwortet werden kann. Da Bilder stets per-

1906, in: Yves Cohen/Klaus Manfrass (Hg.), Frankreich und Deutschland. Forschung, Technologie und industrielle Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, München 1990, S. 234-246.

³⁶ Zum Telefon vgl. Horst A. Wessel, Die Rolle des Telefons in der Kommunikationsrevolution des 19. Jahrhunderts, in: M. North (Anm. 24), S. 1-127; Ian Hutchby, Conversation and technology from the telephone to the internet, Cambridge 2001.

³⁷ Vgl. Johannes Domsich, Visualisierung – ein kulturelles Defizit? Der Konflikt von Sprache, Schrift und Bild, Wien/Köln/Weimar 1991; Meyer Schapiro, Words, script, and pictures. Semiotics of visual language, New York 1996.

³⁸ Zum Bild als Medium des Wissens vgl. Dietrich Kerlen, Protestantismus und Buchverehrung in Deutschland, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 1 (1999), S. 1-22, hier S. 11f.

³⁹ Zur Bedeutung der Photographie vgl. Helmut Gernsheim, Geschichte der Photographie. Die ersten hundert Jahre, Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1983; Bernd Busch, Belichtete Welt. Eine Wahrnehmungsgeschichte der Fotografie, München/Wien 1989.

⁴⁰ Vgl. René Hirner (Hg.), Vom Holzschnitt zum Internet. Die Kunst und die Geschichte der Bildmedien von 1450 bis heute, Ostfildern-Ruit 1997.

spektivisch angelegt sind, können sie dank der Möglichkeit des Retuschierens auch lügen – auch die ‘Lektüre’ der Bilder kann bloß im Falle einer kritischen Grundhaltung gelingen. Um die Bilder richtig ‘lesen’ zu können, bedarf der Bildunkundige der Bilderziehung,⁴¹ die ihm gleichsam Grundkenntnisse in der Entzifferung der Sprache des Bildes vermittelt. Es gilt, die Bilder zum Sprechen zu bringen, indem man sie in den Kontext ihrer Entstehung einordnet, da sie andernfalls stumm bleiben.

Fragt man nach der Zukunft von Text und Bild, so werden die elementaren Kulturtechniken des Lesens⁴² und Schreibens⁴³ sicher ihre grundlegende Bedeutung auch in der multimedialen Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts behalten, die Texte und Bilder⁴⁴ in bisher ungeahnter Geschwindigkeit global zu verbreiten imstande ist. Ob das – aus Papier⁴⁵ bestehende – Buch sich als Leitmedium behaupten kann, wird die Zukunft zeigen.⁴⁶ Dass hingegen das Projekt der Entzifferung und des Lesens⁴⁷ der Welt mit dem Ziel einer unablässigen Verfeinerung des Welt-Wissens fortgeführt werden wird, scheint außer Frage zu stehen. Die Systematisierung der unendlichen Fülle von Informationen zu Wissen bleibt aber jedem Einzelnen überlassen, in dessen Verantwortung die Ordnung und Bewertung der Informationen liegt. Gerade in der Informationsfülle des Internet besitzt die Vernunftfähigkeit des Users, seine Kunst der ‘Unterscheidung der Geister’ zentrale Bedeutung.

⁴¹ Vgl. Christian Doelker, *Ein Bild ist mehr als ein Bild. Visuelle Kompetenz in der Multimedia-Gesellschaft*, Stuttgart 1997.

⁴² Vgl. Friedrich Kittler, *Ein Höhlengleichnis der Moderne. Lesen unter hochtechnischen Bedingungen*, in: *LiLi* 15 (1985), S. 204-220; Klaus Ring/Anfried Baier-Fuchs (Hg.), *Lesen in der Informationsgesellschaft – Perspektiven der Medienkultur*, Baden-Baden 1997; Hans-Friedrich Foltin/Anke Oldewage, *Lesekultur heute und morgen. Fakten und Perspektiven*, in: Petra Bohnsack/Hans-Friedrich Foltin (Hg.), *Lesekultur. Populäre Lese Stoffe von Gutenberg bis zum Internet*, Marburg 1999, S. 279-287.

⁴³ Vgl. Vilém Flusser, *Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft?*, 2. Aufl. Göttingen 1989.

⁴⁴ Vgl. Christa Maar/Hans Ulrich Obrist/Ernst Pöppel (Hg.), *Weltwissen – Wissenswelt. Das globale Netz von Text und Bild*, Köln 2000.

⁴⁵ Zum elektronischen Buch vgl. Anke Oldewage, „SoftBook“, „Rocket eBook“ und „Eve-rybook“. *Elektronische Bücher auf dem Vormarsch*, in: P. Bohnsack/H.-F. Foltin (Anm. 42), S. 269-278.

⁴⁶ Vgl. Friedrich Kittler, *Am Ende der Schriftkultur*, in: Gisela Smolka-Koerdt (Hg.), *Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650*, München 1988, S. 289-300; Uwe Neddermeyer, *Von der Handschrift zum gedruckten Buch. Schriftlichkeit und Leseinteresse im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Quantitative und qualitative Aspekte*, 1.: Text, Wiesbaden 1998, S. 1-29; Anna M. Theis-Berglmair, *Internet und die Zukunft der Printmedien. Kommunikationswissenschaftliche und medienökonomische Aspekte*, Münster/Hamburg/London 2002.

⁴⁷ Vgl. Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a.M. 1981.

Nach der Verortung des Netzes im Gefüge von Schrift und Bild soll nun der Versuch gewagt werden, die Institutionen zu skizzieren, deren Funktion das Internet mit übernehmen könnte – hierzu zählen die Bibliothek, die Schule und die Universität.

Das Ende der Geheimnisse? Das Internet als globale Bibliothek

Das Internet, dessen Informationsvolumen sekundlich wächst, setzt als Wissensspeicher⁴⁸ die Tradition der Bibliotheken fort.⁴⁹ Die erste große Bibliothek, die Bibliothek von Alexandria war dem Museion, einem Forschungsinstitut, abgeschlossen und umfasste schätzungsweise 500 000 Schriftrollen.⁵⁰ Ptolemaios I. hatte beide Institutionen in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts v.Chr. gegründet. In Rom hielt die Bibliothek als Institution erst um die Zeitenwende Einzug. Dort fand sich nicht nur die lateinische, sondern auch die griechische Literatur, dominierte das Griechische doch eindeutig als Verkehrssprache in der östlichen Hälfte des Imperium Romanum.⁵¹ In der Völkerwanderungszeit verfiel auch das Bibliothekswesen; christliche Unduldsamkeit trug das Ihre zur Schrumpfung des antiken Wissensstandes bei. So ließ angeblich Papst Gregor der Große die palatinische Bibliothek verbrennen.⁵² Der Aufstieg des Christentums hatte auch positive Folgen für das Bildungswesen – so retteten die Klosterbibliotheken einen nicht unbedeutenden Teil des antiken Bildungsgutes bis in die Neuzeit hinüber.⁵³ Politik und Wissensspeicherung waren so schon von Anfang an untrennbar miteinander verknüpft. So galten die Akten in der Frühen Neuzeit als 'Arcana imperii', deren Auswertung nur einem bestimmten Personenkreis vorbehalten blieb. Eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte war so nur begrenzt möglich. 'Wissen' besaß hier den Charakter des 'Elitenwissens' – einer breiteren Öffentlichkeit waren die 'Staats-Geheimnisse' nicht zugänglich. Welch eminent politische Bedeutung auch Buch-Wissen besitzen kann, belegt die Washingtoner Library of Con-

⁴⁸ Vgl. Helmut Jüngling, *Internet und Bibliotheken. Entwicklung – Praxis – Herausforderungen*, Köln 1995; Bärbel Litterski, *Bücher, Bytes und Bibliotheken. Integrierte Information im Internet*, 2. Aufl. Dortmund 1999; K. Mainzer (Anm. 4) S. 225-233.

⁴⁹ Zur Bibliotheksgeschichte vgl. Karl-Heinz Weimann, *Bibliotheksgeschichte*, München 1975.

⁵⁰ Zur Bibliothek von Alexandria vgl. Egbert Pöhlmann, *Einführung in die Überlieferungsgeschichte und in die Textkritik der antiken Literatur*, Bd. I: *Altertum*, Darmstadt 1994, S. 26-40.

⁵¹ Vgl. E. Pöhlmann (Anm. 50) S. 54f.

⁵² Vgl. Ludwig Bieler, *Geschichte der römischen Literatur*, Berlin/New York 1980, S. 12.

⁵³ Vgl. Michael von Albrecht, *Geschichte der römischen Literatur*, München 1994, S. 1385.

gress. Diese Bibliothek wurde mit dem Ziel errichtet, den Abgeordneten des Kongresses Wissen als Entscheidungsgrundlage der Politik an die Hand zu geben.⁵⁴

Dass eine vollkommen freie Wissenskultur erst ein Produkt der neuesten Zeit ist, belegt ein Blick auf die Institution der Giftschränke, der 'libri prohibiti' – Wissen, das von den Priestern der Wissenskultur als für eine breitere Öffentlichkeit gefährlich eingeschätzt wurden, versteinerte gleichsam und blieb ohne Wirksamkeit.⁵⁵ Das Phänomen der Zensur gehört ebenfalls in diesen Kontext – Wissen wird hier als potenzielle Bedrohung von Machtstrukturen empfunden, vor der es sich zu schützen gilt.⁵⁶

Wohl sind die Angebote des Netzes so vielfältiger Art, dass auch Pornographie und politischer Extremismus dort ihren Platz haben. Eine Zensur des Internet, die nur mittels einer internationalen Vernetzung erfolgen könnte, ist aber insofern äußerst problematisch, als sich in diesem Zusammenhang die Frage stellt, in wessen Händen die Kontrolle der Zensoren liegt, ganz abgesehen von den Maßstäben der Zensur. Die Befürworter eines vollkommen freien Internet führen hier stets das Argument von der 'Selbstregulierung' des Netzes ins Feld.

Das Internet als globale⁵⁷ Enzyklopädie, als prinzipiell unbegrenzter Informationsspeicher, scheint auch die Nachfolge der Lexika und Enzyklopädien anzutreten⁵⁸ – es ist also Buch und Bibliothek zugleich. Doch bietet es wirklich die Informationen, die zur Bewältigung der zukünftigen globalen Probleme notwendig sind? Findet der User hier nicht vielmehr eine zufällige Anhäufung von Links, die zuweilen eher in die Irre führen als zu einer Klärung unklarer Begriffe beizutragen? Ohne Erschließungswerkzeuge besitzt das Netz den Charakter eines unendlich verzweigten Wurzelwerks, das aber keine Orientierung oder gar Pfade auf dem Weg zu der idealiter postulierten Wissensgesellschaft ermöglicht.

⁵⁴ Zur Library of Congress vgl. Jane Aikin Rosenberg, *The nation's great library. Herbert Putnam and the Library of Congress 1899-1939*, Urbana 1993.

⁵⁵ Vgl. etwa Stephan Kellner (Hg.), *Der „Giftschrank“: Erotik, Sexualwissenschaft, Politik und Literatur. „Remota“*. Die weggesperrten Bücher der Bayerischen Staatsbibliothek, München 2002.

⁵⁶ Zur Geschichte der Zensur vgl. Wolfgang Speyer, *Büchervernichtung und Zensur des Geistes bei Heiden, Juden und Christen*, Stuttgart 1981; Jan Assmann/Aleida Assmann (Hg.), *Kanon und Zensur*, München 1987; Erdmann Weyrauch, *Zensur-Forschung*, in: Werner Arnold u.a. (Hg.), *Die Erforschung der Buch- und Bibliotheksgeschichte in Deutschland*, Wiesbaden 1987; Jonathon Green, *The Encyclopedia of Censorship*, New York u.a. 1990.

⁵⁷ Martin Rost, *Die Netzrevolution. Auf dem Weg in die Weltgesellschaft*, Frankfurt a.M. 1996.

⁵⁸ Vgl. Clifford Stoll, *Die Wüste Internet. Geisterfahrten auf der Datenaubahn*, Frankfurt a.M. 1996; Thomas Kreuzberger, *Internet. Geschichte und Begriffe eines neuen Mediums*, Wien 1997.

Angesichts der potenziell chaotischen, unübersehbaren Fülle von Einträgen zu einem einzigen Begriff erweisen sich komplexe Suchmaschinen⁵⁹ als notwendig, um dem Internetuser genügend differenzierte Findmittel zur Verfügung zu stellen und einen systematischen Zugang zu eröffnen, an dessen Ende eine Wissenskultur des Internet stehen könnte.⁶⁰ Für eine effiziente Konsultation des Internet wäre auch eine Bewertung der im Netz publizierten Literatur nötig. Diese würde dann auch ein Ranking der Seiten implizieren, begleitet von einer Selektion falscher bzw. redundanter Informationen.

Letztlich hieße dies, für die Inhalte des Internet ein System der Qualitätsevaluation und -sicherung zu entwickeln. Konkret könnte dies bedeuten, Rezensions-systeme zu etablieren, die flexibel auf neueste Angebote reagieren und dem Nutzer so eine schnelle Orientierung ermöglichen. Wissenschaftlich ausgewiesene Institutionen wie Universitäten oder Akademien könnten in diesem Kontext die Rolle von Evaluatoren übernehmen. Grundlage der Evaluation wäre in diesem Falle eine nicht im Netz sondern extern erworbene wissenschaftliche Autorität.

Schöne neue Welt im Klassenzimmer? Schule und Internet

Neben der Funktion als Wissensspeicher vermag das Internet auch die Rolle eines Wissensvermittlers übernehmen. Auf diese Weise wird es zur virtuellen Schule. Der Schüler wird im Idealfall vom Lehrer hier in die Welt des Wissens eingeführt. Der Lehrplan legt den Kanon des Wissens fest, dessen Aneignung das Unterrichtsziel darstellt. E-Learning heißt heute das Zauberwort. Den realen Lehrer kann das Netz aber nicht ersetzen, da virtuelle Präsenz nicht dieselbe Qualität wie die physische Präsenz des Lehrenden besitzt. Doch ist wohl auch dies nur eine Frage der Zeit – Web-cams werden in Zukunft allmählich die fehlende Sinnlichkeit des Mediums überbrücken. Der Lernende sieht den Lehrer, dessen Stimme er durch die Lautsprecher seines Computers hört.⁶¹

Umgekehrt kann auch die 'reale Schule' vom Internet lernen, was ja auch in erheblichem Maße der Fall ist. So gelangt das Internet als Medium im Unterricht zum Einsatz. Besonders für spielerisches Lernen eignet sich das Netz: Die Kinder erhalten auf diese Weise die Möglichkeit, einzeln oder in Gruppen eine virtuelle

⁵⁹ Vgl. Christoph Hölscher, *Die Rolle des Wissens im Internet. Gezielt suchen und kompetent auswählen*, Stuttgart 2002.

⁶⁰ Vgl. Klaus Beck/Peter Glotz/Gregor Vogelsang (Hg.), *Die Zukunft des Internet. Internationale Delphi-Befragung zur Entwicklung der Online-Kommunikation*, Konstanz 2000.

⁶¹ Vgl. Lynette R. Porter, *Creating the Virtual Classroom. Distance Learning with the Internet*, New York u.a. 1997.

Welt zu entdecken und im Klassenzimmer mit Kindern anderer Länder zu kommunizieren.⁶²

Doch stellt sich auch hier die Frage nach dem Umgang mit nicht kindgerechten Seiten – konkret bedeutet dies, entsprechende Angebote mittels ‘Firewalls’ zu sperren. Die Ansichten zu diesem Thema differieren erheblich. Ein anderer Aspekt ist die nur begrenzt zur Verfügung stehende Unterrichtszeit, die insofern Relevanz besitzt, als das Lerntempo der einzelnen Schüler sich teilweise beträchtlich unterscheidet. ‘Entdeckendes Lernen’, das in der Eigenverantwortung der Schüler geschieht, kann also allein unter der Aufsicht des Lehrers erfolgen, um ein annähernd gleiches Erkenntnisniveau der Klasse zu sichern.

Freilich besitzt die Schule nicht nur die Aufgabe, die Schüler in das Wissenssystem einzuführen, sondern auch die Aufgabe der Erziehung, also eine soziale und ethische Komponente, die sich in der Hinführung zu bestimmten Werten niederschlägt – letztendlich geht es um die Einübung der Schüler in die Verantwortungsfähigkeit für sich selbst und das Wohlergehen der Gesellschaft.⁶³

Vernetzung im Dienste der Wissenschaft – das Internet als Universität und Akademie

Kann das Internet auch wissensgenerierende Funktionen übernehmen? Seit einigen Jahren bedienen sich auch die Universitäten verstärkt des Internet als Kommunikationsmedium.⁶⁴

Die Institution ‘Universität’, die nicht nur Wissen speichert und vermittelt, sondern auch Wissen selbst generiert, entstand im Hochmittelalter: die Universitäten, die das geistige Leben Europas fortan wesentlich mit prägten.⁶⁵ Der Begriff leitet sich von ‘universitas’, der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden ab.⁶⁶ Ursprünglich zeichneten sich die Mitglieder der mittelalterlichen Bildungskorpo-

⁶² Vgl. Jörg Diekneite (Hg.), Grundschule zwischen Bilderbuch und Internet. Erkenntnisse und Anregungen des Paderborner Grundschultags 2000 „Kinderwelt-Medienwelt“, München 2001.

⁶³ Vgl. Hans-Ulrich Dönhoff, Eine neue Lernwelt. Das Netz als Medium für die Unterrichtspraxis, Gütersloh 1999.

⁶⁴ Vgl. Bernhard Koring, Lernen und Wissenschaft im Internet. Anleitungen und Reflexionen zu neuen Lern-, Forschungs- und Beratungsstrukturen, 2. Aufl. Bad Heilbrunn 1997; Franz Lehner, E-Learning. Virtueller Unterricht über das Internet am Beispiel von Hochschulen und Universitäten, 2. Aufl. Regensburg 2001.

⁶⁵ Zur Geschichte der Universitäten vgl. Lubor Jilek (Hg.), Historical Compendium of European Universities, Genf 1984; Alexander Patschovsky/Horst Rabe (Hg.), Die Universität in Alteuropa, Konstanz 1994; Wolfgang E. J. Weber, Geschichte der europäischen Universität, Stuttgart 2002.

⁶⁶ Zum Begriff vgl. Rainer A. Müller, Geschichte der Universität. Von der mittelalterlichen Universitas zur deutschen Hochschule, Hamburg 1996, S. 9-12.

ration durch eine europaweite Mobilität aus, was auch für die Gegenwart ein Vorbild sein kann.⁶⁷ Dieses System geriet allerdings im Spätmittelalter in eine Krise. Im Gefolge der Reformation und der Herausbildung der Nationalstaaten beschleunigte sich der Prozess, der zu einer Territorialisierung und Konfessionalisierung der Universitäten führte. Das Landeskind studierte nun nicht mehr im Ausland, sondern an der 'Landesuniversität', was häufig eine Verengung nicht nur des geographischen, sondern auch des Wissenshorizontes zur Folge hatte.⁶⁸

Die Reformuniversität des 19. Jahrhunderts, wie sie Wilhelm von Humboldt mit der Berliner Universität geschaffen hatte, sollte das erstarrte System aufbrechen; die Idee der Freiheit von Lehre und Forschung, verbunden mit dem Gedanken einer humanistischen Bildung der Studentenschaft, prägte die Institution bis weit in das 20. Jahrhundert hinein.⁶⁹ Die Losung von der „Einsamkeit und Freiheit“⁷⁰ des Forschers bestimmte zumindest theoretisch das wissenschaftliche Leben des 19. Jahrhunderts maßgeblich mit.

Mit der zunehmenden Zahl von Studenten und der Herausbildung der Maß-Universität in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sah sich das Humboldt'sche Modell, dessen Stärke in der Verbindung von Bildung und Wissensentwicklung lag, einer existenziellen Krise ausgesetzt – 'unter den Talaren der Muff von tausend Jahren'.⁷¹ In der letzten Zeit wird verstärkt die Frage der Notwendigkeit von Elitebildung diskutiert – fragwürdig wäre dies Konzept wohl, wenn hierdurch eine Zwei-Klassen-Gesellschaft des Wissens entstünde.

Ob das Internet als virtuelle Universität,⁷² als Multi-Media-Campus⁷³ die herkömmliche Universität und den Diskurs face to face ersetzen kann, wird die Zukunft erweisen. Das weitgehende Entfallen der Kommunikationshemmnisse Raum und Zeit, der schnelle Zugriff auf Wissen jeglicher Art und der demokratische Charakter des Mediums wären als Vorteile zu nennen. Doch sind wir noch weit von einer egalitären Verfügbarkeit des Internet entfernt – soziale und finanzielle Selektion greifen hier durchaus, da die Nutzung des Internet bisher weitgehend auf die hochtechnisierten Länder beschränkt ist.

⁶⁷ Zur studentischen Migration vgl. R. A. Müller (Anm. 66) S. 29.

⁶⁸ Vgl. R. A. Müller (Anm. 66) S. 45, 59.

⁶⁹ Vgl. R. A. Müller (Anm. 66) S. 70.

⁷⁰ Vgl. R. A. Müller (Anm. 66) S. 66f.

⁷¹ Vgl. R. A. Müller (Anm. 66) S. 105.

⁷² Vgl. B. Koring (Anm. 64); Hans-Hugo Kremer, Internet: Überlegungen zum didaktischen Potential, München 1998; Hans-Hugo Kremer/Karl Wilbers, Telekooperatives Lehren und Lernen. Erfahrungen aus dem virtuellen Seminar „WiPäd München-Köln“, München 1999; K. Mainzer (Anm. 4) S. 233-241; Wolfgang Kraemer (Hg.), Corporate Universities und E-Learning. Personalentwicklung und lebenslanges Lernen. Strategien – Lösungen – Perspektiven, Wiesbaden 2001.

⁷³ Vgl. Franz-Theo Gottwald/K. Peter Sprinkart, Multi-Media-Campus. Die Zukunft der Bildung, Düsseldorf/Regensburg 1998.

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil des Netzes ist dessen kommunikations-erleichternder Charakter. Gerade im internationalen akademischen Diskurs könnten sich wissenschaftliche Chatrooms, die sich thematisch konstituieren, zu intensiven Fora des Austausches entwickeln. Eine Perspektive könnten elektronische Tagungen eröffnen, die ohne lange Anfahrtszeiten die Gelegenheit intensiver Diskussion für eine festgesetzte Zeit böten. Das Internet übernehme so zugleich die Funktion einer wissenschaftlichen Akademie.

Das Medium bietet zwar die Möglichkeit des relativ günstigen und schnellen Publizierens wissenschaftlicher Arbeiten, schließt aber nicht zugleich aus, dass die Qualität der entsprechenden Arbeiten immer wissenschaftlichen Standards entspricht. Auch hier stellt sich das Problem der Qualitätssicherung, das nicht aus dem Netz heraus beantwortet werden kann, sondern netz-extern zu lösen ist. Elektronische Rezensionsjournale, die schnell auf die neuesten Tendenzen der Forschung reagieren, und Themenportale könnten wichtige Bausteine zur wissenschaftlichen Formung des Netzes beitragen.

Netzeliten, Zensur und Macht

Ohne Personen gäbe es kein Wissen. Das scheint eine banale Aussage zu sein. Schon die Jäger und Sammler trugen Informationen zusammen, die es zu ordnen, sichern und zu verarbeiten galt, sollten die Informationen nicht verloren gehen oder zu einem Sammelsurium miteinander unzureichend verknüpfter Informationen werden.⁷⁴ Für die Bewahrung des Wissens trugen 'Eliten' die Verantwortung, Personen oder gesellschaftliche Gruppen, die über die Qualifikationen verfügten, die zur Verwaltung des akkumulierten Wissens notwendig waren – die Kulturtechniken des Lesens und Schreibens bildeten hierfür die Basis.⁷⁵ Im alten Ägypten führte dies sogar so weit, dass Bildungs- und Machtelite identisch waren.⁷⁶

Doch wer sind die Eliten des Internet?⁷⁷ Oder pointiert gefragt: Widerspricht die Existenz einer derartigen Gruppe, die den Inhalt des Wissensspeichers generiert, koordiniert und kontrolliert, nicht dem Grundgedanken der freien und ungesteuerten Verfügbarkeit der Information? Diese scheinbar abwegige Frage wird dann relevant, wenn Internetangebote ins Spiel kommen, welche die Grenze der

⁷⁴ Zur Wissenskultur der Jäger und Sammler vgl. Hermann Müller-Karpe, *Handbuch der Vorgeschichte*. I. Bd.: Altsteinzeit, München 1966.

⁷⁵ Zum Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit vgl. W. Kullmann/M. Reichel (Anm. 19).

⁷⁶ Vgl. Jan Assmann, *Ägypten. Eine Sinngeschichte*, Darmstadt 1996, S. 500.

⁷⁷ Vgl. Hubert Eichmann, *Medienlebensstile zwischen Informationselite und Unterhaltungsproletariat. Wissensungleichheiten durch die differentielle Nutzung von Printmedien, Fernsehen, Computer und Internet*, Frankfurt a.M. u.a. 2000.

Legalität überschreiten.⁷⁸ Der Ruf nach Zensur wird hier sehr schnell laut: Doch wer setzt die Grenze des Legalen? Einzelne Staaten sind hier machtlos – allein eine globale Internetpolizei könnte hier effizient vorgehen. Doch wer wollte das gläserne Internet – und damit den gläsernen User? Schon das Prinzip des Datenschutzes setzt hier einer umfassenden Kontrolle enge Grenzen.⁷⁹

Das Spannungsfeld, in dem das Internet angesiedelt ist, wird hier deutlich. Es geht um die Frage, ob ein potenziell unendlich speicherungsfähiges Medium der Kontrolle bedarf, um die Frage nach der Ordnung der Informationen, die erst Wissen, einen höheren Aggregatzustand der Information, ermöglicht. Zugleich stellt sich hier auch das Problem, dass potenzielle Wissenseiten zugleich über eine enorme Macht verfügen könnten. Das Sprichwort vom Wissen, das Macht impliziert, würde hier buchstäblich Realität.

Zwischen Kosmos und Chaos – Chancen und Risiken des Internet

Welche Zielperspektiven und Leitbilder könnten sich aus der allmählich entstehenden neuen globalen Informations- und Wissenskultur ergeben?

Vielleicht bietet sich in diesem Zusammenhang der Begriff des 'Kosmos' an, der im Griechischen sowohl ein geordnetes System wie auch die geordnete Welt als Ganzes bezeichnet – ein geeignetes Modell für das Zeitalter der Globalisierung.

Konkret würde dies folgende 'Spielregeln' der Wissenserfassung erfordern: Um ein Chaos, ein Verirren im Labyrinth der Informationen zu vermeiden, bedarf es des vernetzten Denkens und einer Wissensvermittlung, die sich mehrerer elementarer Konstanten bewusst ist:

Die Gefahr der Desorientierung droht aufgrund der Wissensrevolution heute wie noch nie zuvor: Es gilt, die unterschiedliche Relevanz von Wissen adäquat zu bewerten und die Alterungsprozesse des Wissens, dessen 'Flüchtigkeit' bewusst zu verfolgen. Eine Evaluierung des Wissens wäre hier von Vorteil, das im Sinne einer Selektion irrelevanten Wissens Pfade aufzeigt.⁸⁰ Aufgaben der Wissenssi-

⁷⁸ Vgl. Philip Jenkins, *Beyond tolerance. Child Pornography in the Internet*, New York u.a. 2001.

⁷⁹ Zur Problematik vgl. Sebastian M. Walter, *Inhalteregulierung im Internet. Zwischen Rechtsfreiheit und Restriktion*, Marburg 2000; Christoph Fiedler, *Meinungsfreiheit in einer vernetzten Welt. Staatliche Inhaltskontrolle, gesetzliche Providerhaftung und die Inhaltsneutralität des Internet*, Baden-Baden 2002.

⁸⁰ Vgl. hierzu Patrick Rössler, *Glaubwürdigkeit im Internet. Fragestellungen, Modelle, empirische Befunde*, München 1999.

cherung könnten darin bestehen, aus einer Ethik der Verantwortung für die Wissenskultur der Gegenwart und Zukunft Modelle zu entwickeln.⁸¹

Die Evaluierung könnte so ein Steuerungsinstrument darstellen, das den Informationsfluss koordiniert und so 'Informationen' zu 'Wissen' transformiert – ungeordnete Informationen sind per se sinnlos. Zugleich stellt sich die Frage, welches Wissen der Geheimhaltung bedarf – die Frage der Sicherung der Informationen⁸² ist momentan Gegenstand intensiver Diskussionen. Angesichts rechtsextremer Propaganda im Internet besitzt auch die Frage nach einer Zensur demokratiefeindlicher 'Wissensorte' Aktualität.⁸³

Kritiker wie Friedrich Kittler interpretieren das Netz als Schule der Vorbereitung auf den Kriegszustand. Dies mag auf den ersten Blick befremden, leuchtet aber durchaus ein: Durch die ständige Konfrontation mit neuen Sinneseindrücken generiert das Netz in der Wahrnehmung des Nutzers eine latent aggressive Grundstimmung, welche die Hemmschwelle für Aggressionen sukzessive senkt. Zugleich dient das Netz auch als Ort, an dem Aggressionen abgebaut werden können, gleichermaßen als Ventil für die Verwerfungen der globalen Gesellschaft. Dies geht einher mit einer Instrumentalisierung des Netzes für finanzielle Zwecke – gerade hier zeigt sich, dass das Netz an sich weder gut noch böse ist. Entscheidend ist die Haltung des Anbieters und des Kunden, der auf ein Netzangebot zugreift.

Das Netz als Ort der Verantwortung

Momentan leben wir in einer Kultur der Information, an deren Entwicklung das Internet maßgeblich beteiligt ist. Will man den Sprung zur Wissensgesellschaft vollziehen, deren Merkmale Transparenz und Effektivität darstellen, erweist sich eine nachhaltige Sichtung und Ordnung der Informationen als unumgänglich. Dies könnte die Aufgabe der Wissenskultur der Zukunft darstellen. Freilich hat das Netz den Nimbus der unbegrenzten Möglichkeiten verloren – der 'Mythos' Internet existiert nicht mehr, sondern musste einer nüchterneren Betrachtungsweise weichen.

⁸¹ Vgl. Andreas Greis, *Identität, Authentizität und Verantwortung. Die ethischen Herausforderungen der Kommunikation im Internet*, München 2001.

⁸² Martin Raeppe, *Sicherheitskonzepte für das Internet. Grundlagen, Technologien und Lösungskonzepte für die kommerzielle Nutzung*, Heidelberg 1998; Richard E. Smith, *Internet-Kryptographie*, Bonn 1998; Othmar Kyas, *Sicherheit im Internet*, 2. Aufl. Bonn 1998.

⁸³ Vgl. Brigitte Bailer-Galanda, *Das Netz des Hasses. Rassistische, rechtsextreme und neonazistische Propaganda im Internet*, Wien 1997; Alexander K.A. Gruhler, *Das Ende der „totalen“ Freiheit im Internet. Die Auswirkungen inkriminierter Inhalte auf die Informationsgesellschaften*, Marburg 1998.

Ob Wissensevaluation als Faden der Ariadne dienen kann, dessen Funktion darin bestand, dem attischen Heroen Theseus einen Weg aus dem kretischen Labyrinth zu weisen, bleibt freilich abzuwarten. Es ist der Verantwortung des mündigen Nutzers überlassen, die Untiefen des Internet zu umgehen und in der virtuellen Bibliothek einen Pfad zu finden, der von der Fülle der Informationen zu mehr und besserem Wissen führt. Die Spannung zwischen Sinnlichkeit und Kälte, Nähe und Ferne, Einsamkeit und Geselligkeit auszuhalten stellt hier sicher die größte Herausforderung dar, will man nicht in den „digitalen Klüften“⁸⁴ versinken.

⁸⁴ Vgl. Gerolf Kirchmair, *Digitale Klüfte. Aktuelle Anwendungen und soziale Auswirkungen des Internet in der Gesellschaft*, Wien 2001.